LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

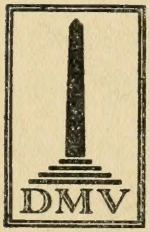
AUFFENBFRG-KOMARÓW / AUS ÖSTERREICHS HÖHE UND NIEDERGANG

ID 35 28219

AUFFENBERG-KOMARÓW

AUS ÖSTERREICHS HÖHE UND NIEDERGANG

EINE LEBENSSCHILDERUNG



1 9 2 1

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

DB90
A8A3

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1920
BY DREI MASKEN VERLAG G. m. b. H.
MÜNCHEN

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

Vorwort

Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung sind ein Ehrenamt, das zu fördern in den Pflichtenkreis eines jeden Gebildeten gehört.

Unter diesem Gesichtspunkt und bei der Bedeutung, die Lebensschilderungen, zumal Autobiographien, für den Historiker bieten, geht meine Anschauung dahin, daß jedermann verpflichtet sei, seinen Lebensgang und seine Lebensarbeit zu schildern, sofern er Wissenswertes erlebt oder durch seine Lebensstellung in der Lage war, den Gang großer Ereignisse — welcher Art immer — aus der Nähe zu beobachten. Nur muß er es als eine Ehrenpflicht ansehen, die Dinge und Ereignisse zu erzählen, wie er sie wirklich gesehen und nicht etwa nachträglich kombiniert hat.

Ich selbst habe nicht nur ein langes, sondern auch unendlich variiertes Leben hinter mir. Als schaffender Minister, als Führer in großer, siegreicher Schlacht stand ich auf den höchsten Höhen sozialer Position, und ich mußte dann auch die tiefsten Tiefen menschlichen Schicksals durchschreiten. Auch der Umstand, daß mein Leben und Erinnern im alten, absolutistischen, äußerlich so machtvoll dagestandenem Kaisertum Österreich begann und sich derzeit in dem Torso bewegt, der als Republik Österreich das kleinste und umdräuteste Glied unter den selbständigen Nationalstaaten repräsentiert, die Anschauungen von einst und jetzt aber durch Welten getrennt sind, läßt meine Erlebnisse eigenartig und erzählenswert erscheinen. Aus diesem Grunde halte ich mich auch zu dem Titel des Werkes berechtigt, überdies zu einer Schilderung meines Lebens verpflichtet.

Mein Leitmotiv bei diesen Schilderungen ist stets die unbedingte und ungeschminkte Wahrheit! Ich sage sie auch dann, wenn sie anderen oder dem System unangenehm sein sollte.

Die dokumentarischen Beweise sind der Hauptsache nach in den vorliegenden Blättern enthalten. Die Originale liegen bei mir in Verwahrung.

Es liegt mir sehr am Herzen, daß meine Leser nicht den Eindruck persönlicher Eitelkeit oder Selbstlobes bei der Lektüre jener Stellen

erhalten, wo ich eigene oder fremde, zu meinem Gunsten sprechende Ansichten zitiere. Man möge überzeugt sein, daß sie nur dort angeführt sind, wo es mir zwecks Widerlegung besonders krasser, mir feindlicher Behauptungen notwendig erschien.

Ich begann mit der Niederschrift dieser Aufzeichnungen gleich nach meiner Rückkehr aus dem Felde (November 1914). Den größten Teil schrieb ich aus dem Gedächtnis, das mir absonderlich treu geblieben ist. Die Darstellungen bis zum Jahre 1915 beziehen sich sonach auf abgeschlossene, teilweise weit zurückliegende Ereignisse, während die folgenden chronistisch erzählt sind.

Die wahrhaft stupende Menge der fortlaufend hereinbrechenden Geschehnisse, die jeden einzelnen und die Allgemeinheit überfluten, brachten es mit sich, daß meine Feder oft nur mühsam zu folgen vermochte. Auch hierbei erzähle ich alles, wie ich's sah, erlebte oder wie es sich in den wechselnden Momenten der Öffentlichkeit präsentierte.

Die seither erfolgten Enthüllungen offizieller und privater Natur benützte ich nachträglich nur dann, wenn deren Richtigkeit außer jedem Zweifel stand und wenn sie mit den Eindrücken, wie ich sie ursprünglich empfing, wesentlich kollidierten. Wo aber ein Hinweis auf den Zeitunterschied zwischen Geschehen und Berichten nötig schien, ist er — zumeist in einer Fußnote — zum Ausdruck gebracht.

Ich übergebe die Aufzeichnungen der Öffentlichkeit mit dem besonderen Wunsche, daß sie Anregung und vielleicht auch Belehrung jenen bringen mögen, die berufen sind, in wichtigen Belangen über das Wohl und Wehe vieler zu wachen.

Kapitel I

Kindheit, Elternhaus

Ich wurde am 22. Mai 1852 in Troppau geboren, wo mein Vater damals als Staatsanwalt wirkte. Väterlicherseits stammt meine Familie aus dem Breisgau, wo sie einst sehr einflußreich gewesen sein soll. Ein im Badischen verbliebener Zweig der Familie war freiherrlich. Diesem entsproß der aus den Napoleonkriegen bekannte unglückliche General Josef Freiherr von Auffenberg[1]), sowie der einst gefeierte Dichter und Vertreter der romantischen Schule Alexander Freiherr von Auffenberg[2]).

---

[1]) Josef Freiherr von Auffenberg war Theresienritter und führte im Jahre 1799 in der Schweiz ein Detachement. Hierbei fiel er verwundet in Gefangenschaft. Im Jahre 1805 befehligte er unter Mack eine Division. Als Napoleon die berühmte strategische Umgehung nördlich der Donau durch den Schwarzwald bewirkte und Mack hiervon endlich Kenntnis erhielt, sandte letzterer die Division Auffenberg gegen die den Donauübergang forcierenden Franzosen. Die Division stieß auf das bereits debouchierte Korps Ney und wurde nach tapferstem Widerstande von der vielfachen Übermacht vollständig geschlagen. Nach dem Feldzuge suchte man Sündenböcke und fand sie an Mack und Auffenberg. Ersterer war seiner übergroßen Aufgabe nicht gewachsen gewesen, letzterer ein Opfer der Verhältnisse. Nichtsdestoweniger wurde Auffenberg aller Würden und Ehren entsetzt, verlor die Charge, den Adel, die Regimentsinhaberschaft (I.-R. 37) und war zwei Jahre in der Festung Munkacs interniert. Kümmerlich fristete er dann sein Leben als Wanderlehrer, zog in Südböhmen von Ort zu Ort, überall an seiner von einem türkischen Säbelhieb herrührenden Gesichtsnarbe erkenntlich. Im Jahre 1814, während der Kongreßzeit, frug Kaiser Franz gelegentlich eines Hofcercles einen der illustren Generale, der sich in den Befreiungskriegen besonders hervorgetan hatte, wem er seine militärische Ausbildung verdanke. Dieser nannte den unglücklichen Auffenberg als seinen Lehrer und Führer und nahm die Gelegenheit wahr, für ihn eine Lanze zu brechen. Darauf ordnete Kaiser Franz eine nochmalige Untersuchung an, die Auffenbergs völlige Schuldlosigkeit erwies. Der Kaiser verfügte die Rehabilitierung des Generals sowie die Auszahlung von 40 000 Gulden als teilweisen Ersatz. Sein ehemaliger Schüler war beauftragt, die Botschaft zu überbringen. Als Auffenberg sie empfing, stürzte er, von Aufregung überwältigt, tot zusammen.

In der Familie Auffenberg gab's immer Tragödien!

[2]) Alexander Freiherr von Auffenberg war badischer Hofmarschall. Gelegentlich einer Hoffestlichkeit geriet er mit seinem höchsten Herrn in arge

Unser Zweig war von altersher adelig und führte gleich jenem des freiherrlichen Stammes im Brustschilde des Wappens einen Baum auf einem Dreiberge.

Die Familie meiner Mutter hieß Frendl und war aus Sachsen eingewandert. Die Frendls bildeten einst das Haupt einer Bergwerksgemeinde, und noch jetzt führt ein Ort in Südwestmähren den Namen Frendl.

Mein Vater heiratete in erster Ehe schon mit 21 Jahren. Eigentlich noch als Student. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder.

Meine Mutter war meines Vaters zweite Frau. Ich habe sie nicht gekannt, da sie starb, als ich kaum ein Jahr alt war. Man sagte mir, daß sie eine sehr begabte, ernste und ehrgeizige Frau war und eben darum mit meinem Vater so sehr harmonierte. Als ich zur Welt kam, soll sie ausgerufen haben: „Ich bin so glücklich! Doch möge mir Gott mein Kind lieber nehmen, wenn aus ihm nichts Tüchtiges werden sollte." Spartanisch gedacht und empfunden.

Nach dem Tode meiner Mutter heiratete mein Vater noch ein drittes Mal. Dieser Ehe entstammte eine Tochter, die Witwe des Universitätsprofessors Schiffner und ein Sohn, der in jüngeren Jahren als Regimentsarzt starb.

In diesem Milieu wuchs ich auf. Körperlich sehr schwächlich, hatte ich bis zu meinem achten Lebensjahre viele Krankheiten zu überstehen. Dann erholte ich mich und gewann jene drahtartige Zähigkeit und Elastizität, die mich alle Strapazen und Stürme meines vielbewegten Lebens überwinden ließen und mir eine erstaunliche Leistungsfähigkeit gaben.

Mein Vater war der Typus des altösterreichischen Beamten. Streng, ja hart gegen sich und andere, voll Rechtsgefühl, nie erlahmendem Eifer, glühender Vaterlandsliebe und Kaisertreue. Ein Gefühl, das übrigens in den damaligen österreichischen Beamtenkreisen ganz besonders entwickelt war. Die Nachklänge der Revolutionsjahre und

---

Meinungsverschiedenheit und drehte ihm coram publico eine Nase. Diese für einen Hofmarschall etwas exzentrische Enuntiation kostete ihn die Stellung. Er lebte nun als einsamer Sonderling in Freiburg. Während seiner früheren Reisejahre kam er in die Nähe des berühmten Klosters St. Just in Spanien. Er wurde dort von Räubern überfallen und lebensgefährlich verwundet, doch pflegten ihn die Mönche des Klosters wieder gesund. Als es dann zum Sterben kam, testierte er den Großteil seines Vermögens diesem Kloster, den Rest aber seinem — Pudel, beziehungsweise dem Diener zur Weiterbetreuung des Hundes, was auch gewissenhaft besorgt wurde. Nach Jahren verwertete ein Dichter dieses Vorkommnis in einem Schauspiel.

Der erste geschichtlich nachweisbare Ahne war Friedrich von Auffenberg, der im Jahre 1362 als Feldmarschall im Dienste Herzog Rudolfs IV., des Stifters, den Patriarchen von Aquileja besiegte.

-Kämpfe mögen da mitgewirkt haben. In ehrlichster, mühevoller Arbeit brachte er es zum Landesgerichtspräsidenten, doch hätten ihn seine Talente noch zu weit Höherem befähigt. Ich sah in ihm vor allem die väterliche Autorität, der es an Strenge nie fehlte, und der Pflichterfüllung und Ehrgeiz als wesentliche Richtpunkte galten.

Vom ersten Augenblicke des erwachenden Verständnisses an erfüllte das Interesse für alles Militärische mein ganzes Wesen. Dies verließ mich niemals, so daß bei mir die Berufswahl gar nie eine Rolle gespielt hatte. Daß ich Soldat werden müsse, stand von Anfang an stets klar vor mir. Bei meiner schwächlichen Konstitution, bei dem zivilen Milieu, in dem ich lebte, sowie bei der Auffassung meines autokratischen Vaters, der mich zum Juristen erziehen wollte, war dies eigentlich verwunderlich. Es war eben eine heilige Vokation!

In meinem fünften Lebensjahr kam meine Stiefmutter ins Haus. Nie widmete sich eine echte Mutter ihren Kindern mehr als sie.

Die Schule besuchte ich, als ich kaum das fünfte Lebensjahr vollendet hatte. Es war eine Privatschule, in der nicht allzu viel Strenge waltete. Wir mußten später auch so manches nachholen. Ich lernte im allgemeinen leicht und besaß eine rasche Auffassung, doch war ich häufig zerstreut, und mit dem Fleiß haperte es auch. Ein gewisser Hang zur Leichtlebigkeit war mir von Anfang an eigen. Selbst die Strenge des Vaters vermochte daran nicht viel zu ändern. Dies machte sich auch später im Leben geltend, allerdings meist in vorteilhafter Weise, sowohl in eigener als in allgemeiner Sache.

Troppau war damals die richtige deutsche Provinzstadt. Alles sehr ordentlich, sehr einfach, wohl auch etwas rückständig.

So war auch der Zuschnitt des Lebens. Wir waren immerhin eine bessersituierte Familie — und doch: wie unendlich einfach war die Lebensführung. Zum Frühstück gab's für uns Kinder nur Milch und Brot, desgleichen zur Jause. Mittags wohl die drei legendären Speisen, dafür äußerst selten ein warmes Abendbrot. An Sonn- und Feiertagen zu Mittag einen Braten, den der Hausvater am Tisch selbst mit Feierlichkeit zerteilte. Mein Vater war darin ein Künstler! Ab und zu wurde dabei ein Sprüchlein gesagt. Wein kam nur an besonderen Festtagen auf den Tisch[1]). Und so saßen wir um den sauberen, einfach gedeckten Tisch, dessen Beleuchtung bis Anfang der 60er Jahre eine Talgkerze besorgte, neben der die historische Schneuzschere lag, für deren ungeschickte Handhabung ich wiederholt einen

[1]) Freilich, nach den derzeitigen Verhältnissen (Winter 1919/20) beurteilt, erscheint auch jene Lebensführung lukullisch; doch: andere Zeiten, andere Sitten!

Klaps wegkriegte. Aber gemütlich war's doch, besonders wenn Vater guter Laune war. Mutter und wir Kinder waren's ja immer!

Und die Wohnung, das Ameublement — wie einfach war das alles! Ein Schlaf-, zugleich Speisezimmer, ein Entree — zugleich Schreibzimmer, darin ich auch schlief, und eine gute Stube, euphemistisch Salon genannt.

Dabei herrschte viel Geselligkeit. Im Sommer traf man sich im „Kiosk", wo die Regimentskapelle konzertierte, am „Gilschwitzer Berg" und bei besonderen Gelegenheiten im „Park". Für die reifere Jugend gab's Ballester und Kegelspiel, für die eigentliche Jugend das Reifspiel. Im Winter erfreute man sich am vorzüglich geleiteten Theater. Räuber- und Ritterstücke, namentlich aber Stücke mit patriotischem Einschlag bevorzugte ich in erster Linie. Dabei wurmte es mich, wenn Offiziere über die Bühne gingen, die die preußische und nicht die von mir so glühend geliebte kaiserliche weiße Uniform trugen, zumal sich damals in der Grenzstadt schon eine gewisse Spannung zwischen hüben und drüben geltend machte.

Von einfachstem Zuschnitt waren die gesellschaftlichen Unterhaltungen. Kaffee- oder Schokoladejausen, viel Gugelhupf und Sträußelkuchen. Herren waren selten anwesend, da bei dieser Gelegenheit strenges Rauchverbot herrschte. Bei Abendgesellschaft gab's einen Braten und einen kleinen Nachtisch. Man blieb lange sitzen, medisierte und kannegießerte wie heute, doch immer mit einer gewissen Deferenz vor allem, was Obrigkeit hieß und bedeutete. Natürlich fanden sich auch gesellschaftliche Kristallisationspunkte — schlesische Adelsfamilien, der Statthalter usw., wogegen die Industriellen und die reichgewordenen Geschäftsleute noch keine gesellschaftliche Rolle spielten.

Der Geburtstag des Kronprinzen Rudolf, 20. August 1858, steht mir noch im Gedächtnis. Tags zuvor war schon alles in Spannung, ob 101 oder 21 Kanonenschüsse erdröhnen würden. Als dann der 22. Schuß fiel, jubelte die ganze patriotisch und dynastisch fühlende Stadt.

Der Silvesterabend 1858 erbrachte die neue Geldwährung, offiziell „Wiener Währung" genannt. Noch in jüngster Zeit spielt das „Sechserl" eine Rolle, trotzdem seit 28 Jahren die Wiener Währung durch die Gold-, resp. Kronenwährung verdrängt wurde. Ein Beweis des konservativen Sinnes der Bevölkerung. Damals brachte der Vater das neue Geld ins Haus, und eine Düte voll funkelnagelneuer „Neukreuzer" setzte mich in helles Entzücken.

Das Jahr 1859 begann als Typus eines auf Tradition haltenden, wohlerzogenen Kriegsjahres. Ich denke da nicht an den berüchtigten

Neujahrsgruß, den Napoleon III. unserem Botschafter, Baron Hübner, kredenzte — ein Gruß, der heutzutage als Unikum politischer Naivität angesehen werden würde —, sondern ich denke an den berühmten Kometen jenes Jahres. In meinem langen Leben sah ich nie einen Wandelstern, der an Schönheit und Pracht jenem Kriegsverkünder gleichgekommen wäre. In der Erdnähe maß er gewiß 30 Bogengrade.

Der Kriegsruf löste in der loyalen Provinzhauptstadt die mächtigste Erregung aus. Auch mein latenter Überpatriotismus schäumte im reinsten Paroxismus auf. Dabei durchwühlte mich der Schmerz, daß ich bei den Knabenspielen stets den „Franzosen" abgeben mußte, weil ich einen hellblauen Anzug hatte, und dies die Farbe des „Feindes" auf allen Bilderbogen war. Wir — die Franzosen — waren stets in der Minderzahl und bekamen meist Prügel. Leider übte dies auf die Entscheidungen in Oberitalien keinen Einfluß aus.

Großvater und Vater, beide überzeugte Patrioten, waren in ständiger Meinungsverschiedenheit, besonders über die strategischen Maßnahmen. In meines Vaters Brust stritt der unbedingte Patriotismus mit einer gewissen Aversion gegen das militärische Element, da die grenzenlose dynastische Ergebenheit des altösterreichischen Beamten den Abfall der ungarischen Regimenter im Jahre 1848 nicht vergessen ließ.

Aus diesem Patriotismus bekam auch meine Mutter einmal eine Strafpredigt ab. Während des Krieges wurde eine aus Paris stammende Farbe modern, die den Namen „Solferinorot" führte. Ahnungslos wies meine Mutter ein Tuch in dieser Farbe vor. Darob helles Entsetzen des Vaters. Eine Agitation, die er einleitete, erbrachte den Erfolg, daß man die Farbe im Orte „Selferinrot" nannte, bis sie dann durch eine andere Modefarbe, etwa „Parlamentsblau", abgelöst wurde.

Damals sprach man viel von Verfassung, Reichsrat, Wahlen, und abendliche Serenaden mit Fackelbeleuchtung, Musik, Reden, Hoch- und Hurrarufen ließen mich den konstitutionellen Aufbau eines Verfassungsstaates als eine amüsante und erfreuliche Regierungsform erkennen. Mein Vater war sichtlich anderer Meinung. Dabei sprach er oft das Wort „Zentralismus" aus. Es war mir damals vollkommen unverständlich. Später erfuhr ich, daß es der Ausdruck einer Idee war, der man zu jener Zeit das Grab geschaufelt hatte.

Die im Volke beginnenden freiheitlichen Regungen machten sich in Sänger- und Turnerfesten geltend, die einen stramm treudeutschen Charakter trugen. Die „Wacht am Rhein" wurde allerdings noch nicht gesungen, doch wehte, zum Verdruß der Konservativen, die schwarz-rot-goldene Trikolore. Dagegen gab's am Gymnasium einen

Tschechenklub der Professoren, dessen Mitglieder sich nicht nur durch den Jargon kenntlich machten!

Was der siegreiche Absolutismus in den Jahren 1849 bis 1859 niedergedrückt hatte, lebte langsam wieder auf, da er sich auf den italienischen Schlachtfeldern inferior erwiesen hatte. Nach „66" kam dann die neue Ära zum Durchbruch mit ihren freiheitlichen Errungenschaften, doch auch mit ihrer nationalen Misere.

Neun Jahre alt, kam ich aufs Gymnasium. Es erfreute sich eines guten Rufes, doch handhabte man die Schuldisziplin höllisch streng. Jetzt hieß es dazusehen, denn die Disziplin wechselte zwischen Haus und Schule nur so auf und ab. Das hinderte mich aber nicht, daß ich mich im selben Jahre zum ersten Male verliebte. Rosa — so hieß die Auserwählte, Tochter eines Jugendgenossen meines Vaters — erwiderte meine Neigung, was sich dadurch sichtlich kundtat, daß sie mich vom Sandhügel, auf dem wir spielten, herunterstieß. Die Arme raffte dann der Scharlach dahin. Mein erstes Gedicht galt der Entschlafenen. „Rot" reimte sich da auf „tot".

Der Studiengang am Gymnasium war korrekt, doch wenig anregend. Am besten tat man, wenn man gut memorierte. Im Geiste der Zeit nahmen Religionsunterricht und religiöse Übungen einen breiten Raum ein. Vor dem Unterrichte gab's täglich einen Kirchengang, und alle Vierteljahr wurden wir zur Beichte und Kommunion geführt. Überglücklich machten uns die öffentlichen Bittprozessionen, die im Frühjahr stattfanden und wie Maiausflüge empfunden wurden.

Unmittelbar nach 1859 war die Luft mit Pulverdampf geschwängert. Man ahnte die Konflikte, die noch kommen würden, den staatlichen, nationalen und sozialen Gärzustand, aus dem sich Kämpfe und Kriege entwickeln müßten. Von derlei philosophischen Theoremen war ich damals allerdings noch vollkommen frei, doch meine kriegerischen und militärischen Neigungen, das Grundmotiv meiner Gedanken und Wünsche, wurden hierdurch doch unterstützt.

Besondere Verehrung fühlte ich für Professor Urban, unsern Geschichts- und Geographieprofessor. Zu meiner Freude und Befriedigung war er sehr genau. Er ließ uns z. B. die „schiefe Schlachtordnung" des Epaminondas bei Leuktra und Mantinea und die „Zangenschlachtordnung" Hannibals bei Cannae zeichnen. Und siehe, 50 Jahre später fußte mein Manöversieg bei Tabor auf den Prinzipien der schiefen Schlachtordnung, und der Komarover Schlachtplan war auf der Zangenform — heute nennt man's doppelte Umfassung — aufgebaut. — — —

Meine militärischen Aspirationen fanden einen Bundesgenossen. Ein schlesisch-ständischer Stiftungsplatz wurde frei! Die ganze Ver-

wandtschaft bemühte sich, den harten Sinn meines Vaters zu erweichen, und nach vielem Für und Wider wurde mir zu meiner großen Freude der Platz zuteil.

Ich kam in das Kadetteninstitut Eisenstadt (Kismarton), nachdem ich meinem Vater heilig versprochen hatte, daß ich das letzte Gymnasialsemester mit Vorzug absolvieren würde, was mir auch gelang.

Der Abschied vom Elternhaus! Man bedachte mich mit Segenswünschen, Geschenken und Stammbuchblättern. Eines lautete: „Einst waren Zeiten, da galt die Kraft, das Schwert, — Als solcher war der Krieger schon geehrt. — Gottlob, die sind vorbei. Er gilt wie jedermann — nur was er ist und denkt und was er kann!" — Der damaligen Zeit entsprach dies wohl nicht, doch sah der Verfasser eine folgerichtige Entwicklung voraus.

Meine Abfahrt aus der Vaterstadt erfolgte an meinem Namenstag. Regen strömte vom Himmel. Unsere alte Köchin deutete es im günstigen Sinne. „Das bringt Glück, junger Herr!" rief sie ein über das andere Mal, und fast hätte die gute Alte recht behalten . . .

„Wien, du Stadt meiner Träume", hätte man mir auch damals singen können. Die Kaiserstadt war mir wie eine heilige Stätte. Alles entzückte mich, und das alte Hotel „Zum Stern" auf der „Brandstätte" schien mir ein ehrwürdiger Palast. Mit dem Stellwagen fuhren wir dann, Vater und ich, mit noch anderen Vätern und ihren Söhnen nach Eisenstadt, dem gleichen Ziele zu.

Die Aufnahmeprüfung befähigte mich zum Eintritt in den zweiten Jahrgang, doch meine Jugend und zarte Konstitution bewogen meinen Vater, mich in den ersten Jahrgang einreihen zu lassen. Nur die bevorstehende Trennung konnte meinen ehrgeizigen Vater zu diesem Schritt vom Wege in seiner Erziehungsmethode veranlaßt haben. Seither dachte ich oft, wie sich mein Leben wohl gestaltet hätte, wenn mein Vater damals konsequent geblieben wäre. Fast immer sind's nur Augenblicke, die das Leben eines Menschen bestimmen, und meist kann man selbst darauf so wenig Einfluß nehmen . . . .

Ich schlüpfte in die heißersehnte Uniform und war am Gipfelpunkt meines Glückes. Nur beim Abschied, als Tränen in Vaters Augen traten, etwas, das ich nie gesehen hatte, wurde mir schwer ums Herz. Dann kamen die Kameraden, zogen mich in ihre Reihen, und in diesem Momente ertönten, zufällig und doch wie zu festlichem Empfange, die Klänge der Volkshymne aus dem Zimmer eines Offiziers. Diese Klänge haben mich mein Leben lang zu tiefst erfaßt, nie aber stärker als in jener Stunde. Ich fühlte in meinem jungen Herzen, daß ich vor meinem ersten Lebensabschnitt stehe.

Kapitel II

Im Kadetteninstitut

Bevor ich zur Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse während meiner militärischen Ausbildung schreite, möchte ich über die Verhältnisse des militärischen Erziehungswesens im alten kaiserlichen Österreich sprechen.

Nach Abschluß der großen militärischen und politischen Ereignisse der Jahre 1848/49 stellte man das militärische Erziehungswesen auf eine den Verhältnissen entsprechende Grundlage. Die hieraus entstandenen Institutionen hatten eine gewisse Großzügigkeit, wie ja der Beginn des stramm absolutistischen und zentralistischen Systems einen mächtigen Schaffensdrang auf den meisten Gebieten des Staatswesens auslöste. Talentvolle Mitarbeiter wie Bach, Bruck, Heß, Wüllersdorf, Schmerling usw., schufen Rühmenswertes, das allerdings oft durch den bestimmenden Einfluß hochmögender Dilettanten wieder verdorben wurde. Und schließlich war die Zeit des schrankenlosen Absolutismus, den nur mehr der Druck äußerster Polizeigewalt aufrecht hielt, abgelaufen. Der nächste große Echec mußte ihn umwerfen. Auch ein sorgsam gehegter Baum fällt dem Sturm zum Opfer, wenn er innerlich hohl geworden ist.

Das leitende militärische Erziehungsprinzip war: möglichst viele jugendliche Bewerber in Aufzucht zu nehmen und daraus einen festen Stamm berufstüchtiger, dynastisch gesinnter, unbedingt verläßlicher Elemente zu bilden. Diese sollten den Rahmen für ein Offizierskorps abgeben, das gewissermaßen den spezifischen Machtausdruck des kaiserlich österreichischen Staatsgedankens repräsentierte. Daran hätten alle Nationen partizipieren sollen, allerdings bei Ausschluß eines speziellen Nationalgefühls, wenn dies nicht etwa ein gemäßigtes Deutschempfinden war, da man den Unterrichts- und Ausbildungsmodus auf deutscher Basis aufgebaut hatte. Österreichisch-deutsch, besser gesagt: habsburgisch-deutsch (schwarz-gelb) und nicht etwa großdeutsch (schwarz-rot-gold). Es war ein „Germanisieren zwecks Austriazisierens". Ein letzter großzügiger Versuch, aus dem ganzen Reiche einen einheitlichen Staatskörper zu bilden, in dem das deutsche Element oder wenigstens die deutsche Sprache das verzweigte Nervensystem darzustellen gehabt hätte.

In der Grundidee waren zwei Ausbildungsziele maßgebend.

Das eine bildete Söhne aus den mittleren und oberen Ständen in schulmäßiger Erziehung direkt zu Offizieren heran. Dazu bediente man sich der Kadetteninstitute, deren Zöglinge dann in die Militär-

akademien übertraten, um dort mit beiläufig 20 Jahren als Leutnante ausgemustert zu werden.

Das andere Ziel wurde für die unteren Volksschichten aufgestellt, in erster Linie für die Söhne von Unteroffizieren und Unterbeamten. Man errichtete zu diesem Zwecke Untererziehungshäuser (schon für Knaben von 6 Jahren), Obererziehungshäuser und Schulkompanien, aus denen die jungen Männer, mit beiläufig 18 Jahren, als Unteroffiziere in die Armee traten, um nach weiterer Ausbildung bei den Truppenkörpern ebenfalls die Offizierscharge zu erreichen.

Überdies bestanden in der Militärgrenze eine Menge Grenzschulen, die im allgemeinen den Erziehungshäusern und Schulkompanien des Heeres entsprachen, doch auch Grenzoffiziere für den Verwaltungsdienst heranbildeten.

Trotz der großen Geldmittel, die man hierfür aufbot, waren diese Schulen nicht imstande, den Offiziersbedarf für die ganze Armee zu decken. Daher wurden bei allen Truppenkörpern auch Offiziersaspiranten aufgenommen, als Kadetten in Regimentskadettenschulen vereinigt und den Kompanien zum Dienst überwiesen. Bei der Aufnahme dieser Kadetten berücksichtigte man jedoch mehr die sozialen Momente als jene der Vorbildung. Es wurde ihnen auch nur eine mäßige und ausschließlich militärische Fachausbildung zuteil.

Schließlich erfolgte der Offiziersersatz zum guten Teil auch aus Unteroffizieren, also „von der Pike" auf[1]).

All dies erbrachte zwischen den Offizierskorps sowie innerhalb derselben die größte Disparität. Die altkaiserliche Armeetradition und ein noch erhalten gebliebener Landsknechtssinn wirkten auf Äußerlichkeiten und Standesanschauungen wohl nivellierend. In dieser Erkenntnis wollte die Heeresleitung durch das früher geschilderte Ausbildungssystem eben eine Vereinheitlichung erzielen. Dies hätte aber einer dezennienlangen ungestörten Entwicklung und noch reicherer Mittel bedurft als der, die verfügbar waren. Immerhin erzielten die militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten belangreiche Erfolge.

Der Unterrichtsvorgang in den Kadetteninstituten fußte auf dem Lehrplan der Realschulen. An militärischen Fächern wurde nur die infanteristische Ausbildung, ausschließlich praktisch, vorgenommen. Das Lehrpersonal bestand vornehmlich aus Offizieren. Es war seiner Aufgabe durchaus gewachsen, was sich dadurch erklärte, daß in den

---

[1]) Dieser Ergänzungsmodus wurde nach 1866 definitiv aufgegeben, was als Verbeugung vor der schulgerechten Ausbildung und Intelligenz galt. Jetzt, 1919, werden die aus Unteroffizieren sich ergänzenden Volkswehrleutnante wieder eingeführt, und nun wird vor dieser demokratisch schillernden Idee neuerdings eine Verbeugung gemacht.

Jahren 1848/49 viele Elemente mit hohem Bildungsgrad in der Armee Aufnahme gefunden, die vorher anderes aspiriert hatten.

Die Ausbildung in den Kadetteninstituten war wohl eine durchaus genügende, dagegen sah's mit der Erziehung schlechter aus. Diese war fast ausschließlich den Aufsichtsunteroffizieren anheim gelegt. Es gab unter ihnen tüchtige und brave Männer, doch konnten sich die meisten das persönliche Ansehen nur durch ihre Dienstgewalt verschaffen. So wurde mancher frohe Knabensinn gebrochen, Augendienerei, Duckmäuserei und Servilität groß gezogen. Eigenschaften, die durch das militärische Leben oft noch fortgebildet und kaum je wieder ausgemerzt wurden. Ein geistvoller hochgestellter Offizier sagte treffend: „Wir wurden zu Zöglingen und nicht zu Männern erzogen."

Psychischen und ethischen Ausbildungsmomenten wandte man geringe Bedeutung bei. Musik, Gesang, Anstandslehre wurden nicht gepflegt, und wenn einer derartige freie Künste von Hause mitbrachte, wurde er fast wie ein unmilitärischer Weichling angesehen.

Hart soll ja die militärische Aufzucht sein, doch nicht derb, wie sie es damals häufig war.

Natürlich war alles streng geregelt. Ohne Kommando gab's keine Verrichtung. Selbst zum Waschen wurden wir viertelweise im Marschtempo geführt.

Unübertrefflich war bei uns allen das anbetungsbereite, kaisertreue Empfinden, dem auch das Lehrpersonal die größte Aufmerksamkeit zuwandte.

In den Winter[1]) 1863/64 fiel der Bundesfeldzug gegen Dänemark. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz erregten unser größtes Interesse. Den Gipfelpunkt bildete das Seegefecht bei Helgoland. Von jenem Momente an wollte ich unbedingt Zögling der Marineschule und natürlich einst ein Seeheld werden. Diese Schwärmerei, die

[1]) Vor Beginn dieses Winters wurde mein Vater zum Oberstaatsanwalt in Lemberg ernannt, nachdem sein Vorgänger auf diesem Posten, in Bekämpfung der revolutionären Bewegung, auf offener Straße ermordet worden war. Diese Bewegung verfolgte den Zweck, die in Russisch-Polen ausgebrochene Revolution zu fördern und sich im gegebenen Falle auch gegen die einheimische Regierung zu kehren. Von dieser wurde die Verfolgung der revolutionären Elemente wohl ernst betrieben, in der Gesellschaft aber — und nicht nur in der polnisch-nationalen — gab sich viel Sympathie für die Aufständischen kund, die im geheimen manchen Händedruck erhielten. Einer jener Fälle, wo man wollte und doch nicht wollte! Dies erschwerte das Amt der maßgebenden Persönlichkeiten, was für meinen ehrgeizigen Vater, den typischen Repräsentanten von Zucht und Ordnung, nur ein weiterer Ansporn war. Er blieb auf diesem exponierten Posten 9 Jahre. Mittlerweile hatte sich das Regierungsprinzip geändert, und der feuereifrige Beamte war der neuen Richtung unbequem.

mehrere von uns beseelte, scheiterte schließlich an dem väterlichen Widerstand, der vom Institutskommandanten unterstützt wurde.

Das größte Ereignis im ersten Jahr meines militärischen Lehrganges war der Kaiserbesuch. Im Juni 1864 mag's gewesen sein. Ich sehe noch die Wiese, auf der wir zum Empfang bereitgestellt waren, eine Eskadron Kürassiere an unserem rechten Flügel, das Abschreiten der Front durch den jugendlichen Monarchen, die Exerzier- und Turnproduktionen. Beim theoretischen Examen wurde auch ich aufgerufen, weniger im Vertrauen auf die Gediegenheit meiner Kenntnisse als auf meine Unverfrorenheit. Ich rezitierte: „Im Aargau steht ein hohes Schloß ...", löste ohne Zaudern eine Gleichung ersten Grades und wurde vom Kaiser selbst gebremst, als ich auch in Geographie antreten sollte.

Der Kaiser kam in den Speisesaal, als wir zum Mittagsmahl versammelt waren. Der Generaladjutant, Graf Crenneville, löste sich von der Suite und sah zu, wie ich am „Resttisch", dem ich präsidierte, das Fleisch verteilte. Die Tischordnung besagte, daß der Vorsitzende sich zuerst bediene. Bei allen anderen Tischen meines Jahrganges war dieses System bereits im Wege von Tischrevolutionen gestürzt und die republikanische Alternativtour eingeführt worden. Nur ich hielt an dem autokratischen Regime fest. Graf Crenneville, einer der starrsten Verfechter des schrankenlosen Absolutismus im Staate, tat die Bemerkung: „Ja, nehmen Sie sich denn immer zuerst?" Und auf meine, im Bewußtsein traditionellen Rechtes gegebene Antwort, daß dies so Sitte und Vorschrift sei, meinte der Generaladjutant, daß er diese Vorschrift sonderbar fände. — Schon am folgenden Tage mußte ich abdizieren, und da ich's gutwillig nicht tat, kriegte ich Keile. Da ward mir zum erstenmal klar, daß wir ein Staat der Unwahrscheinlichkeiten seien!

Mancherlei Umstände bewogen meinen Vater bei Beginn des zweiten Schuljahres, meine Versetzung in das Hainburger Kadetteninstitut zu erbitten, was auch zugestanden wurde.

Gelegentlich der Fahrt nach Hainburg sah ich die feierliche Einweihung der Aspernbrücke und den Einmarsch der aus Schleswig-Holstein siegreich zurückkehrenden Truppen. An der Spitze der gefeierte, allseits bejubelte General Gablenz, der beim Defilement (just dort, wo jetzt das Kriegsministerium steht) aus der Hand des Kaisers das Kommandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens empfing. Für einen angehenden Kriegsmann ein berauschender Anblick, der noch jetzt in aller Deutlichkeit vor meinem geistigen Auge steht.

In meinem Jahrgang befanden sich einige Kameraden, die dann im Leben zu den höchsten Ehren gelangten. Vor allem Conrad von Hötzendorf. Er war stets unter den Vorzugsschülern und als Kamerad sehr geschätzt. Außerordentlich wohlerzogen, fast ein Muttersöhnchen

— seine Eltern folgten ihrem einzigen Kinde überall nach —, hätte man nie geahnt, daß er einst jene staunenswerte Zähigkeit gewinnen würde, die ihm zweifelsohne eigen ist. Auch Georgi, der nachmalige langjährige Landesverteidigungsminister, war einer meiner Kommilitonen.

Hainburg, die sagenumrauschte, uralte Heuneburg! Doch unser nüchternes Erziehungssystem wußte wenig davon. Kaum einmal wurden wir zur alten Etzelburg hinaufgeführt, an deren Fuß die Anstalt erbaut ist und von wo man den herrlichsten Rundblick genießt. Der Braunsberg, der Hexenberg, der Hundsheimer Kogel, jener Granitkomplex, der den Abschluß des Leithagebirges bildet, umrahmt den Ort und bot für angehende Kriegsleute belehrende Spaziergänge. Seltsamerweise wurde hiervon fast nie Gebrauch gemacht. Der Zug der Zeit zwängte eben alles in ein bestimmtes enges Gleis. So gab's damals auch keinen Anschauungsunterricht. Alles wurde aus Büchern und Tabellen gelehrt, und der Blick in die Natur, der Anschluß an dieselbe strenge vermieden. Wenn ich in späteren Jahren sah, wie Schüler mit ihren Lehrern hinauszogen, um zu schauen, was die Natur alles bietet, war mir's völlig weh, daß eine engherzige, verständnisarme Pädagogik mich so vieles hatte versäumen lassen.

So ging die Zeit dahin — denn zum „Fliegen" kommt es erst in den Jahren, wo man nicht mehr viele vor sich hat —, und der zweite Urlaub war gekommen, der mich diesmal nach Lemberg führte.

Nach meinen damaligen Begriffen war Lemberg eine Großstadt. Der Charakter ein deutscher.

Als wichtigstes Ereignis während dieses Urlaubes präsentierte sich mir eine Inspizierung der Lemberger Garnison durch den Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Er war in jenem Moment noch nicht der gefeierte Sieger von Custozza, aber immerhin eine im Vordergrund stehende Persönlichkeit, um so mehr als eine unbestimmte Kriegsahnung alle Gemüter erfüllte. Dem Schlußmanöver durfte ich zu meiner großen Freude beiwohnen. Die weißen avancierenden Kolonnen, das heftige Artilleriefeuer, die zischenden Raketen und zum Schluß der Generalsturm unter den Klängen des Radetzkymarsches!

Im dritten Jahr fuhr ich Anfang April 1866 nach Wien, um mich einer Ohrenerkrankung wegen in eine Spezialbehandlung zu begeben. Diese Zeit verbrachte ich in der Familie meiner Tante, Baronin Lazarini. Diese Familie war der Typus eines Altwiener Patrizierhauses mit aristokratischer Verbrämung. Alles sehr formgerecht, und bei großer Einfachheit doch ein gewisses Zeremoniell. Loyalste Gesinnung, minutiösestes Verfolgen der Ereignisse bei Hof und Hochadel, tägliches Studium darüber im ultrakonservativen „Fremdenblatt", der einzigen Zeitung, die damals in jenen Kreisen reçu war. Viel Bildung — auch bei

den weiblichen Familienmitgliedern —, die aber nichts Schillerndes hatte und jede kirchliche Zensur vertragen mußte, wie ja das kirchliche Element überhaupt diese Kreise zu seinen sichersten Fundamenten zählte.

Während jener Urlaubswochen entwickelte sich das Völkerdrama, das zum Doppelkriege führte. Die Gemüter waren daher sehr erregt und besonders in den Kreisen, in denen ich lebte, voll loyalster, opferbereiter Gesinnung. Doch das Wehen eines großen Gedankens oder einer großen Zeit war nicht zu spüren. Ja, es werde Krieg geben, der viel Opfer fordern und Elend bringen werde. Doch sah man dies als eine Sache der Regierenden und der Armee an, der man wohl alles Gute wünschte, der man auch trotz Magenta und Solferino — vertraute, die man aber noch nicht als Blut vom eigenen Blute ansah.

Und auch von der großen Bedeutung dieses Krieges machte man sich keine richtige Vorstellung, selbst in jenen Kreisen nicht, die den vollen Einblick hatten oder wenigstens haben konnten.

Für Italien hatte man das Gefühl der Geringschätzung. Gegen Preußen jedoch war's der latente, doch mit Respekt untermengte Groll des gemütlichen Österreichers gegen den forschen, präpotenten Preußen, von dem man wußte, daß er danach strebe, das zu werden, was man einst war und — nicht ohne eigene Schuld — nicht mehr sein konnte. Vor dem „Zündnadelgewehr" hatte man zwar einigen Respekt, doch pochte man auf die innere Stärke des eigenen Berufsheeres mit viel Kriegserfahrung, gegenüber dem Volksheer, das sich nur auf wenig Erfahrung stützte. Felsenfestes Vertrauen setzte man in die berühmte österreichische Kavallerie. Den glänzenden Reitergeneral Edelsheim sah man schon mit seinen Husaren in Berlin einreiten. Benedek genoß in der Armee, besonders aber in der Bevölkerung, großes Vertrauen. Auf Gablenz hoffte man mit Zuversicht und befürchtete nur, daß er aus Altona — wo er als Gouverneur weilte — nicht rechtzeitig zurückkehren würde.

Bei dem geringen Verständnis, das die große Öffentlichkeit den Armeeinteressen und -Einrichtungen entgegenbrachte, hatte man keine Ahnung von den Lücken und Rückständigkeiten, die im Organismus des Heeres vorhanden waren. — Die leichtbeweglichen Wiener sahen in dem Ganzen zunächst noch die „Hetz", und gelegentliche Flugschriften, wie: „Österreich Fertig" und „Österreich Vorwärts" stimulierten die Menge kräftigst. (Freilich war der Wiener Witz später sofort bereit, auch ein „Österreich Rückwärts" zu komponieren.)

Erhebend war's, bei den täglichen Praterfahrten oder Ritten, die der jugendliche Monarch mit der strahlend schönen Kaiserin unternahm, die freudige und ehrlich gemeinte Volksbewegung zu sehen. Allerdings sollte dann in den kritischen Juli- und Augusttagen

die Kehrseite dieser spontanen Gefühlsäußerung zum Vorschein kommen.

Bald wandte man sich auch an den frommen Sinn der Bevölkerung und an den großen Einfluß, den der Klerus ausübte. Auf Weisung des Kardinals Rauscher wurden allabendlich in den Kirchen der Residenzstadt Andachtsübungen mit Gebeten für den Monarchen abgehalten. Als dann die Niederlagen folgten und alle Frömmigkeit den Vormarsch der Preußen nicht aufzuhalten vermochte, schrieb Grillparzer das satirische Epigramm: „Mit Gottes Hilfe — fürcht' ich — ist es noch im Weiten. Im Jenseits hilft Gott den Guten, im Diesseits doch nur den Gescheiten!" Jeder Dichter hat etwas vom Demokrit in sich, selbst wenn er ein so loyaler Untertan ist, als es Grillparzer war!

Dann kamen die bekannten kriegerischen Ereignisse. Ich erinnere mich der niederschmetternden Wirkung, die Königgrätz auf uns alle ausübte. Wir schlichen nur so einher und konnten unseren Studien nicht das geringste Interesse abgewinnen. In der freien Zeit gab's nichts als „strategische Erörterungen", und jeder wußte ein Spezialmittel, wie man dem Unglück steuern könnte. Ich meinte, daß die Armee bis an die Donau werde zurückgehen müssen. Darob eine völlige Empörung der Kameraden, die eine neue Schlacht erwarteten, in der die Preußen tüchtig gebleut werden würden.

Leider behielt ich recht, so daß schließlich auch wir fast in die Kriegsereignisse hineingezogen wurden. Unser Kommandant, der Oberstleutnant von Hauschka, wollte nämlich das Institut unter keiner Bedingung verlassen. Als dann die Preußen bis an die Donau gelangten, bot unser weit sichtbares militärisches Objekt einen Magnet für artilleristische Schießversuche. Wir blieben aber doch und sahen hierdurch eine Reihe höchst anziehender militärischer Bilder.

Eine Brigade des IX. Korps der an die Donau herangezogenen Südarmee, Trümmer der Nordarmee, abgeirrte Soldaten einiger ungarischer Regimenter, die über die Donau gekommen waren und sich in der Nähe des Institutes sammelten. Ehemalige Aufsichtsunteroffiziere, die Offiziere geworden und uns erzählten, daß drei unserer ehemaligen Lehrer gefallen waren. Wochenlang lagerte vor unserem Hause eine Batterie, die sich noch im besten Zustande befand und unsere patriotisch geschwellten Herzen zum Überschäumen brachte. Und dann kam der Tag des Gefechtes von Blumenau bei Preßburg!

Es war ein Sonntag (22. Juli). Früh, als wir zur Kirche geführt wurden, verbreitete sich schon das Gerücht, es sei in der Nähe ein Gefecht im Gange. Trotzdem wurde die sonntägige kalligraphische Stunde eingehalten, und obgleich durch die geöffneten Fenster der Donner jedes Schusses hereinschallte, hieß uns die eiserne Schul-

disziplin die Feder führen. Jede Faser vibrierte in uns, als die Batterie vor dem Hause alarmiert wurde und unter Gesang und Gejohl der Bedienungskanoniere aufs Gefechtsfeld fuhr. — Da — ein starker Windhauch ließ einen Kanonenschlag besonders deutlich vernehmen — und wie vom elektrischen Schlage berührt, sprangen wir auf. Aller Rufe der Offiziere und Unteroffiziere nicht achtend, stürmten wir den Schloßberg hinan, um zu sehen, und dunkel schwebte uns der unsinnige Gedanke vor, auch mitzutun, wir, die waffenlosen Knaben!

Oben angelangt, sahen wir nur Kanonenblitze und Rauchlinien, da das am gegenübergelegenen Donauufer befindliche Gefechtsfeld von unserem Standpunkt 12 Kilometer entfernt war. Doch unsere Phantasie ließ uns Infanteriekolonnen und Reiterattacken schauen, und jeder erblickte etwas ganz Besonderes und überbot seinen Nachbarn. Der Kommandant machte gute Miene zum unerwünschten Spiel, fand sich bei uns ein und beobachtete mit einem Fernrohr die teilweise imaginären Gefechtsszenen.

Die Mittagsglocke brachte uns in die Säle zurück, und da wir vom „Abblasen des Gefechtes" keine Kenntnis hatten, arbeitete unsere Phantasie weiter, bis die vom Gefechtsfeld rückkehrende Batterie die Kunde brachte, daß Gefecht und Krieg beendet seien!

Dieses kriegerische Intermezzo wurde durch die Urlaubsfahrt beendet, die quer durch Landstriche ging, die vom Feinde noch besetzt waren. Preußische Wachtposten auf allen Bahnhöfen und Objekten. Als ich dann, 48 Jahre später, als Armeekommandant nach Galizien fuhr und die durch unsere Landsturmtruppen bewachten Bahnlinien sah, kamen mir die Bilder von einst in lebhafte Erinnerung. Nur mußten wir in diesem Falle auch an die Einwirkung feindlicher Flieger denken, was Anno 1866 nicht einmal dem kühnsten Schwärmer in den Sinn gekommen wäre.

Der Prager Friede[1]) wurde zum Abschluß gebracht, und seine Bedingungen wurden in den breiten Schichten sehr günstig aufgenommen,

---

[1]) Meiner Ansicht nach bedeutete der Prager Friede den Gipfelpunkt Bismarckischer Staatskunst. Seine Selbstbeschränkung während der Nikolsburger Verhandlungen, der Titanenkampf, den er dabei gegen alle anderen chauvinistischen Reichspotenzen siegreich führte — mit dem einzigen Zweck, Österreich zu schonen und zu erhalten, um es später für gemeinsame Ziele zu gewinnen —, ist wohl die unübertreffliche Quintessenz diplomatischer Einsicht und Kunst. Nur die politische Kraft der Deutschen in Österreich und Ungarn sowie den Willen, diese Kraft zu gebrauchen, hatte er vielleicht überschätzt und das zentrifugale Bestreben aller anderer Nationen unterschätzt. Der Staatsmann wurde eben nie geboren, der die inneren Kräfte der Monarchie in ihren disparaten, bald schaffenden, bald zerstörenden, einander nivellierenden, oft ganz unverständlichen Bestrebungen voll erfassen, geschweige denn nach einem einheitlichen Ziel zu dirigieren verstanden hätte.

da man — von Venetien abgesehen, auf das man ohnedies nicht mehr gerechnet hatte — ohne Landverlust davonkam. Das Gegenteil hätte meine Familie auch persönlich berührt. Denn hätte es sich um Schlesien gehandelt, so wäre mein Verbleiben in der Anstalt ausgeschlossen gewesen, und wir wären preußische Untertanen geworden. In späteren Jahren ließ ich mir oft von meiner Phantasie erzählen, wie sich unter solchen Umständen mein Schicksal wohl gestaltet haben würde!

Die Kriegsentschädigung von 20 Millionen Taler schmerzte das große Publikum tief, während man sich über den Verlust moralischer Güter, besonders über den Austritt aus dem Deutschen Bund, weit weniger alterierte. Selbst im österreichischen Generalstabswerk wurde erklärt — vielleicht war es auch nur gut gespielte Naivität —, daß „Österreich seine besten Kräfte nun nicht mehr für Deutschland, sondern nur mehr für seine eigenen Interessen zu brauchen haben werde". —

Dabei vergaß man — oder wollte es vergessen, — daß Österreich und Deutschland bis zu gewissem Grade noch immer einen synonymen Begriff auslösten, daß Österreich tatsächlich noch die eigentliche deutsche Vormacht repräsentierte und just daraus die wesentlichste Macht und Stärke für sein Regierungsprinzip und die daraus resultierenden Maßnahmen zog. Erst mit dem Prager Frieden glitt die deutsche Kaiserkrone endgültig vom Haupte der Habsburger, und das offen und geheim betriebene Germanisierungswerk, zwecks einheitlicher Leitung des Staatswesens, war dadurch für alle Zeiten erledigt. Doch damals dachte man daran nicht. Man schämte sich zwar des Mißerfolges, sprach in vielen Kreisen auch von Revanche bei passender Gelegenheit, war aber schließlich doch froh, aus dem Kriegselend so rasch herausgekommen zu sein.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier meine Anschauungen über den Verlauf des Krieges niederschreiben; aber ein paar Worte möchte ich über meine Auffassung gleichwohl einflechten, die sich später, nach genauer Erkenntnis der treibenden Motive, herausgebildet hatte.

Der Doppelkrieg von 1866 war für uns ein Krieg ohne Chance. Und wie es ein wahrhaftes Kunststück war, den Krieg in Italien 1859[1]) zu verlieren, so wäre es ein noch größeres Kunststück gewesen, den Doppelkrieg zu gewinnen. Mit Recht nennt ein hervorragender deutscher Militärkritiker Custozza und Lissa Kunstwerke! Doch selbst bei künstlerischer Behandlung war der Sieg nur durch die Unfähig-

[1]) Am Tage von Solferino — der Entscheidungsschlacht des Krieges — betrug der Verpflegsstand der österreichischen Armee 800 000 Mann, am Schlachtfelde selbst kämpften beiläufig 115 000 Mann. Damit ist eigentlich alles gesagt!

keit der Italiener zu erreichen, die von ihrer Übermacht keinen Gebrauch zu machen verstanden.

Gegen Preußen war der Feldzug jedoch entschieden, ehe noch der erste Schuß fiel. Der preußische Schulmeister, das Zündnadelgewehr, die überlegene Taktik, vor allem aber der organische Aufbau und die politische Zielsicherheit des preußischen Staates verliehen dem Gegner eine solche Übermacht, daß der Ausgang des Turniers außer Zweifel war. Nur ein vollständiger Umschwung — gewissermaßen ein Umtausch der operativen Leitung von hüben und drüben — hätte vielleicht eine teilweise Änderung des Schlußresultates erbracht, d. h. es wäre just kein Königgrätz geworden.

So gab's aber für uns keine Rettung, wie es ja während des ganzen kurzen Feldzuges der Nordarmee für den Gegner eigentlich keine Krise gegeben hatte. Ich glaube, daß selbst das Ausbleiben der aktiven Teilnahme Italiens kein wesentlich anderes Resultat erbracht hätte. Die einfluß- und einsichtsvollen Leiter der preußischen Politik erkannten dies auch sehr wohl, obwohl sie nichts weniger als Chauvinisten waren. Bekannt ist der Ausspruch Roons unmittelbar vor Ausbruch des Krieges: „Wir haben so und so viel Mann mobil, genug um den vielzüngigen Moloch umzustoßen!" Für unser Ohr ein hartes Wort, aber treffend für die damalige Situation. Und weil wir es damals nicht sahen, es nicht sehen wollten oder konnten, mußten wir es später fühlen. Desgleichen Napoleon III., den seine mangelnde Voraussicht und Sachkenntnis, vor allem aber seine Entschlußlosigkeit vier Jahre später Thron und Krone kostete.

Übrigens ist es eine bekannte geschichtliche Tatsache, daß noch günstigere Friedensbedingungen zu erlangen gewesen wären, wenn man dem ersten, durch den Brünner Bürgermeister Dr. Giskra überbrachten Angebot zugestimmt hätte. Nichtsdestoweniger kann aber der Prager Friede als das leuchtendste Beispiel eines wahren „Verständigungsfriedens" gelten, das leider nie mehr nachgeahmt wurde.

Im Sommer des folgenden Jahres kam der „67er Ausgleich" mit Ungarn zustande, der bei uns allen freudige Gefühle auslöste. Unser kindlicher gerader Sinn dachte, daß nun die inneren Schwierigkeiten für alle Zeiten vorüber seien. Und ich glaube, daß diese Naivität die Großzahl der Österreicher teilte, selbst jener, die sich mit Politik berufsmäßig beschäftigten.

Die Ungarn waren in der Anstalt die Helden des Tages. Komischerweise war deren Wortführer ein junger Herr „Křepelka", obwohl sich Söhne ältester ungarischer Adelsfamilien unter uns befanden. — Die Ungarn erblickten im Ausgleich den „Anfang", die Österreicher dagegen den „Abschluß". Die Magyaren behielten recht.

Das Hauptinteresse wandten wir Buben aber den Mitteilungen über die glänzenden Feste zu, dem Königsschwur[1]) mit den vier Schwerthieben, den Wein führenden Brunnen, den reitenden Bischöfen. Äußerlichkeiten, die die Herzen junger, doch auch vieler alter Kinder bewegten.

Der Moment der Akademiewahl war gekommen. In unserer Anstalt herrschte eine ausgesprochene Vorliebe für die beiden technischen (Artillerie- und Genie-) Akademien. So kam's, daß sich kaum ein Drittel von uns für die altehrwürdige Alma mater Maria Theresianensis meldete. Unter diesem Drittel, das von den anderen völlig als minderwertig angesehen wurde, befand auch ich mich, sowie Conrad und Georgi. Wir waren jene, die es im Leben dann am weitesten brachten. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß wir auch die besten waren, denn nur in Andersens Märchen gilt die Regel, daß die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. — Allerdings ist der Erfolg des Lebens Maßstab, und der sprach im großen und ganzen immerhin für das Drittel derer, die nach „der Neustadt" zogen.

Kapitel III

In der Wiener Neustädter Akademie

Die Akademie, ein altehrwürdiger Bau — einst kaiserliche Burg — imponierte mir mächtig. Die dunkle Einfahrt mit den Feldgeschützen, der Rakoczyturm, in dem einst Rakoczy und später die beiden Brüder Frankopani als Staatsgefangene gesessen, die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kirche, Reitschule, Fecht-, Turn-, Tanzsäle, der Ehrensaal mit seinen militärischen Reliquien und der Ahnengalerie, den lebensgroßen Brustbildern ehemaliger Zöglinge, die es zu Würden und Ehren gebracht hatten. Selbst ein kleines Gestüt war vorhanden, und im Park konnten alle infanteristischen Schießübungen sowie das Schießen aus den Mörsern alten Systems vorgenommen werden. Nur zum Schießen mit Feldkanonen marschierten wir auf die große Haide. Ein Beweis der relativen Harmlosigkeit der damaligen Waffen mit ihrer kaum über etliche hundert Meter reichenden Tragweite und auch ein Beweis für den Umschwung der Verhältnisse, den alle Menschen mitmachen, deren Jugend in jene Zeit und deren Alter in die jetzige Periode reicht.

[1]) Fast 50 Jahre später wohnte ich der nächstfolgenden und wohl letzten Königskrönung bei.

Das Ansehen der Anstalt hatte — gleich jenem der ganzen Armee — in der letzten Zeit einen Abbruch erlitten. Man wies zwar mit Stolz auf Kuhn, John, Raming, und auch Benedek wurde noch immer mit Achtung genannt. Doch souverän war die Anerkennung nicht mehr. Auch geifert der Neid immer am heftigsten, wenn der Beneidete, gleichviel aus welchen Motiven, von der dominierenden Höhe herabsteigen muß. Diese verminderte Wertschätzung fühlten wir aus manchen spitzen Bemerkungen, doch focht es unsern glücklichen Jugendsinn nicht weiter an.

Die akademischen Einrichtungen ähnelten jenen des Kadetteninstitutes, nur waren sie großzügiger; doch hinsichtlich der szientifischen Ausbildung eher inferior.

Den ersten Urlaub verbrachte ich wieder bei meinen Eltern in Lemberg, wobei ich Gelegenheit hatte, den politischen Umschwung zu beobachten, das Erstarken des polnischen und das Erlahmen des deutschen Prinzips, was in den folgenden Jahren immer drastischer zur Geltung kam.

Da mein Bruder Conrad in Lemberg als Generalstabsoffizier stationiert war, bot sich mir Gelegenheit, den Truppenübungen als Zuschauer beizuwohnen. Bei jeder Übung war ich draußen, stand zum Entsetzen der Eltern oft schon um 3 Uhr früh auf, lief die Fronten ab und folgte den Kolonnen mit nimmermüdem Eifer. Ich habe mir auch vieles gemerkt und meine heute, daß man den alten Generalen und sonstigen Führern unrecht täte, wenn man annehmen wollte, daß damals in der oberen Führung die Fehlerquellen reichlicher flossen als später.

Den ungeheuren Fortschritten entsprechend, haben sich die taktischen Detailmaßnahmen wohl grundhältig geändert, doch die Führung hat im großen keine überwältigenden Fortschritte gemacht. Damals gab's wie heute geschickte und ungeschickte Führer. Nur die Leitung der Übungen ist systematischer und großzügiger geworden, gleichwohl sich auch da in den letzten Jahren vor dem Kriege eine hastige, die Waffenwirkung bagatellisierende Tendenz geltend gemacht hat.

Zu jener Zeit sah man mitunter komische Manöverbilder. Da hatte man z. B. für die Reservisten noch keine Monturen. Und so erschien anno 1868 die Mannschaft eines fast kriegsstarken Reservistenbataillons des Lemberger Hausregiments nur mit Hemd, Unterhose und einem riesigen, altertümlichen Tschako bekleidet. —

Das zweite Akademiejahr begann unter einem neuen Regime. Äußerlich war es eine Verquickung von Internatsleben und akademischer Ungezwungenheit, innerlich — besonders in szientifischer und

fachlicher Ausbildung — eine Verbreiterung, doch auch Verflachung. Die Anzahl der Unterrichtsgegenstände wurde derart vermehrt, daß beim Abschluß des vierten Jahrganges 40 Gegenstände in den Qualifikationslisten prangten. Trotzdem kam aber das Schlagwort „die Betonung der praktischen Schulung" auf, worunter man die Exerzierplatzroutine und die praktische Verwertung unserer noch geringen theoretischen Kenntnisse verstand. Wir bejubelten dieses Schlagwort, weil es uns auf Feld und Flur führte und die Schulbank in den Hintergrund schob. Ganz mit Unrecht. Denn die wichtigste Aufgabe jeglicher Schule bleibt, Geist und Charakter zu bilden und ersteren mit dem nötigen Maß theoretischen Wissens zu füllen. Diese Auffassung habe ich stets vertreten und, soweit mein Einfluß gereicht, auch zur Geltung gebracht.

Ein Vorzug des neuen Regimes lag in der Pflege der Neustädter Tradition. Und man tat gut daran, denn die Maria-Theresianische Schöpfung in Neustadt war eine durchaus glückliche, zumal in einer Zeit, wo man dem militärischen Erziehungs- und Bildungswesen wenig Wert beigemessen hatte. Bezeichnend für die Denkungsweise dieses größten, mit scharfem Blick des Wesens Grund erfassenden Monarchen aus Habsburgs Stamme sind die Worte, mit denen die Kaiserin die Militärakademie dem ersten Kommandanten, Feldmarschall Grafen Daun, übergeben hatte: „Mach er mir rechtschaffene Männer und tüchtige Offiziere daraus!"

Und wenn auch bis auf die jüngste Zeit große geschichtliche Gestalten ihr noch nicht entsprossen sind, so waren es doch stets tüchtige Männer und Generale, die dort das Leitmotiv für ihr Leben erhalten haben. Für den Ernst der militärischen Pflichterfüllung der Neustädter spricht ein stimmungsvolles Monument im Akademiepark — 1880 errichtet —, das die Namen der Helden bewahrt, die ihr Leben für das Vaterland geopfert haben. Im Jahre 1866 allein waren es nicht weniger als 104!

Das Lehrpersonal war reich bemessen. Im Gegensatz zu den Kadetteninstituten entsprach die Qualität nicht immer der Quantität. Literatur, Physik, Chemie, Staats- und Völkerrecht, Nationalökonomie und Sprachen lehrten Zivilprofessoren, die ihre Fächer wohl vollkommen beherrschten, uns militärisch arroganten Jünglingen aber nicht genügend imponierten. Dadurch wurde die Schuldisziplin gelockert.

Einen breiten Raum nahm die Taktik ein, die Generalstabshauptmann Albori vortrug. Albori, der später Landeschef und Armeeinspektor in Bosnien wurde, gewann dann großen Einfluß und zählte zu den markantesten Erscheinungen der Armee.

In der Akademie herrschte damals ein Überschäumen der freiheitlichen Bestrebungen. Wie betrachten uns mehr als akademische Bürger, denn als Zöglinge eines militärischen Internats. Bei manchen gingen die Hemmungen verloren, die die strenge Zucht des Kadetteninstitutes anerzogen hatte. Wir wurden leichtlebig, gesellschaftliche Vergnügungen beherrschten unsere Phantasie und hielten uns vom rigorosen Studium ab. Ich wandte meine Aufmerksamkeit fast nur den militärischen Fächern zu, dafür war ich am Eisplatz, im Theater und bei kleinen winterlichen Tanzunterhaltungen ein gern gesehener Gast. Wie ich dies finanziell mit meiner fixen Monatszulage von fünf Gulden leisten konnte, ohne in Schulden zu geraten, ist mir heute ein Rätsel. Freilich waren damals die Lebensverhältnisse außerordentlich billig. So erhielt man z. B. um sechs Gulden im Monat den Mittagstisch in einem guten Restaurant. Überdies wurden den „Herren Akademikern" überall Spezialpreise zugebilligt, und so konnten wir um einen Spottpreis im Parkett des Stadttheaters sitzen und uns an der leichtgeschürzten französischen Muse, an den Offenbach-Operetten und den Wiener Volksstücken von O. F. Berg erfreuen und uns daran den guten Geschmack verderben. —

Freien Ausgang erhielten wir an Sonn- und Feiertagen und zwecks Theaterbesuches. Den meisten genügte das nicht, und sie suchten ihre eigenen Wege in die Freiheit. So kletterten auch wir, meine Lieblingskameraden Kunz, Baron Mirbach und ich, fast unter Lebensgefahr über die Mauern. Diese Klettertouren illustrierte Mirbach, der nachmalige erste Vertreter und Präsident der Sezession. Es ist ewig schade, daß wir diese Skizzen des berühmten Talentes nicht aufbewahrt hatten.

In das zweite Jahr fiel die erste Einquartierung (Neunkirchen bei Neustadt).

Im Gasthof, wo wir die Mahlzeiten einnahmen, saßen wir oft mit Arbeiterführern beisammen. In der Neunkirchener Gegend entstanden damals die großen Fabriketablissements, denen zahlreiche Arbeiter zuströmten, besonders aus Preußen und den Rheinlanden. Diese Arbeiterführer entwickelten, zu unserem grenzenlosen Erstaunen, ihre sozialistischen Ideen. Namentlich einer, der „auch bei Düppel gewesen", konnte sich an freiheitlichen Worten nicht genugtun und sprach dabei stets reichlich dem Bier und dem Wein zu. Begreiflicherweise stieß uns dies im hohen Maße ab, und noch nach Jahren erschienen manchem von uns sozialistische Ideen und trunkene Arbeiterführer wie synonyme Begriffe. Eine Anschauung, die dann durch das Leben in andere Bahnen geleitet wurde.

Große Ereignisse brachte der nächste Sommer; denn wir schrieben das Jahr 1870!

Gleich den meisten von uns und wohl auch den meisten der ganzen Armee, war ich vom ersten Momente an ein leidenschaftlicher Partisane der Franzosen. Als die Ereignisse sich entwickelten, herrschte unter uns große Erregung, und die lebhaftesten Diskussionen waren an der Tagesordnung, gefördert durch die praktischen Jahresübungen, die Pionierdienstarbeiten zu Wasser und zu Lande, wo wir Gelegenheit hatten, den Gedanken und Zungen freien Lauf zu lassen — sehr zum Verdruß des leitenden Offiziers, der als einziger unter unseren Lehrern ein Anhänger der Preußen-Deutschen war.

Mit dem politischen Interesse und der patriotisch lauteren Sehnsucht nach „Revanche für Königgrätz" verband sich auch unser persönliches Interesse, da bei einem Kriege der dritte Jahrgang sofort ausgemustert worden wäre. Das höchste Ziel unserer Wünsche! Als Rufer im Streite deckten sich meine Jünglingsgedanken und Argumente oft geradezu verblüffend mit den halboffiziösen Auslassungen des damaligen „Neuen Fremdenblattes." Ich vertrat einfach den Satz: „Ceterum censeo Borussiam esse delendam".

Welch ein Hochgefühl nach dem französischen sog. „Sieg von Saarbrücken"! Und welch niederdrückendes Empfinden, als in rascher Reihenfolge die Nachrichten von den Mißerfolgen bei Spichern und Wörth einlangten!

Inmitten dieser Eindrücke fuhr mein Jahrgang zu den Mappierungsübungen nach Zistersdorf, Windisch-Baumgarten und Mistelbach. Während der Fahrt nach Wien geriet ich durch meine hochgespannten Gefühle in einen völligen Konflikt mit einem Mitreisenden, Grundbesitzer aus Südsteiermark, der zu meiner Empörung die französischen Niederlagen als frohe Botschaft aufnahm. Ich zitierte erregt Haynau, Metternich, Kempen usw. und bekam einen roten Kopf, so daß meine Kameraden schließlich intervenieren mußten. Am Schlusse der Fahrt gab mir mein Gegner, ein schon bejahrter überlegter Mann, versöhnend die Hand und sagte in freundschaftlichem, wohlwollendem Tone: „Junger Herr, Sie werden es in Ihrem Berufe wahrscheinlich weit bringen, doch rate ich Ihnen als erfahrener Mann, sich für andere nie zu exponieren!" Dieser Rat schien mir für einen Kriegsmann unpassend und ich habe ihn — leider Gottes — mein Leben lang auch nie befolgt.

Als wir nach Neustadt zurückkehrten, waren die großen Schlachten um Metz geschlagen, die Armeen des Kaiserreiches der Hauptsache nach niedergeworfen. Bei der Fahrt durch Wien merkte man in allen Bahnhöfen den Rückschlag dieser Ereignisse, das Abflauen der Kriegsstimmung, das resignierte Sich-Hineinfinden in das Unabänderliche, das Anerkennen der Superiorität des norddeutschen Bundes, den die

Preußen führten. Das änderte sich auch nicht mehr, und die große politische Schwenkung, zu der man sich entschloß, bevor es noch zu spät wurde, äußerte sich im Personenwechsel des Ministeriums des Äußeren.

Beust, der erste und einzige Kanzler des Reiches, der Revanche-minister Österreichs, mußte Andrassy Platz machen, der jedoch das Palais am Ballplatz nicht mehr als Kanzler, sondern als der große Exponent Ungarns bezog, das hinfort die treibende, verzögernde, oft auch störende Kraft, stets aber das ausschlaggebende Element in der Donaumonarchie wurde. Damals bestand der Dualismus — der 67er Ausgleich — seine Kraftprobe vom magyarischen Standpunkte aus und fügte sich als ein unabänderlicher Faktor in das europäische Staatsleben ein. Hierdurch bekam der Schwerpunkt des Reiches einen merklichen Ruck nach Osten, und es war nur mehr eine Äußerlichkeit, daß das Ministerium des Auswärtigen am Ballplatz verblieb und nicht am Ferenz-Josef-Rakpart oder in die Andrassyut übersiedelte. Die Generalrichtung in der Politik der Doppelmonarchie gab von da ab immer das östliche Reich an, und die Bezeichnung „Reichshälfte" war schon damals zu einem Anachronismus geworden. —

In Lemberg, wohin ich wieder auf Urlaub fuhr, fand ich noch eine erregte Stimmung, die besonders von den oberen und mittleren polnischen Gesellschaftsschichten ausging: der Tradition entsprechend in franzosenfreundlichem und deutsch-, nicht etwa nur preußenfeindlichem Sinne, wobei für Österreich so gut wie gar nichts übrig blieb. Ich erinnere mich eines in allen großen Geschäftsläden ausgestellten Stahlstiches, die Illustration zu dem frivolen de Mussetschen Gedicht: „Nous avons eu votre Rhin allemand." Ein Widerpart des deutschen Sturmliedes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" – Als dann die Nachricht von Sedan kam, herrschte tiefste Niedergeschlagenheit, und es wurden wieder die nationalen Trauerkleider[1]) hervorgeholt, die teilweise schon in den Garderoben deponiert gewesen waren.

[1]) Die orthodox-nationalen Polen trugen aus Schmerz um das verlorene Reich Trauerkleider oder mindestens Trauerabzeichen. Stramme Opportunisten legten sie im geheimen an. Bei der Errichtung der Unio Ljubelska, dem zur Erinnerung an die staatliche Vereinigung von Polen, Wolhynien und Litauen in Lemberg aufgeführten Denkmal, kam dies besonders zur Geltung. Es bestand vornehmlich in dem Symbol, das die drei Kuppen des im Nordosten der Stadt sich erhebenden „Sandberges" zu einer Kuppe zusammenschaufeln ließ. Diese Arbeit persönlich zu verrichten, war de rigueur, und man sah durch Monate elegante Polen und Polinnen den Schubkarren, die Schaufel und die Krampe mit wirklichem oder markiertem heiligen Eifer führen. Die Regierung tat hierbei verschämt mit.

In Lemberg residierte damals Graf Goluchowski, der frühere Minister, als kaiserlicher Statthalter. Er war der Typus des altpolnischen, selbstherrlichen Aristokraten, der bei Hof das größte Ansehen genoß und infolge seines außerordentlichen Reichtumes im Lande eine überragende Stellung einnahm. Er fühlte sich mehr als kaiserlicher Satrap denn als Statthalter – mehr als Vizekönig denn als oberster Beamter. Unter solchen Auspizien machte die Polonisierung die kräftigsten Fortschritte, und die deutsche Oberschicht sowie die ruthenische Unterschicht wurden bald gänzlich zur Seite geschoben.

Mein Vater war in jener Zeit meist gedrückter Stimmung. Er galt als deutsches und zentralistisches Element, und dies erschwerte seine Position. Er sollte einer neuen Richtung folgen, von der früheren aber doch nicht gänzlich und nicht plötzlich abschwenken, denn man hoffte im geheimen noch immer, daß es sich im Wesen nur um die Änderung der Firmatafel, und nicht um jene der Firma selbst handeln würde. Und auch nach oben hatte mein Vater einen schweren Stand. Das neue freiheitliche System erbrachte einen ewigen Personenwechsel. Jedes halbe Jahr änderte sich die Ministerliste. Das deutschfreiheitliche, das Konkordat stürzende Bürgerministerium und das klerikal-föderative Ministerium Hohenwart umrahmten knappe vier Jahre! Die oft ganz jugendlichen Eintagsminister, aus parlamentarischer Konstellation geboren, ohne praktische Erfahrung, kamen in Widerstreit mit den langgedienten hohen Beamten, die sich nicht immer rasch fügen wollten. Auch die bürgerliche Freiheit, die oft an Gesetzeslosigkeit streifte, verdroß den Vertreter strammer Ordnung. Und als er einmal amtlich um seine Meinung in der Frage einer noch größeren Preßfreiheit interpelliert wurde, antwortete er: „Ja, doch dann müßte man den Gesetzesparagraph, der bei Straffällen die Straflosigkeit begründet, um den einen vermehren: ‚Vergehen, die durch die Presse begangen werden!'" Damals jubelte ich ihm freudig und gläubig zu. Später belehrte mich das Leben in mancher Hinsicht eines anderen.

Im 4. Jahrgang — Herbst 1870 — dominierte das Reiten in unserm Tun und Lassen, was auch bei der Regimentswahl zum Ausdruck kam. Alles drängte zur Kavallerie — natürlich auch ich. Doch mein Vater legte ein Veto ein.

Die kriegerischen Ereignisse in Frankreich verfolgten wir auf Grund unserer nun mit Ernst einsetzenden militärischen Studien, und die Lehrer holten mannigfache Beispiele aus den Geschehnissen jener Tage. Kriegerische Vorkommnisse lassen sich zu den verschiedensten, oft diametral entgegengesetzten Beweisführungen verwerten. Doch damals waren wir noch gläubig. Ich besonders, denn

ich hatte das leidenschaftliche Bestreben, mich zu einem guten, wenn möglich hervorragenden Führer auszubilden. Die mathematische Unfehlbarkeit militärischer Bücherweisheit hielt ich hoch, und erst viel später haben mich Leben und Praxis gelehrt, daß auch diese Weisheit anders zu werten sei.

Aus einem begeisterten Anhänger der Franzosen war ich allmählich ein solcher der Preußen geworden. Ich hatte zwar meine politische Anschauung nicht gewechselt, doch meinem lebhaft entwickelten junkerlichen Empfinden hätte es widersprochen, ein wohlorganisiertes, von Berufssoldaten geführtes Heer durch Milizen mit improvisierten Führern geschlagen zu sehen. Dieses Schauspiel erlebte damals die Welt auch nicht, denn die ehernen ständigen Bataillone warfen die — wenngleich begeisterten und wohlbewaffneten — doch losen Volksmassen nieder. Auch in dieser Richtung modifizierten sich meine Ansichten mit der Zeit, namentlich durch die Ereignisse des Weltkrieges.

Ich gedenke der großen Leichenfeier des Feldmarschalls Heß[1]). Zu Ostern 1871 war es, als der alte Marschall und Waffengefährte Radetzkys zu Grabe getragen wurde. Feldmarschall Erzherzog Albrecht kommandierte den Kondukt. Ich sehe noch die weißen Linien der Infanterie am Paradeplatz, dort wo jetzt Rathaus und Universität stehen, höre die Ehrensalven erdröhnen!

Genau ein Jahr früher, auch zu Ostern, trug man unter ähnlichem Gepränge den Sieger von Lissa, Admiral Tegetthoff, zu Grabe. In beiden Fällen sah ich damals nur ein großartiges militärisches Schauspiel. Das Bedauern über den vorzeitigen Heimgang dieser beiden bedeutenden Männer, zumal Tegetthoffs, ging nur so nebenher. Erst viel später erfaßte ich das Scheiden dieser zwei Heroen, deren volle Entfaltung man nicht zugelassen hatte. Namentlich das Talent des in relativ jungen Jahren von dannen gezogenen Admirals ließ man bewußt brach liegen. Allerdings wurde die Nachwelt gerade ihm in überraschend kurzer Zeit gerecht.

Da ich von meiner kavalleristischen Schwärmerei nicht lassen wollte, wandte sich mein Vater kurzerhand an den Kriegsminister,

---

[1]) Feldmarschall Heß, der im hohen Alter starb, war in den Jahren nach 1849 Chef des Generalquartiermeisterstabes. Er war vielfachen Hemmnissen ausgesetzt, die er nicht zu überwinden vermochte. Hierdurch unterblieb die von ihm geplante Ausbildung der Führer, und der geisttötende Gamaschendienst herrschte nach wie vor weiter. Selbst im zweiten Teil des Feldzuges 1859, als Heß Generalstabschef des persönlich befehligenden Kaisers war, konnte er seine Tätigkeit nicht frei entfalten, da der allmächtige Generaladjutant Graf Grünne das erste Wort auch in operativer Hinsicht zu sprechen hatte. Heß war eine zu weiche Natur, um diese ebenso ungerechte als zweckwidrige Bevormundung abzuschütteln. Hierüber sind hochinteressante Einzelheiten in den Memoiren des FZM. Mollinary enthalten.

und im Juni war das Turnier zu meinen Ungunsten beendet. Ich erhielt meine Einteilung zum Prager Infanterieregiment Benedek Nr. 28, das just nach Wien verlegt worden war. Mein Vater wird damit wohl das Richtige getroffen haben, denn bei meiner kavalleristischen Schwärmerei stand auch die liebe Eitelkeit Pate, und es ist die Frage, ob ich ohne Vermögen bei der Kavallerie durchgehalten hätte. Wenn ich diese Probe aber bestanden haben würde, wäre ich daraus gehärtet hervorgegangen, was mir zum Nutzen geworden wäre, denn nur meine Konzilianz schuf mir im Leben mancherlei Enttäuschung und Verdruß. Glück und Unglück flogen oft knapp an meinem Kopf vorbei. Bei größerer Rücksichtslosigkeit hätte ich das Glück vielleicht festhalten können. So scheint mir es wenigstens! Aber freilich, aus seiner Haut kann niemand heraus. Fehler und Tugenden fließen meist aus derselben Quelle, und letzten Endes sind es doch die Ereignisse, die den Menschen formen und sein Schicksal bestimmen.

Der ersehnte Tag der Ausmusterung! Ziel und Streben achtjähriger Wünsche, Erfüllung des Jugendtraumes, Eintritt ins Leben und die Erlangung der Stellung, die mir bishin stets als das Erstrebenswerteste schien!

Wir waren keine Lebensnovizen mehr wie die Akademiker der alten Zeit. In mancher Hinsicht hatten sich sogar vorzeitige Anwandlungen von Blasiertheit eingestellt. Doch das Leben sorgte dann, daß sie bald wieder schwanden. Die Ideale und Hoffnungen jedoch über das, was das Leben bringen, vor allem, was man militärisch erreichen würde, die blühten in vollster Pracht. Es war, als ob ein Tor geöffnet worden wäre, durch das man eintreten sollte in das Reich unbegrenzter Möglichkeiten, in dem man sich vielleicht bis zu herrschender Rolle würde emporschwingen können.

Nun sind die Jahre und Jahrzehnte verflossen, und alle, die wir damals jugendfroh ins Leben getreten, sind am Finish angelangt. Nur einen unter uns trog sein Hoffen und Wünschen nicht. Er hat erreicht, was seine kühnsten Träume ihm kaum vorgaukeln konnten. Conrad von Hötzendorf ist es, der einen Aufschwung nahm, wie er in Jahrhunderten nur einmal vorkommt![1])

Nach einem langen Pausestrich kommt Georgi, der durch kaiserliche Gunst getragene Generaloberst und langjährige Landesverteidigungsminister, Schödler, der es zum General der Infanterie und Armee-

[1]) Geschrieben im Frühjahr 1916! Und jetzt hat sich auch Conrads Schicksal gänzlich geändert. Genau wie wir anderen zählt auch er zu den Schiffbrüchigen des Lebens, hineingerissen in den wilden Strudel des staatlichen Unterganges.

inspektor brachte, Feigl, General der Kavallerie und Generaltrain-inspektor, Cvitkovic, Feldmarschalleutnant, durch lange Zeit einer jener Generäle, auf die man mit Fug und Recht die größten Hoffnungen setzte. Zum Feldmarschalleutnant und General brachten es noch eine Reihe von Kameraden.

Am 28. August 1871 waren wir aber noch alle gleich, und gleich war die Begeisterung, mit der wir nach dem Fahnenschwur zum erstenmal die frisch erworbenen Säbel zückten und in ein weithin schallendes Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ausbrachen.

Unter den Klängen eines Schubertschen Marsches defilierte das Zöglingsbataillon vor uns jungen Leutnants, die nach festlich fröhlichem Mahle, wobei die Freundschaftsschwüre erneuert wurden, in alle Winde flogen, um sich so vereint nie mehr wieder bei der Alma mater Maria Theresianensis einzufinden, der wir alle stets ein treues Andenken bewahrten. Sie war uns doch ein zweites Vaterhaus!

Kapitel IV

Als Leutnant beim Regiment

Selbstbewußt, hoffnungsvoll der Zukunft entgegensehend wie jeder neuernannte Offizier, verbrachte ich die ersten acht Wochen auf Urlaub, teils in Brünn[1]), teils bei den Eltern in Lemberg. Das Regiment Nr. 28, in das ich eingeteilt worden war, trug den Namen „Benedek", des Helden von Mortara, Novara und St. Martino, des unglücklichen Führers der Nordarmee! Nach einem glänzenden Aufstieg am Schluß des militärischen Daseins ein jäher Fall, dem keine Erhebung mehr folgte!

Bevor ich meine kleinen Einzelerlebnisse schildere, möchte ich einiges über die damaligen Armeeverhältnisse sagen und Streiflichter auf die sozialen und kulturellen Verhältnisse jener Zeit werfen, so wie sie sich mir, dem jungen, lebensunerfahrenen Offizier, darboten.

Die Armee hatte eben den Umbau vom alten Konskriptionsheer auf das der allgemeinen Wehrpflicht vollzogen, und auch die beiden

[1]) In Brünn fanden in jenen Tagen Feste und Demonstrationen großdeutschen Charakters statt. Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot waren die allein geduldeten Farben, „das deutsche Lied" und „die Wacht am Rhein" die beliebtesten Lieder: Anfänge einer deutschen Irredenta, hervorgerufen durch die deutschen Siege und durch die Hohenwartsche Politik. Überschäumendes Brausepulver, das zu einer schalen Flüssigkeit wurde.

Landwehren, in ihrer späteren Ausgestaltung spezifisch österreichisch-ungarische Annexe, fristeten bereits ein embryonales Dasein. Die Einjährig-Freiwilligen-Institution begann sich einzuleben, und der Ruf nach einem einheitlich gebildeten Offizierskorps wurde vernehmbar.

Es würde zu weit führen, die schweren Geburtswehen des Volksheeres, die mächtigen Strömungen zu schildern, die sich anfänglich dagegen geltend machten und die selbst von sehr erleuchteten Köpfen, wie Heß und John, ausgingen. Tatsächlich war es auch staunenswert, daß in einem so verschiedenartig zusammengesetzten Staatskörper, dessen Glieder oft die entgegengesetztesten Tendenzen vertraten, ein Volksheer sich durchzusetzen vermochte und 50 Jahre später — im Weltkriege — schließlich doch die ernsteste Probe bestehen konnte.

Von den kolossalen Unterschieden nach Herkunft, Vorbildung und Alter in der Zusammensetzung des Offizierskorps habe ich schon erzählt. Mit Deutlichkeit erkannte ich dies, als ich einmal mit einem Kameraden, gleichfalls einem Leutnant, als Gerichtszeuge fungierte und wir beide das Nationale abgaben. Er: Leutnant Josef Bauer, geb. zu X., 42 Jahre alt. Ich: Leutnant M. R. v. A., geb. zu Troppau, 19 Jahre alt. Wir hatten Hauptleute, hohe Fünfziger, die den Dienst zu Fuß machen mußten, da damals nur ein Hauptmann per Bataillon beritten war. Daneben waren etliche junge strebsame oder streberische Kapitäne, die den hauptsächlichen Nachwuchs für Stabsoffiziere abgaben. Manche unter ihnen besaßen eine umfangreiche allgemeine Bildung. Die militärischen Fachwissenschaften wurden aber merkwürdigerweise nur oberflächlich und ohne rechtes System behandelt. Ein solches existierte fast überhaupt nicht. Alles war Versuch, oft mit dilettantischer Auffassung. Aus dem strengen Paradedrill sprang man flugs in den sog. freiheitlichen Modus, was nicht ohne Lockerung der Disziplin vor sich ging, um so mehr als die alten Unteroffiziere fast ganz aus den Reihen verschwanden und die grundfalsche Anschauung Boden gewann, daß sich straffe Zucht und exakte Detailausführung mit Intelligenz und geistvoller Auffassung des Kriegsmetiers nicht vertrügen. An Fleiß und Arbeitslust fehlte es durchaus nicht, doch war man sich über die zu erreichenden Ziele im unklaren, die daher oft wechselten.

Zum Nutzen des Staates nahm man die Bewaffnung der Infanterie mit dem ausgezeichneten Werndlgewehr vor. Dazu schuf man die große Gewehrfabrik in Steyr, die sich stets, im Weltkrieg aber ganz hervorragend bewährte.

Mit diesem Gewehr in der Hand wurde man sich langsam der Schützentaktik bewußt, vorerst durch häufigeren Schießgebrauch.

Dann wurde das Tirailleurgefecht geübt, nicht immer mit Verständnis. Trotzdem lebte die damals mehr oder weniger inoffiziell betriebene Schützentaktik auf, die dann im Laufe der Dezennien vielfach verlorenging und im Weltkrieg wieder zur Geltung kam.

Die Kavallerie wurde in der Ausbildung durch Edelsheim reformiert: hart und radikal, wodurch manche gute Elemente verdrängt wurden, aber zweifelsohne zielbewußt, so daß schließlich die Kavallerien nahezu der ganzen Welt den gleichen Ausbildungsmodus annahmen. Das Offizierskorps dieser Waffe war glänzend — wenigstens dem Äußern nach. Es ergänzte sich fast ausschließlich aus den vornehmen Familien des Landes, selbst des Auslandes (namentlich Hannoveraner und Irländer). Auf die Infanterie sah es mit kaum verhüllter Geringschätzung herab, so daß zwischen diesen beiden Waffen ein gesellschaftlicher oder kameradschaftlicher Verkehr kaum bestand.

Auch die Artillerie war in sich eng geschlossen. Sie erfreute sich in der Armee einer großen Wertschätzung, die durch das pflichtbewußte Verhalten im Kriege 1866 gefördert worden war. Andererseits war sie so konservativ, daß es von Rückständigkeit kaum zu unterscheiden war.

Als Führer und Paladine der Armee standen Erzherzog Albrecht, Gablenz, Maroicic, Philipovich, Mollinary, Ringelsheim, Huyn, Edelsheim, besonders aber John und der zweifelsohne genial veranlagte, wenngleich ab und zu irrlichternde Kriegsminister Kuhn im Vordergrund. Männer, die jeder Armee zu jeder Zeit zur Ehre gereicht hätten. Einer der vielen Beweise, daß es in unserem Vaterlande nie an Talenten gefehlt hatte. Wenn dann die gewünschten Erfolge doch nicht erzielt wurden, so lag das nicht an den Persönlichkeiten, wohl aber am System und auch am Aufbau dieses eigenartigen Staatswesens. Auch spielte das persönliche Moment zu allen Zeiten eine allzu ausschlaggebende Rolle, und zivile sowie militärische hochmögende Dilettanten, à la Graf Grünne, nahmen stets einen unglücklichen Einfluß auf die große Sache.

So war die Armee beschaffen, als ich im September 1871 in ihre Reihen trat. Sie führte damals kein glückliches Dasein. Die Kriege 1859 und 1866 lagen ihr noch in allen Gliedern, und die freiheitlichen und nationalen Elemente sahen in ihr nur ein Instrument der Vergewaltigung und des Rückschrittes. Selbst die deutschen Kreise, besonders das Bürgertum, konnten sich in Anfeindung der Armee nicht genugtun. Ein Zeichen des mangelnden politischen Verständnisses, das die Deutschen im allgemeinen, die Deutschen Österreichs im besonderen charakterisiert. Wenn die Armee sich zu jener Zeit politisch irgendwie geltend machte, so war es doch im deutschen,

also germanisierenden Sinne. Und auch die deutschösterreichische Journalistik zog die Bildung und Intelligenz des Offizierskorps herab und nannte den Sinn der Armee sklavisch.

Das Offizierskorps war überdies finanziell ungünstig situiert. Die Gageregulierung vom Jahre 1870 hatte keine erhebliche Remedur gebracht, und da die Periode des, wenngleich teilweise nur fiktiven volkswirtschaftlichen Aufschwunges begonnen hatte, wurde aus dem Zudrang zur Armee bald ein Abfluß, der der Kriegsverwaltung die ernsteste Sorge bereitet haben mochte. Viele flüchteten in die einträgliche Zivilkarriere, der Nachwuchs hörte allmählich auf, und man mußte letzten Endes sogar auf die Rekruten Jagd machen, ob sich unter ihnen nicht etwa halbwegs geeignete Individuen fänden, die sich dem Militärstande widmen wollten.

Diese betrüblichen, sich in der Öffentlichkeit abspielenden Verhältnisse trugen wenig dazu bei, das Ansehen des Offiziers auf der Höhe zu erhalten. Das berühmte „zweifarbige Tuch" hatte damals seinen Zauber gänzlich eingebüßt.

Die Offiziere lebten daher meistens zurückgezogen. Und da noch keine kameradschaftlichen Institutionen, keine Offiziersmessen bestanden (ein Zeichen mangelnder Organisation), gab es keinen rechten Zusammenschluß. Die renommierte österreichische Kameradschaft stand damals auf einem Tiefpunkt. Bei der großen Differenz, die die Offizierskorps untereinander und in sich selbst aufwiesen, konnte ein warmes, auf gegenseitiges Vertrauen gegründetes Gemeinschaftsleben schwer aufkommen. Die österreichische Gemütlichkeit — zum großen Teil Sorglosigkeit —, die Freude an Alltagsgenüssen, die sich bei der angeborenen und anerzogenen Bescheidenheit nur in ganz engen Grenzen bewegen durften, schufen wohl ein friedfertiges Nebeneinandersein. Auch gegenseitige Hilfeleistungen — Borgen, Gutstehen — waren im Schwunge. Das berühmte österreichische Duwort gab dem Ganzen eine äußerliche Gemeinsamkeit und nivellierte die großen Diskrepanzen. Ein Gleichheitsbewußtsein wurde dadurch gefördert, das in erster Linie die niederen sozialen Schichten im Offizierskorps schützen sollte. Mit der zunehmenden Größe des Heeres und dessen Ausgestaltung zum Volksheer, in dem das Reserveoffizierskorps einen großen Faktor darstellte, schwand dann der Wert dieses Ferments und fand auch vielfache Gegnerschaft.

Die fachliche und sonstige Weiterbildung des Offiziers war nicht genügend. Es gelangte wohl im Winter und Sommer je ein taktisches Thema — oft mit fraglicher Grundlage — zur Ausarbeitung, der man aber wenig Bedeutung beimaß. Ab und zu kam es zu Vorträgen, deren Ende man mit ergebungsvoller Geduld abwartete. Trotzdem

wurde damals in der Armee viel geschrieben, meist seichtes Zeug, kompilatorische Zusammensetzungen. Selbst die offiziellen Behelfe (z. B. Waldstättens Taktik) waren feuilletonistischer Art und wenig geeignet, eine sichere Basis für taktische Studien abzugeben. Überdies standen die taktischen Reglements, die nach 1866 in rascher Folge wechselten, in keinem unbestrittenen Ansehen. Deren formellem Teil wurde wenig Beachtung geschenkt. Exakte Formen, straffe Ausführung hielt man für veraltet. Für das Gefecht waren die jeweiligen Anschauungen bestimmter Persönlichkeiten maßgebend, was einen häufigen Wechsel der Methoden hervorrief und oft in Tüfteleien ausartete.

Charakteristisch war auch die große Verantwortungsscheu, die bei den Offizieren, selbst bei den höheren, herrschte. Nur ja nicht anstoßen und sich stets gedeckt wissen, war das Leitmotiv für die meisten. Zweifelsohne eine Konsequenz der Erziehung, die auf das persönliche Moment aufgebaut war und selbständige Regungen als Auswuchs ansah. Dies griff hinein bis in den ausübenden Felddienst.

*

Wien war damals eine besonders lebenslustige Stadt. Der wirtschaftliche Aufschwung, in erster Linie aber die in allen Kreisen betriebene Börsenspekulation der „Gründerzeit" trugen einen wahrhaft karnevalistischen Einschlag. Die Theater mit ihren Operetten- und Ballettdiven spielten eine hervorragende Rolle. Die leicht gewonnenen Münzen flogen noch leichter in die Welt hinaus, und nur der galt, der über Geld verfügte und es springen ließ. Für uns Offiziere blieb daher höchstens die Rolle einer Tanzmaschine in einigen Salons und bei verschiedenen ärarischen Unterhaltungen. Dabei mußte man immer hübsch bedacht sein, friedlich auszukommen, denn kam es einmal zum Konflikt, stand die öffentliche Meinung und die Presse unfehlbar auf Seite des Gegners.

Diese Verhältnisse sowie die geringen Bezüge[1]), die durch die äußerst mäßige väterliche Beihilfe gestützt wurden, brachten es mit sich, daß auch wir drei, ich sowie meine beiden Freunde, die Leutnants Malek und Cvitkovic, die wir auch gemeinsam wohnten, sehr eingeschränkt und frugal lebten. Unser Abendbrot bestand fast ausnahmslos aus Tee mit einem kleinen kalten Imbiß, und das Gasthaus sah uns nur bei besonderen Gelegenheiten. Einen hervorragenden An-

[1]) Der Leutnant bekam damals 50 Gulden Gage. Die monatlichen Abzüge für die unerläßlichen Abgaben, Uniformierung, Dienerzulage usw. verringerten dieselbe so, daß dem unbemittelten Offizier kaum mehr als ein Gulden im Tag zur Verfügung blieb.

ziehungspunkt bot der Kursalon im Stadtpark, wo Cvitkovic und ich oft in Gesellschaft meines ausgezeichneten Onkels Josef weilten. Und da dessen Tochter[1]) die Bühnenlaufbahn betreten hatte, fanden sich ab und zu auch Vertreter der Kunst ein, wodurch wir eine andere Welt kennen lernten.

Josef von Auffenberg[2]) hatte auf meine Lebensführung und Anschauung einen entscheidenden Einfluß. Er war mir ein warmer, väterlicher Freund, dem ich ein dankbares Andenken bewahre. Wenngleich nur Hauptmann des Armeestandes, reichte sein persönlicher Einfluß doch viel weiter, nicht nur weil er der Akademiekamerad hoher Funktionäre — z. B. des Kriegsministers Baron Kuhn — war, sondern weil man ihm auch allseits große Wertschätzung entgegenbrachte.

Mit besonderem Vergnügen besuchten wir drei jungen Offiziere die Hoftheater, deren Stehplätze den Offizieren nahezu kostenlos zur Verfügung standen. Im eben eröffneten Opernhaus wurden wir völlig Stammgäste, und noch heute freue ich mich, wenn ich die Melodien der damals gehörten alten und neuen Opern vernehme.

In lebhafter Erinnerung stehen mir noch die ersten großen Kaisermanöver mit ihrer imposanten malerischen Aufmachung und die ersten Freilager. Kriegerische Stimmungsbilder ohne Blut, allerdings auch ohne Lorbeer.

Die Weltausstellung 1873 erregte mein lebhaftes Interesse. Ihre technischen und kulturellen Errungenschaften und auch den ihr

---

[1]) Die nachmalige Schriftstellerin Natalie Bruck-Auffenberg, die sich in späteren Jahren besonders um die dalmatinische Spitzenindustrie verdient machte.

[2]) Josef von Auffenberg, ein Vetter meines Vaters, diente gleich seinem Bruder Norbert im Infanterieregiment Nr. 10 (Galizien). Im Jahre 1846 machte sich im Offizierskorps des Regiments ein revolutionärer Geheimbund geltend. Norbert Auffenberg war ein eifrig tätiges Mitglied, Josef nur Mitwisser des Bundes. Ein Zufall führte zur Entdeckung. Teilnehmer und Mitwisser wurden zum Tode verurteilt, dann zu Zwangshaft begnadigt. Die beiden Brüder Auffenberg wanderten in die Festung Josefstadt. 1848 amnestiert, trat Norbert unter dem Namen Ormay bei den Honved ein, wo er sogleich Hauptmann wurde. Josef ließ sich bei den Wiener Freiwilligen assentieren, wurde Oberjäger, bei Novara schwer verwundet und mit der großen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Zum Offizier ernannt, erfreute er sich allgemeiner Sympathie, so daß ihn Radetzky als persönlichen Quartiermeister zu sich nahm. Norbert wurde als Oberst im Generalstabe Görgeys nach Vilagos gefangen und füsiliert. Seine Witwe, eine ungarische Gräfin, floh über Konstantinopel nach Brasilien, wo sie einen reichen Pflanzer heiratete. Nach ihrem Tode hinterließ sie ihr bedeutendes Vermögen ihrem Sohn — falls er noch lebe —, den sie bei ihrer Flucht aus Ungarn auf gut Glück zurückgelassen hatte. Einen Moment lang schien es, als ob dieses Vermögen mir zufallen könnte. Dann fand sich der Sproß in einem kleinen Beamten, bei dem das Erbe jedoch keinen langen Bestand hatte.

nachfolgenden Katzenjammer erfaßte mein jugendlicher Sinn nicht sehr tief, dafür blieb ich an den glänzenden Äußerlichkeiten haften. Ebenso erschien mir am berüchtigten 9. Mai, dem schwarzen Freitag, der den großen „Krach" brachte und einer finanziellen und gesellschaftlichen Revolution glich, das plötzliche Verschwinden der vielen präpotenten Börsenjobber als Hauptsache, ein Vorkommnis, das ich gerade als kein Unglück ansah.

1873 war auch das Jahr der imposanten militärischen Paraden vor den gekrönten Gästen unseres Kaisers, die die Weltausstellung besuchten. Alexander II. von Rußland, mit der nachmaligen Kaiserin Feodorowna im Gefolge, die uns alle durch ihren Liebreiz entzückte und die dann die geschworene, unermüdliche Feindin unserer Monarchie wurde. Viktor Emanuel II., der Besiegte von Custozza. Der Schah Nasr Eddin, vor dem die Parade in den Abendstunden abgehalten werden mußte. Der Prinz von Wales, der als König Eduard VII. viele Jahre später einer der eigentlichen Urheber des Weltkrieges werden sollte. Vor allem aber Wilhelm I. mit Bismarck und Moltke, dem eine besonders glänzende, von unserem Kaiser selbst befehligte Parade vorgeführt wurde.

In jenem Jahre meldete sich aber auch die Cholera. Mein Regiment wurde hiervon völlig überfallen, so daß es sofort ins Lager nach Bruck a. d. Leitha abgeschoben werden mußte.

Ein Urlaub brachte mich nach Czernowitz, wohin mein Vater mittlerweile als Präsident des Landesgerichtes versetzt worden war, damals eine weitabgelegene Oase deutscher Kultur, die befruchtend auf alle dort friedlich nebeneinander lebenden Nationalitäten des Landes wirkte. Das rege gesellschaftliche Leben, durch die enorme Billigkeit gefördert, die Üppigkeit in den Bojarenfamilien, die alle von loyalster Gesinnung waren, das Gemisch der Bevölkerung und noch manches andere ließen mich diese acht Wochen auf das angenehmste und belehrendste verbringen. Zutiefst konnte man aber doch schon den werktätigen Beginn der russischen Unterwühlung merken. Wie es sich später herausstellte, war deren Inspirator der russische Konsul Hitrowo, der damals in der Bukowina und später in den Balkanwirren eine maßgebende Rolle spielte. Ich entsinne mich, ihn manchmal im Salon der Baronin Petrino getroffen zu haben, wo er allseits von Liebenswürdigkeit überströmte.

Malek, Cvitkovic und ich meldeten uns in die Kriegsschule, bestanden die Vorprüfung, konnten aber wegen Überzahl erst ein Jahr später aufgenommen werden.

Die Kriegsschule war eine erstklassige militärische Hochschule. Der Studiengang und die Lehrkräfte standen auf der Höhe, und wer

die nötigen Fähigkeiten besaß und die Zeit nützte, konnte sich für seinen Beruf, besonders aber für seine Fortbildung, ein in jeglicher Hinsicht ausreichendes Wissen aneignen.

Mit der militärischen Theorie und dem Studium in den militärischen Anstalten ist es allerdings eine eigene Sache. Hierzu gehört vor allem eine Reihe von Hilfswissenschaften: Mathematik, Naturlehre, Geographie und Geschichte. Diese exakten Wissenschaften bilden die Basis für alle anderen Fächer und ein unersetzliches Mittel zur Gedankenkonzentration. Dann gibt es eine Reihe militärischer Disziplinen, die auf den exakten Wissenschaften basiert sind: Terrainaufnahme, Waffenlehre, Artillerielehre und Ballistik, Fortifikation, Brücken- und Kommunikationswesen mit den zahlreichen Verzweigungen. Schließlich kommt die Gruppe der rein militärischen Fächer, die sich auf Truppen- und Kriegsführung, Taktik und Strategie beziehen. Das sind wohl, fast möchte man sagen, „leider" — keine exakten Wissenschaften. Sie bauen sich darauf auch nur zu geringem Teile auf, basieren eher auf Psychologie. Daher ist es immer schwer, die richtige Grenzlinie einzuhalten zwischen einem allgemeinen nebulosen und eigentlich nichts fruchtenden Theoretisieren und dem Doktrinarismus, der meist in Formalismus ausartet und eine gegebene taktische oder strategische Situation mittels eines Rezeptes lösen möchte, das im Ernstfalle immer versagt. Die Führung der Truppen oder gar der Heereseinheiten ist — vom Hauptkoeffizienten „Glück" abgesehen — zum guten Teil Sache des Charakters oder, wie Napoleon sagte, „Sache des Taktes". Was aber den geistigen Teil anbelangt, ähnlicher einer Kunst als einer Wissenschaft! Taktik und Strategie sind dem Wesen nach Erfahrungswissenschaften, die sich in erster Linie auf das Gewesene aufbauen. Jeder Krieg bringt aber neue Erscheinungen, denen sich die Handelnden sofort anbequemen müssen. Die Theorie verwertet sie wohl erst später, für die unmittelbar Beteiligten meist zu spät. Darin liegt die Achillesferse aller militärischen Theorien und die Begründung, daß glänzende Theoretiker in der Praxis oft gänzlich versagen. Doch ebensowenig wäre mit der einfachen Empirik gedient. Es müssen eben beide Hand in Hand gehen.

Als Bindeglied zwischen Theorie und Praxis — Gedanke und Ausführung — ist die „Generalstabstechnik" anzusehen, die bei uns den Namen „operativer Generalstabsdienst" führt. Sie ist eine wichtige Hilfswissenschaft und wurde bei uns nach dem System des Generals Gallina stets mit großem Eifer betrieben. Allerdings — wenn man aufrichtig sein will — nicht mit dem gleichen Erfolg. Die Maschine ging nicht so reibungslos, als dies zu wünschen gewesen wäre.

Sehr strenge wurde in der Kriegsschule die Schuldisziplin betrieben. In dieser Hinsicht merkte man nicht, daß man sich an einer ersten Hochschule befand, die von Offizieren, darunter auch älteren, frequentiert wurde. Dieses System nahm auf die Charakterentwicklung keinen günstigen Einfluß, und so manche Eigenheiten der Generalstabsoffiziere lassen sich darauf zurückführen.

Während des ersten Schuljahres (1875—1876) wurde der Generalstab wieder als ein in sich geschlossenes Korps aufgestellt. Er war unter Kuhn aufgelöst worden, und die den Generalstabsdienst versehenden Offiziere hatten als obersten Chef nur einen „Leiter" (den früher genannten General Gallina), der aber dem Kriegsminister vollkommen unterstellt war. Kuhn trug hierbei der großen Animosität Rechnung, deren sich der Generalstab, mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, sowohl in der Öffentlichkeit als in der Armee erfreute. Nach seinem Rücktritt (1876) war jedoch jene Animosität teilweise geschwunden und man erblickte im geistigen Inspirator von Custozza, Feldzeugmeister John, die richtige Persönlichkeit für die Stelle eines Chefs in dem neu zu errichtenden Generalstabskorps. Bei dieser Wiedererrichtung wirkte wohl auch der Nimbus mit, der vom Namen „Moltke" und vom deutschen Generalstab weit über die Grenzen Deutschlands strahlte und der dahin führte, daß in allen Staaten ein geschlossener Generalstab nach deutschem Muster eingeführt, resp. wiedereingeführt wurde. Bei uns bestand diese Institution über 40 Jahre, nicht ohne berechtigte Einwände, denn sie bildete sich immer mehr zu einem Staat im Staate aus, mit einem eigenartigen Korpsgeist, der nicht frei von Unzuträglichkeiten war, die sich oft in nachteiliger Weise geltend machten. Die Organisation des Generalstabes, das Verhältnis seines Chefs zum verantwortlichen Kriegsminister und zum Minister des Äußeren waren immer und überall eine sehr schwierige Sache und eigentlich nur dann gut zu lösen, wenn auf allen diesen drei Posten besonders geeignete und nicht allzu selbstische Männer standen, oder wenn sich einer besonders prädominanten Persönlichkeit alles fügte.

Die Mappierungsübung am Schlusse des ersten Jahres führte mich nach Adelsberg, weltberühmt wegen seiner Grotten und Höhlen. Inmitten wilden Karstes gelegen, ergaben sich für Anfänger in der Mappierungskunde wohl höchst schwierige Aufgaben. Nach Abschluß der Arbeiten fuhr ich nach Triest, zum erstenmal ans Meer! Das ist nun über 40 Jahre her, doch noch heute empfinde ich die Offenbarung, die mich erfüllte, als ich in leuchtender Morgensonne vor mir sah die blauenden Fluten der wogenden Adria. Mit welcher Wehmut denke ich jetzt zurück. Das verlorene Meer! Ein Teil der unendlichen Tragödie!

Während des höchst anstrengenden zweiten Schuljahres entwickelte sich der große türkisch-russische Balkankrieg, nachdem schon im Vorjahre der türkisch-serbisch-montenegrinische Kampfesreigen das Präludium hierfür abgegeben hatte. Die ersten großen Ereignisse: der Donauübergang, der Vorstoß über den Schipkapaß, der türkische Gegenstoß, der zu den Plewnaschlachten führte, fielen in die Zeit, da wir unsere Studienreise in den Alpenländern bewirkten. Da wußte man oft wirklich nicht, wem man seine Aufmerksamkeit mehr zuwenden sollte: den Themen, der herrlichen Natur oder den Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Doch unser gestrenger Übungsleiter brachte uns schon langsam ins richtige Gleis.

So war der Abschluß des zweiten Jahres und hiermit auch jener der Kriegsschule gekommen. Ich schnitt zu meiner Genugtuung sehr gut ab und erhielt die Zuteilung als Generalstabsoffizier der 10. Infanteriebrigade in Olmütz. Von meinen Jahrgangsgenossen sei speziell der damalige Genieoberleutnant und nachmalige unglückliche Heerführer Potiorek erwähnt. Es wird in diesen Blättern von ihm noch öfter gesprochen werden, doch sei hier erzählt, daß er als Erstqualifizierter die Schule verließ, und diese Beurteilung ihm auch von seinen Kameraden ganz unzweifelhaft zuerkannt wurde. Das Schicksal hat dann zum Schluß seiner Laufbahn gegen ihn entschieden.

Der Kriegsschule bewahre ich ein dankbares Angedenken. Bei aller Mühe und Plage und nicht immer allzu glimpflicher Behandlung waren es gleichwohl Jahre der ernsten Sammlung, der Arbeit und auch des Fortschrittes in jeglicher Hinsicht.

a) Dem Generalstabe zugeteilt

Die 10. Infanteriebrigade, die damals von dem ausgezeichneten General Dumoulin befehligt wurde, bildete einen Teil der 5. Infanteriedivision, die aus mährischen und schlesischen durchwegs vorzüglichen Truppen bestand. Da der Großteil derselben in Olmütz selbst dislociert war, so kann man sich das rege Leben in dieser Stadt denken. Hierbei überwog natürlich das militärische Element, doch auch der hohe Klerus des reichen und berühmten Olmützer Domkapitels spielte eine tonangebende Rolle. Ich nahm an dem gesellschaftlichen Treiben nur geringen Anteil, da ich damals noch im Banne meiner militärischen Studien und auf dem besten Wege zu einem militärischen Stubengelehrten war. Das Leben wies mir dann andere, praktischere Pfade.

Kommandierender General in Brünn war Mollinary, einer der bedeutendsten und interessantesten Generale der Armee. 1866 führte er das IV. Korps bei Königgrätz und war auch jetzt ausersehen, die zum Einmarsch in Bosnien bestimmte Armee zu führen. Da aber seine politischen Intentionen den maßgebenden ungarischen Staatsmännern nicht gefielen, wurde das Kommando später dem General Philippovich übertragen.

Gelegentlich einer Inspizierung Mollinarys wurde ich beauftragt, einen Vortrag zu halten, der mir die Gunst des auf wissenschaftliche Bestrebungen sehr bedachten Generals eintrug. Leider mußte er sehr bald aus der Aktivität scheiden, und auch in diesem Falle spielte die in unserem Vaterlande stets so meisterhaft gehandhabte Intrige gegen selbständig denkende Menschen die maßgebende Rolle. Er lebte dann noch 25 Jahre in einer Villa am Comosee. Nach seinem Tode erschien seine Autobiographie, ein lesenswertes Geschichtswerk.

Auf der großen politischen Weltbühne schritten die Ereignisse rasch fort. Nach heldenmütigem Widerstande brach die Türkei zusammen, der Präliminarfrieden von St. Stefano erregte die ganze Welt, und wir sahen den Krieg mit Rußland im unmittelbaren Anzug. In den Parlamenten wurde heftigst debattiert, und Andrassy führte in den Delegationen den langwierigen Kampf um den damals Aufsehen erweckenden 60-Millionenkredit, hinter dem sich die Zustimmung zur langgeplanten Okkupation Bosniens und der Herzegowina verbarg. Hierbei zeigten sich die Führer der Deutschen Österreichs in ihrer doktrinären Kurzsichtigkeit, die im darauffolgenden Jahr noch durch ihre Kämpfe gegen die Erneuerung des Wehrgesetzes überboten wurde.

Es folgte der Berliner Kongreß und die politisch-militärische Vorbereitung der Okkupation „jusqu' au delà de Mitrovicza!"[1]). Dieser Aktion sah man mit großem Optimismus entgegen. Ich verweise da auf den bekannten Ausspruch Andrassys: „daß zwei Kompagnien mit einer Regimentsmusik hierfür genügen würden". Man stellte dann ein sehr starkes Korps in Bereitschaft (3 Divisionen unter Philippovich, 1 Division unter Jovanovic), was sich trotzdem zu gering erwies.

---

[1]) Ursprünglich als „Annexion" gedacht, wurde erst auf dem Berliner Kongreß eine „Okkupation" daraus, ein bedenklicher Schönheitsfehler des uns zugeteilten europäischen Mandats. Es soll dies auch einer der Gründe der vorzeitigen überraschenden Demission Andrassys gewesen sein. Jedenfalls erwuchsen dadurch der Monarchie große Schwierigkeiten, die eines der Motive zum Weltkrieg bildeten.

In der Monarchie war von diesen Vorbereitungen nicht viel zu bemerken, außer einigen allgemeinen Vorkehrungen, die aber nicht sehr auffielen, da zu jener Zeit zum erstenmal planmäßige Mobilisierungsbestimmungen durchgeführt wurden. Doch sehr bald darauf kam es trotz des Protestes der Türken zum Einmarsch in Bosnien und zu ernsten Kämpfen, die nicht allseits einen befriedigenden Verlauf nahmen. Es wurde eine zweite und dritte Mobilisierung nötig, wodurch schließlich eine Armee von 12 Infanteriedivisionen mobil zur Verwendung gelangte.

Mit wachsender Spannung und Ungeduld verfolgte ich das Anschwellen der militärischen Aktion, zumal auch ein Regiment aus dem Brigadeverband losgelöst wurde und mit der Brünner Infanterietruppendivision abmarschierte. Da litt es mich nicht länger, und ich bat in einem wohlgesetzten Schreiben den Chef des Generalstabes um meine Einteilung zur mobilisierten Armee, was mir auch sofort gewährt wurde. Meine Eltern reisten nach Brünn, um mich nochmals zu sehen, und von ihnen, meinen anderen Verwandten und meinem lieben General Dumoulin zum Zuge begleitet, fuhr ich, mit Segenswünschen überschüttet, dem ersehnten Ziel, der Kriegskampagne entgegen.

b) Der Okkupationsfeldzug in Bosnien

Ich stand als Generalstabsoffizier bei der 61. Infanteriebrigade (31. Infanteriedivision). Brigadier war Oberst Killic, ein schneidiger Troupier aus dem Grenzlande, Divisionär Feldmarschalleutnant von Kees, mein einstiger Akademiekommandant. Gelassen und zurückhaltend, besaß er unser unbedingtes Vertrauen.

Die Division bestand an Infanterie aus dem 6. und 33. Regiment, aus den 23., 44., 52. und 69. Reserveregimentern. Die drei erstgenannten Truppenkörper bildeten die 61. Infanteriebrigade.

Es waren schöne ungarische Truppen, doch von irgend einem Elan für die Sache war nicht die Spur. Man fühlte deutlich, daß sie gingen, weil sie gehen mußten; von einer kriegerischen Begeisterung war aber nicht die Spur vorhanden. Wenn ich damit die Stimmung bei Beginn des Weltkrieges vergleiche, so ist es, als ob es sich um zwei ganz verschiedene Armeen handeln würde. Das ist eben das Volksheer! Für die Okkupation sowie für die Eroberung eines fremden Landes, von dem die allerwenigsten je etwas gehört haben, kann es ohne besondere Agitation keinen Schwung geben. Während im Weltkrieg, wo das Gefühl des Existenzkampfes anfänglich die meisten

Schichten der Bevölkerung durchzog, Leistungen vollbracht wurden, an die die kühnste Phantasie nicht gedacht hätte[1]).

Die meisten Reserveregimenter mit ihrem wenig homogenen Offizierkorps gaben damals — zum mindesten im Anfang — kein sehr erfreuliches Bild. Ich begegnete zum Beispiel einem Reserveregiment am Marsche, allerdings bei großer Hitze, doch bei kurzer Marschleistung. Dieses 2000 Mann und ca. 40 Fuhrwerke zählende Regiment nahm eine Marschtiefe von gut 7 km ein, und auf den Vorspannwagen lagen die Leute nur so zu Hauf. Während der Operation gab es allerdings fast gar keine Nachzügler, weil dies für sie eine höchst gefährliche Sache war. Aber schließlich ist es keine aufmunternde Erscheinung, wenn für die Erhaltung der Marschdisziplin indirekt der — Feind sorgen muß! Über den Gefechtswert der Truppen kann ich kein Urteil abgeben, weil die vier Gefechte, an denen ich teilnahm, doch nur untergeordnete Unternehmungen gegen einen Gegner waren, der den Widerstand eigentlich schon aufgegeben hatte. Ihre Pflicht hätte die Truppe gewiß getan. Überragende Leistungen aber, wie sie im Weltkrieg von den allermeisten Regimentern, selbst von Landsturmformationen wiederholt vollbracht wurden, hätte man damals kaum erwarten dürfen.

Ich werde hier durchaus keine Beschreibung der bosnischen Kampagne darlegen. Dieses Ereignis liegt weitab und erscheint überdies, an den jetzigen gigantischen Geschehnissen gemessen, völlig zwerghaft. Doch einige interessante Streiflichter und Erlebnisse möchte ich immerhin erzählen, weil sie schließlich für die allermeisten kriegerischen Vorkommnisse typisch sind. Und wenn man von den ganz ungleichen technischen Kriegsmitteln absieht, ändern sich die Eindrücke, die auf den Einzelnen einwirken, nicht wesentlich, ob er nun mit tausend oder mit einigen hunderttausend Mitkämpfern an der Front steht.

Der Aufmarsch des IV. Korps brachte uns an die Save, in den syrmisch-slawonischen Teil der alten Militärgrenze. In diesem gesegneten Landstrich herrschten noch vollauf die altpatriarchalischen Grenzverhältnisse. Die Regimenter verschwanden völlig in den reichen, ausgedehnten Ortschaften und fanden die günstigsten Bedingungen.

---

[1]) Es kann nun allerdings vorkommen, daß politische Erwägungen wichtigster Art einen Staat zu einer Okkupation oder Annexion zwingen, wie dies eben hier der Fall war. Dann muß aber durch verständige Agitation das allgemeine Interesse rechtzeitig wachgerufen, und die militärischen Vorbereitungen und Machtmittel müssen von allem Anfang an derartig großzügig getroffen werden, daß der Erfolg mit Sicherheit gewährleistet ist, ohne zu große Inanspruchnahme der Einzelleistungen. Trifft dies nicht zu, dann ist die ganze Aktion eben unrichtig oder verfrüht angefaßt.

Der Aufmarsch vollzog sich glatt, doch langsam. Vom Gegner wußte man, daß er gegen die bis Doboj zurückgedrängte 20. Division (Feldmarschalleutnant Graf Szapary) heftig nachdränge, und daß direkt uns gegenüber, bei Šamać und namentlich bei Brčka stärkere Gruppen standen. Nach einer Demonstration gegen Brčka, 12. September, erfolgte die Forcierung der Save bei Šamać. Die Ausführung ging, infolge mangelnden Verständnisses einiger Unterführer, recht stockend vor sich, so daß gegen einen ebenbürtigen Gegner die Unternehmung wohl kaum gelungen wäre.

Unsere Brigade bildete die Vorhut, beziehungsweise das zur ersten Überschiffung bestimmte Detachement. Bei tiefster Finsternis marschierten wir unter meiner Führung zur Überschiffungsstelle. Die dem Vortrab folgenden Kompanien irrten vom Wege ab, und es gelang mir nur mit vieler Mühe, sie wieder zurückzubringen. Darob rege Auseinandersetzung und Verärgerung, die aber bald weggeblasen war, da die Einschiffung glatt vor sich ging, und die erste Staffel — ein Bataillon des Regiments 6 — in lautloser Morgenstille am bosnischen Ufer landete. Mit verhaltenem Atem belauschten und beobachteten wir diesen kritischen Moment, und ich warf vor Freude meine Mütze in die Höhe, als die ersten Kompanien das Steilufer erklommen und sich fächerförmig ausbreiteten. Bald folgte das 2. Bataillon, mit dem auch der Brigadestab übersetzt wurde. Wir drangen auf bosnischem Ufer vor, um den Ort Šamać von Osten her anzugreifen, während die Artillerie und die Donaumonitore gegen die Nordseite des Ortes ein heftiges, doch — wie wir später sahen — wenig wirksames Feuer eröffneten.

Das Vorgehen in dem über reiterhohen Kukuruz gestaltete sich sehr mühsam, und je näher wir an Šamać kamen, desto mehr zogen sich die Kompanien an den Weg heran, à cheval dessen wir vorrückten, und desto langsamer wurde das Tempo. Der Brigadestab — ich etwa 50 Schritte voran — ritt am Wege und langte bald bei der Vorpatrouille an, somit ganz in Sicht der Ostlisière. Ich erblickte einige rote Punkte und hielt sie für türkische Fes. Meinem Brigadier und den Leuten rief ich es zu, da krachte schon die erste Salve! Kugeln umschwirrten mich, und ein Infanterist, auf den wohl kaum gezielt worden war, brach mit durchschossenem Unterleib zusammen. Dieser Moment meiner Feuertaufe hätte mein Verhängnis werden können, da ich sichtlich die Zielscheibe der noch folgenden Kugelgrüße war, in dieser Situation aber weder absitzen noch zurückreiten wollte. Doch bald kamen von rechts und links die Schwarmlinien heran, und der schwache Gegner zog sich in den Ort zurück.

In Šamać tobte dann der Straßenkampf. Flammen schlugen aus den Häusern, und ehe man sich dessen versah, stand alles in Brand

und Rauch. Und auf einmal — weiß Gott wie — war eine nachfahrende Batterie inmitten des brennenden Ortes festgefahren, konnte weder vor noch zurück, so daß das Heu auf den Munitionskästen zu glimmen begann. Es war beängstigend. Ich flog auf meiner idealen Radautzer Stute zwischen zwei brennenden Gehöften durch, erreichte den Ortsausgang und räumte das Weghindernis fort — einige sich dort sammelnde Kompanien —, so daß die Batterie im Galopp aus dem Orte preschte.

Der Gegner hatte sich rechtzeitig gegen Gradaćać zurückgezogen, wohin die Division ihm auf mehreren Wegen nachrückte.

Es war finstere Nacht mit fahlem Mondschein, als ich, seit frühem Morgen auf dem Pferde sitzend, zum Divisionsquartier reitend, total ermüdet im Sattel einschlief. Plötzlich schreckte mich ein Schuß auf. Ich sah eine weiße Gestalt vor mir, auf die der mir nachfolgende Ordonnanzhusar geschossen hatte. Diese Gestalt rief uns ungarische Worte zu, und es stellte sich heraus, daß es ein Husar der bei Maglaj überfallenen und versprengten Eskadron sei. Nach Verlust seines Pferdes hatte sich der Mann ins Gebirge geflüchtet, seiner Husarenkleidung entledigt, um unerkannt zu bleiben, und, durch sechs Wochen herumirrend, sich an diesem Tage, da er Gefechtslärm gehört, dem ersten Soldaten gestellt. Daß er fast erschossen worden wäre, hinderte ihn nicht, den „Baratom-huszar" zu umarmen.

Nach kurzem Geplänkel besetzten wir Gradaćać. Als ich weiter vorrückend zur Ausmittlung der Lagerplätze zur Vorpatrouille — einem Zug Husaren — ritt, kam ich just in dem Momente an, als wenige hundert Schritte vor uns eine kleine türkische Reiterabteilung auftauchte. Ohne viel Besinnen ging der Husarenzug vom Fleck weg zur Attacke an, und da meine in heftigen Lançaden vorstürmende Stute mich nicht zum Säbelergreifen kommen ließ, stürmte ich mit einem spanischen Röhrl in der Hand als erster an. Die Türken ergaben sich aber, denn es waren Zaptiehs (Gendarmen), die nicht mehr mittun wollten.

Wir hörten den Gefechtslärm von Brčka, das von der 13. Division angegriffen und genommen wurde.

Unsere Division, durch widrige Umstände zu einem Umweg veranlaßt, kam zu spät, um dem Gegner den Weg abzusperren. So wurde tags darauf der allgemeine Vormarsch von unserem, dem IV. Korps, von Norden, vom III. Korps durch das Sprećatal von Westen in mehreren Kolonnen aufgenommen. Die 61. Brigade bildete die Verbindung zwischen den zwei Korps und mußte über die Malijevica vorgehen, einen tausend Meter hohen, damals vollkommen wegelosen Gebirgskamm überqueren, der uns große Schwierigkeiten bereitete.

Vor dem Aufstieg lagerten wir in einem Talkessel. Wir sahen die Lagerfeuer des Gegners. Aus einer Reihe von Anzeichen schlossen wir auf einen starken Widerstand. Bei Einbruch der Dämmerung wurde die Disposition für den Vormarsch ausgegeben. Ein ernstes, fast weihevolles Empfinden erfaßte mich. In dieser Stimmung schrieb ich zwei Abschiedsbriefe. Einen an meine Eltern, den zweiten in anderer Direktion. Völlig weich geworden, übergab ich die beiden Schreiben meinem Diener, mit der Weisung, sie zu bestellen, falls ich fallen sollte. Ich hatte noch gar nicht geendet, als mir der findige Sancho Pansa ins Wort fiel: „Pane Oberleutnant, was bekomm ich als Andenken?" Dieser naive, urgesunde Egoismus führte mich rasch in die reale Situation zurück, und nachdem ich ihm einige kernige Worte erwidert hatte, schlief ich einige Stunden den Schlaf der Jugend.

Wir trafen den Feind an der Kammlinie einer steilen Höhe. Um die Batterie vorzuholen und die Kolonne zum Aufmarsch zu bringen, mußte ich zurückreiten. Ich sah keine Spur von ihr. Erregt über Stock und Stein, durch Wald und Gebüsch reitend, fand ich sie endlich vom Wege weit abgeirrt, auf einem dem Gegner zugekehrten Steilabfall. An der Spitze zwei Offiziere, sorglos miteinander plaudernd. Die Situation, die der Gegner zu unserem Glücke nicht bemerkte, war scheußlich. Ein höllisches Feuer wurde nun auf den Feind eröffnet, und der überraschte Gegner zog sich nach kurzem, wirkungslosem Gegenfeuer unter lautem Schreien in den Wald zurück.

Nach leichtem Kampfe besetzten wir Srebrenik, und unter Überwindung unsäglicher Terrainschwierigkeiten vorrückend, lagerten wir am Abend neuerdings in einer Talmulde. Total ausgepumpt, fiel ich in einen todähnlichen Schlaf. Nach einigen Stunden wurde ich vom Brigadier geweckt, hörte Schüsse knallen, Kugeln über uns hinwegpfeifen. Da die Schüsse aus der Richtung eines Hauptpostens kamen, bewegte ich mich mit einer Patrouille dahin, wurde aber, ehe ich ankam, von einem ungarischen „Holt, wer do?" angehalten. Also eigene Leute. Und ich gewahrte, daß der Hauptposten die Front gegen das eigene Lager genommen hatte. Der allgemeinen Erschöpfung war es wohl zu danken, daß sich in der stockfinsteren Nacht nicht ein Kampf zwischen uns und unseren Sicherungstruppen entsponnen hatte.

Am folgenden Abend kamen wir mit dem Reserveregiment Nr. 23 in Verbindung, das von der Division zu unserer Unterstützung abgesendet worden war. Vor uns sahen wir auf der Höhe ein großes Insurgentenlager, hörten wilde Allahrufe, aus denen wir auf eine große gegnerische Kampfesfreudigkeit schlossen. Auch zwei berittene Insurgenten wurden eingebracht, einer davon ein vornehmer Beg.

Sie benahmen sich herausfordernd, versuchten in der Nacht zu fliehen und wurden dabei erschossen. Den Säbel und den Pferdezaum des Begs besitze ich noch heute.

Zweieinhalb Bataillone sollten den Feind beschäftigen, der Rest seine Flanke umgehen. Da der Feind während der Nacht eine etwa 7 km weiter rückwärts gelegene Stellung bezogen hatte, mußten wir einen längeren Vormarsch absolvieren, was in dem schwierigen, unübersichtlichen Terrain Veranlassung zu Trennungen gab, so daß die Frontgruppe schon in den Kampf getreten war, bevor wir davon Kenntnis hatten. Erst mittags wurde uns die Situation klar, doch hatten wir mittlerweile auch Fühlung und Anschluß mit dem Nachbarkorps (III.) gefunden.

Wir bogen schleunigst links ab. Vorauseilend gewahrte ich eine lange dichte Rauchlinie längs eines Höhenkammes — die gegnerische Kampfesfront, die uns den Rücken zukehrte. Ein Zeichen, daß die Umgehung vollkommen geglückt war. Toll vor Freude, stieß ich völlig unartikulierte Laute aus, als ich dem Brigadier die Situation meldete. Leider konnte aber die Kolonne auf dem steilen, verwachsenen Saumweg nur mühselig und langsam vorwärts kommen, so daß die gegnerische Front Zeit hatte, abzubauen und auf dem gegenüberliegenden Höhenkamm den Rückzug anzutreten.

Am Abend erreichten wir eine dominierende Höhe, von der man das Sprečatal, den Vorrückungsraum des III. Korps, und die Straße von Brčka nach Tuzla, den Vorrückungsraum des eigenen Korps, sichten konnte. Ein erhebender Anblick war's, den riesigen Halbkreis von Lagerfeuern zu sehen, und man gewann das sichere Gefühl, daß der Gegner diesem gemeinsamen konzentrischen Andringen nicht werde widerstehen können.

In den Morgenstunden kamen Trupps christlicher Landleute, namentlich die armen, verprügelten katholischen Kmeten, und berichteten, daß Tuzla vom Gegner geräumt sei, und daß dieser teils gegen die Romanja abgezogen war, teils sich zerstreut habe. Just an meinem Namenstag erfolgte bei strömendem Regen der kampflose Einmarsch in Tuzla, an dessen Ostlisière wir ein feuchtes Lager bezogen.

Einige Tage danach traten wir den Vormarsch gegen Zwornik an. Bei ununterbrochenen Regenströmen blieben die meisten Fuhrwerke auf den elenden türkischen Straßen stecken, fast alle Brücken waren zerstört, und auf der Straßensteile vor Zwornik konnten die Reiter nur abgesessen heruntergelangen.

Zu irgendwelcher Kampfesaktion kam es nicht mehr, und als wir in Zwornik mit klingendem Spiel — komischerweise nach den Klängen

des damals sehr beliebten Gassenhauers „Höher Peter" — einzogen, bewarfen uns die Judenmädels mit Blumen.

Nach beendeter Operation verließ ich ohne Bedauern das düstere Türkennest. Doch auf meine erste Kriegskampagne sah ich mit wenig Befriedigung zurück. Wohl hatte ich getan, was ich hatte tun können, aber eine sichtbare äußere Auszeichnung, für die ich wie jeder junge Offizier empfänglich gewesen wäre, blieb aus.

c) In Budapest

Nach der Demobilisierung war der Stab der 31. Division und jener der 61. Brigade wieder nach Budapest in die Friedensdislokation rückverlegt worden. Daselbst konnte ich mich anfänglich nicht eingewöhnen, weil die dienstlichen Verhältnisse sich unangenehm gestalteten. Ich führte daher ein völliges Einsiedlerleben. Die Stadt gefiel mir wohl außerordentlich, doch blieb ich dem Getriebe der Großstadt fremd. Damals weit mehr deutsch als magyarisch, befand sich dortselbst ein vorzüglich geleitetes deutsches Theater, an dem die ersten Kunstkräfte Deutschlands gastierten, auch die nachmals — nicht nur aus Kunstgründen — berühmt gewordene Katharina Schratt. Allerdings war diese Kunststätte schon damals der Gegenstand lebhafter Agitation seitens radikal-nationaler Elemente, und als sie dann abbrannte, wurde hierfür kein Ersatz mehr gestellt.

Das politische Treiben schlug hohe Wogen. Der alte Koloman Tisza war Ministerpräsident, und mit Ausnahme Deaks, der kurz vorher gestorben war, lebten und wirkten noch alle Paladine des 1867er Ausgleiches. Die waren aber, ob gewollt oder nicht gewollt, ausnahmslos schon nach links gerückt, in erster Linie der Ministerpräsident — der große politische Schwarzkünstler Tisza der Ältere — selbst. Ich stand dem allen ziemlich teilnahmslos gegenüber, da mein Interesse für politische Vorkommnisse interner Natur noch schlummerte.

Im Herbst 1879 verbrachte ich einige Wochen in Czernowitz, das sich mächtig entwickelt hatte und das Bild einer aufstrebenden deutschen Mittelstadt bot. Bei der Rückfahrt passierte ich Wien in dem Momente, als Bismarck zum Abschluß des berühmten Bündnisses dort weilte, das 35 Jahre später die Feuerprobe so rühmlich und doch so unglücklich bestand.

Gleichzeitig hoben damals die Zänkereien im österreichischen Parlament bezüglich des Wehrgesetzes an, besonders hinsichtlich der

Verlängerung des Grundsatzes, der den Kriegsstand des Heeres auf 800 000 Mann festsetzte. Die deutschen Vertreter: Herbst, Giskra, Demel, Sturm usw. wußten, daß der Bündnisvertrag von der Annahme dieser Forderung abhänge, und es hätte ihnen auch klar sein müssen, daß die Krone daran unbedingt festhalten würde. Ihr verbohrter Doktrinarismus aber ließ sie den Kampf, das Gezänke dagegen doch aufnehmen. So blieb der Regierung in ihrer Not nichts übrig, als die Unterstützung dort zu nehmen, wo sie sich ihr bereitwillig bot: bei den Polen und Tschechen. Dadurch brach das Regierungssystem, das auf die Hegemonie der Deutschen aufgebaut war, zusammen, und die Taaffesche Regierungskunst des Paktierens und „Fortwurstelns" sollte ihren Anfang nehmen. Die Deutschen erhoben sich von diesem Fall, an dem ihre politische Unklugheit die größte Schuld trug, nie mehr.

Im Sommer lernte ich gelegentlich der Generalstabsreise das Banat bis Orsowa kennen, und der früh einsetzende Winter brachte mich auf einer Inspizierungsfahrt in die Bacska und nach Neusatz. Von da aus ging es nach Semlin und nach Belgrad. Damals sah man dort die österreichische Uniform noch nicht mit scheelen Augen an, wurde doch im Jahre darauf mit König Milan eine bindende Militärkonvention abgeschlossen, und auch nachher wanderten noch lange Zeit hindurch serbische Offiziere alljährlich in unsere höheren Militärschulen. Allerdings waren dies ausschließlich Konsequenzen der Kabinettspolitik des politisch begabten Königs Milan. Das Volksempfinden war uns aber schon damals vollkommen entfremdet, wesentlich durch die ungarische Politik. Auch waren bereits nationale Begehrlichkeiten geweckt, die mit unseren vitalen Interessen kollidierten und früher oder später zum Konflikt führen mußten. Rückblickend erkennt man, wie an vielen Stellen und von langer Hand her vorbereitet die Keime zum Weltkriege ansetzten.

Bei der Weiterfahrt von Semlin nach Bazias blieben wir buchstäblich im Eise stecken und erreichten, Nordpolfahrern gleich, nur mit Not und Mühe das Land. Dann mußten wir auf einer offenen Bauernbritschka bei 15 Grad Kälte auf elenden Wegen 50 km weit nach Pancsowa fahren. Es war ein Wunder, daß ich in meinem einfachen Mantel nicht erfror. Halb bewußtlos hob man mich vom Wagen, und Banater Sliwowitz löste mich aus der Erstarrung.

Der Budapester Winter 1879/80 verlief für mich sehr vergnügt. Eine lebenslustige Gesellschaft, Zivil und Militär, fand sich zusammen, und im „Budai-Kör", dem ersten Ofener Gentryklub, wurde Theater gespielt, musiziert, getanzt, wobei der ungarische Einschlag den Abenden eine besonders flotte Note verlieh.

Nach einem ungewöhnlich harten Winter — die Donau war bei Budapest durch 104 Tage zugefroren — kam über Nacht ein prächtiger Frühling, und der 1. Mai brachte mich auf die ersehnte nächste Lebensetappe, zum Hauptmann im Generalstabe.

Kapitel V

Hauptmann im Generalstab

Ich hatte mein erstes größeres Lebensziel erreicht, zählte dabei erst 27 Jahre und freute mich, daß ich bei der 31. Infanteriedivision in dem mir liebgewordenen Budapest verblieb.

Im Monate Mai wohnte ich einer bemerkenswerten Feier in der Neustädter Akademie bei: der Enthüllung des Denkmals für die vor dem Feinde gebliebenen ehemaligen Akademieangehörigen. Diese würdige Feier erhielt die Krönung durch die Anwesenheit des Kaiserpaares. Bei der Feldmesse hatten wir alle Mühe, unsere Blicke dem Altar und nicht der blendenden Schönheit der Kaiserin zuzuwenden. Ein rührender Anblick war es, als ihr dann vom ältesten und vom jüngsten Neustädter — einem fast 90jährigen General und einem 15jährigen Bürschchen — ein Blumenstrauß überreicht wurde. —

Meinem obersten Chef, Divisionär Feldmarschalleutnant von Kees, war die Leitung aller Übungen in der großen Garnison Budapest übertragen. Hierdurch konnte ich meine Tätigkeit entfalten, Kenntnisse und Erfahrungen erneuern. Wir Lernbeflissenen, zu denen auch mein Jugendfreund Cvitkovic[1]) zählte, standen vornehmlich im Banne der Lehren und Erkenntnisse des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Diese Grundsätze kamen auch in den reglementarischen Vorschriften und offiziösen Gefechtsbestimmungen zum Ausdruck. Im gleichen Büro befand sich damals der Generalstabshauptmann Ratzenhofer. Es war dies jener Ratzenhofer, der sich in seinen späteren Jahren als philosophischer und soziologer Schriftsteller eines Weltrufes erfreute. Ein überzeugter Vertreter der monistischen Schule trat er hierfür in etlichen berühmt gewordenen Schriften ein und

[1]) Mit Cvitkovic verband mich auch weiter engste Freundschaft. In der Kriegsschule, im Okkupationsfeldzug standen wir zueinander und trafen auch wieder in Budapest zusammen. Sehr befähigt, verband er große Gründlichkeit mit stupendem Fleiß, dabei war er ein angenehmer Gesellschafter, wenngleich wir fast immer stritten und diskutierten, was hauptsächlich in meiner Natur lag.

wurde in ernsten Fachkreisen als ein österreichischer Harry Spencer bezeichnet. Er starb als Feldmarschalleutnant gelegentlich einer Rückfahrt von Nordamerika. Ratzenhofer war als Kamerad sehr beliebt und angesehen, wie auch seine militär-wissenschaftlichen Vorträge allseitiges Interesse auslösten. Und das Eigenartige: niemand war vom militärischen Standesbewußtsein mehr durchdrungen als er; in diesbezüglichen Fragen galt er als Autorität. Ein sprechender Beweis, wie sich streng wissenschaftliche, philosophische Lebensauffassung mit edlem militärischen Standesbewußtsein vereinen läßt, und wohl auch ein Beweis, welch große und vielseitige Talente die alte Armee in sich barg.

Kommandierender General von Ungarn war der bekannte General der Kavallerie Baron Edelsheim-Gyulai, eine der markantesten Typen der Armee und vielleicht die hervorstechendste Soldatenerscheinung, die ich je kennen lernte. In drei Kriegen als Reiterführer bewährt und für sein verständiges, mutvolles Eingreifen in der Schlacht bei Magenta mit dem Militär-Maria-Theresienorden ausgezeichnet, besaß er alle geistigen und körperlichen Eigenschaften eines hervorragenden Soldaten älterer Schule. Ob er sich auch als Feldherr bewährt hätte, sei dahingestellt. Als repräsentativer Kommandeur stand er aber unbedingt an erster Stelle. Ordnung und Disziplin wußte er wie wenige einzuführen und zu erhalten, und seine Inspizierungen waren, wenngleich nicht angenehm, im höchsten Grade belehrend. Ich merkte mir das Wesentliche davon, und als ich selbst hoher Kommandant wurde, praktizierte ich es den geänderten Verhältnissen entsprechend. Edelsheim machte tatsächlich Schule. Sein Wirken als Kavallerieinspektor war — obwohl vielfach angefeindet — hervorragend, und sein System fand bei den Kavallerien fast aller Armeen Eingang. Eine politische Affäre und der Einfluß des Erzherzogs Albrecht nötigten ihn schließlich zum unfreiwilligen Rücktritt. Im privaten Leben umwob diesen Grandseigneur eine gewisse Romantik, um so mehr, da er auch als Held und Eroberer bei Damen galt.

Die Erinnerung an den Einzug des neuvermählten Kronprinzenpaares — Rudolf und Stephanie — liegt mir noch im Gedächtnis. Der ganze Glanz ungarischer Adelspracht entfaltete sich dabei und wenn ich jetzt den Vergleich ziehe zwischen den Krönungsfeierlichkeiten vom Dezember 1916 und dem Einzugsgepränge 1881, muß ich letzterem weitaus den Vortritt geben. Besonders die Illumination am Abend des Ankunftstages bot das Großartigste, das ich bishin gesehen hatte.

Desgleichen gedenke ich noch des Besuches, den der jüngst gekrönte König Karol von Rumänien dem ihm verliehenen Infanterieregiment Nr. 6 in Budapest abstattete. Er war vom Ruhme von Plewna um-

strahlt, wo er seine junge Armee zum Sieg geführt hatte. Zweifelsohne wurden in jenen Tagen die ersten Bande zu der dann 35 Jahre währenden Allianz gelegt, die in dem Momente wie eine Seifenblase zerplatzte, als sie in ernster Stunde zur Waffengemeinschaft führen sollte. Dieses Bündnis war hauptsächlich das Resultat höfischer Politik. Wir, in erster Linie Ungarn, verstanden es aber dann gründlich, uns in Rumänien so unbeliebt wie möglich zu machen. Eine Kunst, in der Österreich-Ungarn und Deutschland es dann letzten Endes zum Rekord brachten. Allerdings gebührte darin den Deutschen noch der Vortritt, doch wurde ihnen der Haß stets mit großem Respekt verbunden geboten, während dies unserer Monarchie gegenüber nicht behauptet werden konnte.

Im Winter 1881/82 brach der von außen geschürte Aufstand in Bosnien-Herzegowina aus. Im ersten Moment erschien er nicht unbedenklich, griff auch auf Süddalmatien (Bocche) über, wurde aber dann durch ein bedeutendes Truppenaufgebot und die geschickte Führung der Generale Dahlen (Sarajewo) und Jovanović (Dalmatien) erstickt. Mein Bestreben, bei einem mobilen Körper eingeteilt zu werden, hatte leider keinen Erfolg.

Im Mai 1882 wurde ich zum Generalkommando nach Lemberg versetzt. Dort wurde mir das Mobilisierungsreferat zugewiesen, das sich damals noch auf ganz Galizien und die Bukowina erstreckte. Von meinem schwer erkrankten Vorgänger nur mehr lose geführt, erforderte es große Arbeitsleistung. Dazu trat noch die eben sanktionierte Heeresorganisation, die alles von oben zu unterst kehrte.

Flüchtig will ich erwähnen, daß damals an Stelle der großen Generalate mit dependierenden Militärkommanden die Monarchie in 15 Korpsbezirke geteilt, und die Heeresaufbringung und -Ergänzung streng nach dem Territorialprinzip organisiert wurde. Die Infanterie, die bishin aus 80 Regimentern mit 80 dazugehörenden Reservekommanden — erstere zu drei, letztere zu zwei Bataillonen — bestand, wurde in 102 Regimenter zu vier Bataillonen umgewandelt, was eine vollständige Umstellung der Ergänzungsbezirke mit sich brachte. Es gab viele, darunter auch gewichtige Stimmen, die sich gegen diese Einführung aussprachen — das Schicksal der meisten Neuorganisationen in Österreich, wo durch die eigentümlichen Verhältnisse immer nur Kompromisse zutage gefördert wurden. Im ganzen bewährte sich die Organisation aber doch und erhielt sich schließlich bis zum Beginn des Weltkrieges.

An der Spitze des Generalates stand Feldzeugmeister Herzog von Württemberg, ein echter, deutscher Fürst, der aber nichts anderes sein wollte als ein kaiserlicher Offizier und unbedingt loyaler Lehens-

mann. Tapfer wie ein Bayard, hatte er sich in allen Kriegen und auf allen Schlachtfeldern mit Ruhm bedeckt, die höchsten Orden, doch auch Wunden heimgeholt. Dabei besaß er große Geistesgaben und einen umfassenden Blick, den er durch Studien und auf weiten Reisen geschärft hatte. Er war außerordentlich leutselig, doch haftete ihm nur der Nachteil sprunghafter Ideen an. Dadurch wurde er oft nicht richtig verstanden und geriet auch manchmal mit sich selbst in Zwiespalt. Unstreitig war er eine Führernatur und eine vornehme Persönlichkeit, die für Intrigen und Verleumdungen nie zu haben gewesen wäre.

Die Kette intensivster Arbeiten wurde durch ernsthafte, gründliche Vorarbeiten für einen möglichen Aufmarsch der Armeen in Galizien vermehrt. Ich glaube nicht, daß besondere politische Vorgänge die Veranlassung dazu gaben, sondern der neuernannte Chef des Generalstabes, Baron Beck, wollte in dieser Weise System und Ordnung in die notwendigen Arbeiten bringen. Dies lag in der Natur dieses Mannes. Praktischen Blick und sachliches Urteil mußte man ihm in hohem Grade zuerkennen. Er sah die Dinge nüchtern an, ließ sich durch phantastische Ideen nie vom nächstliegenden Ziele abbringen und war meistens glücklich in der Wahl seiner nächsten Mitarbeiter. Unübertroffen war er in der Kunst, sich beim obersten Kriegsherrn und beim präsumtiven Feldherrn, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, dauernd in Gunst und Ansehen zu erhalten. Er war zu jener Zeit einer der mächtigsten Männer im Staate, was sich in ungewöhnlichen Ehrungen geltend machte, die man ihm in der ganzen Monarchie, auch seitens der zivilen Behörden, fast in byzantinischer Weise zollte. Sein „Ich werde es Seiner Majestät berichten", ließ überall die Rücken krümmen, die Häuser beflaggen und selbst die Lippen der Frauen kräuseln, denen er, besonders in seinen späteren Jahren, mit ungezwungenster und deutlichster Galanterie entgegenkam. Beck behauptete sich ein Vierteljahrhundert auf seinem Posten, oft unter den schwierigsten Verhältnissen sachlicher und persönlicher Natur. Doch stand ihm die unbedingte, und was noch seltener war, die dauernde Gnade des Kaisers zur Seite, die die kompliziertesten Fragen stets zu seinen Gunsten löste.

Bei den konkreten Aufmarscharbeiten fielen mir die Instradierungen und ein guter Teil der Etappenvorsorgen zu, desgleichen die Vorsorgen für einen allgemeinen Alarm des Korps- und Generalatbereiches. Was ich dabei an Papier verschreiben und an Skizzen und Oleaten zeichnen mußte — zumal diese Arbeiten für uns alle neu waren, daher nicht selten umgearbeitet werden mußten —, hätte schließlich einen Teil des Korpsareals bedeckt. Dies hielt mich aber nicht ab, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Wenngleich

Lemberg schon vollkommen polonisiert war, gab es unter der wohlhabenden Bürgerschaft doch noch viele deutsche Reste aus der früheren Zeit. Sie schlossen sich mit den zahlreichen Offiziersfamilien und jenen der höheren Beamten zusammen und bildeten den Verein „Frohsinn", der seinem Namen alle Ehre machte.

Die eigentliche polnische Gesellschaft, zumal der Adel, war exklusiv. Im Salon des Statthalters von Zaleski kam es wohl zu einem lebhafteren Kontakt zwischen der polnischen Aristokratie, den höheren Militärkreisen und den Offizieren der Kavallerie. Gleichwohl wurden sie von den Polen doch immer als kaum ebenbürtige Fremde angesehen. Daß die Polen sich damals schon der kaiserlichen Gunst in hohem Maße erfreuten, änderte ihr Verhalten in keiner Weise. Und so: viel fordernd und erhaltend, aber äußerst wenig bietend, blieb ihr Verhalten stets.

Eine Folge der drohenden russischen Komplikationen war es, daß in das Land eine Unsumme Staatsgelder floß, die zum direkten Schutz des Landes und zur Verbesserung der Aufmarschverhältnisse, Fortifikations- und Kommunikationsbauten, namentlich von Eisenbahnen, verwendet wurde. Diese Millionen gefielen den Polen, vor allem den meist jüdischen Unternehmern sowie der adeligen Szlachta. Besonders letzterer gaben sie Gelegenheit, ihre zerzausten Wirtschaften zu ameliorieren oder ihr lustiges Leben in Paris oder Warschau fortzusetzen. Doch einen Dank, einen politischen Dank, hat Österreich dafür nie geerntet. Die Wiederaufrichtung Polens schwebte jedem einzelnen als unverrückbares Ideal vor, dagegen war alle Lieb und Müh und selbst jede kaiserliche Gunst umsonst.

Im Sommer 1883 nahm ich an einer Generalstabsreise in Mittelgalizien teil, und die Orte, die 31 Jahre später im Weltkrieg so oft genannt wurden: Grodek, Lubaczow, Krakowiec, Radymno, Jaroslau, Przemysl usw. spielten damals bei unseren theoretischen Erörterungen eine große Rolle. Ich erinnere mich des Details, daß sich auf einem der vielen Kopec (Hügel) östlich des San ein weit sichtbares Trigonometerzeichen befand. Damals erwähnte ich, daß ein Verteidiger es sofort niederlegen müßte. Und siehe, 31 Jahre später stand es noch und tatsächlich war ich es, der es abbauen ließ, da ich anfänglich unsererseits an eine indirekte Sanverteidigung dachte.

Nach Schluß der theoretischen Arbeiten vollführten wir im Beisein des Herzogs von Württemberg einen Distanzritt nach Ungarn über den später so berühmt gewordenen Uszokpaß und zurück nach Galizien über den nicht minder oft genannten Vereczkepaß. Wir sahen dabei viel Elend, viel Schmutz und Unkultur, die sich bei der ungünstigen Witterung nur noch deutlicher präsentierten. In dieser Richtung wurde seit Generationen auf beiden Seiten des Karpathen-

walles von Regierung und Volk durch Fehlgriffe und Unterlassungen viel gesündigt. Fast nur dort, wo sich deutsche Kolonisten angesiedelt hatten, fand man menschenwürdige Verhältnisse, die aber mit nichten als Beispiel wirkten. Solche Kolonistensiedelungen lagen seit Jahrhunderten inmitten polnischer und ruthenischer Komplexe, ohne daß irgendwelche Assimilierung stattgefunden hätte. Die Siedlungsidee schuf wohl etliche Tausend zufriedener und relativ wohlhabender Bauernfamilien, die aber keineswegs als Kulturträger angesehen werden konnten. Diese Rolle nimmt dort eigentlich nur der Jude ein, freilich in der ihm eigenen korrumpierenden Art.

Im Hochsommer verbrachte ich einige Wochen in den Sudeten, wurde aber von dort zu einer Konferenz nach Wien berufen, bei der es sich um eine neue Pferdeaufbringungsart im Mobilisierungsfalle handelte. Das kam mir gelegen, weil zu jener Zeit gerade die erste elektrische Ausstellung in der Rotunde eröffnet wurde. Es gelang mir, bei der Inauguration anwesend zu sein, wobei Kronprinz Rudolf den vielzitierten Ausspruch tat: „Ein Meer von Licht!" Es schien auch, als würde sich die Verwertung der Naturkräfte, die damals eine große Renaissance erlebte, vornehmlich in Licht und Beleuchtungseffekten geltend machen. Wohl wurde eine elektrische Kleinbahn bestaunt, die telephonischen Anlagen und Künste, besonders das Abhören der Opernarien, wirkten als Sensation, doch herrschte bei all diesen maschinellen Betrieben der Dampf- und Wassermotor noch derart vor, daß deren elektrische Auswertung fast einen sekundären Eindruck hervorrief.

Nach Lemberg zurückgekehrt, wohnte ich einer imposanten Sobieskifeier anläßlich der 200jährigen Befreiung Wiens von den Türken bei. Die äußere Umrahmung wies den österreichischen patriotischen Charakter auf, die innere den national-polnischen. Bei den vielfachen bildlichen und bibliographischen Darstellungen kam die Persönlichkeit Kaiser Leopolds im Vergleich zum Polenkönig Sobieski nicht allzu gut weg. Ein Feldherr war der Kaiser wohl wirklich nicht gewesen. Er hatte eben andere für sich kämpfen lassen. Doch der Glanz des römischen Kaisers deutscher Nation hatte ihn umstrahlt, während Sobieski doch nur ein Wahlkönig gewesen, die unglücklichste staatliche Institution, die man sich, zumal in der damaligen Zeit, denken konnte und eine der Ursachen, die zum „Finis Poloniae" führten.

Im Jahre 1884 wurde ich zur Mappierung eingeteilt und kam zunächst nach Arad. Die Mappierung (Landesaufnahme) war ursprünglich die eigentliche Domäne des Generalstabes. Später behielt er sich nur deren Leitung vor, während das Gros der Arbeitenden aus

Berufsmappeuren gebildet wurde, die diesem lohnenden aber harten Dienst oft elf bis zwölf Jahre oblagen.

Zur Aufnahme der Monarchie waren zu Zeiten 20 Mappierungsabteilungen aufgestellt, davon jede aus einem Unterdirektor und acht bis zehn Mappeuren bestand, darunter nur ein geringer Prozentsatz von Generalstabsoffizieren, was eigentlich kein richtiger Vorgang war. Denn es gab kaum eine bessere Schule sowohl im Erfassen des Geländes, als in der Bildung des Charakters. Sechs Monate auf sich selbst angewiesen, oft in unkultivierten Gegenden, bei notdürftigster Unterkunft, manchmal wochenlangem Zeltlager, im Kampf mit Verpflegungsschwierigkeiten, ab und zu auch den Animositäten der Bevölkerung ausgesetzt, stählte dies die Willenskraft und erzeugte jene Härte gegen sich selbst, die einem Soldaten, vor allem einem künftigen Führer, nötig ist. Nicht ohne Grund wandte der große Moltke just diesem Zweige generalstäblerischer Tätigkeit seine besondere Aufmerksamkeit zu.

Meine erste Station war das berühmte, wenn man will: berüchtigte, Vilagos. Ein riesiges Massendorf, von Weinbergen umgeben, wo der Magyarader Weiß- und daneben gleich der Meneser Rotwein gedeihen. Für Herzstärkung war also gesorgt, die Arbeit aber auf den sonnendurchglühten und von hundert Wegen durchzogenen Hängen um so mühsamer und anstrengender.

Diese Ortschaften bewohnten Magyaren, Schwaben und Rumänen, davon jeder in allen drei Sprachen verkehren konnte. Verkehr hatten sie fast gar keinen untereinander, und wenn sie einmal warm wurden, klagte einer über den anderen. Besonders damals, wo gerade ein sehr lebhafter Wahlgang stattfand. Viel Entgegenkommen fand ich nicht, doch berührte mich dies wenig, da ich mich ja gänzlich meiner Arbeit widmete.

Im Vilagoser Herrenhaus sah ich mir den Tisch an, darauf Görgey 1849 die Kapitulationsurkunde unterzeichnet hatte. Die Kapitulation selbst hatte aber weiter nördlich beim Orte Pankota stattgefunden, wo sich die ungarische Armee den im offenen Karree aufmarschierenden Russen gegenüber eng massiert hatte. Deren Chef, General Rüdiger, war dann die Fronten abgeritten, worauf nach allgemeinem Präsentieren die Waffenstreckung erfolgt war. Eigentlich hatten an dieser Stelle nur 24000 Mann die Waffen niedergelegt, an anderen Orten, speziell bei Temesvar, hatte sich eine viel größere Anzahl ergeben. Trotzdem verstand man unter „Vilagos" den Zusammenbruch der ungarischen Insurrektion — nach anderer Lesart: den Niederbruch des ungarischen Freiheitskampfes. „Vilagos" hieß dann die stets offene Wunde der ungarischen Nation und unter der Devise:

„Revanche für Vilagos" zogen im Weltkrieg kernungarische Truppen unter Habsburgs Banner ins Feld. Ein Beispiel der in der Geschichte so häufig auftretenden Ironie des Einzel- und Völkergeschicks! —

Der fanatische Eifer, der mich bei der Arbeit beseelte, ging parallel mit Nichtachtung meiner Gesundheit. So kam es, daß ich am Schluß der Sommerarbeit, die mich in das unwirtliche siebenbürgisch-ungarische Grenzgebirge geführt hatte, einen körperlichen Niederbruch erlebte, der sich durch eine Herzneurose kundgab. Ich verbrachte einen mehrwöchigen Erholungsurlaub bei meinen Eltern in Troppau, genas auch, doch stellten sich noch jahrelang Rückfälle ein und ließen mich oft an ein unheilbares Herzleiden glauben. Doch die große Zähigkeit meiner Natur schnellte mich wieder hinauf, so daß ich durchhalten und all das ertragen konnte, was mir das Leben noch in wahrhaft überreicher Fülle bringen sollte.

Arad — wo ich den Winter verbrachte — war eine überaus lebenslustige Stadt, und die ungarische Gentry lebte das flotte avitische ungarische Leben. „Extra Hungariam non est vita, et est vita, non es vita!" —

Im Frühjahr 1885 erfolgte meine Einteilung in das Eisenbahnbüro des Generalstabes. Ich arbeitete darin $3^1/_2$ Jahre. Es war eine lehrreiche, interessante und angenehme Zeit.

Da ich während meiner Einteilung beim Korpskommando in Lemberg mit Instranierungsarbeiten viel zu tun gehabt hatte, arbeitete ich mich rasch ein, und bewahrte auch während meiner ferneren Dienstzeit Interesse und Verständnis für diesen wichtigen Hilfszweig militärischer und operativer Tätigkeit.

Meine Dienstverwendung brachte viele interessante Reisen, die zur Mitwirkung bei Trassierungs- und Bahnbauten, zum Studium und zur Rekognoszierung weiter Bahnstrecken des Inlandes, wiederholt auch des Auslandes, erforderlich waren. Unter der Unzahl von Fahrten will ich einiger Erwähnung tun, bei denen sich für mich Belangreicheres oder sonst Interessantes begab.

Meine erste Dienstestournee führte mich zur administrativen Begehung der zu bauenden Staatsbahnstrecke Triest—Herpelje, die dann im Weltkrieg in den Operationen gegen Italien eine große Rolle spielte. Während wir auf dem istrianischen Plateau der Trasse nachgingen, fanden in der Bucht von Triest und auf der Höhe von Pirano die ersten großen Seemanöver statt, die der neuernannte Marinekommandant, Admiral Sterneck, inszenierte. Wir unterbrachen oft die Arbeit, um diesem imposanten Schauspiel zuzusehen. Nach Schluß der Begehung unternahm ich eine kleine Italienfahrt und sah zum erstenmal Venedig, Udine und Verona. Trotz aller Herrlichkeiten,

die mich mächtig anzogen, erfaßte mich Wehmut, als ich die Zeugen unserer rühmlichen und trotzdem unglücklichen kriegerischen Vergangenheit in Augenschein nahm.

Im Herbst desselben Jahres war ich bei einer Bahntrassierung im nördlichen Böhmen tätig und wohnte im altehrwürdigen Städtchen Friedland, wo mich der ritterliche, als Korpsführer so unglücklich gewesene Graf Clam-Gallas zu sich lud. Er lebte einsam auf seinem historischen Schlosse. In vorgerückter Stunde, durch seine Erinnerungen gesprächig geworden, erzählte er dem jungen Kameraden manches, was diesem zu Lehre und Nutzen hätte dienen können.

Das Jahr 1886 brachte mir eine umfangreiche Studienreise. Ich fuhr von Fünfkirchen über Budapest, Miszkolcz, Lupkow, Przemysl, Stryj bis Lemberg per Draisine, um die Bahnverhältnisse genau kennen zu lernen. Dabei sah ich manches Unangenehme, besonders wenn ich die Eventualität eines militärischen Massentransportes in Erwägung zog, da diese zum großen Teil in Privatbesitz befindlichen Bahnen sich keines guten Zustandes erfreuten. Seither geschah dann wohl vieles zu deren Hebung, doch die Kosten waren jedenfalls weit höher, als sie bei einer rationellen Grundlage gewesen wären. Ein bei uns oft vorkommender, für unsere Verhältnisse typischer Fall.

Von Budapest unternahm ich eine größere Vergnügungsfahrt, die mich über Kronstadt nach Bukarest brachte, dann über Gjurgjewo, Schumla, Varna ans Schwarze Meer und durch den Bosporus nach Konstantinopel. Eine wundervolle interessante Reise. Mein treugebliebenes Gedächtnis bewahrt noch jetzt alle Erlebnisse und Eindrücke, in erster Linie einen herrlichen Morgenritt um die Mauern Konstantinopels. Mein Freund, Hauptmann Neumann, und der preußische Gardeoffizier Baron l'Estoque, hatten sich mir angeschlossen und unter anregendem Gespräch, auf gängigen arabischen Pferden sitzend, besahen wir uns die Stätten, wo jeder Stein Geschichte ist. Am Ufer des Marmarameeres entzückte uns der herrliche Ausblick nach Skutari, die Prinzeninseln, wir sahen tief in die Dardanellen hinein, wo die tropische Vegetation in üppigster Vollendung stand. Da fühlte ich, von so viel Schönheit überwältigt, den Wunsch: „Zeit verweile . . .!" Schweren Herzens verließen wir den „Schlüssel Europas", nachdem wir noch einen Schritt nach Asien, Skutari, getan hatten.

Beim Erreichen des siebenbürgischen Bodens kämpften wir mit großen Paßschwierigkeiten, da mittlerweile zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn, vielmehr mit Ungarn allein, ein Zollkrieg ausgebrochen war, natürlich im Interesse der Agrarier. Dieser Zustand hörte dann im Grunde genommen nie mehr auf und wurde noch durch den Zollkrieg mit Serbien erweitert. In allen Fällen galt es, die Agra-

rier besonders zu fördern. Diese Zollpolitik wurde dann mit eine der Ursachen, die zum Waffenkonflikt führten. Und schließlich war ja der schreckliche Weltbrand nichts anderes, als ein Handelskrieg.

Im Spätherbst absolvierte ich eine Trassenrevision der Bahnstrecke Scuczawa—Kimpolunk. Auch diese Bahn spielte im Weltkrieg eine große Rolle, wie das ganze Buchenland, das sie durchzieht und das jedem lieb werden muß, der Gelegenheit hat, es kennen zu lernen.

Der Winter 1886/87 leitete die erste der vielen Konfliktsperioden ein, die, immer an den Rand eines Krieges mit Rußland führend, sich wieder entspannten, bis das Ungewitter endlich — 27 Jahre später — mit elementarer Gewalt niedersauste. Die latente Ursache lag in der grundhältigen Gegensätzlichkeit unserer und der russischen Balkanpolitik. Damals war die, wenngleich schwächliche Unterstützung, die wir dem entthronten Battenberger zugewendet hatten, die Veranlassung dazu, nachdem wir das Jahr zuvor Serbien bei seinem mißglückten Eroberungszug gegen Bulgarien — also gegen denselben Battenberger — unterstützt hatten. Im Verein mit beträchtlichen Truppenverschiebungen in Kongreßpolen zeitigte dies völlig explosiv eine akute Kriegsgefahr.

Unser Chef versammelte uns, bezeichnete den Krieg als bevorstehend, und rief uns zu ernster, emsiger Arbeit. Dieser Appell tat seine volle Wirkung. Wir instradierten den ganzen Aufmarsch mit fanatischem Eifer herunter, so daß wir das ganze Operat in kürzester Zeit bewältigten. Parallel damit liefen die großen Herstellungsarbeiten auf den Bahnlinien, von deren wenig tröstlichem Zustand ich früher erzählt habe. Überdies wurden in allen galizischen Bahnstationen die Entladevorrichtungen wesentlich vermehrt. Was dies mitten im galizischen Winter bedeutet, sah ich in der Station Tarnow, wohin ich im Dezember exmittiert wurde. 30 Grad Réaumur Kälte ließen da oft den Boden auf Metertiefe gefrieren. Tag und Nacht loderten Holzstöße, bei deren Schein rastlos gearbeitet wurde. Zum Glück gab es im Buffetwagen ein paar kräftige Tropfen, die einen vor Erstarrung bewahrten. Damals machte ich die Erfahrung, daß man selbst solch exorbitante Kälte vertragen lernt, vorausgesetzt daß die Luft ruhig ist und man rasche Bewegungen tunlichst vermeidet, damit das Herz nicht allzu sehr in Anspruch genommen werde.

Bei aller Arbeit quälten mich auch Prüfungssorgen für das Stabsoffizierskolloquium. Doch das Prüfungsglück war mir hold.

Zu meiner Freude erhielt ich nach Abschluß der Prüfungen den Auftrag zur politischen Begehung der Bahnlinie Sarajewo—Iwansattel—Mostar. Es war eine interessante Kommandierung, um so mehr, da das ganze Okkupationsgebiet sich im Zustand kriegerischer Er-

regung befand. Die große politische Agitation, die die drohende Kriegsmöglichkeit hervorgerufen hatte, zitterte noch nach. Die Begehung verlief nicht ohne erhebliche Schwierigkeit in der technischen Durchführung und der baulichen Ausgestaltung. Es kam zu heftigen Wortgefechten, und schließlich mußte ich in einigen Detailfragen nachgeben, um den Bau dieser notwendigen Linie nicht zu verzögern. Doch so oft ich dann — 23 Jahre später als kommandierender General — die Strecke bereiste, ärgerte ich mich in der Station Jablanic über deren militärisch unrichtige Anlage.

Um mich für meine winterliche Leistung zu belohnen, unternahm ich von Mostar aus einen Ausflug über Zara—Ancona—Rom—Livorno—Genua—Mailand und Triest.

Rom, die ewige Stadt! Die ungezählten Reminiszenzen an eine mehrtausendjährige Vergangenheit, all das Erhebende, das von ältester Kultur und nie versiegendem Schönheitssinn so verführerisch zu sprechen weiß, übte einen unbeschreiblichen Zauber auf mich aus. Dabei durfte man sich damals noch dem angenehmen Gefühl hingeben, daß man in die Metropole eines Freundeslandes kam. Umberto regierte mit Crispi — letzterer war einer der Schöpfer des Dreibundes, nunmehr seligen Angedenkens.

Im April 1887 waren eben die ersten kolonialpolitischen Enttäuschungen der Massauahexpedition über Italien hereingebrochen, wodurch die Italiener — allerdings nur für einen Moment — bei ihren neuen, von ehrlichen Empfindungen erfüllten Bundesgenossen Anschluß suchten und — wie stets — fanden, was sich auch im öffentlichen Verkehr ausdrückte. Man bekam als Tedesco, besonders als Austriaco, freundliche Antworten, wurde in den Hotels und Pensionen gut behandelt und nicht mehr als landesüblich geschröpft, mit einem Wort, ich lernte damals die Italiener von ihrer besten Seite kennen. Vom Übermaß des Erschauten und Empfundenen entzückt, trank ich, ehe ich abreiste, aus voller Herzenslust einen kräftigen Schluck Wasser aus der Fontana Trevi, bekanntlich ein unfehlbares Mittel, Rom wiederzusehen. Nun, einmal hielt die Zauberkraft durch!

Prächtig war die Fahrt auf der Küstenbahn der Levante di Ponente, von Livorno über Spezia nach Genua, wobei mir ein italienischer Brigadegeneral liebenswürdigst den Cicerone machte und, obwohl Mitkämpfer von Custozza, mich kameradschaftlicher Gefühle versicherte. Es war eben die kurze Maienzeit des Bündnisses, dessen Blüten dann der erste rauhe Hauch knicken sollte.

Kaum nach Wien zurückgekehrt, erhielt ich den dienstlichen Auftrag, sämtliche Balkanbahnen zu rekognoszieren. Eine interessante,

nicht allzu einfache und auch nicht gefahrlose Aufgabe, wodurch aber der Anreiz nur verstärkt wurde.

Ich hatte genügend Erfahrung, um zu erkennen, daß die allseits geübte Methode des heimlichen Herumschnüffelns mir nicht liegen würde und meist auch nur zweifelhafte Resultate erbringt. Daher wandte ich mich kurzer Hand an den Präsidenten der Société des Chemins de fer orientaux, Ritter von Schenk, auf daß er meine Aufgabe unterstütze. Er tat dies in weitgehendster Art, und nicht geringer war die Mitwirkung des Generaldirektors in Konstantinopel. Allen Streckenchefs bestens anempfohlen, rekognoszierte ich in behaglichster Weise, größtenteils im Salonwagen reisend. Die erzielten Resultate waren dank dem Entgegenkommen des Generaldirektors die denkbar besten. Ich brauchte nur einige Daten zu verifizieren, den Bauzustand und jenen des Betriebsmaterials an Ort und Stelle anzusehen und konnte ein mathematisch genaues Bild der militärischen Leistungsfähigkeit aller Balkanbahnen entrollen.

Einige interessante Reisemomente möchte ich kurz erzählen.

In Nisch erkannte mich ein serbischer Gendarmerieoffizier, der als Kadett in meinem Regimente gedient hatte. Ich war nun doppelt froh, keinen Paß auf falschen Namen, sondern einen auf „Infanterie-Hauptmann a. D., Vergnügungstourist" lautend, genommen zu haben. Der Gendarm machte mir aber keine Schwierigkeiten, gab mir sogar wertvolle Informationen über Persönlichkeiten und über die Stimmung im Lande. Sie war nichts weniger als erfreulich und friedlich. Bei der rabulistischen Veranlagung des Serbenvolkes war dies nichts Absonderliches, doch gingen just damals die Wogen besonders hoch. Nachwehen des $1^1/_2$ Jahre früher unglücklich geführten Krieges gegen Bulgarien, den man uns aufs Kerbholz schrieb, und weil man sich es auch nicht nehmen ließ, daß dessen operative Anlage beim Generalstab in Wien approbiert worden war.

Von Vranja bis Uesküb war die Strecke erst im Bau. Ich mußte sie im Wagen zurücklegen. Eine kostspielige Fahrt, überdies unsicher, da Raubanfälle auf türkischer Seite zu den alltäglichsten Vorkommnissen zählten. So ließen sich die Wagenlenker für die Gefahr reichlich entschädigen. Im berühmten Amselfeld brach ein heftiges Gewitter los, und der Kutscher weigerte sich, die Fahrt fortzusetzen, falls ich nicht meinen glänzenden Gummimantel auszöge, der seiner Ansicht nach, die räuberischen Arnauten anlocken könnte. Ich kam pudelnaß in Uesküb an, wo mich ein ehemaliger österreichischer Offizier, bei der dortigen Betriebsdirektion in Stellung, zu Gaste lud. Wenn wir dann des Abends in der Laube des Stationsgartens beisammen saßen, wähnten wir uns fast im Wiener Wald.

Von Uesküb fuhr ich mit einer türkischen Grundenteignungskommission nach Mitrowica, wo ich ein bedeutendes Truppenlager fand. Die Türken trauten weder uns noch den Serben und hatten auf der ganzen Strecke Truppen echeloniert, die aber einen echt alttürkischen Eindruck machten.

Durchs Vardartal gelangte ich nach Saloniki. Fast auf Greifweite erblickt man den aus dem Ägäischen Meer auf 3000 Meter Höhe emporragenden schneebedeckten Olympos, darauf allerdings statt der heiteren griechischen Götterwelt Raubgesindel aller Art hauste, so daß Ritte in der Umgebung von Saloniki ein Wagnis waren. Der Stadtteil am Kai glich einer italienischen Hafenstadt, wie überhaupt italienisch-levantinisch das vorherrschende Idiom in jenem Teil des Orients war. Der türkische Charakter ließ sich nur im hochgelegenen Viertel erkennen. Ansonsten überwog der griechische Charakter. Seit jenen Tagen trug sich dort unendlich Tragisches zu. Im Weltkriege kämpfte an jener Stelle die konzentrierte buntscheckige Okkupationsarmee des französischen Generals Sarrail, des wenig glücklichen Führers. Dennoch erfolgte zwei Jahre später eben daselbst der Vorstoß des Generals Franchet d'Esperay gegen die bulgarische Front, der in weiterer Folge das Verteidigungssystem der Mittelmächte zum Einsturz und unermeßliches Leid über dieselben brachte. Weltgeschick! Damals dachte aber kein Mensch im entferntesten an solche Möglichkeiten, und die Konsulatswelt führte ein geselliges vergnügtes Dasein. Unser Generalkonsul versicherte mir, daß für den Einmarsch der Österreicher die günstigsten Bedingungen vorhanden wären, ja, daß man ihn sogar erwarte.

Von Saloniki ging es durchs Ägäische Meer und die Dardanellen nach Konstantinopel. Dort fand ich eine große Stütze an unserem damaligen Militärattaché, Oberstleutnant Manega. Er machte mich mit den Herren der deutschen Militärmission bekannt, die kurz vorher mit ihrem Chef, General Goltz-Pascha, ihren Einzug gehalten hatte.[1]) Sie gelangte rasch zu dominierendem Einfluß, da sie von Abdul Hamid mit Gunst und Vertrauensbezeugungen überhäuft wurde. Vice versa stand der Padischah in hohem Ansehen. Ein rücksichtsloser, doch eminent begabter Herrscher.

Von Konstantinopel gelangte ich nach Adrianopel, am Wege dahin eine Nacht im berühmten, wundervollen St. Stefano verweilend.

[1]) Auch dem berühmten Osman-Pascha, dem Löwen von Plewna, und dem General zur Helle-Pascha wurde ich vorgestellt. Letzterer war einst österreichischer Ulanenoffizier und Militärattaché in Konstantinopel. Er trat zum Islam über und kämpfte 1875 als einfacher Soldat gegen Aufständische. Dann stieg er rasch an, war 1887 General im türkischen Generalstabe. Ein durch und durch orthodoxer Türke, gleichwohl von Mißtrauen umlauert.

Welch heftige Stürme zogen seither über Adrianopel, die ehemalige Türkenmetropole! Und wie merkwürdig ist deren Wiedereroberung durch die Türken (Sommer 1913), die im Grunde durch einen selbständig unternommenen Handstreich des damaligen Majors Enver Pascha bewirkt wurde. Dieser ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der kriegerischen letzten Jahre. Halb Genie, halb Freibeuter, seinem Vaterland mit Fanatismus ergeben, der Dynastie aber nur insoweit, als sich's mit den Interessen seines Vaterlandes vertrug. Für die Zentralmächte war er zweifelsohne eine besonders wertvolle Persönlichkeit.

Die Bahn endete damals gleich westlich Philippopel, und man mußte von da an die hundert Kilometer bis Sofia per Achse zurücklegen. Ein verräterischer Kutscher fuhr mich in wildes Waldterrain, aus dem er angeblich nicht mehr herausfand. Eine Falle. Mit gespanntem Revolver hieß ich den Schurken den Weg fortsetzen, dessenungeachtet, daß sein Wagen in Fransen ging. Plötzlich traten sechs Bewaffnete aus dem Dickicht. Ich glaubte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Da sah mein militärisches Auge die gleichmäßige Bewaffnung der Bauerntracht tragenden Männer. Es war eine Milizpatrouille, die als Sicherungsassistenz im Terrain streifte. Mit böhmischen Brocken verständigte ich mich notdürftig. Der Kutscher wurde verhaftet, und ich stelzte noch zehn Kilometer weit über Stock und Stein nach Ichtiman zum Richter.

In Sofia, dieser damals schon mächtig aufstrebenden Stadt, herrschte just das Interregnum Stambulow. Alexander von Battenberg hatte auf russisches Geheiß Bulgarien verlassen. Die Kandidatur des Koburgers wurde aber vorerst noch geheim betrieben. Rußland, unbedingt dagegen, drangsalierte das Land durch seinen Kommissär, General Kaulbars. Österreich-Ungarn, im geheimen dafür, legte dennoch dem Prinzen die größten Schwierigkeiten in den Weg, so daß er sich völlig ins Land schleichen mußte.

Während meiner Anwesenheit in Sofia gingen die Wogen besonders hoch, worüber ich Einzelheiten von meinem Akademiekameraden Perakovic erfuhr, den ich dort als bulgarischen Rittmeister und ehemaligen Stallmeister des Fürsten von Battenberg fand. Mit ihm besuchte ich die Schlachtfelder von Slivnica, auf denen er — 1885 — in der Suite des Fürsten mitgekämpft hatte. Er erzählte wenig Rühmliches über das Verhalten der Serben. Das hohe Selbstgefühl der jungen bulgarischen Armee war in die Augen springend, deren Zustand auch ein vortrefflicher — mindestens äußerlich. Innerlich standen die Anhänger und Gegner Rußlands einander schroff gegenüber, wobei erstere in der Majorität waren. Dies blieb auch so, bis der Weltkrieg den großen Wandel schuf.

Als Generalkonsul mit politischen Agenden, sozusagen Gesandter, fungierte Baron Burian, dessen Ministerkollege ich 25 Jahre später werden sollte. Ich konnte ihn damals nur flüchtig sprechen, da er schon zu jener Zeit ein sehr zugeknöpfter, großes Selbstbewußtsein zur Schau tragender Herr war.

Nach Nisch zurückgekehrt, wohnte ich einer Militärparade bei, die einen günstigen Eindruck machte. Dagegen traten die Spaltungen im Offizierskorps fast offensichtlich zutage. Dabei behielt die unserer Monarchie feindselige Richtung zweifellos Oberwasser. Vor der Abreise geschah es mir, daß ich — die Bahnhofseinrichtungen nachprüfend — das Abfahrtssignal verpaßte. Der Zug fuhr mir vor der Nase davon und mit ihm mein Reisegepäck, in dem wichtige, jedenfalls aber verfängliche Notizen verstaut waren. Ich zwang mich zur Ruhe, bat den Stationschef, meine Koffer in Alexinac hinausbugsieren zu lassen und nahm einen Wagen, um diese Station zu erreichen. Die Höllenqualen, die ich während der zweistündigen Fahrt ausstand, waren eine verdiente, aber harte Strafe für meine Unvorsichtigkeit. Eine Zentnerlast fiel mir vom Herzen, als ich mein Gepäck unversehrt in Empfang nahm.

In Alexinac fanden gerade die Skupschtinawahlen statt. Die austrophile Fortschrittspartei mit Garasanin an der Spitze war gestürzt, und die russophile radikale Risticpartei ans Ruder gelangt. Darob ein Radau, vom Offizierskorps des dort stationierten Kavallerieregiments kräftigst unterstützt. Eine armselige Wiener Damenkapelle mußte buchstäblich die ganze Nacht die russische Nationalhymne spielen, die von nicht endenwollendem Ziviogebrülle begleitet wurde. Eine Huldigung, die auch mir persönlich mit galt, da die johlenden Herren mich als „Svaba" erkannt hatten.

In Belgrad selbst ging es kunterbunt zu. Garasanin, vom Pöbel bedroht, schoß aus dem Fenster, und selbst der König fand es geraten, den Konak nicht zu verlassen. Von jenem Moment an hatten wir in Serbien ausgespielt. Das Treiben gegen die Monarchie nahm seinen Anfang, kristallisierte sich nach der Ermordung der Obrenovic in feste Formen und leitete schließlich in den Weltkrieg hinüber.

Nach Wien zurückgekehrt, öffnete ich gar nicht erst mein Reiseportefeuille, sondern fuhr gleich weiter nach Berlin, wohin mich mein militärisches Herz schon lange gezogen. Ich kam gerade zurecht, um der Frühjahrsparade des Gardekorps beizuwohnen. Sie war wohl das glänzendste militärische Schauspiel, das man in jener Zeit sehen konnte. Die wahrhaft strahlenden Truppen mit ihrer völlig stupenden Präzision, offensichtlich von der begeisterten Bewunderung einer unübersehbaren Zuschauermenge getragen. Der alte, glorienumstrahlte

Kaiser mit allen Prinzen und Prinzessinnen, teils zu Pferde, teils gleich dem greisen Monarchen im offenen, à la Daumont bespannten Wagen. Bismarck, Moltke und viele andere Paladine aus Deutschlands Heroenzeit. Es war ebenso schön und imposant wie neiderweckend, da man kein ähnliches Gegenstück zu geben vermochte. Und nicht leerer Schein wurde geboten, sondern in glänzender Hülle ein stählerner Kern: die Frucht 200jähriger zielbewußter, von Fürst und Volk einträchtig bewirkter physischer, geistiger und moralischer Arbeit[1])!

Einer Einladung des Barons l'Estocque folgend, dinierte ich beim 1. Garderegiment zu Fuß, was mich um so mehr interessierte, als zu jener Zeit in unserer Armee die Offiziersmessen kaum im Entstehen waren. Dann fuhr ich nach Hamburg und über Dresden heim.

Im Oktober 1888 trat spontan die Kriegsgefahr erneuert auf. Niemand zweifelte mehr, daß es nun ernst werden würde. Und damals hielt auch der jüngst geschlossene Dreibund fest. Deutsche, italienische und österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere saßen in Wien am Arbeitstisch, und wir instradierten gemeinsam nach einheitlichem Plane, dem deutscherseits der später vielgenannte Graf Waldersee viel Nachdruck zu geben wußte.

Sechs Korps und zwei Kavalleriedivisionen wurden aus Italien durch Tirol an den Oberrhein dirigiert, um am linken Flügel der deutschen Operationsfront in Aktion zu treten, während die beiden bayrischen und das sächsische Korps nach Niederschlesien befördert werden sollten. Die Heeresfronten gegen Rußland hätten König Albert von Sachsen und Feldmarschall Erzherzog Albrecht führen sollen. Die vom Rhein aus operierenden Armeen wären unter Leitung des obersten deutschen Heereskommandos gestanden.

Zwischen England und Rußland war jene schwere Spannung noch nicht geschwunden, die zwei Jahre früher (1885) fast zum Waffenkonflikt geführt hätte. Die operativen Chancen standen also für die Mittelmächte zweifelsohne günstig, ganz unverhältnismäßig günstiger, als 27 Jahre später, wo es dann tatsächlich zum Zusammenstoß kam.

Diese Bedingungen erkennend, bestand damals unter uns allseits eine resolute Stimmung. Doch in den obersten Kreisen wollte man von einer militärischen Konflagration nichts wissen. Bestimmend hiefür waren, wie in Österreich so oft, fast ausschließlich persönliche Momente. Die Sache ging dem Armeeoberkommandanten, Erzherzog Albrecht, wider den Strich. Seine Neigungen zogen ihn weit mehr nach Rußland, insbesondere zur russischen Dynastie, als zu Deutschland und den Hohenzollern, in denen er doch nur Rivalen erblickte.

[1]) Und doch mußte auch diese eherne Säule stürzen! Wer hätte dies für möglich gehalten?!

Auch fühlte er, daß er sich bis zu gewissem Grade der obersten deutschen Leitung würde akkommodieren müssen, was dem selbstbewußten Sieger von Custozza höchst unangenehm gewesen wäre. Überdies erschien ihm — den damaligen Begriffen entsprechend — die Jahreszeit für einen Waffengang zu ungünstig.

In Deutschland bildeten beim alten Kaiser die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Petersburger Hof und die Tradition ein mächtiges Hindernis zur Entscheidung im kriegerischen Sinne. Und als am 30. Jänner 1888 der ruhmgekrönte Kaiser die Augen für immer schloß, und sein todkranker Sohn die Zügel zu kaum hunderttägiger Regierung ergriff, trat eine allgemeine Entspannung ein, die trotz der kriegerischen Vorbereitungen, die in allen Staaten weiterhin getroffen wurden, anhielt. Der Höhepunkt der Krise war wieder für längere Zeit überschritten. —

Am 1. November erfolgte meine Beförderung zum Major und die Einteilung als Generalstabschef der 19. Infanteriedivision in Pilsen.

Kapitel VI

Major im Generalstab

Ich verließ Wien und meinen bisherigen Wirkungskreis nur ungern, um in die engbürgerlichen Verhältnisse der böhmischen Biermetropole einzuziehen. Die 500 brauberechtigten Bürger bildeten dort den gesellschaftlichen und besonders den Interessenkonzentrationskern, so daß die anderen Industriezweige im böhmischen Liverpool zurückstanden. Selbst Skoda nicht ausgenommen, der damals seine ersten waffentechnischen Versuche unternahm.

Mein Chef, Feldmarschalleutnant von Hanbeck, war als Mensch und Soldat ideal. Die Division, ausschließlich aus böhmischen und zwar tschechischen Truppen bestehend, enthielt prächtige, nach dem System des Feldzeugmeisters Baron Philippowich ausgebildete Regimenter, deren Strammheit, verbunden mit großer Schießfertigkeit, an preußische Vorbilde erinnerte.

Philippowich residierte als Kommandierender General in Prag und genoß als erfolgreicher Armeeführer im Okkupationskriege 1878 ein besonderes Ansehen. Eine geistig hervorragende Persönlichkeit, die allerdings viel Schrullenhaftes hatte. Seine Eitelkeit und Selbstherrlichkeit nahmen oft bizarre Formen an, und der Byzantinismus in seinem Korps zeitigte die wunderlichsten Früchte. An den maß-

gebendsten Stellen mochte man ihn nicht mehr, doch seines Ansehens und Auftretens wegen wollte man ihm die letzten Konsequenzen zum Rücktritt selbst überlassen. Später machte man mit siegreichen Armeeführern, die den obersten Ingerenzen nicht zu Gesichte standen, weit weniger Federlesens!

In politischer Hinsicht machten sich damals in Böhmen die Folgen der Taaffeschen Versöhnungspolitik geltend. Die Konzessionen an die Tschechen wuchsen mit jedem Jahre, ohne deren Zufriedenheit und Willfährigkeit zu erzielen. In Pilsen selbst dominierte die erst kürzlich zu großem Einfluß gelangte Jungtschechenpartei. Es gab noch wenig ultraradikale Elemente, so daß der Zustand immerhin leidlich war, wenngleich die deutsche und die tschechische Gesellschaft einander strenge mieden. Zu einer wirklichen Geselligkeit kam es aber überhaupt nicht. Keinerlei Anregung, keinerlei Ansätze zu einer höheren kulturellen, fortschrittlichen Auffassung auf irgendeinem sozialen Gebiete — bezeichnend für diese von so reichen Industriellen und wohlhabenden Bürgern bewohnte Stadt.

Am 30. Jänner 1889 durchbrauste auch Pilsen die Kunde vom Tode des Kronprinzen Erzherzog Rudolf. Dieses schwerwiegende Ereignis wirkte um so lähmender, als Todesart und -Ursache in ein Mysterium gehüllt waren und es für die große Menge eigentlich auch weiterhin blieben. Offiziell wurden zwei ganz verschiedene Versionen bekanntgegeben. Dies ließ das Unglück noch düsterer und unerklärlicher erscheinen und den Respekt vor offiziellen Enuntiationen auf den Nullpunkt sinken. Die abenteuerlichsten Einzelheiten wurden kolportiert und trugen just nicht bei, das Ansehen des Herrscherhauses zu steigern. Dieses konnte damals allerdings eine Diminuierung leicht vertragen. Das in den allermeisten Bewohnern der Monarchie tief eingewurzelte dynastische Gefühl, das sich in dieser Richtung bis zur Urteilslosigkeit gesteigert hatte, war eben eine ganz besondere Spezies unseres Staatswesens. In dieser einen Richtung hatte die Dynastie, zumeist im Bunde mit dem Klerikalismus, tatsächlich Erstaunliches geleistet, was vornehmlich dadurch zum Ausdrucke kam, daß man das Symbol des Staates als Wesen und Kern — ja förmlich als Zweck desselben anerkannte. Dadurch entstand auch der Irrglaube, daß der Staat ohne Dynastie, und speziell ohne diese Dynastie, nicht bestehen könne. Und so geschah es, daß in Österreich nicht nur der Träger der Krone, sondern auch dessen Familie — alle Mitglieder des Erzhauses — stets zu einem Überfaktor gemacht wurden. An diese völlig naturorganische Unersetzbarkeit des regierenden Hauses glaubten Millionen und Millionen. Und selbst bei spekulativen, politisch denkenden Köpfen hörte da urplötzlich die Voraussetzungs-

losigkeit auf. Jener Glaube bildete ein starres unabänderliches Dogma und überdies die Basis, auf der alle politischen Erwägungen aufgebaut und weiterentwickelt wurden. Auch ich war diesem Glauben mit Leib und Seele ergeben. Mein ganzes staatsbürgerliches Empfinden wurzelte darin. —

Anfang 1889 begannen in Ungarn gewaltige Demonstrationen bei Verhandlung des Wehrgesetzes. Dagegen wandte man das uralte Mittel der Konzessionen und Konzessiönchen an, und damals entstand das Wörtchen „und" zwischen dem traditionellen „K. k.". Das Wehrgesetz, mit vielen Fehlern behaftet und für zehn Jahre gültig, wurde schließlich mit größter Mühe durchgebracht. Dessen Novellierung erfolgte aber nicht nach den gesetzmäßig vorgesehenen weiteren zehn, sondern nach wohlgezählten 23 Jahren — gerade in der Zeit, als ich dem Kriegsministerium vorstand.

Im August fand die imposante Leichenfeierlichkeit des plötzlich verstorbenen Generales Philippowich statt. Ich sah dabei zum ersten Male Erzherzog Franz Ferdinand in militärischer Funktion: in der bescheidenen Rolle eines Bataillonskommandanten des Infanterieregiments Nr. 102.

Nach Abschluß der im engen Rahmen verlaufenen Herbstmanöver wurde ich an das Krankenbett meines Vaters gerufen, das auch sein Sterbebett werden sollte. Ich halte sein Vorbild und Angedenken hoch und betrauere ihn noch heute. —

Der 1. Mai 1890 brachte den ersten „Arbeiter-Mai". Für Pilsen und Umgebung mit seinen nach Zehntausenden zählenden Arbeitern hegte man große Besorgnisse und traf umfangreiche Vorkehrungen. Angesagte Revolutionen brechen niemals aus. So auch damals. Etliche Wochen später kam es aber doch im Kohlenrevier Nürschan und im Ostrauer Gebiet zu Zusammenstößen zwischen Arbeitermassen und Assistenztruppen. Die Lohn- und Arbeitsfrage im latenten Kampf des Proletariats gegen den Kapitalismus war die Ursache. Es gab auf Seite der Arbeiter Tote und Verwundete. Bei Gesamtbeurteilung der tief einschneidenden und noch lange nicht gelösten sozialen Frage ist es eigentlich auch gleichgültig, welche Seite im einzelnen Falle die auslösende Veranlassung gibt. Zweifelsohne wird die unaufhaltsam fortschreitende Sozialisierung ändernd eingreifen, aber das Pendel wird oft wieder nach der anderen Seite ausschlagen, Ungerechtigkeiten und Gewaltakte im Gefolge haben. Das zeigt sich übrigens just jetzt, bei der größten Umstülpung, die die Geschichte aller Zeiten kennt. Dies liegt eben in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen und Bestrebungen, die weder Gesetze noch Religionen auszugleichen vermögen, da ja schließlich auch diese nur Emanationen des menschlichen Geistes sind.

Ein persönlicher Konflikt, der mit Waffenaustragung endete, erbrachte im Herbst jenes Jahres meine Transferierung nach Laibach als Generalstabschef der 28. Infanteriedivision, deren ausgezeichnete Truppen in Triest, Laibach, Pola, Görz, Cilli disloziert waren.

Ähnlich wie in Pilsen kämpfte in Laibach das langsam zurückweichende Deutschtum mit dem vorwärtsdrängenden, von der Regierung gestützten Slawentum. Die Slowenen standen weder in kultureller noch in besitzlicher Hinsicht auf der Höhe der Tschechen in Böhmen, gaben aber diesen weder an Energie, noch an rastlosem Aufwärtsstreben nach. Die Deutschen — auch hier wie überall in sich gespalten — konnten sich politisch nicht auf einer einheitlichen Plattform zusammenfinden. Ihr eingeborener Patrizierstolz, wie ich ihn sonst nirgendwo gefunden habe, gab ihnen in politischer Richtung allerdings Rückgrat. Die Patrizier in Augsburg und Nürnberg, die Nobili in Venedig, Florenz und Mantua mochten ähnlich gefühlt und gedacht haben. Es gab Familien, die, Dynastien gleich, Stolz und Tradition, wohl aber auch deren Rückständigkeit besaßen. Sie hatten jedoch auch manche Vorzüge: hervorragende Kunstliebe, besonders für Musik, strenggesittete Formen, bedingungslose Loyalität. Die deutsche Gesellschaft und das Offizierskorps der Garnison standen daher im regen Kontakte.

Ich lebte mich in dieses Milieu rasch ein und fand dort auch meine Frau. Ich hätte wohl keine treuere Lebensgefährtin erwählen können. All dem oft umstürzenden Wechsel, dem mein Schicksal unterworfen war, zeigte sie sich gewachsen, und je höher die Wogen brandeten, desto fester hielt sie an meiner Seite aus. In den trübsten Momenten, die mir oft ein unfaßbares Geschick brachte, hatte ich an ihr stets den treuesten Berater und besten edelmütigsten Freund, da auch ihr Verstand sie alle Lebenslagen erkennen und richtig beurteilen ließ.

Als Oberstleutnant

Im Mai 1891 avancierte ich zum Oberstleutnant.

Im Herbst fanden in der Gegend von Cilli die Manöver des III. Korps statt, denen auch der Kaiser beiwohnte. Sie lagen unter einem Unstern. Beide Divisionäre, die gegeneinander führten, hatten die zugebilligte Altersgrenze schon überschritten und auch den Kommandierenden General, Herzog von Württemberg, wollte man nicht länger in Aktivität wissen. Es konnte daher nichts recht gemacht werden. Wenngleich — bei objektiver Beurteilung — unsere Partei gut abschnitt, regnete es doch nur Worte der Ungnade.

An Stelle des Feldmarschalleutnants von Wattek trat dann General von Schilhawsky, eine wuchtige Soldatennatur mit viel natürlichem Verstand, ein bedeutender Kenner der taktischen Detailausbildung. Ich lernte in dieser Richtung viel von ihm, was mir um so nützlicher war, als die Zeit heranrückte, da ich nach siebzehnjähriger Trennung zur Truppe zurückkehren sollte.

Das System, auch als Unterabteilungskommandant ein bis zwei Jahre im Generalstabe Dienste zu tun, war damals noch nicht in Übung. Für einen Generalstabsoffizier, der sich die Eignung für hohe Kommandoposten oder andere höhere militärische Stellen erwerben will, ist jedoch der wiederholte nahe Kontakt mit der Truppe unerläßlich. Die natürliche Veranlagung, besonders für taktische Details, wird da wohl immer ausschlaggebend wirken. So erklärt es sich, daß mitunter Neulinge, die früher wenig oder nichts mit der Truppenführung zu tun gehabt, sich nach kurzer Zeit als geschickte, energische Führer entpuppen, dagegen andere, die sich ihr Leben lang damit befaßt haben, es über eine gewisse Mittelmäßigkeit nicht hinausbringen. Der Grundsatz wird aber stets gelten, daß nur derjenige es versteht, Offiziere zu leiten und auf deren Geist zu wirken, der im regen und häufigen Kontakt mit ihnen steht. Es war ein großer Nachteil und läßt so viele ernste Mißgriffe verstehen, daß bei uns so häufig Persönlichkeiten an maßgebendste Stellen gesetzt wurden, die ihre Dienstzeit fast ausschließlich im Büro, am Schreibtisch oder im Adjutantenzimmer verbracht hatten.

Im Spätherbst erfolgte meine Einteilung zum Infanterieregiment Baron Ramberg Nr. 96 (Karlstadt). Dieses Regiment zählte, wie alle kroatischen Regimenter, zu den kriegstüchtigsten und dem Äußeren nach auch zu den stattlichsten der Armee. Ausschließlich aus den Distrikten stammend, die einst zur Banal-Militärgrenze gehört hatten, waren alle Traditionen und Gepflogenheiten der Bewohner und der kulturellen Verhältnisse noch deutlich erhalten. Charakteristisch dafür ist, daß z. B. bei der weiblichen Landbevölkerung als besondere Zier ihrer farbenfreudigen Tracht das schwarzgelbe Seidenband der Offiziersfeldbinden als Gürtel getragen wurde.

Karlstadt war als einstiger Sitz eines Grenzgeneralates ganz im Festungs- und Kasernenstil erbaut. Es gab ein Grenzgeneralats-, ein Grenzdivisionärs-, ein Grenzbrigadiers- und ein Grenzobersten-gebäude. Die Wohnungen darin genau nach dem Schema. Statt Zimmer — kleine Säle. Umfangreiche Stallungen. Die Billigkeit der Lebensführung war exemplarisch. So kostete beispielsweise ein Kilo besten Rindsbratens 80 Heller, desgleichen ein Paar Hühner. Ein Liter Wein 20 bis 30 Heller. Trotzdem wetterten die Eingeborenen über die

enorme Teuerung. Eine Spezialität Karlstadts bildeten die Wochenmärkte, zu denen aus allen Teilen Bosniens und Westkroatiens Käufer und Verkäufer zusammenströmten. Ein farbenreiches, lebhaftes Bild.

Dienstlich waren die Verhältnisse zufriedenstellend. Der Regimentskommandant, Oberst von Gstöttner, war ein tüchtiger Mann, das Offizierkorps zwar nicht glänzend, doch auf der Höhe seiner dienstlichen Aufgabe und — wie die allermeisten Offizierkorps unserer Armee — leicht lenksam. Auch mit dem kulturell allerdings wenig entwickelten Mannschaftsmaterial konnte man zufrieden sein, wenn man es richtig zu nehmen verstand. Das Regiment bewährte sich dann bestens im Weltkriege, der alten Grenzertradition entsprechend. An der Isonzofront pflanzte es seine Fahne als erste im wiedereroberten Görz auf.

Der Verkehr mit den Bewohnern war angenehm, nur machte sich schon damals eine serbophile Gesinnung unter den Tonangebenden fühlbar.

In dieses Milieu brachte ich meine junge Frau, mit der ich mich im Dezember vermählt hatte. Die Kameraden ließen sich's nicht nehmen, uns durch die Regimentskapelle bei 15 Grad Kälte ein Morgenständchen zu bringen, als wir in unsere primitive Wohnung einzogen. Nicht lange darauf kam auch unser Töchterchen Erika zur Welt, der Sonnenschein unseres Lebens, geboren auf dem Landgut meiner Schwiegereltern Rutzing, einem kleinen Schlößchen im Savetal. —

Im Jahre 1893 fanden in Südwestungarn, im Raume bei Güns, Kaisermanöver statt, die die ersten Armeemanöver auf dem Kontinent darstellten. Die Generale Schönfeld und Reinländer führten je eine aus sechs Infanterie- und einer Kavalleriedivision bestehende Armee, deren Ringen unser oberster Kriegsherr, der deutsche Kaiser und viele Vertreter aller Herren Länder beiwohnten. Wie bei allen Manövern der alten Schule, gab es prächtige Bilder, die heutzutage als Anachronismen gelten müßten.

Kapitel VII

Oberst

Im Mai 1894 wurde ich Oberst bei definitiver Einteilung zur Infanterie, was meinem Wunsche vollauf entsprach. Damals waren in den Infanterieregimentern die zweiten Oberste systemisiert worden, so daß man ziemlich lange auf ein Regimentskommando warten mußte. Als im Spätherbst des Jahres die Korpsoffiziersschulen ein-

geführt wurden, kam ich zu jener nach Agram als Lehrer der Taktik und Stellvertreter des Kommandanten. Wenngleich mir dadurch das Regimentskommando für ein weiteres Halbjahr entging, interessierte mich die neue Institution doch sehr und gab mir Gelegenheit, mich mit meinem Lieblingsthema eingehend zu beschäftigen.

In das folgende Jahr — ich weilte eben damals mit meiner Familie bei den Schwiegereltern zu Besuch — fiel das große Erdbeben in Laibach. Dieses erschütternde Naturphänomen trat in der Nacht vom Ostersonntag auf -Montag ein, nachdem unmittelbar vorher ein jäher Kälterückfall der sommerlichen Wärme gefolgt war. Der erste Stoß glich einer furchtbaren Dynamitexplosion. Die Fenster der Häuser fielen auf die Straße, in den Zimmern stürzten die Öfen ein, schwere Kasten wurden umgestoßen, und die Türen verankerten sich derart, daß man sie aufbrechen mußte. Als wir im Nachtkleide aus dem geborstenen Haus flüchteten, fingen durch die Erderschütterung die Glocken an zu läuten, und die Sterne glitzerten durch die klaffenden Sprünge der wankenden Mauern. Hunderte von Menschen in den abenteuerlichsten Kostümen heulten, beteten, fluchten auf den Straßen und Plätzen, und wenn ein neuer Stoß einsetzte, schrie die entsetzte Menge zum Himmel. Nicht weniger als 140 Stöße zählten wir bis zu den Morgenstunden. Ich habe im Leben fast alles mitgemacht, was ein Mensch mitmachen kann, aber kaum etwas hat mich mehr erschüttert als jene Osternacht 1895.

Im Frühjahr 1895 erhielt ich das Kommando des in Budapest dislozierten Infanterieregimentes Markgraf von Baden Nr. 23. Ich stand nur wenige Wochen an der Spitze dieses ausgezeichneten Regimentes, das ich, als ich es kaum ins Übungslager bei Piliscsaba geführt hatte, verlassen mußte, da ich telegraphisch zur Übernahme des Regimentes Nr. 78 nach Essegg befohlen wurde. Dort hatte es dienstliche und sonstige Unannehmlichkeiten gegeben, die ich hätte schlichten sollen — eine ehrenvolle Mission, die mich persönlich aber hart traf, da ich durch diese Kommandierung im Zeitraume eines halben Jahres die dritte Übersiedlung bestreiten mußte, was unserer ohnedies nicht allzustraff gefüllten Börse wehe tat.

Essegg war damals eine vollkommen deutsche Stadt, in der nur nebstbei kroatisch (serbisch) gesprochen wurde. In der Drauniederung gelegen, bietet sie ein Paradies für Jäger. Neben einer Unmenge von Sumpf- und Wasservögeln gab es Hochwild, wie es wohl nicht häufig in Europa vorkommt. Nördlich der Drau, in den unermeßlichen Erzherzog Friedrichschen Forsten von Belye, fanden sich auch fast alle Potentaten als Gäste des Erzherzogs ein, was dieser Krösus unter den kaiserlichen Prinzen leicht tragen konnte.

Da ich kein Jäger bin, interessierten mich diese Verhältnisse nur insofern, als wegen des zu schonenden Wildes die Übungen oft unangenehm beeinflußt wurden.

Das Regiment fand ich besser, als ich es vermutet hatte. Und eigentlich waren es nur Kleinigkeiten, die an den maßgebenden Stellen verstimmten. Auch wollte man nicht vergessen, daß etliche Jahre früher die Unteroffiziere eines detachierten Bataillons dem greisen Kirchenfürsten von Diakovar, Bischof Stroßmayer, ein Huldigungstelegramm gesendet hatten, zu einer Zeit, da er infolge seiner Resistenz gegen ungarische Prätensionen in Ungnade gestanden war.

Die Mannschaft des Regiments bestand aus Kroaten, Serben, Schwaben und etlichen Magyaren, ähnlich wie beim Regiment 96. Dem höheren Kulturniveau der Slavonier und Syrmier entsprechend, traf man auch intelligentere Elemente mit relativ umfangreicher Schulbildung. Speziell die Berufsunteroffiziere bildeten, gleichwie in den meisten kroatischen Regimentern, eine eigene in sich abgeschlossene Klasse.

Damals, wie schon lange vorher und auch noch 15 Jahre nachher, waren die Vorsorgen für die Schaffung eines in unserem Heere besonders notwendig gewesenen Berufsunteroffizierskorps einfach kläglich. Man ließ die Dinge laufen, wie sie eben liefen, und glaubte mit der Verleihung einiger Goldbörtchen an den Ärmeln genug getan zu haben.

Bei den kroatischen Regimentern lagen die Verhältnisse günstiger, da dort noch das Ansehen und der Respekt vor dem bunten Rock des Kaisers aus der Zeit der entschlafenen Militärgrenze bestand. Wenn man sich Mühe gab, konnte man ganz taugliche Kräfte gewinnen. Dieser Mühe unterzog ich mich gern und konnte mit dem Resultat zufrieden sein. In erster Linie förderte ich die Heiraten der Unteroffiziere mit den ziemlich wohlhabenden Töchtern des slavonisch-syrmischen Kleingrundbesitzes. In diesen relativ gut situierten Unteroffiziersfamilien entwickelte sich ein konservativer Sinn, ein bescheidenes Herrengefühl, was sich in und außer Dienst durch eine erhöhte Autorität vorteilhaft geltend machte.

Das Offizierskorps des Regimentes fand ich infolge der abgelaufenen Vorkommnisse etwas gedrückt. Doch waren sehr viele tüchtige Elemente vorhanden. Ich erkannte es als meine wichtigste Aufgabe, auf den Geist einzuwirken und die Tradition zu heben. Meinen Gefühlen, meiner Auffassung und meinem eigenen Werdegang entsprechend, waren es ausschließlich die altösterreichischen kaiserlichen Traditionen, die ich — womöglich bis zu einem gewissen Fanatismus — zu steigern bestrebt war. Auch das gesellschaftliche Auftreten des Offizierskorps akzentuierte ich und trachtete dessen Stel-

lung zu einer dominierenden zu machen. Die Verhältnisse im lebenslustigen, nichts weniger als spießbürgerlich gesinnten Essegg gaben hiefür den geeigneten Boden, und die billigen Lebensbedingungen ermöglichten eine Reihe von gesellschaftlichen Veranstaltungen, wobei das Band zwischen Militär und Zivil immer freundschaftlicher und fester wurde. Es gab auch ein sehr gut geleitetes deutsches Theater, und die Offiziersmesse gestaltete sich zu einer vollgültigen Offiziersréunion. Bei Ausschmückung der Räume tat ich wirksamst mit, indem ich — damals leidenschaftlich der Brandmalerei ergeben — einen Kredenzschrank und zwölf Sessel eigenhändig in dieser Technik ausführte. Das Beispiel zog, und nach Jahresfrist besaß das Regiment ein Offiziersheim, das sich sehen lassen konnte. Vor allem war es Major Pirgo, ein begabter Malerdilettant, der ein lebensgroßes Bild des berühmten Pandurenführers, Obersten Freiherrn von der Trenk, schuf. Wir sahen ihn als Stammvater des Regimentes an und nannten uns auch Trenkpanduren. Kaum dreißig Jahre alt, hatte Trenk aus eigenen Mitteln sein Freikorps aufgestellt und war mit seinen Panduren in den österreichischen Erbfolgekrieg gezogen. Er hatte die verwegenste Kühnheit mit der klügsten Überlegung in sich vereint. Mit seinen 2000 Mann hatte er den Rhein durchschwommen, um einen Handstreich auszuführen. Er hatte die Festung Budweis erobert, trotz der starken, von einem preußischen General befehligten Besatzung. In der kurzen Friedenszeit zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Krieg hatte er seine im westlichen Slavonien gelegenen Besitzungen nach militärischen Grundsätzen organisiert und Bauten aufgeführt, die noch heute als Kasernen und Depots verwendet werden. Sein Korps war allerdings nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch durch seine Wildheit und Beutegier bekannt und gefürchtet gewesen. Zieht man aber die Zeiten in Betracht, in denen es existiert, und die Verhältnisse, in denen es gefochten hat, so darf man sich darob nicht allzu sehr entsetzen. Am allerwenigsten, wenn man die Akte barbarischer Kriegführung dagegenhält, die während des Weltkrieges just von den fortgeschrittensten Nationen begangen wurden.

Der bekannte kroatische Komponist Zajc, der in Agram lebte, komponierte auf meine Bitte einen Regimentsmarsch, dessen Grundmotiv Fanfaren des Trenkschen Pandurenkorps bildeten. Der originelle Marsch erhielt die offizielle Bestätigung, und so lange das Infanterieregiment Nr. 78 bestand, wiesen diese Klänge den Schritt des Regimentes.

Der Ausbildung des Regimentes wandte ich natürlich die größte Aufmerksamkeit zu. Strammheit als disziplinäres Mittel, Agilität

und Anpassungsfähigkeit als Grundlage für ein modern geführtes Gefecht galten mir als unverrückbare Richtlinien. Bei der Schießausbildung war es mir weniger um besonders qualifizierte Resultate auf dem Schießstand, als um die Durchführung möglichst lebendig gehaltener Gefechtsmomente zu tun. Meine Anforderungen an die Tätigkeit und Dienstbeflissenheit gingen ziemlich weit. Direkt eklig war ich aber nur bezüglich des Wachdienstes; nicht aus Pedanterie, wohl aber aus Überzeugung. Der Wachdienst ist eine vorzügliche Vorschule für den Krieg. Gewissenhaft und, wenn nötig, unerbittlich eingehalten, wirkt er schließlich auf den Charakter, so daß strengste Pflichterfüllung zur Gewohnheit wird. Die Schildwache von Pompeji, die sich lieber von der Lava hätte verschütten lassen, als vom Posten zu weichen, wird mit Recht als der vollendete Ausdruck altrömischer Soldatendisziplin und Pflichttreue erkannt und bewundert.

Damit das Heimatland, speziell die Heimatstadt Essegg, sich ihrer gefallenen Söhne erinnere, schuf ich ein Regimentsdenkmal. Eine Sammlung erbrachte den für die damaligen Verhältnisse ganz belangreichen Betrag von 20 000 Kronen. Das Kriegsministerium überließ auf meine Bitte alte Kanonenbronze, und der strebsame heimatliche Künstler Professor Franges übernahm die Schaffung des Denkmales, das einen zu Tod getroffenen, dennoch vorwärts stürmenden Soldaten in der Feldausrüstung vom Jahre 1866 darstellte.

Eine eigenartige Erscheinung, ein typischer Repräsentant einer nun verschwundenen Herrenklasse, war der kommandierende General, General der Kavallerie Baron Bechtolsheim. Vollblutjunker alten Schlages hatte er sich als Rittmeister bei Custozza das Maria-Theresien-Kreuz geholt. Diesem glücklichen Umstand und seinen Beziehungen zu den höchsten Kreisen verdankte er seine Karriere. Er hatte auch als Militärbevollmächtigter in Petersburg gewirkt, wo ihm die Gunst des Zaren Alexander II. zuteil geworden war. Mehr Höfling als Soldat, war er über die jeweiligen Stimmungen und Ansichten, die an den obersten Stellen walteten, stets genau informiert und schuf diesen unbedingte Geltung und Raum. So entstanden oft in kurzer Zeit und rascher Folge die entgegengesetzten Anforderungen, was den General aber nicht weiter anfocht. Da er einen praktischen Hausverstand hatte, traf er in einfacher Art häufig den Nagel auf den Kopf und ließ sich bei Übungen nicht leicht ein X für ein U vormachen. Übrigens genoß ich, mit kurzer Unterbrechung, sein Wohlwollen im vollsten Maße.

Zu jener Zeit begannen die weiten Latifundien des Großgrundbesitzes Slavoniens ihre Besitzer zu wechseln. Diese Latifundien stammten großenteils aus Donationen, die während und nach den Türken-

kriegen an Prinzen regierender Häuser und an verdiente Geschlechter des eingeborenen reichsdeutschen und ungarländischen Adels erteilt worden waren. Die Schaumburg, Kulmer, Normann, Khuen-Belassi, Hadik, Erdödy, Pejacsevich, Draskovich, Jankovich figurierten unter jenen Lehensmännern. Allmählich erwarb aber dann die — meist jüdische — Plutokratie ein Gut nach dem andern, so daß ganze Landstriche ihnen zu eigen wurden. Rührig und geschickt arbeitete sie an der Expropriation ungeheurer Waldherrschaften.

Der Bischof von Diakovar, Stroßmayer, damals schon ein Neunziger, war noch immer ein streitbarer und lebensfroher Kirchenfürst, eine der hervorragendsten Gestalten Kroatiens. Sohn eines einfachen Fahnenschmiedes, wurde er mit kaum 40 Jahren Bischof der reichsten Diözese des Landes und unter Jellacic's Einfluß persona grata des kaiserlichen Hofes. Er verdarb sich's jedoch später gleich diesem durch sein stetes Mahnen, den Kroaten die Verdienste von 1848/49 politisch zu lohnen. Dann — nach dem Ausgleich mit Ungarn — durch sein Widerstreben gegen dieses Volk. An letzterem trug auch ein wenig verletzte Eitelkeit Schuld, da sich der Bischof von den Ungarn in den Ausgleichsfragen einigermaßen hatte düpieren lassen. Er residierte auf seinem Bischofsitz als Hort aller kroatischen Nationalpatrioten und als unversöhnlicher Gegner der ungarischen Machtgelüste, insoweit sie sich auf sein Heimatland bezogen.

1897 und 1898 gab es anläßlich der Wahlkampagne wiederholt Unruhen, zu deren Behebung und Niederdrückung das Regiment beträchtliche Assistenz beistellen mußte. Leider erforderte die Situation einmal den Waffengebrauch, was mir sehr nahe ging, da ich der wertvollen Bevölkerung die größte Sympathie entgegenbrachte. Auch war es mir klar, daß die unionistischen Bestrebungen der Regierung sich nur mit Gewalt aufrecht erhalten lassen könnten. Diesem Prinzip vermochte ich nicht beizupflichten, da hierdurch die traditionelle kaisertreue Gesinnung der Bevölkerung in Gefahr kommen mußte, was dann auch geschah.

Als ich im April 1900 zum Kommandanten der 65. Brigade in Györ (Raab) und wenige Tage später, noch inmitten des Regimentes, zum Generalmajor ernannt wurde, war mir das Scheiden aus diesem harmonischen Kreis nicht leicht. Und ich glaube, man ließ mich auch nicht leicht ziehen, denn später noch, fast zwei Dezennien nach meinem Wirken, erhielt ich oft Beweise der Sympathie und hörte von den einstigen 78ern und den Bewohnern Esseggs der „Ära Auffenberg" gedenken.

Kapitel VIII

Generalmajor

Die Erreichung dieser Etappe erfüllte mich mit Befriedigung. Schließlich hatte ich das 48. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt und ich war so lebenskräftig, daß mich die Überzeugung durchdrang, meine Stellung und noch weitere Dienstposten lange und vollkommen ausfüllen zu können.

Mein erster Weg in der neuen Uniform galt der Kaserne, um das erste Avertissementsignal, das das Erscheinen eines Generals kundtat, von einem (entsprechend belohnten) Hornisten meines Regimentes zu hören.

Von Militär und Zivil geleitet, verließen wir die Stätte meines fünfjährigen Wirkens. Längs des Bahndammes bis zur großen Draubrücke von „Zivios" meines Regiments umbraust, von denen — so glaube ich — viele ehrlich gemeint waren, fuhren wir ins Ungarland.

Zunächst nach Bratislava (Preßburg Pozsony) zur Vorstellung beim Korpskommandanten Feldzeugmeister Erzherzog Friedrich, der dann 14 Jahre später durch die Laune des Geschickes in schwerster Stunde des Vaterlandes an die allererste Stelle gesetzt werden sollte.

Erzherzog Friedrich machte damals bei flüchtiger Begegnung den Eindruck eines liebenswürdigen, fast könnte man sagen offenherzigen Mannes, dem zum mindesten das konventionelle Wohlwollen hochfürstlicher Persönlichkeiten eigen war. Tatsächlich besaß er es, vorausgesetzt, daß es von seiner Umgebung nicht eingedämmt oder etwa in das Gegenteil verwandelt wurde, woraus seine Unverläßlichkeit resultierte. Die geistigen Qualitäten höher als mittelmäßig einzuschätzen, würde Servilität bedeuten. Seine Bildung stand auf gleicher Höhe mit seinen Geistesgaben, was als ein günstiger Zufall zu werten war. Ein praktischer Hausverstand ließ ihn einfache Situationen richtig erfassen, und ein guter Orientierungssinn kam ihm in militärisch-praktischen Dingen zu Hilfe.

Militärfachlich von seinem Oheim, Erzherzog Albrecht, wesentlich beeinflußt, blieb er bei den Lehren stehen, die er sich damals eingeprägt hatte, während Albrecht — eine geistig weit über das Mittelmaß reichende Persönlichkeit — den heutigen Zeiten, mit ihren grundhältig geänderten Werten, Einrichtungen und Potenzen, gewiß Rechnung getragen haben würde und sich ihnen, bei allem Konservatismus, auch anbequemt hätte. — Mechanisches Zusammenschieben von Reserven, kurze, geschlossen geführte Stöße und Gegenstöße und ähnliche, teilweise noch aus der napoleonischen Rüst-

kammer geholte Requisiten, blieben die Grundlage für Friedrichs taktische Entschlüsse und Anordnungen. Über operative Leitung moderner Heere hatte er gewiß vieles gelesen, vielleicht aber nicht allzuviel zu seinem geistigen Eigentum gemacht. Ein Taktiker älteren Stiles im Rahmen kleiner Armee-Einheiten. Da lag die Grenze seines militärischen Könnens, beileibe aber nicht seines militärischen Ehrgeizes. Ich entsinne mich z. B. eines Diners, wo Erzherzog Friedrich — entre poire et fromage — mit dem Brustton der Überzeugung dem allen Mitgliedern der Dynastie eigen gewesenen Selbstgefühl ihrer providentiellen Bestimmung dahin Ausdruck gab, daß „in schwierigsten Momenten des Staates doch immer nur die Erzherzöge als Retter aufgetreten seien".

Störend wirkte der Mangel des persönlichen freien Gedankenausdruckes. Hierdurch zogen seine Darlegungen auch dann nicht, wenn er eine Idee richtig erfaßt oder — nach vorhergegangener Besprechung — akzeptiert hatte. Seine Kritik überzeugte daher in den seltensten Fällen und wurde meist auf persönliche Momente zurückgeführt.

Immerhin muß man dem Erzherzog die Anerkennung eines Spezialtalentes zollen, das aber weder auf militärischem noch auf staatsmännischem, sondern auf kaufmännischem und wirtschaftlichem Gebiete lag. Durch eine geschickte Administration gestützt, war er stets bestrebt, in schrankenloser Konkurrenz seinen enormen Reichtum an Geld, Land und Industrie zu vermehren. Erzherzog Friedrichsche Molkereien, auf blendend weißen Schildern annonciert, prangten an allen Straßenecken Wiens. Schnapsbrennereien, Kellereien und viele andere Unternehmungen hatten ihn zum obersten Chef. Es ist wahrhaft bedauerlich, daß der Staat sich in der Wahl des Talentes vergriff und statt des wirtschaftlichen das militärische Talent in den Dienst der Öffentlichkeit stellte.

Gelegentlich einer Übung machte ich mit dem Erzherzog eine Wagenfahrt. In jener Zeit fand gerade die Vermählung des Thronfolgers mit der Gräfin Sofie Chotek statt. Erzherzog Friedrich konnte über die Braut nicht genug Ungünstiges erzählen und meinte, daß der Kaiser über diese Wahl außer Rand und Band sei und schwere politische Komplikationen besorge. Beim Erzherzog sprachen da jedenfalls enttäuschte Hoffnungen mit. Unerfüllte Wünsche, unter denen seine harte, unnachsichtige Gemahlin noch tiefer litt.

Ich gewann die Gunst der Erzherzogin niemals, vielleicht aus dem Grunde, daß ich die des Thronfolgers besaß.

Erzherzogin Isabella war ihrem Gemahl geistig überlegen, gängelte ihn durch ihre Willenskraft und beeinflußte sein Urteil — selten in

wohlwollendem Sinne. Dieser Einfluß, der sich auch auf die Alltäglichkeiten des Lebens bezog, war dem Erzherzog höchst unbequem, und die überhäufigen Inspizierungsreisen waren zum Teil in diesem Umstand begründet.

Die Truppen der Brigade waren durchwegs vortrefflich. Das ausgezeichnete Infanterieregiment 19 hatte Oberst von Grivicic, einen tüchtigen Mann, zum Kommandanten. Die 11er Jäger in Güns und die 83er in Steinsmanger waren gleichfalls sehr brav. Letztere wurden dann durch die 26er ersetzt, ein aus Wien kommendes, parademäßig hervorragend geschultes, in der Schießausbildung exzellierendes Regiment. Der Kommandant, Oberst von Schweizer, war Israelit und charakterfest genug, es auch zu bleiben, obwohl man ihn gern zum Proselyten gemacht hätte.

Györ war damals eine mittelgroße, aufblühende Stadt, die nach Anlage und Bauart ihren einstigen deutschen Charakter im Kern bewahrt hatte, sonst aber bereits magyarisiert war. Die ungarische Regierung gestaltete sie zu einer Hochburg magyarischer Industrie. Desgleichen war sie seit altersher ein Stapel- und Umsatzplatz landwirtschaftlicher Produkte und berühmt durch ihre Pferdemärkte. Ein Wahrzeichen bildeten die Schweinemastanstalten, die die Stadt gleich den Forts einer Lagerfestung umgaben und gegen normale Geruchsorgane auch verteidigten. Ideal war das Reitterrain. Eine Lust, die Pferde in langen Galoppaden an alle Arten von Hindernissen zu gewöhnen!

Die Gesellschaft war echt ungarisch gesinnt, doch nicht chauvinistisch, bis die große Agitation — 1902 — einsetzte. In der weiteren Umgebung gab es Landsitze des Adels und der Gentry. Im nahen Györ-Szabadhegyi war eine Division der 9er Husaren einquartiert, die einen Sammelpunkt des Hochadels bildete, durchaus charmante Männer, mit denen sich's sehr angenehm verkehrte. Auch der hohe Klerus spielte eine Rolle, zumal Raab einer der ältesten und bedeutendsten Bischofssitze Ungarns ist. In der Nähe befindet sich auch das berühmte Benediktinerstift Panonhalma, eine der großartigsten kirchlichen Schöpfungen Ungarns. Besonders die Bibliothek besitzt mit Recht einen Weltruf.

Der Dienst als Brigadier und Stationskommandant ließ mir genügend Zeit zur Abfassung einer militärischen Monographie Raabs. Diese uralte Siedelung hatte viele kriegerische Ereignisse vorüberziehen gesehen. Die Kämpfe, als es noch eine römische Kolonie gewesen war, die Türken- und Kuruzenkriege, die Schlacht bei Szabadhegyi im Jahre 1809 und schließlich die Kämpfe in den Jahren 1848 und 1849. Mein Generalstabsoffizier, Oberleutnant von Straub, stellte

die bezüglichen Daten zusammen, und im Bestreben, diese Arbeit zu einem Erinnerungsblatt für die Stadt Raab zu gestalten, war ich bedacht, die nationale Eitelkeit in keiner Weise zu tangieren. Mit „corriger la fortune", beziehungsweise „la vérité" gelang es insoweit, daß unter den damaligen Verhältnissen auch eine Übersetzung ins Ungarische statthaben konnte. In dieser Weise wurde es als Lesebuch den dortigen Schulen übergeben. Als dann die chauvinistische Richtung jäh emporschnellte, und die Kämpfe um das Wehrgesetz, die Armeesprache und um die Armee an sich platzgriffen, erschien das kleine Werk zu wenig national-patriotisch gefärbt und wurde sachte eingesargt.

In Angelegenheit jenes Büchleins sprach ich einmal mit dem Raaber Bürgermeister, Zechmeister, einem aus deutscher, magyarisierter Familie entstammten freidenkenden Manne, der der liberalen Regierungspartei angehörte. Dabei hörte ich zum erstenmal, daß die Bezeichnung „Gesamtmonarchie" allein schon als kleines politisches Attentat auf die ungarische Verfassung anzusehen sei. Der Hinweis, daß diese Benennung in den 67er Ausgleichsgesetzen wiederholt vorkomme und auch von Deak gebraucht worden sei, wurde nicht als maßgebend bezeichnet, denn es dürfe nur von einer „österreichisch-ungarischen Monarchie" gesprochen werden.

Über Volksbewegungen redend, erzählte mir Zechmeister, daß er im Jahre 1890, zur Zeit der großen politischen Radaus, anläßlich der Erneuerung des Wehrgesetzes als oberster Polizeichef in Raab fungiert hatte. Einmal habe ein Demonstrationsumzug unter der Parole „Abzug Wehrgesetz" stattgefunden, wobei schon bedenkliche Erscheinungen der Volkserregung zu bemerken waren. Der Polizeichef sei dann an die Spitze getreten, habe den Zug so lange umher geführt, bis alle ermüdet gewesen, und dann eine Rede gehalten, des Inhaltes: „Gehen wir jetzt nach Hause. Wir haben unseren patriotischen Gefühlen Ausdruck gegeben und unsere patriotische Pflicht erfüllt!" Dies zog, und die Masse verlief sich ruhig.

Vom Standpunkt eines vorsorglichen Polizeichefs gewiß klug gehandelt. Doch — überall auf der Welt gilt ein Maximum der Leistungen für den Staat, die Aufbietung aller Kräfte zur Verteidigung des heimatlichen Bodens als Patriotismus. Hier aber nannte man Patriotismus die Verweigerung, zum mindesten die äußerste Restringierung der Leistungen, die zur Sicherung des Staates dienen sollten! Wer vermag sich in diese Auffassung hineinzudenken? Schwer war es auch sonst, den politischen Anschauungen Ungarns zu folgen. Noch schwerer, es zu regieren, am schwersten aber, mit ihm in einer engen staatsrechtlichen Verbindung zu existieren, da der politische

Egoismus einer der Hauptmerkmale dieses merkwürdigen, wenn auch zweifellos hochbegabten Volkes ist. —

Während der Manöverperiode 1901 waren wir, Feldmarschalleutnant Niklas, ich und der Regimentskommandant, mein Freund Oberst Wanka, auf Schloß Bajna, im Komaromer Komitate, einquartiert, dem Stammschloß der weltbekannten Fürstin Pauline Metternich-Sandor, Freundin der Kaiserin Eugenie, Botschafterin in Paris 1864 bis 1870, der durch drei Dezennien in Wien tonangebenden „Fürstin Pauline". Die Wochen, da wir ihre Gäste waren, verliefen ebenso angenehm wie interessant. Besonders die Abendkauserien, wo diese geistvolle, bedeutende Frau von ihren Erlebnissen erzählte, waren höchst genußreich. Politische Tagesfragen und Vorkommnisse aus Gegenwart und Vergangenheit wurden besprochen, wobei die Fürstin — vielleicht klingt es paradox — sich als Liberal-Feudale kundgab. Diese abendlichen Plauderstunden hatten die Eigentümlichkeit, daß vor jedem Teilnehmer ein Block mit Bleistift — ähnlich wie bei einer Konferenz — zu allfälliger Verwendung bereitlag. —

Im Frühjahr 1902 nahm ich zum erstenmal an einer unter dem Chef des Generalstabes stattfindenden Generalsreise teil, die ähnlich wie die Generalstabsreisen verlief, nur erfuhren hierbei die Details eine flüchtigere Behandlung. Diese Generalsreisen, belehrend und interessant, zeichneten sich überdies durch ein wahrhaft lukullisches Dasein der Beteiligten aus. Ein Vermächtnis des Erzherzogs Albrecht, wurden sie stets aus der kaiserlichen Privatschatulle bestritten. Allüberall fuhr die Hoffeldküche mit. Feldzeugmeister Baron Beck hielt auf eine gute Tafel, an der es wohl nicht fehlte. Unter Conrad wurde dies gründlich, vielleicht allzu gründlich, geändert.

Im Herbst 1902 fanden in Westungarn Kaisermanöver statt, Manöver von Armeeabteilungen. Es führten gegeneinander die beiden Erzherzoge: Franz Ferdinand und Friedrich. Die Ausgangssituation glich der zur Tradition gewordenen Grundform: vorgeschobene Kavallerietruppendivisionen, wodurch sich am ersten Tage immer eine Kavallerieschlacht entwickelte. Am zweiten Tage kam es gewöhnlich zum Rencontre eines vorgeschobenen Staffels der einen Partei gegen überlegene Kräfte des Gegners. Der hieraus meist resultierende Echec des ersteren wurde nicht weiter in Rechnung gestellt, so daß es an den folgenden Tagen entweder zum Kampfe gleich starker Kräfte kam oder durch Zuschub von auswärts, durch Überschwenken eines Teiles der bishin siegreichen Gruppe, zu einer Überlegenheit des anderen Teiles. Diese Anlage stützte sich auf eine dezennienlange Manöverpraxis, und erst die knapp vor dem großen Kriege abgehaltenen

Armeemanöver führten eine grundhältige Änderung in der Durchführung herbei, indem der eine Parteikommandant (meine Person) ein anderes Verfahren mit Erfolg zur Anwendung brachte. 1902 ging aber noch alles den herkömmlichen Weg[1]).

Nach den Übungen, wobei ich sehr gut abschnitt, beschloß ich mit meiner Frau eine Reise nach Oberitalien und Südfrankreich. Wir fuhren über Triest, Venedig, Mailand, Genua, Mentone, Monte Carlo bis Nizza, Cannes und über Turin, Como, Lugano, Locarno, Venedig, Fiume heim. Die vom schönsten Wetter begünstigte Tour entzückte uns in hohem Maße und bildete eine unserer schönsten Erinnerungen.

Mein militärisches Interesse wurde besonders durch den Anblick der französischen Alpenjäger gefesselt, die einen ausgezeichneten Eindruck machten. Weniger die Infanterie (Poilus) in ihren roten, salopp getragenen Pantalons und ihrer wenig militärischen Haltung. Immerhin war es mir klar, daß an der französischen Armee den Deutschen und dadurch indirekt auch uns ein gewaltiger Feind erwachsen würde.

Nach Raab heimgekehrt, fand ich die ersten Anzeichen einer beginnenden politischen Agitation vor. Sie bestand in der Ausstellung einer sogenannten Kossuthkollektion: wertvolle und wertlose Reliquien dieses revolutionären Nationalheros, Bilder, Kriegsszenen aus den Jahren 1848/49 darstellend. Vielfach waren auch die Hinrichtungen nach Niederwerfung der Insurrektion zu sehen — darunter auch die meines Onkels Norbert (Ormay). Über diese Ausstellung sprach ich mit dem einsichtsvollen Obergespan, Grafen Laßberg, dem sie auch gegen den Strich ging. Anderseits, meinte er, hätte es den Vorteil, daß das Ganze unter einer gewissen Aufsicht stünde, und etwaige Demonstrationen am leichtesten verhindert werden könnten. Tatsächlich kamen solche nicht vor. Das Raaber Publikum war dafür noch nicht genug präpariert. Doch konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Ausstellung die Ausstrahlung einer systematischen Agitation war, die plangemäß einsetzte und sich besonders gegen die Armee und ihre Attribute richtete. Nach Jahren wurde dann bekannt, daß zu jener Zeit tatsächlich Geheimkonventikel stattfanden, vor allem in Zilah, dem Wahlort des äußerst linken, rücksichtslosen und tumultuösen Abgeordneten Zoltan Lengyel. Hierbei wurde ein systematischer Angriff gegen die gemeinsame Armee be-

[1]) Während des Feuerkampfes am dritten Tage des Manövers kam der deutsche Kronprinz an unsere Front und erkundigte sich bei mir eingehendst um die Gefechtssituation. Durch das lange Gespräch, das er mit mir hielt, entwickelte sich die Legende, daß der deutsche Prinz unseren Kaiser auf meine Person aufmerksam gemacht habe, und daß diese Episode eine der Ursachen meiner späteren Ernennung zum Kriegsminister war. Wie gesagt — nichts als eine Legende!

schlossen, um die oberste Regierung oder, wie es kurzweg hieß, „Wien" zu zwingen, alle nationalen und hypernationalen Anforderungen zu erfüllen. Äußerungen, die der Thronfolger während der Sarvarer Manöver getan haben sollte und die darauf schließen ließen, daß er solchen Anforderungen nichts weniger als gefügig gegenüber stehen würde, beschleunigten diese Bewegung. Man glaubte, daß man angesichts des fortgeschrittenen Alters des Trägers der Krone nicht mehr viel Zeit hätte, „vorher" noch alles ins Reine — so wie man dies eben wünschte — zu bringen. Man hatte sich darin getäuscht, wie in vielem anderen, und das Schicksal in seiner Omnipotenz lenkte später alles ganz anders, als sich's die Beteiligten damals hatten träumen lassen. Gleichwohl erzielte jene nationale Bewegung, besser gesagt Unterbewegung, bedeutende Erfolge im Sinne der Radikalen.

Ich stand inmitten dieser Ereignisse, hatte wiederholt damit zu rechnen und zu rechten, und durch die folgenden zwölf Jahre, bis einschließlich meiner Ministerzeit, beschäftigte ich mich aus dienstlichem und persönlichem, beziehungsweise politischem Interesse mit den ungarischen Vorgängen und der ungarischen Frage. Ein kurzes Kompendium über diese hochwichtige Frage sei hier als Beilage 1 angeschlossen: *Beilage 1* ein kleiner Beitrag zur Geschichte der versunkenen Monarchie. —

Die Folge dieser Agitation war eine Reihe von Konflikten mit den Militärbehörden, die einen außerordentlich schweren Stand hatten. Sie sollten den Ausbruch von Exzessen vermeiden, dabei aber doch das staatliche und militärische Prestige wahren. Die Einführung der ungarischen Kommandosprache wurde als eine conditio sine qua non hingestellt, und im ganzen Lande erhob sich eine organisierte Hetze gegen die Volkshymne („Gott erhalte").

Diese Scylla und Charybdis konnte mancher Stationskommandant nicht glücklich durchschiffen und mußte es mit dem Verlust seiner Stellung büßen. Ich hatte für mein Kommandobereich ein fixes Programm zurechtgelegt. Es war gut, denn ich kam über alle Fährlichkeiten hinweg, ohne die Staatsautorität preiszugeben.

Mit allen parlamentarischen Pressionsmitteln setzte die Opposition ein, als der Kriegsminister Krieghammer[1]) Ende 1902 ein erhöhtes Rekrutenkontingent anforderte. Es handelte sich um 25 000 Mann für das gemeinsame Heer, und die aliquoten Teile für die beiden

[1]) Baron Krieghammer war zehn Jahre Kriegsminister. Vielfach angefeindet und organisatorisch nie wesentlich hervortretend, wußte er sich gleichwohl die allein maßgebende Gunst des Kaisers ungetrübt zu erhalten. Seine Einflußnahme bezog sich vornehmlich auf die Personalfrage, ein Gebiet, auf dem er autokratisch schaltete. Immerhin muß man zugeben, daß das Offizierskorps der Armee nie einheitlicher und gleichmäßiger zusammengesetzt war als unter seinem Regime.

Landwehren. Ein Minimum in Anbetracht der großen Rückständigkeit, in der sich die Armee schon damals befand. Im österreichischen Parlament gelang es dem Landesverteidigungsminister Grafen Welsersheim, dieses erhöhte Kontingent durchzudrücken. In Ungarn war dies aber eine Unmöglichkeit.

Auch der nächste Kriegsminister, Pitreich, war in seinen Bestrebungen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Den Ungarn war es in diesem Falle eben nicht um die Person, sondern um die Sache zu tun. Daß durch ein derartiges destruktives Verfahren die Sicherung des Staates und dadurch auch Ungarns gefährdet würde, wollte weder die Opposition noch die öffentliche Meinung sehen — selbst dann nicht, als die Situation schon nahezu katastrophale Formen annahm.

Über all dies war auch der leitende Ministerpräsident, Koloman von Szell, der Mann der „leidenschaftslosen Beharrlichkeit", gestürzt, und nach kurzem Interregnum Tiszas des Jüngeren gelangte Graf Khuen-Hedervary ans Ruder, dem man eine starke Hand zutraute. Diese Hand, deren Stärke sich allerdings während einer 20jährigen Banalregierung in Kroatien frei entfalten konnte, wurde auf einmal sanft und gefügig, als es sich um den Kampf gegen die von einem großen Teil der öffentlichen Meinung getragene ungarische Opposition handelte[1]).

So wurde auch Pitreich zu kontinuierlichem Nachgeben gezwungen, und schließlich wurden durch persönliche Intervention Khuens beim Monarchen die letzten Anforderungen schwachherzig preisgegeben. Heller Jubel in der Oppositionspartei, die, durch ihre Erfolge kühn gemacht, nun das Rekrutenkontingent überhaupt verweigerte. Die Armee sollte einfach verkümmern.

Das aggressive Gebahren der Opposition hinderte die Heeresleitung nicht, eine Reihe interner Konzessionen vorzubereiten und durchzuführen, besonders im militärischen Unterrichtswesen. Die in Ungarn befindlichen Militärschulen wurden zum guten Teile magyarisiert, die Unterrichtsbücher, namentlich die offizielle Geschichte, im nationalungarischen Sinne präpariert. Alles unter dem eingestandenen Vorwand, der ungarischen Jugend den berufsmäßigen Eintritt in das Heer zu erleichtern, und unter dem uneingestandenen oder mindestens übersehenen Vorwand, im Heere den ungarisch-nationalen Gedanken zur Geltung zu bringen. —

Im Sommer 1903 jagte die Kunde vom serbischen Königsmord

[1]) Es war immer das gleiche Spiel. Die Opposition stellte eine Forderung, die anfänglich von der Regierung und Majorität emphatisch zurückgewiesen wurde, um schließlich dann doch in das Regierungsprogramm aufgenommen zu werden. Witzig und treffend bezeichnete einmal Apponyi diesen Vorgang: „Ich komme mir vor wie jemand, dem beim Baden die Kleider gestohlen werden!"

durch das Land. Der erste Eindruck im Volke und in der Intelligenz war „Krieg!" Und auch mir sagte das Gefühl, daß jetzt vielleicht der Moment zu jener auswärtigen Aktion gekommen sei, der man früher oder später doch nicht würde ausweichen können, und die obendrein über die innern großen Schwierigkeiten hinweghelfen könnte. Vollkommen unverständlich bleibt es mir daher, daß man diese Gelegenheit nicht rasch dazu nützte, um unsere bosnisch-herzegowinische Frage in Ordnung zu bringen. Dadurch hätten die innern Zwiespältigkeiten eine natürliche Ausgleichung erfahren, zumal sich diese von selbst ergeben hätte und nicht etwa machiavellistisch konstruiert worden wäre. Die ganze Weltgeschichte hätte möglicherweise einen anderen Verlauf genommen. Doch man unterließ es, diesen Partherpfeil rechtzeitig aus dem eigenen Fleisch zu ziehen.

Nach einer kurzen Manöverperiode traf der damals so viel besprochene Armeebefehl von Chlopy ein. Er wirkte im ganzen Lande wie eine Bombe. Der Schlußsatz: „Ich will erhalten, was die Jahrhunderte zusammengefügt haben", glich einer politischen Kundgebung. Die Erregung der Gemüter wuchs. Unwillkürlich schlossen sich die Offiziere und die Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft von einander ab, verkehrten nicht mehr mit der früheren Unbefangenheit, und es herrschte allüberall eine ernste, gedrückte Stimmung. Nach Anschauung der Militärs mußte das einmal gesprochene Wort in Geltung belassen, im äußersten Falle auch einem Sturme getrotzt werden. So geschah es aber nicht. Getreu dem alten Prinzip: „Stark gegen den Schwachen, schwach gegen den Starken", gelang es dem Regierungschef sehr bald, eine Kundgebung der Krone zu erhalten, in der dem Lande beruhigende Worte gesagt wurden, die eigentlich entschuldigende Worte waren. Der Befehl wurde nicht zurückgezogen, doch durch jene Kundgebung so verbrämt, daß seine Bedeutung nahezu zerfloß. Wir alle empfanden dies deutlich und mußten die boshaften Anspielungen und Witze über uns ergehen lassen, an denen es besonders in den satyrischen Blättern nicht mangelte.

Es ist wohl natürlich, daß durch diese Vorgänge sowie durch die Agitationen, namentlich aber durch die Rekrutenverweigerungen, die Situation sich höchst unangenehm gestaltet hatte. Die Kriegsverwaltung mußte doch bestrebt sein, das Gefüge der Armee, speziell die ohnedies schon minimalen Friedensstände, wo und wie immer nur möglich, zu erhalten. Es gelang ihr dies auch durch eine Reihe völlig ingeniös erdachter Mittel. Aber freilich, auf den Geist wirkten diese Mittel und Mittelchen nicht günstig ein, und für die Truppen und die ihnen vorgesetzten Kommanden glich dies einer schweren Belastungsprobe, zumal die Agitation auch von außen eindrang.

Zur Ehre der Armee sei's gesagt, daß diese Belastungsprobe, sowie all die anderen, die ihr noch folgten, sehr gut bestanden wurden. Wohl kam es in einigen Stationen des Erzherzoglichen Korps, in Komorn, Ödenburg, ja am Sitze des Korps, in Preßburg selbst, zu kleineren Tumulten, woran sich auch Soldaten beteiligten. Doch bedeutete dies wenig in Anbetracht der schweren Prüfung und der großen Anzahl von Stationen mit ungarischen Truppenkörpern. In Györ ereignete sich nicht der geringste Zwischenfall.

Begreiflicherweise wurde unter den Mitteln, die zur Erhaltung der Stände führen sollten, auch der freiwillige Eintritt in das Heer gewählt. Aber ebenso begreiflich — vom national-chauvinistischen Standpunkte aus — war es, daß die ungarischen Behörden, noch mehr aber die ungarische Gesellschaft, dem nicht nur keinen Vorschub leisteten, sondern es in jeglicher Weise behinderten. Da kam der Antagonismus, der zwischen den Magyaren und den sogenannten Nationalitäten Ungarns bestand, zu deutlichem, für die Heeresleitung just nicht ungünstigem Ausdruck. Die Regimenter rumänischer Nationalität brachten den Rekrutenstand durch freiwillige Meldung bis auf den letzten Mann auf. Die Regimenter slowakischer Nationalität konnten sich bis etwas über die Hälfte ergänzen, und ähnlich verhielt es sich auch bei jenen aus Kroatien und Slawonien. Doch waren es da großenteils nur die Kroaten, die freiwillig zu den Fahnen gingen, während bei den Serben und Magyaren, bezeichnenderweise auch bei den Schwaben Ungarns, von einem freiwilligen Eintritt in das Heer kaum gesprochen werden konnte.

Im Oktober 1903 wurde die Stellung des Ministerpräsidenten Khuen unhaltbar, und die Krone griff erneut auf Tisza zurück, nachdem dessen Kandidatur im Mai dieses Jahres nicht hatte aufrecht erhalten werden können. Tisza finalisierte zunächst im persönlichen Einvernehmen mit der Krone das sogenannte Neunerprogramm[1]). Mit dem Kon-

[1]) Das Neunerprogramm war ein von neun Mitgliedern der liberalen Partei verfaßtes Programm, das in neun Punkten eine Reihe von Konzessionen in den Armeefragen beinhaltete, die im Laufe der folgenden Jahre alle durchgeführt wurden. Einige der wesentlichsten, wie die zweijährige Dienstzeit, Änderung des Militärstrafverfahrens, die Transferierung ungarischer Offiziere zu den ungarischen Regimentern, Magyarisierung der in Ungarn befindlichen Militärschulen, magyarische Korrespondenz mit den ungarischen Administrationsbehörden usw. wurden sehr bald eingeführt. Nur die Änderung der Wappen- und Emblemenfrage, der sich der Thronfolger mit aller Entschiedenheit widersetzte, wurde erst während des Weltkrieges perfektioniert. In Schwebe blieb nur mehr die Regelung der Kommando- und Dienstsprache, doch die Fassung des hierauf bezugnehmenden Programmpunktes war so gehalten, daß sie gleich wieder aufgerollt und kurzerhand „zwischen König und Nation", also ohne Einsprache der Armee oder Österreichs, gelöst werden konnte. Zweifelsohne wäre spätestens nach Schluß des Krieges die Zweiteilung der Armee vom Herrscher sofort proklamiert worden.

sens und der Bestallung als Ministerpräsident in der Tasche, kam er am 24. Oktober nach Budapest, daselbst von der liberalen Partei wie ein Triumphator begrüßt. Da ich mich damals in Budapest aufhielt, war ich Zeuge der rauschenden Manifestationen. Doch auch einer anderen Episode gedenke ich. Ich traf den mir von Essegg her bekannten Präsidenten des kroatisch-slawonischen Landtages, Dr. Gjurgjevic, der mit den Delegierten dieser Länder gekommen war, um den neuen Ministerpräsidenten zu begrüßen. Auf meine Frage, welche Stellung der kroatisch-slawonische Landtag einnehmen und wie er beschließen würde, antwortete mir der Präsident: „Wir werden beschließen, was Sr. Majestät genehm sein wird!" Vom konstitutionellen Standpunkte aus mag man den Kopf schütteln und diese Hypertrophie an Loyalität für den Führer eines Parlamentes bedenklich halten. Vom Standpunkte der Regierung, besser gesagt des obersten Faktors, kann man sich aber nichts Günstigeres und Bequemeres denken. Und mit diesem Manne konnte die Regierung dann nicht ins reine kommen, und man ließ es zu, daß er direkt verfolgt wurde, in völliger Mittellosigkeit starb, der auch seine Witwe durch keinerlei Gnadenakt entzogen wurde. Eines der vielen kleinen Beispiele traditionellen Dankes. —

Auch dem Grafen Tisza wollte es nicht gelingen, das Land aus dem Ex-lex-Zustand herauszuführen, obwohl auch er, wie alle seine Vorgänger, sehr bald ins chauvinistische Fahrwasser einlenkte. Der von ihm in offener Parlamentssitzung verkündete Grundsatz, „in Ungarn sei der nationale Wille die einzige Quelle jeglichen Rechtes", stand in kausalem Zusammenhange mit dem Grundsatze der „Berechtigung geänderter Rechtsanschauungen", wodurch jegliches Staatsgrundgesetz, daher auch die pragmatische Sanktion, auf eine labile Basis gestellt wurde.

Alle diese Vorgänge, deren Rückwirkung ich deutlich verspürte, impressionierten mich lebhaft und bereiteten mir schwere Sorge. Man fühlte das Wehen des revolutionären Geistes, und die Erinnerungen an die Jahre 1848/49, die ich zum Gegenstand eines genauen Studiums genommen hatte, ließen mich Gegenwart und Zukunft in trübem Lichte sehen. Zunächst hielt ich die Garnison durch häufige Gesamtübungen in Atem und fester Disziplin. Im stillen verfaßte ich eine den Verhältnissen angepaßte Alarm- und Bereitschaftsinstruktion, um mich für alle Fälle zu sichern. Dabei tat es mir in der Seele weh, zu sehen, wie ein falsch verstandener, von Chauvinismus durchtränkter Patriotismus dieses schöne Land in die schwersten Wirrnisse, ja direkt an den Abgrund führen müßte. Damals schon wie auch später durchdrang mich die Überzeugung, daß Ungarns Be-

stand auf dem Forterhalt des Donaureiches aufgebaut bleiben sollte. Es gab keine Zusammenstellung, die den Interessen Ungarns besser entsprochen hätte als die des Donaustaates, darin Ungarn zwar nicht die restlose Selbständigkeit besitzen, aber aufs beste leben und sich entwickeln konnte, um so mehr, als es in diesem Staatsgebilde weitaus die dominierende Rolle spielte.

Zu jener Zeit erfüllte mich allerdings in erster Linie der Gedanke, daß der Bestand und das Wohlergehen Österreichs von der ungehinderten Entwicklung des Donaureiches abhängig sei, welches ohnedies durch die dualistische Verfassung jeglicher Machterweiterung entsagen mußte. Ganz besonders lagen mir aber die Interessen der Dynastie am Herzen. Sie bildeten nach wie vor die Achse meiner politischen Erwägungen, und die religiöse Verehrung, die mir von frühester Kindheit anerzogen war, ließ mir die angestammten oder arrogierten Rechte als ein unantastbares Heiligtum erscheinen. Ich war ein überzeugter, unbedingter Lehensmann, der aus innerster Seele heraus stets bereit war, für die Interessen des Erzhauses unter allen Umständen und mit ganzer Persönlichkeit einzutreten. Der Glaube, ja die Überzeugung, daß der Bestand des Reiches mit jenem der Dynastie stehe und falle, stand bei mir unverrückbar fest. Erst später erkannte ich, daß das Zerreißen dieses Bandes nicht unbedingt gleichbedeutend mit Leben und Tod des Staates sein müsse. Was wäre das auch für ein Staat, dessen Existenz auf das Gedeihen einer einzigen Familie aufgebaut ist, gleichviel ob sie aus mehr oder minder schaffenskräftigen Mitgliedern besteht! Wäre es nicht, als stellte man eine mächtige Pyramide auf die Spitze statt auf die Basis und verlangte dann ungestörte Stabilität?[1]) In einem solchen Staate gäbe es keine Staatsbürger — nur Untertanen, Subjekte, deren einzige Daseinsberechtigung im Gedeihen der Dynastie und nicht des Staates gelegen wäre. Eine souveräne Gutsherrschaft mit einem hörigen Meierhof! Unmöglichkeiten im 20. Jahrhundert, deren Verwirklichung nicht einmal vom dynastischen Standpunkte wünschenswert gewesen wäre.

In jener Zeitperiode, die ich eben beschreibe, war ich aber vom Dogma ewiger Untrennbarkeit des Bandes zwischen Dynastie und Staat vollkommen durchdrungen. Diese Überzeugung, vereint mit jener, daß jegliche Lockerung der Bande und jegliche Herabminderung der Wehrfähigkeit beider Staaten unbedingt zu verwerfen

[1]) Heute ist diese Pyramide längst umgestürzt und dabei in viele amorphe Stücke zersprungen. Die Völker-, vulgo Duodezstaaten vegetieren zusammenhanglos nebeneinander. Das Weltenschicksal hat aber noch lange nicht entschieden, ob sie den gemeinsamen Weg in irgendeiner Form nicht doch noch werden gehen müssen.

und zu bekämpfen sei, ließ mich aus den Bekümmernissen nicht herauskommen, ein weiteres stumpfes indolentes Zuschauen jedoch völlig wie eine Pflichtverletzung empfinden.

In diesem Sinne verfaßte ich im Februar 1904 ein Memoire, darin ich die Lösung und Regelung der schwebenden staatsrechtlichen Fragen, vom Standpunkte des Militärs aus, eingehendst darlegte und auch die Mittel und Wege hierzu vortrug. Ich wies darauf hin, daß just in jener Zeit die außenpolitischen Verhältnisse außerordentlich günstig lagen, und daß die vielen großen Fragen bereits keimten, die eine vollkommen ungeschmälerte, sogar potenzierte Aktionsfähigkeit der Monarchie in jeder Hinsicht entschieden forderten.

Dieses Elaborat sandte ich im März an den Souschef des Generalstabes. Den sich herausgebildeten Konstellationen angepaßt und überdies ergänzt, bekam es Ende 1906 der Chef des Generalstabes Conrad und Anfang 1909 der Kriegsminister Schönaich. Bei diesem blieb es, bis ich Minister wurde. Welche eigentümlichen Umstände dann dahin führten, daß es für einen Moment von aufregender Bedeutung wurde, will ich später erzählen. Jetzt, nach vielen Jahren, kann ich ganz objektiv sagen, daß die Lösung unter den damaligen Verhältnissen aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem guten und raschen Erfolg geführt hätte. Schon aus dem Grunde, weil bei dem Aufbau die Zeitverhältnisse eine genaue Beachtung gefunden hatten. Etliche Jahre danach, als Franz Ferdinand davon erfuhr, lagen die Umstände schon ganz anders, wenngleich er es nicht zugeben wollte. So kam es, daß jenes Elaborat unausgeführt blieb, gleich vielen andern Vorschlägen, die die ungarisch-österreichische Frage gründlich lösen wollten.

Bald nach Übergabe meines Memoires kam die Bewegung, von der in Ungarn schon alle Gemüter in hohem Maße ergriffen waren, zum zeitweiligen Stillstand durch den dringenden beschwichtigenden Appell, den der als Politiker und Historiker angesehene Koloman Thaly tränenden Auges in offener Parlamentssitzung ergehen ließ. Die nun folgende mehrmonatige Ruhepause wurde erst im Herbst durch ein politisches Schreiben Tiszas an seine Ugraer Wähler abgebrochen.

Der mittlerweile entbrannte Russisch-Japanische Krieg interessierte mich außerordentlich. Mit dem Herzen stand ich eigentlich auf seiten der Russen und bedauerte deren konsequente Mißerfolge. Bei diesem Empfinden spielte allerdings der Gedanke mit, daß ein Echec in Asien die Russen wieder zu Aktionen in Europa veranlassen würde, was niemals zum Vorteil unseres Landes ausschlagen konnte. Eine Anschauung, die sich später als gerechtfertigt erwies.

Im Herbst und Winter 1904/05 gestalteten sich die Verhältnisse in Györ nichts weniger als erfreulich. Mit einem offenen Brief Tiszas an seine Ugraer Wähler setzte die politische Kampagne wieder ein. Als Tisza dann eine überfallartige Abstimmung im Hause inszenierte, ging der Radau los. Es kam seitens der Opposition zu Gewaltakten, bis der Reichstag aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben wurden. Györ war der Schauplatz einer besonderen politischen Agitation, denn Tisza kam selbst, um diesen wichtigen Platz wieder in seine politische Gewalt zu bekommen. Über die Stimmung, die die Bevölkerung diesem Besuche entgegenbrachte, täuschten sich die zivilen Autoritäten gründlich. Sie schwuren Stein und Bein, daß der Ministerpräsident mit Jubel empfangen werden würde, und lehnten mein Anerbieten der militärischen Bereitschaft ab. Doch ich war mißtrauisch und ließ zwei Kompagnien in der Kaserne bereitstellen, die dann nicht schnell genug zum Bahnhof eilen konnten, weil sich die Situation vom ersten Moment an ungünstig entwickelte. Im Laufe des Tages mußten die ganze Garnison und die Husaren aus Szabat-Hegyi ausrücken. Pöbelkrawalle mit Angriffen auf Läden fanden statt, worauf ich die Husaren die Menge zerstreuen hieß.

Apponyi und Kossuth kamen ebenfalls zwecks politischer Agitation nach Györ. Diesmal traf man Vorsichtsmaßregeln. Doch alles löste sich in eitel Wonne auf, und es gab nur eine jubelnde, keine heulende Menge. Nichtsdestoweniger errang dann ein Regierungskandidat den Sieg! — Diese Dinge waren eben nicht allzu ernst zu nehmen. Zufall und die Wetterwendigkeit der heißblütigen Volksmassen brachten oft die größten Überraschungen. „Die heute Hosianna schreien, rufen morgen crucifige!" Angenehm waren aber die Verhältnisse keineswegs. Man hatte das Gefühl, auf einem Vulkan zu stehen, um so mehr, als sich selbst bei manchen jüngeren Offizieren ausgesprochen nationale Gesinnungen erkennen ließen. Just die intelligentesten und verwendbarsten waren darunter. Diese nahm ich nun kurzerhand unter meine spezielle Obhut, indem ich sie als Stationsoffiziere und in solchen Diensten verwendete, bei denen sie direkt an mich gewiesen waren. Vielleicht war es gewagt, weil sie hierdurch Einblick in alle Vorbereitungen bekamen, dafür war aber mein persönlicher Einfluß auf sie ein konstanter. Ich machte mit dieser Methode keine schlechten Erfahrungen.

Das Gesamtresultat der Wahlen war für die Regierung und für die liberale Partei so ungünstig, daß Tisza und sein Ministerium demissionierten. Darauf wurde der Reichstag durch einen königlichen Kommissär brachial aufgelöst, und Juni 1905 Fejervary mit dem sogenannten Trabantenministerium eingesetzt, in dem Kristoffy

als Minister des Innern eine maßgebende Rolle spielte. Dieser wollte den hypernationalen Widerstand, der schon völlig revolutionäre Formen annahm, mittels des allgemeinen Wahlrechtes brechen. Er stand damit auf der Plattform des Thronfolgers. Ob und inwieweit er tatsächlich dessen Vertrauensmann, eventuell Willensexekutor war, vermag ich nicht anzugeben. Immerhin neige ich, der ich später die politischen Anschauungen des Erzherzogs genau kennen lernte, der Ansicht zu, daß Franz Ferdinand Kristoffy sowie das ganze Ministerium Fejervary nicht allzu kräftig unterstützt haben mochte. Genau genommen, hatte der Thronfolger im Innern eigentlich gar nichts dagegen, wenn die Dinge in Ungarn immer schlechter und schlechter liefen, denn er wollte — wenn der greise Kaiser einmal die Augen geschlossen hatte — schließlich als Retter auftreten. Dazu bedurfte er aber des allgemeinen, alle Nationalitäten umfassenden Wahlrechtes, mit dem er dann — einem Deus ex machina gleich — hervortreten und das Land in die ihm genehme Richtung lenken wollte. Ein vorzeitiges Demaskieren dieser, seiner Ansicht nach wirksamsten Batterie im Kampfe gegen die Unabhängigkeits-, vulgo Losreißungsbestrebungen hätte ihm gar nicht gepaßt.

Ende 1905 bis April 1906 spielten sich in Ungarn wieder die heftigsten Kämpfe ab. Sie nahmen in manchen Orten einen direkt bedrohlichen Charakter an. Es kam erneut zu Rekrutenverweigerungen, zum Ex-lex-Zustand, und im Parlament tobten oft die wüstesten Szenen. In dieser Radauperiode und auch nachher wurden die schwersten Fehler begangen. Die gewalttätige Nationalitätenpolitik ließ den Nationalitäten kaum eine andere Wahl als Entnationalisierung oder kulturellen Niederbruch. Das hinderte die ungarische Unabhängigkeitspartei aber nicht im geringsten, mit den kroatischen Dissidenten, die eine ausgesprochen staatsgefährliche Richtung einschlugen, in enge Berührung zu treten. Weiter das unverhüllte Bestreben, die Armee — wenigstens den ungarischen Teil derselben — zu ruinieren und schließlich sogar das Anknüpfen staatsgefährlicher Verbindungen mit dem Auslande (Serbien und Italien) — unverständliche Fehler und Verirrungen, die die Monarchie, besonders aber Ungarn, in die größte Gefahr bringen mußten. Es konnte geschehen, daß ein oppositioneller Politiker in offener Parlamentssitzung den tollen Ruf ausstieß: „Wir haben diese Armee zu einer Operettenarmee gemacht!" Ungarische Abgeordnete unternahmen einen politischen Ausflug nach Serbien, wobei der Abgeordnete Rakowsky die serbische und ungarische Fahne kreuzte, um sie als Verbündete „gegen Wien" zu bezeichnen. Der Abgeordnete mit dem „urmagyarischen Namen Hock" rief den Serben emphatisch zu: „Sie mögen neue Kanonen bestellen, aber nicht

bei Skoda, sondern die besten aus Frankreich, denn ‚wir' (die Ungarn und Serben) werden sie gegen den ‚gemeinsamen Feind' brauchen!" Und Kossuth gab ohne viel Ausflüchte zu, daß er stets in enger Beziehung zu dem unverläßlichen Bundesgenossen Italien stand. „Man sucht sich Verbündete, wo man sie findet!" war seine bündige Erklärung, bevor er Minister wurde.

Diese offensichtlichen Lostrennungsbestrebungen schadeten nicht nur dem Ansehen, sondern auch der politischen Wertschätzung der Monarchie. Ich behaupte sogar, daß darin eine der indirekten Ursachen zu suchen war, die zu den Balkanwirren und in weiterer Folge zu dem fürchterlichen Weltkriege führten. Genaue Kenner der Monarchie hatten wohl die Überzeugung, daß die Vorgänge nicht gar so todernst zu nehmen seien, ja, daß im Momente einer wirklichen Gefahr alle Völker der Monarchie sich doch wieder zusammenschließen würden. Doch die allgemeine Meinung, besonders die der Entente und der sonst feindlich gesinnten Länder, war eine durchaus gegenteilige. Diese Meinung setzte sich aber durch, und die Annahme, daß Österreich-Ungarn ein in der Dekomposition[1]) befindliches Reich sei, wurde fast zu einem Grundsatz. Daraus erblühten irredentistische Aspirationen. Raub- und Beutegier wurden geweckt. Somit begingen jene extremen Politiker, die solche Ideen und Anschauungen wach riefen, schwerste Fehler, ja, wahre Verbrechen an ihrem eigenen Lande.

Der Weltkrieg und seine Folgen nihilisierten längst jene Verhältnisse. Nach dem damaligen Stand der Dinge hätte Ungarn aber unbedingt eine reale Politik treiben müssen, um sein tausendjähriges Reich zu erhalten, und nicht in eine Satrapie oder in einen winzigen Duodezstaat zu verfallen. Dies konnte jedoch ausschließlich nur im engsten Anschluß an Österreich gelingen. Einzeln konnte keiner dieser beiden, kaum mittelgroßen Staaten existieren, zumal in ihrer unabänderlichen geographischen Lage. Auch erscheint es mir wie eine Naturwidrigkeit, im Zeitalter der Großbetriebe auf kleine Wirtschaftskörper übergehen zu wollen. Gleichviel, ob es den beiden Staaten sympathisch war oder nicht, sie hätten zusammen bleiben müssen, um am Leben zu bleiben. Dazu war es aber unerläßlich,

[1]) Unter den Dokumenten, die die Deutschen nach der Einnahme von Brüssel im dortigen Staatsarchiv fanden, lag folgender Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 23. 9. 1905: „. . . . la triple alliance, dirigé par l'Allemagne, nous a donné trente ans de paix européenne. Elle est maintenant affaiblie par l'état de décomposition, où se trouve l'Empire austro-hongroise. La nouvelle triple entente de France, de l'Angleterre et de la Russie ne la remplacerait pas. Elle serait au contraire une cause d'inquiétude perpetuelle."

daß beide Teile Opfer brachten, Opfer hinsichtlich ihrer Selbstbestimmung, doch auch ihrer politischen und wirtschaftlichen Ziele.

Bei den vielen Vortrefflichkeiten Ungarns und seines inneren Gefüges ist es doch wenig geeignet, andere Völker zu assimilieren. Dafür hatte es den großen Vorteil, im Konglomeratstaat an der Donau immer die tonangebende Rolle zu spielen. Auf diese Weise arbeiteten die Kräfte des ganzen Staates indirekt an Ungarns innern Bestrebungen und Fortschritten. Darüber hinauszugehen war einfach töricht.

Ludwig Kossuth erträumte das Staatengebilde einer Donaukonföderation, die eigentlich doch nichts anderes gewesen wäre als der bestandene dualistische Staat an der mittleren Donau. Die unteren Donaustaaten diesem Gebilde anzuschließen, wäre gewiß auch keine Unmöglichkeit gewesen, doch würde dann Ungarn jenen vorherrschenden Einfluß wohl kaum weiter behalten haben, dessen es sich so sehr erfreute.

Heute sind das allerdings nur mehr rückschauende Betrachtungen, über die das Weltengeschick souverän hinwegschreitet. Doch auch dieses ist wandelbar, und das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Was immer auch die Gewaltakte einer ungeheuern materiellen und wirtschaftlichen Überlegenheit gezeitigt haben, die geopolitischen Grundbedingungen können sie auf die Dauer doch nicht umgestalten. Und mitten in der allgemeinen Dissonanz und im Nirwana, darin sich Mitteleuropa befindet, vermag ich die Überzeugung doch nicht aufzugeben, daß letzten Endes die Naturnotwendigkeit eines wirtschaftlichen Staatengebildes — und in Hinkunft wird es vielleicht nur mehr solche geben — an der Donau sich wieder imperativ geltend machen wird. Die Grenzen dieses zukünftigen Konglomeratgebildes werden sich von jenen der alten Monarchie wohl kaum wesentlich unterscheiden, wenn auch der Zentralpunkt vielleicht eine Verschiebung erfahren oder ein solcher überhaupt ausgeschaltet werden sollte. Mag es in zehn oder in hundert Jahren eintreten, dies ändert nichts am Prinzip. —

In Fortsetzung meiner Schilderungen sei erwähnt, daß das Ministerium Fejervary im April 1906 durch das „große Koalitionsministerium Wekerle" abgelöst wurde. Hierdurch kam man wohl aus dem Ex-lex-Zustand heraus, doch mußte sich vorher die Krone Bedingungen unterwerfen, die von einem kaudinischen Joch kaum mehr zu unterscheiden waren. Namentlich die vom Grafen Julius Andrassy (Minister des Innern) erdachten Verfassungsgarantien enthielten völlig das Aufgeben fast aller in den letzten Jahren getroffenen Entscheidungen, wovon auch jene tangiert wurden, die sich der bisherigen

Regierung geweiht, oft sogar geopfert hatten, und die nun meist kurzerhand vor die Tür gesetzt wurden. Da war wohl wieder einmal von der berühmten Ritterlichkeit nicht das geringste zu spüren.

Das zweite große Ministerium Wekerle vereinigte alle Gegensätze in sich, da es ja mehr oder weniger alle Parteien aufnahm: Andrassy, Apponyi, Kossuth, Adalbert Zichy und sogar den äußerst linken Polonyi. Ein Wunder, daß dieses Mosaik — Polonyi wurde allerdings bald ausgeschifft — fast vier Jahre bestehen konnte. Freilich waren die äußeren Verhältnisse in jener Zeit, besonders in den Jahren 1908 und 1909, danach angetan, daß auch äußerst Linksstehende sich mit den Verteidigungsmaßnahmen des Staates ernsthaft befassen mußten, und eine, wenn auch nur äußerliche Kontinuität dringendst nötig erschien.

So fristeten sich beide Staaten mühselig fort — namentlich betreffs der militärischen Einrichtungen —, und es ist bezeichnend, daß das vollkommen rückständige, unzureichende Wehrgesetz von 1890 von Jahr zu Jahr provisorisch verlängert wurde. Dabei war die Heeresleitung aber gezwungen, die gekünsteltsten Verfügungen zu treffen, um mit einem gänzlich unzulänglichen Rekrutenkontingent die unausweichlich nötigen Neuformationen zu schaffen. Eine klägliche Misere, die vom Ausland sorgsamst verbucht wurde.

Ende 1909 und Anfang 1910 gelang es den Bemühungen der liberalen Koryphäen: Khuen, Tisza, Lukacs usw., die Partei unter dem Namen „Arbeitspartei" zu ralliieren, wodurch ermöglicht wurde, aus derselben wieder ein Ministerium zu bilden, dessen Präsidium Graf Khuen übernahm. Im Sommer 1910 erfolgte ein neuer, von Khuen mit allen Mitteln beeinflußter Wahlgang, der eine große Regierungsmajorität brachte. Mit dieser regierte er bis April 1912. Versuche, das neue Wehrgesetz mittels Konzessionen auf Kosten der Kronreservatrechte durchzubringen, brachten ihn dann in Gegensatz zum Kriegsminister. Hierüber wird noch in einem späteren Kapitel gesprochen werden.

Meine Lebensschilderungen aufnehmend, sei noch bemerkt, daß ich mich in den letzten Monaten meines Raaber Aufenthaltes mit einer statistischen Studie beschäftigte: Erhebungen nach offiziellen Daten, in welchen Verhältniszahlen die verschiedenen Völker und Stämme der Monarchie an der Zusammensetzung des k. u. k. Heeres und der Kriegsmarine beteiligt waren. Die daraus entstandenen Berechnungen gründeten sich auf das Jahr 1903 und erbrachten zur Evidenz den ungeheuern Prozentsatz von Berufsmilitärs aller Grade, der von den Deutschen der Monarchie beigestellt wurde. Zehn Jahre später ließ ich als Armeeinspektor erneut Erhebungen über diese

Verhältnisse pflegen. Das Resultat war zwar ähnlich, doch zeigte sich ein Rückgang bei den Deutschen, ein Fortschritt bei den Ungarn beziehungsweise Magyaren. Die daraus zu folgernde Konklusion möge hier unerörtert bleiben.

Mitte April 1905 erfolgte meine Ernennung zum Kommandanten der 36. Infanterietruppendivision in Agram, wenige Tage darauf meine Beförderung zum Feldmarschalleutnant.

Győr, wo wir fünf Jahre verbracht hatten, bewahren wir eine angenehme, dankbare Erinnerung, wie ja auch viele unserer dortigen Bekannten uns noch lange nachher Beweise ihrer gleichgebliebenen Sympathie gegeben haben.

Kapitel IX

Feldmarschalleutnant

a) Als Divisionär in Agram

Der Posten in dem mir wohlbekannten Agram sagte mir zu. Die freundlich gelegene Stadt, die einen großstädtischen Charakter trägt, gefiel mir, und daß sie die Metropole des kroatisch-slawonischen Königreiches bedeutete, machte sie mir in meiner damaligen politischen Disposition nur noch sympathischer.

Die Truppen der 36. Division, aus den Regimentern 16, 53, 79 und 96 bestehend, waren mir in ihrer Eigenart nicht fremd, und ich brachte ihnen Vertrauen und Wertschätzung entgegen.

Zum Korpskommandanten und Kommandierenden General in Agram war just damals Feldmarschalleutnant Graf Rosenberg ernannt worden.

Die Division war auf weitem Raume disloziert, was die Inspizierungen wohl erschwerte, dafür aber die Gelegenheit zu häufigen Fahrten in reizvolle, interessante Gegenden bot. Da war Belovar, der Stammsitz der 16er, eines der tapfersten Regimenter der Armee, das sich dann auch im Weltkriege gleich einer Granitsäule erwies. Da war das mir so vertraute Karlstadt. Ogulin, dessen Naturwunder, die mitten im Orte in 200 m tiefem Felsenschlund verschwindende Dobra, viel zu wenig bekannt ist. Weiter die in den kroatischen und serbischen Heldengesängen verherrlichte Lika mit den weltabseits gelegenen Städtchen Otočač und Gospič, der Heimat so vieler tüchtiger, selbst berühmter österreichischer Generale.

Die Lika ist ein eigenartiges Land. Rauher, wilder Karstboden

von Schlundflüssen zerrissen, ein hochgelegenes Schlußplateau des schneebedeckten Velebit, das steil und jäh ins Meer abfällt. Zwei Drittel des Jahres von der Bora durchbraust, mit heißem Sommer und eisig kaltem Winter, verliehen diese rauhen klimatischen und topographischen Verhältnisse auch den Bewohnern etwas Hartes, Insichgeschlossenes. Seit der Provinzialisierung der Militärgrenze und dem vorherrschenden Einfluß des magyarischen Elementes tat man für das Land nicht viel, so daß es allüberall Primitivität, sogar tiefste Armut gab, wodurch die Leute zu massenhafter Auswanderung gezwungen wurden. Diese Auswanderung nach Nord- und Südamerika förderte Ungarn auf das tendenziöseste. Durch die Lika fahrend, sah man daher vielfach verlassene, verödete Häuser, selbst Weiler und Dörfer, was einen traurigen Eindruck machte und berechtigten Unwillen hervorrief. Unzählige vorzügliche Soldaten wurden durch die Auswanderung von ihrer Heimat abgeschnitten, und mußten während des Weltkrieges im Feindesland als Arbeiter in den zahllosen Militäretablissements, also gegen ihr eigenes Vaterland, dienen. Man hätte daraus eine gewaltige, vielleicht die Entscheidung bringende Armee formieren können. Gewöhnlich kehrten die Auswanderer nach mehreren Jahren mit einem wahren Landhunger heim, der sie veranlaßte, für den Wieder- oder Neuerwerb von Grund und Boden schwindelerregende Preise zu zahlen. So hat eben jedes Böse doch sein Gutes.

Die Perle in meinem Inspizierungsrayon bildete das nach dem Weltkrieg so heißumstrittene Fiume, das ungarische Emporium, das aber zu allen Zeiten einem Erisapfel in den politischen Beziehungen Kroatiens und Ungarns glich. Diese Hafenstadt ist zum Teil eine Kunstschöpfung. Immerhin haftet ihr eine gewisse Großzügigkeit an, die durch die landschaftliche Szenerie bestens unterstützt wird. Die nahen Seebäder und Winterkurorte Abbazia, Lovrana, Crkvenica, landschaftlich der französischen und italienischen Riviera kaum nachstehend, machten es erklärlich, daß Fiume zu den häufigst inspizierten Garnisonen der Monarchie gehörte. Und nun haben es die Weltereignisse zu einem Ort gestempelt, von dem aus möglicherweise die tiefgreifendsten Bewegungen ausgehen können.

Gelegentlich einer Truppenübungsreise ereignete sich, wie so oft in meinem Leben, ein Zufall, der, an sich bedeutungslos, dennoch einschneidenden Einfluß auf meinen späteren Lebensgang nehmen sollte. Der Korpskommandant klagte mir, daß er für den kommenden Winter keine geeignete Kraft zur Verfügung habe, der er das Kommando über die Korpsoffiziersschule anvertrauen könnte. Obwohl die Kommandanten systemgemäß aus den Brigadieren zu wählen waren, machte ich mich erbötig, dieses Kommando zu über-

nehmen, weil ich dafür ein besonderes Interesse besaß. Die Resultate, die ich mit dieser Schule erzielte, führten dahin, daß ich später, bei Errichtung des Generalinspektorates für Korpsoffiziersschulen, der erste Inspektor wurde, was meiner weiteren Laufbahn eine bestimmende Richtung gab.

Im Juni absolvierte ich eine Trinkkur in Rohitsch-Sauerbrunn. Nebst voller Heilung erbrachte mir dieser Aufenthalt auch die Bekanntschaft einflußreicher kroatischer Familien, mit denen ich mich über die politische Situation Kroatiens unterhalten konnte.

Ich wähnte, ich sei in das Land des größten Antagonismus gegen magyarische Präpotenz gekommen. Dem war aber nicht ganz so. Wohl war als Rest mehrhundertjähriger politischer, oft sogar mit den Waffen ausgetragener Streitfälle eine latente Animosität zwischen Kroatien und Ungarn — namentlich bei den Kroaten — zurückgeblieben, doch waren die früheren Sympathien für „Wien und Österreich", die die Kroaten zu deren getreuesten Schildknappen gemacht hatten, sehr im Erkalten begriffen. Ausgesprochen bei den Serben, noch nicht ganz herausgebildet bei den Kroaten. Dies hinderte die beiden aber keineswegs, einen haßerfüllten Kampf gegeneinander zu führen.

Diese Situation wurde von der ungarischen Unabhängigkeitspartei, unter stiller Duldung der Regierung, benutzt, um eine enge Verbindung dieser Partei mit den dissidierenden Kroaten und Serben anzustreben. Es kam zu einer Allianz, die sich serbokroatischerseits Resolutionspartei (Resolutionaši) nannte, der die kroatische Rechtspartei (Obzoraši) und die Serben aller Couleurs beitraten. Ihnen gegenüber stellten sich nur die Starćevićianer (Frank- oder auch reine Rechtspartei genannt) und die kleine Gruppe der Bauernparteiler; doch auch diese beiden mit der Reservatio mentalis, daß sie keine unbedingte Verbindung, geschweige denn Abhängigkeit von Wien wünschten. Die damals noch bestandene, ihrem Untergang schon entgegengehende Regierungs- (Unionisten-) Partei verhielt sich schwankend und beobachtend.

Um dies deutlicher darzulegen, sei erwähnt, daß ein der Zahl nach gewiß größter Teil von Kroaten dem sogenannten Starćevićprogramm vom Jahre 1894 zustrebte, welches die volle kroatische Autonomie, allerdings im Rahmen der Monarchie, als obersten Grundsatz hinstellte. Also Trialismus, wenn auch zunächst dieser Name noch nicht genannt wurde. Gleichwohl dachte man aber schon an eine staatsrechtliche Vereinigung der südslawischen Länder, und zwar in letzter Konsequenz: Kroatien-Slawonien, Bosnien-Herzegowina, Dalmatien und sogar die slowenischen Distrikte Krains, des Küstenlandes,

Kärntens und Südsteiermarks, bis an die Drau. Dieser ganze Staatenkomplex sollte als Königreich Kroatien das dritte Glied im Bunde der Monarchie darstellen.

Rechtsgründe sind bei staatsrechtlichen Fragen und Streitfällen immer zu finden, besonders wenn man sich auf die vielfach vagen Aufzeichnungen einer grauen Vorzeit beruft. Sie sind übrigens stets eher Macht- oder Gewalt- als Rechtsfragen. In diesem Falle stützte sich Starćević auf den ersten Pakt, den die Kroaten 1527, bald nach Mohacs, in Cetin mit dem Kaiser aus dem Hause Habsburg geschlossen hatten, sowie auf die Pragmatische Sanktion vom Jahre 1712 (also 10 Jahre vor der mit Ungarn vereinbarten Sanktion). Somit galt die Tatsache, daß diese beiden grundlegenden Staatsakte seitens Kroatiens vollkommen selbständig, ohne Vermittlung Ungarns geschlossen wurden, für die Kroaten als Hauptmotiv für die Erlangung der vollen staatsrechtlichen Selbständigkeit.

Den früher bezeichneten politischen Hauptgruppen stellte sich die alte Unionistenpartei als eigentliche und vom offiziellen Ungarn gestützte Regierungspartei gegenüber. Sie fußte auf dem Standpunkte des 1868 zwischen Ungarn und Kroatien geschlossenen Ausgleiches, der allerdings für Kroatien mehr ein Oktroi als ein Ausgleich war, da er unter Ausschluß der in jeglicher Hinsicht so bedeutungsvollen Militärgrenze perfektioniert worden war: ein spezielles Werk des Grafen Julius Andrassy. Nicht mit Unrecht hatte er in der Militärgrenze eine Art habsburgischer Hausmacht oder Prätorianergarde erblickt, die das selbstherrliche Ungarn jederzeit im Rücken hätte fassen können. Er hatte auch, sobald der 1868er Ausgleich unter Dach und Fach gebracht worden war, die Provinzialisierung der Militärgrenze aufs energischste betrieben. Berühmt ist der Deaksche Ausspruch bei Beginn der Ausgleichsverhandlungen, daß Ungarn den Kroaten „ein Blatt weißen Papiers" übergeben werde, auf das die Kroaten ihre Wünsche schreiben könnten. Auf dieses Blatt mochte wohl vorher immerhin vieles geschrieben worden sein — etwa mit sympathetischer Tinte —, was dann erst später, bei richtiger Behandlung, ans Tageslicht gelangte. Fast könnte man dies wörtlich nehmen, da etliche Jahre später im Originaldokumente tatsächlich einige nicht unwesentliche Korrekturen entdeckt wurden und auch die Ursache von Interpellationen im kroatischen Landtag bildeten.

Der so zustande gekommene Ausgleich wurde in einer für Ungarn liberalen Weise ausgelegt, was oft zu recht unangenehmen, an Aufstände gemahnenden Vorkommnissen führte. Wien — worunter man vornehmlich die obersten Ingerenzen verstand — sah dem ziemlich teilnahmslos zu, wenngleich man nicht ganz grundlos voraussetzte,

daß es sich den Kroaten gegenüber doch einigermaßen hätte verpflichtet fühlen sollen.[1])

Nur wenn die ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen gar zu tolle Formen annahmen, dann, wenn sie in das Getriebe der gemeinsamen Armee eingriffen, gab's versteckte Händedrücke und Augenzwinkern, die sich im Frühjahr 1905 sogar in ein: „Kroaten, jetzt rührt euch" umsetzten. Ein Ausspruch aus dem Munde einer sehr hohen, einflußreichen Persönlichkeit. Ich hörte es mit eigenen Ohren.

Überdies erfolgte nach Ermordung der Obrenović und nach der Thronbesteigung Peter Karageorgevićs eine intensive Agitation von Serbien aus, die die Losreißung der südslawischen Lande, in erster Linie Bosniens und der Herzegowina, aus dem Verbande der Monarchie zum Ziele hatte. Hierdurch wurde namentlich der serbische Teil der Bevölkerung mächtig aufgeregt. Der katholische Teil — also die Kroaten — stellten sich teils scharf entgegen, teils glitten sie ab und zu in das Fahrwasser dieser Bestrebungen hinüber. Und da diese Bewegung — wie schon erwähnt — von ungarischer Seite durch die Unabhängigkeitspartei und auch durch etliche Anhänger anderer Parteien eine direkte Unterstützung erhielt, kam es zu dem fast komischen Resultat, daß die im Grunde sich hassenden und bekämpfenden Parteien zunächst eine seelische Allianz schlossen, deren Spitze sich gegen Wien richtete. Die praktische Auswertung dieser Allianz bildete die früher genannte Resolutionspartei. Deren nominelle Führer rekrutierten sich anfänglich aus den ersten Familien des Landes. Die eigentlichen Treiber waren aber die radikalen Abgeordneten Pribićević, Harambasić, Budisavlievič, Lorković, Trumbić, in erster Linie der Dalmatiner Šupilo, wozu dann noch serbische, selbst türkische Notabeln aus Bosnien und der Herzegowina traten. Diese Resolutionspartei nahm sofort den Kampf gegen die Unionisten- und Frank-Partei auf, die sich zu keinem einander stützenden Programm verstehen konnten und im Wahlkampf des Frühjahrs 1906 geschlagen

[1]) Ein Ausfluß der traditionellen und, wenn man's objektiv nimmt, vielfach bewährten dynastischen Hauspolitik des „Divide et impera" und des hemmungslosen, nur durch etwaige rein persönliche Sympathien gebremsten Beiseiteschiebens nicht nur getreuester und erfolgreichster Gefolgsmänner, sondern auch ganzer Völker, wenn die hauspolitischen Umstände dies als fördersam erscheinen ließen. Eine besondere Herrschereigenschaft des Hauses. Die Kroaten — und früher hatte es ja nur Kroaten, solche katholischer und solche serbischer Religion gegeben — zählten immer zu den Verläßlichsten und Getreuesten, insbesondere in den Jahren 1848/49. Doch schon ihr berühmter Führer und Banus Jellačić hatte die Reversseite höfischer Gunst zu spüren bekommen, als er versucht hatte, für seine Landsleute politische Vorteile zu erlangen. Vielfach wurde auch das fiktive Gespräch zwischen einem Ungarn und einem Kroaten zitiert, wobei ersterer sagte: „Hat, was wir als Straf' kriegt haben, habt ihr als Belohnung bekommen." . . .

wurden. Die Starčevićianer mit ihrem Chef, Dr. Josip Frank, kamen dabei noch gut heraus, während die Unionisten trotz aller Anstrengung der Regierung zerschmettert wurden.

Auf die Einzelheiten dieser verwickelten Kämpfe will ich nicht weiter eingehen. Es sei nur erwähnt, daß sich die kroatisch-serbisch-ungarische Genossenschaft recht rasch abkühlte, und die alte Animosität bald wiederkehrte. Allerdings ohne daß daraus für Wien ein politischer Nutzen erwachsen wäre.

Diesem bewegten Treiben sah ich mit großem Interesse zu, unter dem Gesichtswinkel, wie dies zur Equilibrierung des hyperprädominierenden magyarischen und zur Stärkung des dynastischen Einflusses gewertet werden könnte. Doch war ich zunächst nur Zuschauer. Meine aktive Betätigung sollte erst später beginnen. —

Noch während meines Urlaubs traf die Nachricht vom Tode des Korpskommandanten, Grafen Rosenberg, ein. Dieser ausgezeichnete General wurde in Warasdin während einer Inspizierung vom Herzschlag getroffen und sank tot vom Pferd. Sein Nachfolger, Feldmarschalleutnant Baron Malowetz, war der Typus eines feudalen altböhmischen Trutzmagnaten und eines kaiserlichen Soldaten alten Schlages. Wir erwarteten seine Ankunft in Agram. Doch statt des Generals kam ein Telegramm mit der Kunde, daß er während einer Jagd vom Herzschlag getroffen wurde. In drei Wochen zwei kommandierende Generale an derselben Todesart verschieden!

Feldmarschalleutnant Graf Auersperg gelangte nun auf diesen Posten. Eine vornehme, adelsstolze Persönlichkeit mit viel Naturverstand und Dienstroutine, doch in allem ein wenig vieux jeu. Zehn Jahre später sollte er dann in meinem Leben eine belangreiche, wenn auch nichts weniger als erfreuliche Rolle spielen.

Agram ist eine schöne Stadt mit reizender Umgebung. In der Saveniederung liegt der moderne Stadtteil, um den Jellačić- und Zrinyplatz gruppiert. Auf den Ausläufern des Sljemen, der sich bis auf 1000 m erhebt, klettert die Altstadt empor, um in einem Cottageviertel zu enden, von dem aus man eine entzückende Aussicht genießt. In der Altstadt konzentrieren sich die meisten eingeborenen Adels- und Gentryfamilien: Jellačić, Kulmer, Pejacsevich, Rauch, Pongracz, Mahalović, Vranycani usw. Dort befand sich auch die Landesregierung mit dem Banalpalais, das berühmte Domkapitel, das alte Generalkommando. Die Insassen dieses feudalen Viertels bildeten einen geschlossenen Gesellschaftskreis, in dem man sich um ein gut Halbjahrhundert rückversetzt fühlte. Gleichwohl entbehrte er nicht einer gewissen Behaglichkeit, und ich verkehrte dort sehr gerne, weil dessen politisches Denken meinen damaligen Ansichten entsprach.

Die Spitze dieses Agramer Faubourg-Germain war der Banus, dem dort noch gewissermaßen halbsouveräne Ehren bezeugt wurden. Zu jener Zeit war es Graf Pejacsevich. Mit Hilfe kleiner Konzessionen nach rechts und links versuchte er im unionistischen Sinne zu regieren, wohlbedacht, Wien nicht vor den Kopf zu stoßen. Eine Weile ging es, dann geriet er in die Enge, da er den radikalen magyarischen Weisungen des Handelsministers Kossuth nicht genug tat. Pejacsevich trat zurück und wirkte später auf dem sinekuralen Posten eines Ministers für Kroatien.

Im Winter 1905/06 begab sich in Agram ein dort nicht seltenes Naturereignis: die etwa einen Monat währende Erdbebenperiode. Nicht so stürmisch wie das Laibacher Erdbeben vom Jahre 1895, war es immerhin heftig und aufregend. Die Stöße folgten fast ausschließlich in den Abend- und Nachtstunden.

Im Mai fand die früher erwähnte Wahlkampagne statt. Der geschickte Vizebanus Chavrak — die eigentliche Säule der bisherigen Regierung — mußte gleich einigen Obergespanen zurücktreten. Dennoch wurde das politische Gleichgewicht nicht wieder hergestellt. Dazu trat die großserbische Propaganda immer mehr in Erscheinung. Eine wesentliche Unterstützung fand sie an dem schlauen Landtagspräsidenten Medaković, der an die Stelle des unbedingt loyalen Vaso Gjurgjević getreten war. Die Fäden, die von Serbien aus über das ganze Land geworfen und, durch panslawistische Mittel unterstützt, zu einem festen Gewebe wurden, ließ man nunmehr fast ungehindert laufen und gedeihen. Inwieweit die ungarische Politik und Gesellschaft hierbei mitwirkte, habe ich bereits geschildert.

Genau genommen entwickelte sich da ein Kampf aller gegen alle. Die Kroaten bekämpften sich untereinander, gleichzeitig kämpften sie auch gegen die Serben und Magyaren, die Serben, gleichfalls in sich gespalten, gegen die Kroaten und Ungarn, trotzdem einige Flügel derselben offene und geheime Händedrücke wechselten. Die Ungarn stützten und bekämpften abwechselnd sämtliche Parteien. Und alle stimmten in dem einen Ruf überein: „Los von Wien!“ Trotzdem wäre eine von Wien kommende kraftvolle, verläßliche Unterstützung von zahlreichen Elementen des Landes auf das wärmste begrüßt worden und hätte eine feste Richtung gegeben. Diese Unterstützung kam aber nicht. Dafür gewann die großserbische Propaganda von Tag zu Tag an Boden. Sogar Beamtenkreise wurden davon ergriffen und wirkten agitatorisch mit, z. B. die beiden Brüder Pribićević, deren dritter Bruder, ein früher in österreich-ungarischen Diensten gestandener Offizier, eines der tätigsten Mitglieder des serbisch-jugoslawischen Vereines wurde. Dieser Verein, dessen aus-

gesprochenes Ziel bekanntlich die Vereinigung aller südslawischen Länder unter serbischer Führung war, wurde damals gegründet, und als dessen Chef der aktive serbische General Jankovic[1]) bestellt. Dadurch wurde in Serbien eine Art Nebenregierung geschaffen. Sie ging mit der offiziellen Hand in Hand und gab ihr die Möglichkeit, sich als loyal oder mindestens unbeteiligt zu erklären, falls Aufklärungen über aggressive Vorkommnisse gefordert worden wären. Dies geschah von uns aus auch wiederholt, doch meist ganz erfolglos. Es zeigten sich eben schon damals deutlich die Konturen einer nahe bevorstehenden unausweichlichen Konflagration, zu der man Stellung hätte nehmen sollen. Wie ich darüber dachte und — soweit möglich — auch mitwirkte, werden die folgenden Zeilen erzählen.

Im Mai vollführte ich einen scharfen Divisionsübungsritt ins Krapinatal, und im Juli die taktische Übungsreise der Korpsoffiziersschule, die unter meiner Leitung stand. Der Weg ging über Banjaluka, Jajce nach Sarajewo. Von dort aus unternahm ich mit einigen Herren einen Ausflug nach Mostar, Ragusa und Cattaro. Auf der berühmten Serpentinenstraße nach Cetinje gelangten wir an die montenegrinische Grenze. Die Forts, die von der überragenden Position des Lovcen beherrscht wurden, versetzten uns in gedrückte Stimmung. Wenn man dagegen unsere tiefgelegenen, meist alten Werke verglich! Diese Stimmung wurde nicht gehoben, als sich der älteste Artillerieoffizier meldete, dem man den berüchtigten „Festungsschwamm" von weitem ansah. Doch der innere Mann glich nicht dem äußeren. Mit Eifer und zwingender Logik trat er für den Wert und die Verteidigungsfähigkeit seines Werkes ein, auf dem er schon zehn Jahre ein weltfernes, hartes und einsames Leben fristete, und das seine Liebe und sein Interesse nur mit dem feurigen Lissaner Wein teilte. Ich weiß nicht, ob dieser Soldat-Anachoret im Weltkrieg bei der Verteidigung jenes Werkes mitwirkte, doch recht hat er unbedingt behalten, denn selbst die freundwilligen cadeaux der Franzosen und Italiener — die 21 cm-Mörser und die 15 cm-Panzerkanonen, die am Lovcen vereinigt waren —, konnten den Platz und die Bocche nicht bezwingen. Diese Geschütze fielen sogar in unsere Hände, als Held Nikita nicht mehr recht kämpfen wollte.

Auch in diesem Jahre (1906) konnten in Ungarn und Kroatien keine größeren Truppenübungen abgehalten werden. Dagegen fanden in Dalmatien und der Herzegowina kombinierte Land- und See-

[1]) Sein Stellvertreter, die eigentliche Seele des Verbandes, war der serbische Generalstabsoberst Dimitrievič. Er wurde aber dann der serbischen Regierung, namentlich der Dynastie selbst, gefährlich und 1917 auf der Insel Korfu erschossen. Eine noch nicht abgeschlossene politische Affäre.

manöver statt, wobei die latente Krise zwischen dem Thronfolger einerseits und dem Kriegsminister Baron Pitreich, sowie dem Chef des Generalstabes Grafen Beck anderseits zur Lösung kam.

Man mußte billig zugeben, daß es schon erforderlich war, an Becks Rücktritt zu denken. Seine lange Dienstzeit und seine 77 Lebensjahre machten sich in körperlicher und geistiger Beziehung geltend, was nicht ohne Einfluß auf seine einst souveräne Autorität blieb. Dazu trat eine senile Halsstarrigkeit, die ihn an veralteten Ideen, besonders hinsichtlich der militärpolitischen Gesamtsituation, auch dann noch festhalten ließ, als die Grundbedingungen sich schon wesentlich verschoben hatten. Graf Beck hatte eine ausnehmend lange Dienstzeit hinter sich, bei der ihn die besondere Gunst des obersten Kriegsherrn niemals verlassen hatte. Diese kaiserliche Gunst war zum Teil die Folge der schlauen persönlichen Taktik des Chefs des Generalstabes und seiner Schmiegsamkeit, die ihn rasch an die wechselnden Situationen sich anpassen ließ. Bei seinem Rücktritt wurde er mit Ehren überhäuft und zum Kapitän der Arcieren-Leibgarde ernannt. Zehn Jahre später wurde ihm noch die Charge eines Generalobersten verliehen. Diesem Manne ist das Glück an äußeren Ehren wohl nichts schuldig geblieben.

Der Thronfolger verargte dem Kriegsminister Pitreich die Konzessionen an die Ungarn in den Heeresfragen und die steten Rückzüge, die er dabei antrat. Vielleicht bewies Pitreich wirklich zu wenig Festigkeit, und vielleicht vermied er auch, ab und zu ein energisches Entweder-Oder zu sagen. Anderseits fehlte ihm aber auch im entscheidenden Moment jene Unterstützung, ohne die bei uns ein Minister wohl kämpfen, aber niemals siegen konnte. Pitreich war ein begabter und hochehrenwerter Mann. In normalen Zeitläufen hätte er das oberste Amt der Kriegsverwaltung reibungslos und gewiß auch erfolgreich geführt. Großzügig war er nicht, daher auch großen Situationen nicht voll gewachsen. Doch — wenn er es auch gewesen wäre, wie lange hätte er es bei unseren Verhältnissen wohl bleiben können?

Sein Nachfolger war der Landesverteidigungsminister Schönaich, auf den man große Hoffnungen setzte, und der auch zweifelsohne eine begabte Persönlichkeit war.

Schwieriger verhielt sich's mit der Nachfolge des Chefs des Generalstabes. In Betracht kamen die Generale Fiedler, Potiorek und Conrad von Hötzendorf. Fiedler war vielleicht der fähigste, doch im Alter schon etwas vorgeschritten und körperlich schwerfällig. Potiorek, bei aller Anerkennung seiner geistigen Fähigkeiten, war wenig beliebt, eher gefürchtet. Conrad war der Kandidat des Thronfolgers. Überdies ver-

einten sich viele Stimmen der Armee auf ihn. Seine rege Tätigkeit auf kriegswissenschaftlichem, besonders taktischem Gebiete, sein Wirken als Divisionär in Tirol hatten ihn bekannt gemacht und ihm das Vertrauen vieler Schichten eröffnet.

Diese beiden Veränderungen vollzogen sich im September 1906, gerade als ich in Wien weilte. Sie nahmen in weiterer Folge auch auf mein Schicksal einen wesentlichen Einfluß.

Mit Conrad trat ich bald nach dessen Ernennung in schriftlichen Verkehr. Fragen der äußern, besonders aber der innern Politik — insoweit die militärischen Interessen berührt wurden — gelangten zur Erörterung. Dabei wies ich stets darauf hin, welch großen Einfluß die ungarischen Schwierigkeiten und die Bestrebungen der großserbischen Agitation im Lande Kroatien auf die äußere Politik und dadurch auch auf die militärischen Vorbereitungen und organisatorischen Verfügungen nahmen. Wir waren stets eines Sinnes. Nur schien es mir schon damals, als ob sein Streben nach Lösung der schwerwiegenden schwebenden Fragen mit kriegerischen Mitteln nicht recht im Einklang stünde mit den Machtfaktoren, über die die Monarchie tatsächlich verfügte. Darum ging meine Idee immer in der Richtung, vorerst Ordnung im Innern zu machen. Und dafür war — wie schon geschildert — in den Jahren 1903 bis 1906 die Lage so günstig wie nie. —

Im Herbst und Winter trat ich mit einigen politischen Persönlichkeiten in Fühlung. Ich besuchte häufig meinen Freund, Graf Josef Draskovich. Ursprünglich Kavallerieoffizier, hatte er dann das flotte Leben eines Grandseigneurs gelebt und sich — besonders zur Zeit, als Erzherzog Leopold Salvator in Agram garnisonierte — durch rauschende Feste hervorgetan. Dadurch in den Lebensverhältnissen herabgemindert, änderte dies weder seine Lebens- noch seine politischen Grundsätze — ein Gemisch großkroatischer und großösterreichischer Anschauungen. Bei Draskovich lernte ich auch den Führer der Starčevićpartei, Dr. Josip Frank, kennen. Den wirklichen Gesinnungen seiner Partei entsprechend, stand er auf einem ähnlichen Standpunkte wie Draskovich, nur bei stärkerer Betonung des großkroatischen Momentes. Demnach: Trialismus, wobei das Königreich Großkroatien den dritten Kompaziszenten bilden sollte. Oder mindestens: Modifikation der dualistischen Staatsform in dem Sinne, daß den südslawischen Territorien eine volle kulturelle und politische Entwicklungsmöglichkeit gegeben würde. Dabei unbedingte loyale Unterwerfung unter die Dynastie, aber ausschließlich vorherrschender Einfluß des Kroatentums — ein Standpunkt, auf dem sich auch der Führer der katholischen Kroaten in Bosnien, Erzbischof Dr. Stadler, befand.

Durch Dr. Frank ließ ich mich über alle Einzelheiten des politischen Parteilebens in Kroatien und in den südslawischen Ländern informieren. Ich studierte die einschlägige Literatur, so daß ich ein guter Kenner der dortigen staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse und im Zusammenhang damit auch der ungarischen Verhältnisse wurde.

Frank war eine honette Persönlichkeit, soweit dies bei einem politischen Parteiführer unter so wirren Verhältnissen nur möglich ist. Er war vielfach angefeindet und, wie dies eben Gepflogenheit ist, wurde dabei auch nach Kräften sein privates Leben in die Polemik gezogen. Die israelitische Herkunft vermehrte diese Angriffsflächen. Ich war von seiner Integrität durchdrungen. Über die weitere Entwicklung meiner Beziehungen zu Dr. Frank und zu dessen politischem Generalstabschef, Universitätsprofessor und Sektionschef Dr. Krsnjavi, werde ich bei einer anderen Gelegenheit sprechen.

1907 ging ich mit der Korpsoffiziersschule zur Studienreise an die Isonzofront. Schon im Winter hatte ich mit den Generalen und Stabsoffizieren der Agramer Garnison eine Kriegsspielübung vorgenommen, die sich in diesem Raume abgespielt hatte. Nun wollte ich die getroffenen Maßnahmen an Ort und Stelle überprüfen. Als Grundmotiv galt die Annahme, daß eigene, wesentlich inferiore Kräfte die Isonzolinie zu verteidigen hätten. Also Verhältnisse, wie sie acht Jahre später tatsächlich zur Geltung kamen. Tolmein, der Krn, der Jesarücken, der Monte-Medea, die Podgorahöhe usw. spielten auch damals bei unseren theoretischen Erwägungen eine maßgebende Rolle. Für den gesunden politischen Sinn, der sich damals — zwar nicht in den leitenden Kreisen, wohl aber in den breiten Schichten der Armee — kundtat, war es bezeichnend, daß militärische Studienreisen aus allen Teilen der Monarchie in diesem Raume zusammentrafen. Beispielsweise waren in Görz in Summe nicht weniger als 320 Offiziere der verschiedensten Kurse und Schulen anwesend.

Übrigens fanden auf der anderen Seite — auch eine „altra sponda" — ähnliche Arbeiten statt, und als wir westlich Cormons auf einem Steilabhange standen, beobachteten wir etwa 3 km jenseits der Grenze eine Gruppe italienischer Artillerieoffiziere, die sichtlich Batterie-Emplacements ausmittelte. All dies und vieles andere änderte aber — an den maßgebenden Stellen — das Gefühl aufrichtiger Bundesfreundschaft in keiner Weise.

Wir besuchten weiters Aquileja. Die Plattform des berühmten Campanile ist so breit, daß beide Gegenparteien unbehindert darauf arbeiten konnten. Nachdem wir in Triest das Stabilimento des Lloyd besichtigt hatten, ging es auf das istrianische Karstplateau, über den

Monte Maggiore nach Abbazia und Fiume. Daselbst erfuhr ich durch den Obersten von Urban des Infanterieregiments Nr. 79, der durch seine Verbindungen über die Vorgänge und Projekte im Kriegsministerium stets informiert war, daß ein Generalinspektorat über die Korpsoffiziersschulen errichtet werden würde, und ich als Inspektor ausersehen sei. So sehr ich bedauerte, von der Division und vom direkten Kontakt mit den Truppen scheiden zu müssen, sah ich dieser Kommandierung doch freudig entgegen, da sie meinen Wünschen und Anschauungen vollauf entsprechen und mir einen ersprießlichen Wirkungskreis eröffnen sollte.

Vorher nahm ich noch, wie alljährlich, den Divisionsübungsritt vor, den ich diesmal nach Hochkroatien verlegte: von Zengg, dem Geburtsorte der berüchtigten Bora, über Zutaloqua und Otoćać in den Kernpunkt der Lika, nach dem kleinen Städtchen Gospić. Durch Jahrhunderte der Sitz des tapferen ersten Grenzinfanterieregimentes, trägt dieser Ort noch alle Eigentümlichkeiten der alten, nur mit den römischen Soldatenkolonien zu vergleichenden Militärgrenze. Die fast monumentale Ortskirche weist sechs glasgemalte Fenster auf, die von Generalen, ehemaligen Ortskindern, gestiftet worden sind. Ich würde diesem Orte, wie dem ganzen Lande überhaupt, von Herzen eine Erschließung und dadurch ein kulturelles Aufblühen wünschen. Um das Reich hatte es sich dies ehrlich verdient. Auch im Weltkriege kämpften die Likaner aufopfernd und kühn.

Bei diesem Übungsritt wurde das 1809 bei Gospić stattgehabte, tapfer durchgefochtene Treffen gegen die weit überlegenen Franzosen unter Marmont an Ort und Stelle besprochen. In der weihevollen Stimmung, die uns dabei erfaßte, beschloß ich, ein Erinnerungszeichen für die Gefallenen zu setzen. Die spontan eingeleitete Sammlung erbrachte eine ansehnliche Summe, die durch meine weiter fortgesetzten Bemühungen noch bedeutend vergrößert wurde. Wieder war es der heimische Bildhauer, Professor Franges aus Agram, der — wie neun Jahre zuvor in Essegg — seine Kunst der patriotischen Sache lieh. Nach Jahresfrist wurde dann das Denkmal an der Ortskirche — ein schönes Bronzerelief — von meinem Nachfolger im Divisionskommando, dem nachmaligen Generaloberſten Dankl, enthüllt.

So entsprangen zwei kriegerische Denkmäler meiner Initiative, und wenn die Verhältnisse es zugelassen hätten, wollte ich noch ein drittes, weitaus größeres Denkmal inaugurieren, jenes auf dem Schlachtfelde von Komarów, wenngleich ich mir bewußt war, daß ich dabei im eigenen Vaterlande — wie es jedem meiner Schritte widerfuhr — Schwierigkeiten gefunden hätte. Damit ist es nun wohl für alle Zeiten vorbei! Das Komarówer Schlachtfeld liegt im Cholmer Gebiet;

ob nun polnisch oder ukrainisch, auf jeden Fall in einem Staatsgebiet, mit dem der Zusammenhang für immer zerrissen sein wird. Und die vielen Tapfern, die dort den ewigen Schlaf schlafen, werden — ob Freund oder Feind — in fremder Erde ruhen. Versunken und vergessen sind die Toten und die Taten! —

Von jenem Übungsritt zurückgekehrt, mußte ich einen nochmaligen Wechsel im Korpskommando mitmachen, da an Stelle Chavannes Feldmarschalleutnant Gerba kam. So war ich im Laufe von nicht viel mehr als zwei Jahren fünf Korpskommandanten unterstellt.

Ich erhielt vom Kriegsminister den Auftrag, ein Memorandum über die Reformierung der Korpsoffiziersschulen auszuarbeiten. Ehe ich es beginnen konnte, erkrankte ich an Typhus, von dem ich erst nach vier Wochen genas. Da ich zu meiner Erholung einen längeren Urlaub brauchte, konnte ich nicht als Gast zu den Kärntner Manövern reisen, die mich sehr interessiert hätten, da dabei zum erstenmal volle Freizügigkeit nach dem sogenannten Conradschen System walten sollte. Über diese Methode, mit ihren Vor- und Nachteilen, werde ich noch später sprechen. Damals hielt man sie für ein Arkanum, was sie natürlich nicht war. Es fochten dabei Erzherzog Eugen gegen Potiorek. Letzterem vindizierte man den Erfolg — den man journalistisch eifrigst auswertete. Und jetzt sah man in ihm erst recht den providenziellen Mann. Nicht zu seinem und nicht zu des Staates Heil!

Mitte September fühlte ich mich erholt und fuhr nach Wien zur Übernahme des Generalinspektorates.

b) Als Generalinspektor der Korpsoffiziersschulen

Die Korpsoffiziersschulen gelangten unter Kriegsminister Baron Krieghammer im Herbst 1894 zur Aufstellung. Anfänglich war man über die zu erstrebenden Ziele nicht recht im klaren. Die Anschauungen schwankten zwischen einem geistigen Kommißdrill zur Heranbildung tauglicher Unterabteilungskommandanten und einer kaum restringierten Kriegsschule hin und her. Merkwürdigerweise fand diese Institution, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges 20 Jahre lang bestand, in keiner der anderen — sich doch gegenseitig belauernden — Armeen Nachahmung. Deshalb dürfte man aber deren Wertigkeit beileibe nicht herabmindern. Und jetzt, wo ich rückblickend alle Heereseinrichtungen objektiv betrachte und überdies die Feldzugserfahrungen zur Beurteilung heranziehe, behaupte ich, daß gerade diese Institution eines der allerbesten Mittel für eine zufrieden-

stellende und einheitliche Fortbildung der Offizierskorps bildete. Es muß die Möglichkeit geschaffen werden, das Fachwissen nach einer längeren Dienstzeit bei der Truppe systematisch, gründlich, die fortschreitenden Neuerungen umfassend, zu vermitteln, um den Offizier vollwertig heranzubilden, auf daß er im ernsten Momente des Staatslebens als Führer des ganzen Volkes seiner verantwortlichen Aufgabe gewachsen sei.

Zu meinen wichtigsten Obliegenheiten gehörte die Schaffung von Unterrichtsbehelfen, da solche, trotz des großen kriegswissenschaftlichen Materials der Militärliteratur, nicht zur Verfügung standen, wenigstens nicht so kompendiös verfaßt, wie sie sich für den Gebrauch in den Korpsoffiziersschulen geeignet hätten.

Meine Aufgabe war auch die Abfassung besonderer Elaborate und die Bearbeitung aktueller Fragen. In all dem, sowie in meiner hauptsächlichen dienstlichen Eigenschaft war ich nur an den Kriegsminister und an den Chef des Generalstabes gewiesen, späterhin auch an den Minister des Äußern. Dies entsprach meinen Wünschen vollkommen.

Anfang Dezember, bei irgendeiner Radetzkyfeier, die vor dem Denkmal des Marschalls, damals noch „Am Hof", stattfand, trat der jugendliche Erzherzog Karl Franz Josef zum erstenmal offiziell auf. Ich sehe den hübschen blonden Dragoneroffizier mit den gelben Aufschlägen noch vor mir, der mit großer Bescheidenheit die ihm gezollten Ehren entgegennimmt. Wie wäre mir damals in den Sinn gekommen, daß er neun Jahre danach mein Kriegsherr werden würde, und zwar ein Kriegsherr, der mir gegenüber selbst die Gerechtigkeit zur Seite stellte, um seine Ungnade besser zur Geltung zu bringen! Allerdings, wer hätte damals auch vermutet, daß die Mission des obersten Kriegsherrn ihm so bald zukommen, und daß sie ein solch klägliches Ende nehmen würde?

Meine dienstlichen Arbeiten hinderten mich nicht, die in Kroatien gesponnenen Relationen aufrecht zu erhalten. Die meisten der dortigen Politiker suchten mich auf, wenn sie nach Wien kamen. Besonders jene der reinen Rechtspartei: Draskovich, Frank, Halper u. a.

Mein warmes Interesse für das Land brachte mich auf den Gedanken, ein Benefizium für dessen spezifische Vertreter zu erwirken. Als solche sah ich die alten Grenzeroffiziere an, von denen noch hundert bis zweihundert im Lande lebten, darunter viele in ärmlichen Verhältnissen. Diese letzten Epigonen des kaiserlichen Grenzvolkes, meinte ich, sollten für ihren Lebensrest doch eine kaiserliche Unterstützung erhalten, die sie der dringendsten Sorgen entledigen würde. Ich sandte an die Militärkanzlei ein wohlmotiviertes Memorandum ein, das so überzeugend wirkte, daß es — fast zu meiner Überraschung

— einen vollen Erfolg erbrachte. Es gelangten 40 Stiftungsplätze mit einem jährlichen Fruchtgenuß von je 400 Kronen zur Verteilung; für die damaligen Preisverhältnisse in jenen abgelegenen Gegenden eine nicht zu unterschätzende Summe. Ich entsinne mich nicht, daß es bei uns einem einzelnen Manne in nicht offizieller Stellung je gelungen wäre, alten Kameraden eine relativ so bedeutende Hilfe zuzuführen, überdies unter Modalitäten, die einen günstigen politischen Effekt auslösen konnten, wenn man die Förderung dynastischer Interessen als Ziel ansieht, was bei meinem Motiv der Fall war. Aufrichtig erfreut über das rasche und gute Gelingen dieser Aktion hätte ich doch auch gerne irgendein anerkennendes Wort für meine Leistungen gehört. Schließlich ist das menschlich und entsprach meinem ganzen Erziehungs- und Werdegang. Doch so ein Wort kam nicht, weder von oben noch von unten, weder vom Staate noch vom Lande, und wie so oft in meinem Leben mußte ich auch da die Befriedigung in der eigenen Brust suchen.

Im Jänner begann ich meine Inspizierungstouren, die mich zunächst zu den ungarischen und galizischen Korps führten. Ich gewann einen günstigen Eindruck, fand überall ein qualifiziertes Lehrpersonal, und es galt nur die entsprechende Richtung zu geben, um mit Sicherheit auf ein gutes Resultat zu rechnen. Ende März besichtigte ich die Korpsschulen in Agram und Sarajewo. Diese Reise sollte der Ausgangspunkt einer erweiterten Tätigkeit werden, die dann ins politische Gebiet hinüberspielte.

Ich erhielt nämlich vom Kriegsminister den Auftrag, mir die Verhältnisse im Okkupationsgebiet genau anzusehen — sowohl in militärischer, als auch in politischer Hinsicht. Dies erwies sich als notwendig, da die einlaufenden Berichte ein wechselvolles und wenig erfreuliches Bild boten.

Ein ähnliches Verlangen stellte auch der Chef des Generalstabes an mich, dem es um die konkreten Vorsorgen zu tun war, die damals in ernsthafter Beratung standen, und deren Ergebnisse seinen Wünschen so wenig entsprachen. Insbesondere konnte er sich mit den Ansichten und Maßnahmen des damaligen kommandierenden Generals und Landeschefs in Sarajewo, Feldmarschalleutnant Winzor, nicht einverstanden erklären. Dafür war er für den Militärkommandanten in Zara, Feldzeugmeister Varesanin, sehr eingenommen. Dieser streberische Mann war zweifelsohne sehr rührig, — namentlich in politischer Beziehung — wobei es ihm auf kleine Zettelungen nicht weiter ankam. Er trachtete eifrig, sich der katholischen Albanesen zu versichern, für die er dann auch tatsächlich Waffen und Munition in Bereitschaft setzte. Militärpolitisch mochte dies ganz

klug gewesen sein, nur verband er damit die Neigung zur Personalpolitik, welche ihn rücksichtslos gegen alle handeln ließ, die seinen weitgehenden Aspirationen tatsächlich oder scheinbar im Wege standen.

Meine Mission interessierte mich in hohem Grade, und ich wollte sie auf das beste ausführen.

Nach einigen in Agram verbrachten Tagen, wo ich mir von den politischen Persönlichkeiten die Eindrücke erzählen ließ, die sie in Bosnien-Herzegowina empfangen hatten, fuhr ich nach Sarajewo. Zunächst inspizierte ich die Korpsschule, die der klarblickende Feldmarschalleutnant Karl führte. Dann machte ich mich mit allen politischen Persönlichkeiten bekannt: Ziviladlatus Baron Benko, den Sektionschefs Hörmann und Shek, Kreisvorsteher Baron Mollinary, Erzbischof Dr. Stadler und anderen. Sie alle kamen bald ungerufen zu dem „General aus Wien" und trugen ihm ihre offenen und geheimen Schmerzen vor. So erfuhr ich in wenigen Tagen enorm viel und konnte den Schluß ziehen, daß unsere Position in den Okkupationsländern unhaltbar sei, wenn wir nicht bald zur Annexion schritten. Vom Landeschef angefangen versicherten mich dessen alle loyalen Elemente so dringend und wohlmotiviert, daß ich erkannte, wir hätten keine Zeit mehr zu verlieren, um so weniger als man im Laufe der Jahrzehnte schon eine ganze Reihe guter Gelegenheiten versäumt hatte. Ganz besonders setzte sich der Landeschef dafür ein. Dies war umso höher zu werten, als er im ganzen Land Vertrauen und Achtung genoß. Auch Erzbischof Dr. Stadler war Feuer und Flamme für die Annexion. Dieser typische Vertreter der Ecclesia militans, leuchtendes Beispiel der Loyalität und eifriger Vertreter seiner Idee, befand sich damals gerade in einer politischen Unannehmlichkeit, die ihm seine übermäßigen Bekehrungsbestrebungen zugezogen hatten, wodurch er zu den orthodoxen Serben in unüberbrückbaren Gegensatz geriet. Jedenfalls war Stadler eine der Säulen unserer nach dreißigjährigem Bestande immer noch auf schwanker Basis ruhenden Herrschaft.

Der vielseitigen Eindrücke voll, verließ ich Stadt und Land, um eine kleine Reise über Ragusa, Cattaro, Antivari, Durazzo, Valona nach Korfu zu unternehmen. Vom Wetter begünstigt, fuhren wir (ich und mein Gehilfe, Major Schirmer) auf einem Küstendampfer und lernten die Orte kennen, an die sich im Laufe der folgenden Jahre geschichtliche Ereignisse knüpfen sollten.

Die Animosität, die die eingeborenen Völkerschaften, Montenegriner, katholische und mosleminische Albanesen, Türken, Serben und Kutzo-Walachen untereinander beherrschte, kam beinahe offen-

sichtlich zum Ausdruck, und das Gefühl drängte sich einem auf, man stehe auf eruptivem Boden. Auch konnten wir mit freiem Auge sehen, welch großzügige und erfolgreiche Konkurrenz unser italienischer Bundesgenosse uns überall machte. Das wirksamste Gegengewicht bot nur die den Italienern eigentümliche Knauserei, die sie überall nach kleinlichem Verdienst haschen läßt. Natürlich stiegen sie hierdurch keineswegs in der Wertschätzung der Eingeborenen, die an den Italienern gleich wie an uns profitieren und sich von niemandem ausnützen lassen wollten. Dies war die Ansicht unserer konsularen Vertreter, die uns auch andere wertvolle Aufschlüsse gaben.

Wir besuchten Durazzo und Valona. Ersteres träumte damals noch nicht von der Ehre, einst die flüchtige Residenz des ersten und wahrscheinlich letzten „Mbret" Albaniens zu werden. Man genoß einen entzückenden Ausblick auf Land und Meer, sah ein ruinenhaftes Kastell mit einem riesigen Donjon, in den man nur durch Fensterluken den Eingang finden konnte, und ein schmutziges Fachwerk, das fünf Jahre später zur „königlichen Residenz" umgestaltet wurde. Von dort aus ging die türkische Straße ins Innere des Landes, nach Tirana und Elbassan, dem Stammsitz des berüchtigten Freibeuterhäuptlings Essad-Pascha aus der Klanfamilie der Topšani. Auf dieser Straße fuhr damals gerade eine den Landesverhältnissen nach elegante Kutsche, in deren Fond ein typischer Sohn Albions mit zwei nicht minder typischen Misses saß. Schiffspassagiere, mit denen wir gefahren waren und die freundlich und entgegenkommend getan hatten, insoweit dies eben reisenden Engländern eigen ist. Ich wette, sie fuhren als Amateur-Emissäre ins Land, um an der schon lange im Gange befindlichen Einkreisung ein wenig mitzutun.

Am imposantesten präsentierte sich Valona. Damals befand sich dort eine ziemlich starke türkische Garnison. Ein eigenartiges Kulturbildchen fiel uns besonders auf. Die Offiziere mit ihren Damen — letztere nur leicht verschleiert — hielten im Freien eine Reunion ab. Das Ganze glich einer westlichen Gardenparty. Vielleicht schon ein Ansatz zu der drei Monate später einsetzenden, in eine Revolution ausmündenden Emanzipation.

Ernsten Gedanken nachgehend, sagte ich mir, daß alle Häfen — von Antivari angefangen — eigentlich keine Häfen, sondern höchstens Reeden waren. Von den gänzlich fehlenden Kais und sonstigen Hafenbauten abgesehen, war die Wassertiefe so gering, daß selbst unser kleines, höchstens 2000 Registertonnen haltendes Dampfboot kilometerweit draußen vor Anker gehen mußte. Diese Erkenntnis war dann $4^1/_2$ Jahre später mit ein Grund, daß ich als Minister die Gefahr der möglichen Besitzergreifung eines dieser Häfen durch die

Serben als durchaus nicht todbringend gefährlich ansah, wobei ich allerdings mit den anderen obersten Stellen in Widerspruch geriet.

Korfu, mit seinen pittoresken baulichen und Gartenanlagen, das Achilleion, dann das berühmte Vorbild der „Insel der Toten" und noch vieles andere auf diesem Eiland der Phäaken entzückte mich unbeschreiblich. Weniger die Land- und die Seewehr, die sich beide nicht sehr stattlich präsentierten. Trotzdem schlugen sie sich vier Jahre später auf das trefflichste. Wie mag's dann während des Weltkrieges deren Führer, dem tapfern König Konstantin, zumute geworden sein, als er zusehen mußte, wie die zum guten Teil von ihm geschaffene Armee von der Entente allmählich zerbröckelt wurde, und schließlich er selbst ins Exil wandern mußte. Ein heldenhaft getragenes Martyrium!

Heimgekehrt, stellte ich einen eingehenden Bericht über die Verhältnisse im Okkupationsgebiet zusammen. Er fand den vollsten Beifall des Kriegsministers und des Ministers des Äußern, weniger jenen Conrads. Der Grund dazu lag wohl vornehmlich darin, daß der Bericht keinen triftigen Grund für den vom Chef des Generalstabes gewünschten Wechsel in der Leitung der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung bot.

Baron Aehrenthal bat mich zur Erläuterung meines Berichtes zu sich. Dieser einen Unterredung folgten dann deren noch viele nach. Ich ergänzte meine schriftlichen Darlegungen durch mündliche, die sich auf die militärischen und auf die allgemein politischen Verhältnisse bezogen. Aehrenthal hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und schlug mir vor, auch weiterhin mit ihm im Kontakte zu bleiben, und ihm meine Ansichten jederzeit kundzugeben. So war's auch lange Zeit, allerdings zuweilen bei gestörter Harmonie.

Wenn meine politische Betätigung bis zu jenem Momente der Hauptsache nach kontemplativen, allenfalls informativen Charakter getragen hatte, so gewann sie nun allmählich an Umfang und nahm bis zu gewissem Grade das Wesen einer Mitwirkung an. Besonders innerhalb der Jahre 1908 und 1909, während ich in Wien weilte. Meine Betätigung bezog sich fast ausschließlich auf die Lösung des südslawischen Problems, von deren überragender Wichtigkeit für die ganze Monarchie ich vollkommen durchdrungen war. Meine Leit- und Richtlinie war die Schaffung eines südslawischen Staates im Rahmen der Monarchie, wobei ich an eine eventuelle weitere Föderalisierung des Staates dachte. Wäre dieser Weg von den Maßgebenden nicht nur ab und zu tastend beschritten, sondern zu jener Zeit, wo die Stunde ohnedies schon die zwölfte war, entschlossen und kon-

sequent eingehalten worden, hätte das Schicksal des Staates vielleicht einen anderen Lauf genommen. Mein Grundsatz: „Durch Vielheit zur Einheit" hätte möglicherweise zu einem Staatswesen geführt, das bei aller föderativen Vielgestaltigkeit doch einen gemeinsamen Kern und — was noch mehr galt — im großen ein einheitliches Ziel gehabt hätte. Ich war überzeugt, daß schon damals darin das einzige Heil der Monarchie und der Nationen zu finden gewesen wäre, da die Aufrechterhaltung des starren, vielfach auch ungerechten Systems des Dualismus nicht mehr länger bestehen, und der brennende Wunsch der Völker nach Autonomisierung nicht mehr länger unterdrückt werden konnte.

Ich fuhr nach Böhmen und inspizierte die Josefstädter Korpsschule auf den Schlachtfeldern von 1866. Wie imposant und stimmungsvoll erschien mir und uns allen damals das Königgrätzer Feld in seiner stummen Größe, und wie relativ klein, völlig winzig repräsentiert es sich wohl jetzt all jenen, die im Weltkrieg kämpften. Mit dem Besuch der Schulen in Prag und Innsbruck absolvierte ich den einmaligen Zyklus meiner Inspizierungstätigkeit.

Die vielfachen Eindrücke, die ich während desselben gewonnen hatte, im Zusammenhang mit den Studien und Beobachtungen, die mich hinsichtlich der Offiziersverhältnisse während meiner ganzen Dienstzeit beschäftigt hatten, veranlaßten mich, ein Memoire zu verfassen. In meinen spätern Jahren wurde es mir völlig zur Gewohnheit, meine Gedanken über wichtige Fragen organisatorischer, politischer, militärischer Natur zu Papier zu bringen. Oft zum Nutzen der Sache, manchmal zum Schaden meiner Person, da ich mich stets einer großen Offenheit befleißigte.

Dieses Memorandum behandelte ich mit tiefer Gründlichkeit, hob die Vorzüge unseres Offizierskorps hervor, die in einer entsprechenden Sach- und Fachkenntnis, in eifriger Pflichterfüllung und in außerordentlicher Genügsamkeit und Anpassungsfähigkeit bestanden. Dabei bildete jedoch die ihm gleichfalls innewohnende Bescheidenheit und Lenksamkeit schon den Übergang zu dessen Schattenseiten, da sie vom Mangel kräftiger Männlichkeit und selbstbewußter Charakterstärke kaum mehr zu unterscheiden waren. Daraus entstammte auch der nur mäßig entwickelte Gemeingeist und die meist gänzliche Schutzlosigkeit, in die jeder geriet, der als einzelner durch widrige Umstände oder durch Einflüsse mißwollender, aber einflußreicher Persönlichkeiten oder am Ruder befindlicher Kreise schwierigen Situationen auf Gnade und Ungnade preisgegeben war. Konnte er sich da selbst nicht helfen, war er bös daran. An seinen Vorgesetzten und Kameraden fand er nur selten einen Rückhalt.

Ich besprach auch unumwunden den relativ meist geringen Umfang humanitärer Bildung und den nicht selten zutage tretenden Mangel sozialer Vollwertigkeit des Offiziers, bedingt durch das Milieu, aus dem sich der Großteil der Offiziere ergänzte. Dann wies ich darauf hin, wie ungünstig der Ersatz der Berufsoffiziere durch die tristen innerpolitischen Verhältnisse beeinflußt wurde, die den Kreis, aus dem der Bedarf gedeckt werden konnte, unverhältnismäßig einengten. Die Verhältnisse, wie sie damals in der deutschen Armee herrschten, erschienen mir, bei entsprechender Berücksichtigung unserer Eigentümlichkeiten, zweckdienlich, daher erstrebenswert. Ich glaube nicht unrichtig geurteilt zu haben.

Für die Zukunft steht nun die Organisation der Offizierskorps vor vollkommen neuen Aufgaben. Die Weltkatastrophe, in der wir leben, wird noch eine vielfache Umwertung ungezählter Werte und Grundsätze bringen, so auch selbstverständlich im Aufbau der Armeen. Zweifelsohne im demokratischen Sinne[1]), was aber nie dahin führen sollte, die kriegerischen Grundelemente zu übersehen und die Traditionen kurzweg über Bord zu werfen.

Mein damals verfaßtes Memoire fand bei den obersten Stellen, in erster Linie bei den höchsten Funktionären des Ministeriums des Äußern, volle Anerkennung, allerdings mehr prinzipieller Natur. Konsequenzen wurden daraus aber nur im bescheidensten Maße gezogen. Und als ich dann — 1911 — Minister wurde, kamen während der Dauer meiner Amtstätigkeit so viele dringende Fragen aktuellster Art zur Lösung, daß ich in der mir so knapp zugemessenen Zeit von fünfviertel Jahren nicht die Möglichkeit fand, mich mit diesem wichtigen Teil der militärischen Organisation eingehend zu befassen. —

Am 12. Juni jenes Jahres fand der berühmte Huldigungsfestzug statt, den Wien und die Völker Österreichs — mit Ausnahme der Tschechen — dem Kaiser darboten, gewissermaßen als Vorfeier seines 60jährigen Regierungsjubiläums. Eines der herrlichsten, imposantesten Straßenfeste, die man je gesehen hatte, sowohl in künstlerischer, kultureller als auch geschichtlicher Richtung, in letzterer Hinsicht durch Vorführung bedeutender Persönlichkeiten seit Rudolf von

---

[1]) „Bewußt demokratisch!" Demnach, bei voller Geltung demokratischer Grundsätze, eine rigorose Auswahl und möglichst gründliche Durchbildung! Den Typus eines bewußt und gewollt demokratischen Offizierskorps bildet jenes der französischen Armee und repräsentiert hierdurch den Widerpart zum früheren deutschen Offizierskorps, das sich aus den altpreußischen Kastentraditionen entwickelt hatte. Doch auch das demokratische französische Offizierskorps, dessen besonderer Förderer der einst viel angefeindete Kriegsminister Andrée war, erwies sich als nahezu ebenbürtiger Gegner.

Habsburg. Es war ein Festgruß, bei dem sich patriotischer Schwung und der farbenfrohe künstlerische Sinn des Österreichers aller Nationen kundtat, und dem die prächtige Ringstraße und das geniale Arrangement vor dem äußeren Burgtor — dem Brennpunkt aller Huldigungen — die richtige Folie gaben. Dazu heller Sonnenschein — ein wahres Festwetter, das das Bild vergoldete und ihm noch mehr Frohsinn verlieh.

Auch eine Gratulationskur der Armee fand in jenen Tagen statt, wobei Franz Ferdinand eine kernige, brillant vorgetragene Ansprache hielt. Darauf folgte ein Generalsdiner, und am Abend eine Galavorstellung in der Oper. Nur Generale und hohe Offiziere, bei gänzlichem Ausschluß der holden Weiblichkeit, wodurch das Haus einen eigenartig ernsten Eindruck machte.

Einige Tage vorher wurde eine Kaiserparade abgehalten, die ebenfalls im Zeichen der Jubiläumshuldigung stand. Alle Regimentsinhaber — auch solche, die bereits in den Ruhestand versetzt waren — führten ihre Regimenter dem greisen Monarchen vor, der sich von seiner schweren Erkrankung im letzten Herbste wieder vollkommen erholt hatte und nun vom Publikum, das aus naher und weiter Ferne massenweise herbeigeströmt war, lebhaft akklamiert wurde. Es war die letzte Parade, die der Kaiser in Wien abnahm. Ihr folgte nur noch — zwei Jahre später — die in Sarajewo abgehaltene, wobei ich Teile meines Korps vorführte.

Im Verlaufe des Sommers 1908 trat mein Mitwirken an den großen politischen Tagesfragen noch deutlicher hervor. Gelegentlich meiner häufigen Besuche im Ministerium des Äußern betonte ich stets von neuem die Wichtigkeit der südslawischen Frage. Aehrenthal hatte sie zwar schon seit langem erkannt, denn seine Demarche in der Sandžakbahnangelegenheit war ja doch der erste Anstoß zu einer aktiven Betätigung Österreich-Ungarns in der großen Direktion: Südost. Immerhin konnte ich ihm manche wertvolle Einzelheiten über die Verhältnisse in den zu so großer Bedeutung gelangten südslawischen Provinzen geben. Aehrenthal unterstützte auch die ihm konvenierenden südslawischen Parteien moralisch durch einen „Coup d'épaule" und durch die Subvention ihrer Presse; allerdings nur mit einer geringen Summe. Doch bei dem kargen Budget, über das das Ministerium in dieser Richtung verfügte, war es immerhin nennenswert. Denn es standen für den ganzen Informationsdienst pro Jahr nur ein bis eineinhalb Millionen zur Verfügung, in den anderen großen Staaten das Zehn- bis Hundertfache! Das erklärt manches Malheur, das man — oft mit Unrecht — der Ungeschicklichkeit unserer Diplomatie zuschrieb.

Ich begab mich wie alljährlich auf Urlaub nach Rutzing. Bei meiner Ankunft las ich das Telegramm, das den Ausbruch der jungtürkischen Revolution meldete. Dies wirkte sensationell auf mich, und noch vom Bahnhofe aus schrieb ich an Aehrenthal einen Brief, worin ich ihm in längerer Auseinandersetzung darlegte, daß nach meiner innersten Überzeugung der letzte Moment gekommen sei, die Annexion Bosniens und der Herzegowina durchzuführen. Ich bilde mir beileibe nicht ein, daß jene in Hast niedergeschriebenen Zeilen die auslösende Ursache zur Annexion gewesen wären, die leider erst drei Monate später vollführt wurde. Doch Stimmung dürfte dieser prompt abgegebene militärische Rat vielleicht doch gemacht haben. Tatsächlich kam später das Gerücht in Umlauf, daß eine von einem höheren Militär verfaßte Denkschrift den letzten Anstoß gegeben habe.

In den ersten Septembertagen nach Wien heimgekehrt, präsentierte ich mich bei Aehrenthal, der mir andeutete, daß eine Aktion bezüglich Bosniens im Gange sei. Sich in diplomatisches Schweigen, vielmehr Verbergen hüllend, brachte er mich auf den Sandžak zu sprechen. Es bedurfte keiner besonderen diplomatischen Findigkeit, die mir auch gar nicht eigen war, um herauszufinden, daß er meine militärische Ansicht in der Räumungsfrage zu hören wünsche. Ich gab sie ihm unumwunden und sagte ohne viel Einleitung, daß man froh sein könne, bei dieser Gelegenheit den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und mit einer großzügigen Geste den hochherzig Schenkenden zu spielen. Aehrenthal war es sichtlich eine Erleichterung, dies zu hören. Er wurde gesprächiger und meinte, daß ein anderer hoher Militär (wahrscheinlich Conrad) eine ähnliche Ansicht geäußert hätte. Diese Ratschläge wurden dann auch bald in die Tat umgesetzt, und unter den mannigfachen Vorwürfen, die man dem Minister bezüglich der Durchführung der Annexion später machte, figurierte diese anscheinend altruistische Spende an erster Stelle. Daher will ich die Motive detaillieren, die mich zu dem vielleicht gerade im richtigen psychologischen Augenblick gegebenen Rat veranlaßt hatten.

Der Sandžak Novibazar (Plevlje) war im Momente der Einbeziehung in unsere Machtsphäre nicht als End-, sondern als Ausgangspunkt in Betracht gezogen worden. Unter dieser Voraussetzung, also unter dem Motto: „Jusqu'au delà de Mitrovica" und mit dem eigentlichen Endziel: Üsküb und Saloniki, konnte man alle Nachteile, die mit dem Einmarsch in diesen durch Serbien und Montenegro abgeschnürten Hals verbunden waren, provisorisch in Kauf nehmen. Doch von dem Momente an, als diese Voraussetzung hinfällig wurde, wo man also auf eine weitere Aktion im Andrassyschen Sinne verzichtete,

brach auch das Motiv zusammen, das den Grund zur militärischen Besetzung des Sandžak gegeben hatte. Denn es erübrigten nur mehr die Nachteile, die mit einer kondominalen Besetzung verbunden waren. Der belangreichste davon bestand darin, daß die schwache, zerstreut dislozierte Besatzungsbrigade fortwährend einem Ungefähr ausgesetzt blieb. Man denke nur, 5 Bataillone mit einem Feuergewehrbestand von höchstens 3000 Gewehren inmitten einer Bevölkerung von zweifelhafter und wechselnder Gesinnung, die sich gegebenenfalls auf eine eigene Kraft von mindestens gleicher Stärke zu stützen vermochte. Das Ganze eng umfaßt von zwei Nachbarn, deren feindliche Bestrebungen wohl nicht bezweifelt werden konnten. Der nächste Eisenbahnpunkt, Sarajewo — vier Tagesmärsche entfernt —! Dazu kostete die fragwürdige Ehre, „Wacht am Lim" zu stehen, ein unverhältnismäßig hohes Geld, das man weit besser zur Konsolidierung der bosnischen Verhältnisse hätte verwenden können. Der Umstand, daß während der dreißigjährigen Besetzung des Sandžak sich nie bemerkenswerte Zwischenfälle ereignet hatten, mußte als besonderer Glücksfall gewertet werden. Immerhin wäre es eine Sünde wider den Heiligen Geist gewesen, die sich bietende Gelegenheit unbenützt zu lassen, um sich mit Anstand aus dieser Mausefalle herauszuziehen. Wenn daher die Darlegung, die ich dem Minister damals gab, mitgewirkt haben sollte, die Idee bei ihm zu festigen, würde ich es mir nur als Verdienst anrechnen. —

Kurz darauf fuhr ich zu den großen Armeemanövern nach Ungarn (Veszprim), wobei ich als Schiedsrichter fungierte. Es führten die Generale Fiedler und Albori, zwei prononzierte Typen der Generalität. Die Manöver standen unter der Leitung des Thronfolgers und Conrads. Der Kaiser war anwesend und verfolgte alle Phasen mit großem Interesse. Es war das letztemal, daß er seine Truppen im Felde sah.

Indessen waren in Budapest die Delegationen zusammengetreten, und schwerwiegende politische Ereignisse überraschten die schlummernde Menschheit. Sie bildeten das Präludium zur späteren Weltkatastrophe.

Der Auftakt lag in der Selbsterhebung Bulgariens zum Königreich. Es geschah zweifellos mit Wissen und Zustimmung der nächstbeteiligten Mächte: Rußland und Österreich-Ungarn. Insbesondere des letzteren, da die Proklamierung eigentlich aus Budapest erfolgte, wohin sich Ferdinand von Bulgarien unmittelbar vorher begeben hatte.

Kurze Zeit darauf kam der große Schlager: die Annexionserklärung Bosniens und der Herzegowina! Sie wirkte wahrhaft sensationell, nicht viel geringer, als sechs Jahre später das Ultimatum an Serbien. Ebenso überraschend war aber das Echo, das diese Verifizierung einer

Tatsache — etwas anderes war's ja nicht — im Auslande, besonders in dem uns feindlichen Auslande, hervorrief. In Serbien zischte eine wahre Woge des Hasses auf. Dadurch erfaßte die weiten Schichten der eigenen Bevölkerung eine Verblüffung. Doch auch die obersten und maßgebendsten Kreise schienen von dieser Gefühlsexplosion überrascht. Man hatte doch angenommen, daß der mit den einzelnen Mächten vorher gepflogene Meinungsaustausch — in erster Linie die historische Konversation der beiden Minister in Buchlau — alle Schwierigkeiten geebnet hätte. Und nun mußte man mit Befremden und Unwillen vernehmen, wie dieses kleine Serbien von Rußland entweder gar keine oder ganz entgegengesetzte Weisungen erhalten haben mochte. Was auf mündliche oder schriftliche Vereinbarungen zu geben sei, konnte man damals wieder deutlich erkennen, wenn man's nicht schon früher aus der Geschichte aller Zeiten wissen wollte. Doch auch dieses, am eigenen Leibe erfahrene Exempel zog nicht, und die Kunst der Traktate und Traktätlein feierte auch weiter Orgien, bis endlich — für uns sehr unzeitgemäß — die Schicksalsstunde schlug.

In Serbien und — wenngleich gedämpfter — in Montenegro kamen nun die Resultate der agitatorischen Tätigkeit zu glänzender Entwicklung. Die Massen, das ganze Volk schrie: „Krieg gegen Österreich!" Und der Haß brauste wie ein Samum über die Save und Drina nach Ungarn, Kroatien und Bosnien herein. Daselbst strömten zahlreiche Elemente zu, die teils freiwillig, teils durch Überredung und selbst Zwang in den Bannkreis der südslawisch-serbischen Bewegung hineingezogen worden waren. Diese Agitation, an deren äußerlich erkennbare Spitze der serbische Kronprinz, der überleidenschaftliche Prinz Georg, sich gestellt hatte, nahm gleich in den ersten Tagen so bedrohliche Formen an, daß unsere Donauflottille in Semlin konzentriert wurde, und — was weit wichtiger war — ernste Konferenzen in Budapest stattfanden, wo der Kaiser anläßlich der dort tagenden Delegation weilte.

Diesen Konferenzen wurde sehr bald auch der Chef des Generalstabes beigezogen, da man sich des Ernstes der Situation bewußt zu werden begann.

Eine gerechte Beurteilung muß sagen, daß Conrad von allem Anfange an den einzig richtigen Standpunkt einnahm: jeglichen Widerstand sofort, womöglich im Keime, zu ersticken und am Balkan energisch jene Ordnung herzustellen, die unsern damaligen Interessen entsprach. Hatte man schon allzulange der Entwicklung der Dinge teilnahmslos zugesehen und wiederholt günstige Gelegenheiten verpaßt, so gab nun ein gütiges Geschick doch wieder den Moment,

wo mit relativ geringen Opfern eine Situation zu schaffen war, wie sie der Bestand und die geschichtliche Mission der Monarchie erforderte. Conrad beging in den spätern Jahren manche Fehler. Doch in jenen kritischen Herbst- und Wintermonaten — 1908/09 — erkannte er den richtigen Weg und setzte alles daran, damit er auch betreten werde. Man schlug ihn aber nicht ein.

Indes begab man sich auf den Weg der diplomatischen Verhandlungen, auf dem sich jedoch die Schwierigkeiten immer mehr häuften. Überdies nahm auch die Türkei eine nichts weniger als freundliche Haltung an, die sich in einem Boykott unserer Waren verdichtete. Dieser Boykott zog sich monatelang hin, verursachte erhebliche Unannehmlichkeiten und wurde endlich durch Zahlung eines „Lösegeldes" im Betrag von 54 000 000 Fr. beendet. Für dieses Lösegeld erfand man allerdings die Formel „Entgelt für die Vakuf-(Kirchen-) Güter in Bosnien". Es war aber nur eine Bemäntelung des Schachers, den man in der Boykottfrage einging. Auch dieses Vorgehen Aehrenthals rügten viele. Doch hätte man sehr unrecht getan, mit einem Geldgeschenk zurückzuhalten, wenn man sich damit — von Feinden umdräut — eines durchaus nicht nebensächlichen Gegners entledigen konnte. Auch schadete dem Prestige des Großherrn in Konstantinopel bei den bosnisch-herzegowinischen Türken nichts mehr, als die nun allseits zutage getretene Ansicht, daß man sie „verkauft" hätte. Die Stimmung der Moslims bei Publikation des Annexionsediktes war nämlich für die Monarchie — die Švabas — nichts weniger als günstig und konsolidierte sich erst später. Eben dieser Transaktion wegen, die ihr geistlicher Oberhirt eingegangen war.

In Serbien wurde es von Tag zu Tag toller. Die Presse warf mit Unflat auf Österreich-Ungarn und dessen Monarchen, von der serbischen Regierung in keiner Weise gehindert. Mit wahrer Wut, die durch die Großzügigkeit der angewendeten Mittel erreicht wurde, rüstete Serbien ganz offensichtlich. Der Präsenzstand der kleinen Armee wurde allmählich vervierfacht, und allseits gelangten Legionen, vulgo Banden, zur Aufstellung.

Dadurch machte sich auch bei uns eine Erregung geltend — zunächst in den südlichen Provinzen, dann langsam in der ganzen Monarchie —, wenngleich die meisten Blätter im pazifistischen Sinne beschwichtigten. Zu höchst gingen die Wogen in Kroatien, in Dalmatien und im Annexionsgebiet. „Hie Srb — hie Hrvat!" wurden Kampfesrufe.

Und von diesem Moment an gewann meine politische und militärpolitische Mitwirkung wieder ein größeres Aktionsfeld, auf dem ich tätigst wirkte. Die Darstellung dieser kurzen Lebensperiode muß ich

aber einem späteren Zeitmoment vorbehalten, da wichtige Motive einer derzeitigen Veröffentlichung im Wege stehen.

In den ersten Dezembertagen feierte man des Kaisers 60jähriges Regierungsjubiläum. Nach so vielen Vorläufern an Veranstaltungen verschiedenster Art fand am 1. Dezember eine großartige Illumination statt. Tags darauf gab's überall Gottesdienst. Die Jubiläumskreuze gelangten zur Verteilung. Eine prunkvolle Galavorstellung in der Hofoper bildete den Abschluß, wobei die Volkshymne von allen Anwesenden gesungen wurde. Diese Feierlichkeiten kamen sehr gelegen. Sie wirkten auf die Stimmungen so leicht zugänglichen Österreicher günstig ein. Die sich stets verdüsternde Situation ließ patriotische Stimulanzen zeitgemäß erscheinen, und sogar über Bühnen, Kabaretts und Tingeltangels zog patriotische Stimmungsmache mit leicht kriegerischem Anklang.

Als Gegenpart wurde in Böhmen in jenen Tagen das Standrecht proklamiert. Wegen revolutionärer Umtriebe!

In der immer kritischer werdenden Situation fühlten sich Bertha Suttner und andere Friedenstauben berufen, einen Vortrag unter dem Motto „Wo bleiben die Friedensfreunde?", zu halten. Die bekannten Anathemata waren durch einen elegischen Grundton sordiniert, fast im Gefühl, daß Lieb' und Müh' doch umsonst sei. Zuversichtlicher sprach der Pazifist Dr. Fried unter der Devise „Der kranke Krieg", dessen baldiges Absterben er sonnenklar nachwies. Leider zeigte sich dieser „Patient" wenige Jahre später als ein pausbackiger, allzu lebensfähiger Bengel.

Gelegentlich meiner Besuche im Ministerium des Äußern lernte ich den interimistischen russischen Geschäftsträger, von Swerbejeff, kennen, desgleichen den russischen Militärattaché Martschenko, der wenige Monate später auf unser dringliches Verlangen von Wien abberufen werden mußte. Ich gewann den Eindruck, daß der Lauf der Dinge diesen beiden diplomatischen Gegnern nicht so recht nach Wunsch ging. Besonders Swerbejeff war stets moroser Laune. Ich teilte diese Beobachtung dem Minister mit, der schmunzelnd meinte, es würde doch alles friedlich ablaufen. Der papierne Erfolg! Er schwebte schon damals allen verantwortlichen Stellen — mit Ausnahme Conrads — als höchstes und wünschenswertestes Ziel vor Augen.

Am Sylvesterabend, während der großen Gratulationscour in der Hofburg, hatte ich noch eine kurze Besprechung mit Aehrenthal. Er ersuchte mich dringend, bei meiner bevorstehenden Reise ins Annexionsgebiet die Stimmung und die Verhältnisse gründlich zu erheben.

In den ersten Jännertagen fuhr ich nach Agram und Sarajewo und fand dort jene Stimmung, die großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Alles sprach von dem zu erwartenden Krieg, und in Sarajewo boten die zahlreichen Truppen auf erhöhten Ständen ein kriegerisches Bild. Die serbische Bevölkerung verhielt sich vollkommen reserviert, trieb aber nach Möglichkeit passive Resistenz. Die amtlichen Dignitäre zeigten ruhige Entschlossenheit. In Mostar sprach ich mit dem Divisionär, Generalmajor Schemua, der mir mitteilte, daß im Land alles in bester Ordnung sei, nur müßte man die Truppen baldigst auf den vollen Kriegsstand setzen, da der bereits eingeleitete Grenzüberwachungsdienst an den Kräften zehre. Von Ragusa fuhr ich nach Zara, um mich bei General der Infanterie Varešanin vorzustellen. Meine Kriegseinteilung lautete damals „Militärkommandant in Zara". Da wäre ich gegebenenfalls unter das Kommando dieses Generals getreten, der im Krieg das Höchstkommando am südöstlichen Schauplatz zu führen gehabt hätte. Er empfing mich — den Abgesandten des Kriegsministeriums — außerordentlich liebenswürdig, vertraute mir alle Schmerzen an und informierte mich über seine operativen Ideen. Sie bestanden eigentlich nur in einem frischfröhlichen Angriff aus der Richtung Nordwest, mit der Direktion gegen Cetinje. Es war, als ob sich's um ein kommunikationsreiches, gut gangbares Land handelte und nicht um Verhältnisse, deren Schwierigkeit in Europa ihresgleichen suchen. Ein Glück, daß dieser Operationsplan nur auf dem Papier blieb. Jedenfalls führten dann im Weltkrieg die Erfahrungen dahin, daß man es im Winter 1915/16 weniger draufgängerisch, dafür aber schlauer anfaßte. Und wenn dabei vielleicht auch ein wenig mit „goldenen Kugeln" geschossen wurde, kann man's nur gut heißen. Schließlich ist im Kriege nur der Erfolg maßgebend, gleichgültig wie er erreicht wird.

Das Spiel der diplomatischen Minen und Gegenminen ging indessen weiter. Die zahlreichen Berichte, die aus Serbien kamen, ließen das konsequente Anwachsen der Agitation und Rüstungen größten Stiles erkennen. Was da an Konfidentennachrichten, Reproduktionen amtlicher Berichte und Verfügungen, sowie privaten Korrespondenzen notabler Personen einlief und gut honoriert wurde, grenzte ans Erstaunliche. Man konnte meinen, daß allem Kriegsfuror zum Trotze der Großteil der serbischen Intelligenz aus Spionen und Hochverrätern bestünde, die ihr Vaterland um etliche Silberlinge verrieten. Dies war aber nun ganz und gar nicht der Fall, denn nicht lange darauf erwiesen sich die meisten dieser konfidentiellen Mitteilungen als geschickt verfaßte und teuer erkaufte Falsifikate. Daraus ergab es sich, daß der im Spätherbst des gleichen Jahres in Wien durch-

geführte Hochverratsprozeß mangels stichhaltiger Beweise im Sande verlief, obwohl alle Welt wußte, daß tatsächlich doch die tiefgreifendsten und gefährlichsten Umtriebe in den südlichen Provinzen stattfanden. Gleichwohl schadete dies keinem der damals im Amt befindlichen Funktionäre. Fürwahr, Österreich-Ungarn war nicht nur das Land der Unmöglichkeiten, sondern auch der Unergründlichkeiten.

Mittlerweile waren alle in Bosnien-Herzegowina stationierten Truppen auf vollen Kriegsstand gesetzt worden. Um aber den Schein zu wahren, daß es sich nicht etwa um eine Mobilisierung, sondern nur um die Erhöhung der Stände handle, griff man zu dem höchst bedenklichen Auskunftsmittel, die im Annexionsgebiet und in Dalmatien dislozierten Bataillone aus den im Innern der Monarchie stationierten Abteilungen zu ergänzen. So geschah es, daß später, als man dann doch zur Mobilisierung greifen mußte, alle Einzelheiten der Mobilisierungsvorarbeiten über den Haufen geworfen waren und — was noch schlimmer galt — einige Abteilungen fast nur aus präsent dienenden jungen Leuten, andere wieder fast ausschließlich aus Reservisten und Ersatzreservisten bestanden. Das richtige Bild und der naturgemäße Effekt unseres tastenden und schwankenden, kein bestimmtes Ziel verfolgenden Verfahrens. Wenn's dann nicht klappte, wunderte man sich und schob die Schuld leichten Herzens auf Personen und Behörden, die nicht das leiseste Verschulden trugen.

Mitte März fuhr ich nach Brünn und Olmütz. In Olmütz sah ich die Augmentierungsmannschaft des mit allen drei Bataillonen in Bosnien stationierten Infanterieregiments Nr. 54. Übermäßig viel Begeisterung herrschte dabei nicht. Man mußte sogar Vorsichtsmaßnahmen treffen, damit es beim Abtransport nicht zu störenden Manifestationen käme[1]). Mit Wehmut erinnerte ich mich der Augusttage 1878, wo dasselbe Regiment ebenfalls in Olmütz mobilisierte, und ein wahrer Sturm der Begeisterung die damals allerdings noch ganz deutsche Stadt durchbrauste. — Nach Przemysl gelangt, sah ich gleichfalls große Transporte abgehen, wie ja überhaupt der Höhepunkt der Krise jetzt erreicht, und ein Ultimatum an Serbien abgegangen war. Ein ähnliches Bild fand ich auch in Lemberg, da auch dieses Korps mit zwei Divisionen an die Save dirigiert werden sollte.

Am 25. März erfolgte die Lösung! Der „Freund in der schimmernden Wehr" hatte sich entschieden an unsere Seite gestellt, und dies durch eine vom Botschafter Grafen Pourtalès in Petersburg über-

[1]) Im Weltkrieg focht das Regiment aber doch auf allen Kriegsschauplätzen mit größter Bravour.

reichte ernste Erklärung zu deutlichem Ausdruck gebracht. Rußland fühlte sich „nicht fertig", gab bei, und Serbien mußte alle unsere Bedingungen annehmen. Darunter stand als erste der Verzicht des serbischen Kronprinzen Georg auf die Thronfolge, da man ihn als den eigentlichen Kriegshetzer und Agitator ansah. Er war es auch zweifelsohne, doch neben ihm war es das ganze serbische Volk. Darum erreichte man mit dem Verjagen dieser einen Persönlichkeit nicht viel, was sich sehr bald kundtat. Die Nachricht von der diplomatischen Unterwerfung Serbiens traf in Lemberg in den ersten Abendstunden ein und rief große Sensation hervor. Merkwürdigerweise wurde in dieser vollkommen polonisierten Stadt plötzlich fast überall deutsch gesprochen.

Bei Beurteilung der politischen Situation machten sich in Wien und in der ganzen Monarchie zwei verschiedene Standpunkte geltend. Die einen freuten sich, daß das drohende Gewitter doch noch im letzten Moment vorbeigezogen sei und feierten Aehrenthal in allen Tonarten, zumal auch die kaiserliche Anerkennung ihn in den Grafenstand erhob. Andere waren der Ansicht, daß man, den günstigen Moment nützend, diese seit Jahren sich fortschleppende bösartige Angelegenheit zur endgültigen Entscheidung hätte bringen müssen. Diese Anschauung teilte fast die ganze Armee, mit dem Chef des Generalstabes an der Spitze, doch nur ein kleiner Teil der maßgebenden Schichten. In erster Linie war der präsumtive, eigentlich schon ernannte Armeeoberkommandant, Erzherzog Franz Ferdinand — an und für sich nicht kriegerisch gesinnt und durch seine Gemahlin darin noch wesentlich bestärkt —, eifrig bemüht, seinen Einfluß in friedlichem Sinne geltend zu machen.

Friedliche Gedanken und Bestrebungen in allen Ehren, denn der Krieg ist ein entsetzlicher Jammer, und es wäre nur zu begrüßen, wenn fürderhin alle Gegensätze versöhnlich geregelt werden könnten. Doch auch hier gilt das Wort Schillers: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!" Dies traf hier vollends zu. Und wenn man damals und später im und nach dem Weltkriege der Monarchie den Vorwurf der Kriegsdrohung, respektive Kriegsschuld machen wollte, so könnte es nur im negativen Sinne gelten. Das heißt, Österreich-Ungarn erweckte durch die offensichtliche Vernachlässigung des Kriegsinstrumentes, der Armee, durch innerpolitische Fluktuationen und den Mangel an sicherer Führung der innern und äußern Angelegenheiten den Eindruck eines Niederganges. Doch die treibenden, bewußt aggressiven Kräfte kamen von auswärts, fußten — um nur einige der wichtigsten Motive zu nennen — auf dem französisch-deutschen Gegensatz, auf der eben neu ein-

setzenden panslawistischen Eroberungspolitik Rußlands, auf den Einkreisungsbestrebungen Eduards VII., auf der nimmermüden Annexionslust, sowie der Sucht nach der noch immer fehlenden militärischen Gloire Italiens und auf den tollwütigen Angriffsbestrebungen Serbiens.

Das spontane Hervorschnellen dieses kleinen Staates stand damals weder in Einklang mit der serbischen militärischen Bereitschaft, noch mit jener der früher genannten feindlich gesinnten Staaten. Ein großer, kaum wiederkehrender politisch-militärischer Fehler, den — von Seite Österreich-Ungarns aus — zu nützen, ein Gebot der Klugheit, ja der Notwendigkeit gewesen wäre.

So war es ein arger Verstoß, sich mit einem ephemeren diplomatischen Erfolge zu begnügen — ein Verstoß gegen die eigenen vitalsten Interessen, und eine nicht zu rechtfertigende Schwäche der damals führenden Staatsmänner. Der papierne Sieg Aehrenthals vom März 1909 war weit verhängnisvoller als der Schwarzenbergs 1850 in Olmütz, weil die Proportionen und die voraussichtlichen Folgen diesmal weit größer waren. Er mündete letzten Endes in den Weltkrieg . . . Damals aber sonnte sich alles an diesem vermeintlichen Triumph. Wohl verkündete Aehrenthal, daß man Heer und Flotte jetzt erst recht ausgestalten müsse, doch unterließ er es, dieses Streben selbst zu unterstützen, als es galt, aus den akademischen Deklamationen an die praktische Durchführung zu schreiten. —

Im Mai fand der Besuch Kaiser Wilhelms statt, der von den Wienern begeistert begrüßt und gefeiert wurde. Gelegentlich des Empfanges der Huldigungsdeputation sprach der deutsche Kaiser zum erstenmal das geflügelte Wort „Der Freund in der schimmernden Wehr".

Wenige Tage später feierte man die hundertjährige Erinnerung an den Kampf bei Aspern. Bei der Defilierungsparade vor dem Kaiser erschienen Deputationen von 57 Regimentern am äußern Burgplatz, die ganz oder teilweise an der berühmten Schlacht teilgenommen hatten. Diese Deputationen — je aus einem Obersten, vier Offizieren und der Fahne bestehend — waren im Halbkreis auf dem Heldenplatz gruppiert, und da alle Bosketts in vollster Frühlingspracht blühten, bot dies ein prächtiges Bild. Am Schlachttage — 22. Mai — fand auf dem Schlachtfelde die Grundsteinlegung des Denkmals statt. Am Abend gab die Stadt Wien im Festsaal des Rathauses ein glänzendes Mahl, daran nicht weniger als tausend Gäste teilnahmen. Bürgermeister Dr. Karl Lueger, obwohl schwer leidend, fast schon erblindet, präsidierte dem Diner in seiner humorvollen Weise. In seiner Art ein Held!

Auch beim Thronfolger gab's einen Empfang, der für mich von den weittragendsten persönlichen Folgen begleitet sein sollte, und wo

der Zufall, oder wie immer man das Ding über und außer uns nennen will, sich ein kleines Kabinettstück leistete.

Bei all seinem Interesse für die Armee kümmerte sich der Erzherzog bishin wenig um die Persönlichkeiten der Generalität und kannte daher die wenigsten davon. Somit war ich gar nicht überrascht, daß mich Franz Ferdinand während des Abends nicht ansprach, wohl aber darüber, daß er am Schlusse, just als ich mit dem Gendarmerieinspektor, Feldmarschalleutnant von Tišljar, die gemeinsame Heimfahrt vereinbarte, rasch auf uns zukam und mich ins Gespräch zog. Zu meinem noch größeren Erstaunen ging der Erzherzog vom Fleck weg auf das politische Gebiet über und fragte mich über meine Meinung ob einiger politischer Vorgänge. Im Laufe des Gespräches schnitt ich dann selbst die südslawischen Verhältnisse an, denen ich ein so großes Interesse entgegenbrachte. Franz Ferdinand folgte meinen Darlegungen auf das aufmerksamste, lobte die Haltung der Kroaten in der ihm eigenen übersprudelnden Art und gab auf meine Frage die formelle Erlaubnis, seine Worte den Kroaten übermitteln zu dürfen. Tags darauf bot mir der Flügeladjutant des Erzherzogs, Oberstleutnant Brosch, den Schlüssel zu dieser eigenartigen Unterredung. Franz Ferdinand hatte nämlich mit Tišljar sprechen wollen, und da er diesen auch nur flüchtig kannte, so hatte er mich mit ihm verwechselt. Zu Brosch hatte der Erzherzog dann gesagt: „General Tišljar ist ein sehr vernünftiger, wohlversierter Mann, mit zutreffender Auffassung der Verhältnisse. Ich will seine Ansichten öfter einholen!", worauf der Adjutant die Verwechslung aufgeklärt hatte. Von diesem Momente an war ich gewissermaßen der Mann des Thronfolgers. Er legte Wert auf meine Meinung über schwebende Fragen, ließ sich meine Anschauungen wiederholt durch Brosch vermitteln, und ausschließlich er war die treibende Ursache, daß ich im Herbst 1911 das Ministerpalais „Am Hof" bezog. Ich will durchaus nicht sagen, daß dieser Zufall auch ein Glücksfall war. Vielleicht hätte ich auch ohne ihn meinen Weg gemacht. Jedenfalls wären mir aber der wahrhaft fanatische Neid und Haß und jene Verfolgungswut erspart geblieben, die sich später an meine Fersen hefteten und mir mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln den Garaus machen wollten. Doch eine kleine Meisterleistung schicksalsmächtiger Willkür bleibt jener Vorfall doch und zeigt deutlich, daß wir im Leben nicht schieben, sondern geschoben werden.

Mitte Juni fuhr ich in die Tatra — das Wahrzeichen Ungarns —, wo die Korpsoffiziersschule des VI. Korps die Sommerübungen abhielt. Trotz der Jahreszeit waren die Berge tief verschneit. Dieser kurze, mitten im langgestreckten karpathischen Mittelgebirgswall an-

scheinend unmotiviert daliegende Granitblock machte auf mich den Eindruck einer pompösen Theaterdekoration — allerdings einer von größter Dauerhaftigkeit, da das Gestein zu den ältesten Gebilden der Erdkruste zählt.

Anläßlich eines Diners, das der Kaiser dem General der Infanterie Baron Fejervary zu dessen 50jährigem Jubiläum als Theresienordensritter gab, teilte mir der Kriegsminister mit, daß ich zum Kommandanten des XV. Korps ernannt sei. Die tatsächliche Ernennung erfolgte aber erst einige Monate später, so daß ich noch Gelegenheit hatte, alle Instruktionsbehelfe für die Korpsoffiziersschulen zu beenden und hierdurch meinem Nachfolger reinen Tisch zu übergeben.

Kapitel X

Kommandierender General in Sarajewo

Im Oktober verließ ich Wien und fuhr meiner neuen Bestimmung entgegen. Trotz des erreichten Zieles fiel mir der Abschied von der Residenz und den gewohnten Dienstverhältnissen nicht leicht. In erster Linie, da meine Gesundheit damals geschwächt war, dann auch aus dem Grunde, weil ich das instinktive Gefühl hatte, ich würde an meinem nunmehrigen Chef, Armeeinspektor und Landeschef Varešanin, keinen Freund finden.

Auf der Reise nach meinem Bestimmungsort besuchte ich in Agram den schwer erkrankten Dr. Josip Frank. Es war die letzte Besprechung, da in Bosnien meine politische Tätigkeit abflaute, vielmehr sich nur auf die internen Vorgänge dieses Landes bezog. Frank genas nicht mehr und starb im folgenden Jahre. Bei aufopfernder, aufreibender Lebenstätigkeit war ihm das erstrebte Ziel versagt. Er war ein wackerer begeisterter Kämpfer seiner Idee, die sich mit den großen und naturgemäßen Daseinsbedingungen der Monarchie vielleicht hätte vereinen lassen.

Der folgende Tag brachte mich in die erste große Station meines Territorialbereiches, Banjaluka.

Daselbst fand sich auch mein Generalstabschef, Oberstleutnant von Boog, ein. Über diese hervorstechende Persönlichkeit, die in den folgenden drei Jahren einen nicht unwesentlichen Einfluß auf mein Wirken und selbst auf mein Schicksal nahm, sei hier eine kurze Charakteristik dargelegt.

Hochbegabt, vielseitiges gründliches Wissen besitzend, war er unbedingt geeignet, überall seinen Platz auszufüllen. Reich an Ideen und Auskunftsmitteln, wußte er sich den wechselnden Situationen rasch anzupassen und setzte stets seine ganze Persönlichkeit zur Erreichung gesteckter Ziele ein. Unsere dienstlichen Ansichten und Bestrebungen liefen zu jener Zeit fast in allem und jedem gemeinsame Wege und führten zu gemeinsamen Zielen. Lange Zeit hatte ich an ihm einen offenherzigen, meine Arbeit fördernden Berater. Während des Krieges tat er sich als Brigadier und Divisionär wiederholt hervor, wodurch sich sein Ansehen noch hob. Nach dem Zusammenbruch war er der erste Oberbefehlshaber in der deutsch-österreichischen Republik. Boogs Anhänger und Freunde setzten anfänglich große Hoffnungen in seine Persönlichkeit, die sich dann, durch die Verhältnisse bedingt, nicht durchzusetzen vermochte, sodaß der General nach einem halben Jahr zurücktrat.

Diese allgemeine Charakteristik wird im Laufe der Darstellung durch die verschiedenen Begebenheiten noch deutlicher illustriert werden.

Weiters inspizierte ich die Garnisonen Jajce, Travnik, Zenica. In letzterem Orte erwartete mich mein eben ernannter Personaladjutant, Rittmeister Fongarolli, der mir in dieser Eigenschaft durch fast fünf Jahre, also bis zu meinem Rücktritt aus der Aktivität, zugeteilt blieb. Fongarolli blieb mir stets ein verläßlicher junger Freund.

In Sarajewo wurde ich mit allen Ehren empfangen, die einem Korpskommandanten zukamen. Es war immerhin ein eigenartiges Gefühl, als ich zum erstenmal die Front der zu meinem Empfang im Bahnhofe gestellten Ehrenkompanie unter den Klängen der Volkshymne abschritt. Die Stadt war festlich beflaggt, gleich allen andern Orten des Landes, die ich durchfahren hatte. Vom Bahnhofe aus begab ich mich direkt in den Konak, um mich beim Landeschef und Armeeinspektor zu melden, den ich in Dreß, eben vom Tennis heimkommend, antraf. Trotz des freundlich gesprochenen Grußes hatte ich sofort das Empfinden, daß diese hinter rustikaler Jovialität sich verbergende Persönlichkeit mir feindlich gesinnt sei. Gleich die allernächsten Tage erbrachten mir auch schon den Beweis für diesen durch nichts gerechtfertigten, geschweige denn durch mich verschuldeten Antagonismus. So unangenehm es mir auch war, besonders da ich die Gründe weder früher noch später erkennen konnte, focht es mich nicht weiter an. Das Gefühl, daß ich im Recht sei und das Bewußtsein, daß sich meine Gesundheit mit jedem Tage sichtlich festigte, als ob die bosnische Luft gleich einem Jung- und Gesundbrunnen auf mich wirkte, gaben mir die Gewähr, ich würde

auch diese Klippe umschiffen. Ein Vorgefühl, das durch die Tatsachen bestätigt wurde.

Anfangs hatte ich große Schwierigkeiten mit meiner häuslichen Installierung. Doch nach einigen Monaten bezogen wir eine Villa, die zwar klein, fast unansehnlich war — sie besaß vier Zimmer und zwei Mansarden —, doch eine wundervolle Lage und einen reizenden Garten hatte. Mit dem herrlichen Ausblick auf Sarajewo, das Miljaćkatal und die Berghänge, bot uns dieses kleine Heim mehr Behagen als alle andern frühern und spätern Wohnsitze. Wie ja die zwei Jahre, die wir in Sarajewo verbrachten, überhaupt zu den glücklichsten und angenehmsten meines Lebens zählten.

In den bosnischen Bergen machte sich schon der Winter geltend. Dennoch ermöglichten es die guten Straßen, daß ich bei den Inspizierungsfahrten fast überallhin mit meinem Dienstauto gelangen konnte. Die reizvollen Gegenden, die an die schönsten Partien Steiermarks gemahnen, ließen mir jede solche Fahrt nicht nur militärisch interessant, sondern wie eine Vergnügungsfahrt erscheinen. Und auch dienstlich fühlte ich mich in meinem Element. Viele Truppen auf erhöhten Ständen, die Ereignisse des vergangenen Winters und Frühjahrs noch im Nachzittern. Man hatte den Eindruck, daß der endgültige Ausbruch nicht aufgehoben, nur aufgeschoben sei. Fast konnte man den Gemeinplatz von der „mit Pulverdampf geschwängerten Luft" anführen. Die Unterkünfte der Truppen waren überdies an vielen Orten nur notdürftig, an manchen vollkommen unzureichend. Da hieß es schaffen und sorgen, doch wohl auch kämpfen. Dies alles entsprach meinem Naturell.

Wenige Wochen nach meiner Ernennung zum Kommandierenden General wurde mir die Würde eines Geheimen Rates[1]) verliehen, die mir insofern überraschend kam, da sie gewöhnlich erst nach einer längeren Amtsdauer gegeben wurde.

Fast gleichzeitig ereilte mich die Trauerkunde vom plötzlichen Tode meines Bruders Franz, der als Chefarzt eines Schützenregiments in der Trienter Gegend inspizierte und vom Herzschlag dahingerafft wurde. Ich beklage den Heimgang meines lieben fröhlichen, allzeit hilfsbereiten Bruders noch heute.

Anfang Dezember legte ich in Wien meinen Geheimen Ratseid ab, und konnte über die Verhältnisse in Bosnien Günstiges berichten, wenigstens insoweit es auf den Geist und die Verfassung der Truppen Bezug nahm. Dem Kriegsminister trug ich die vielen Mängel vor, die die Einquartierung der Truppen betrafen, und brachte zur Be-

[1]) „Geheimer Rat" bedeutete in der alten Monarchie die oberste Hofwürde, besaß aber ansonst nur einen dekorativen Wert.

hebung ein fixes Programm mit, das dann — allerdings zögernd — zur Ausführung kam.

Während einer langen Audienz beim Thronfolger, wobei sich der Erzherzog eingehendst über alles informieren ließ, die Truppen und deren Führer sowie die politischen Verhältnisse einer Besprechung unterzog, bemerkte ich zu meiner Überraschung, daß der Landeschef bereits versucht hatte, auch an dieser Stelle gegen mich Stimmung zu machen. Zu meiner Befriedigung nahm ich aber wahr, daß diese Versuche erfolglos geblieben waren.

Inzwischen traten wir dem geselligen Leben in Sarajewo näher. Wie schon erwähnt, hielt ich den gesellschaftlichen Kontakt zwischen Zivil und Militär stets für unerläßlich, um so mehr, als die enge Angliederung an die Monarchie und die damit naturgemäß verbundenen Schwierigkeiten die Notwendigkeit eines gesellschaftlichen Einwirkens besonders dringend machten. In jedem neuen Lande, besonders in einem mit ausgesprochen morgenländischem Einschlag, läßt sich nicht alles mit gesetzlichen Bestimmungen regeln. Vieles bleibt dem freien Übereinkommen anheimgestellt. Manches ebnet sich durch gegenseitige Aussprache, und gesellschaftliche Wege führen in solchen Fällen am ehesten zum Ziel.

Die Gesellschaft in Sarajewo bot ein buntbewegtes, lebensvolles Bild. Die Regierung und die an und für sich differenzierte Beamtenwelt. Das Militär, vertreten durch ein zahlreiches Offizierkorps und viele Militärbehörden. Die hohe Geistlichkeit der drei Konfessionen, die die Gesellschaft und Bevölkerung in ebenso viele scharf getrennte Gruppen gliederte. Die Handelswelt, die sich im betriebsamen Sarajewo sehr geltend machte, die zahlreichen hohen Funktionäre und die häufig im Lande zu Gast weilenden Persönlichkeiten von Distinktion, und besonders die Konsuln der fremden Staaten, die sich eines gewissen diplomatischen Ansehens oder wenigstens Anstriches erfreuten. Vom kulturellen und vom staatlichen Gesichtspunkt aus erschien es da höchst förderlich, dieser Mannigfaltigkeit einen Konzentrationspunkt zu schaffen.

Die großen Veranstaltungen hielten wir in den Räumen des Offizierkasinos ab, und es gab einen interessanten anziehenden Anblick, alle Gesellschaftsschichten in äußerer Harmonie vereint zu sehen, wobei die farbenfreudige Tracht der vornehmen Türken und der Ornat der Geistlichkeit verschiedener Religionen den dekorativen Teil besorgten.

Jeder Spaziergang im halb morgen-, halb abendländischen Sarajewo bietet ein wechselreiches Bild und zaubert den Orient vor. Die wohltuende, vornehme Ruhe in den ausschließlich von Türken be-

wohnten, engen, steilen Straßen. Türken und Türkinnen gelassenen Schrittes daherschreitend. Die Moscheen mit den schlanken Minaretts. Der zum Gebet rufende Hodscha. Die kleinen stimmungsvollen, meist aufgelassenen Friedhöfe. Die mystischen Haremsfenster und vor allem die Schönheit der Gegend üben einen eigenartigen Zauber aus. Dazu die herrlichen Reitpartien. Man konnte ohne weiteres einen Morgenritt absolvieren, der einen auf die ansehnliche Höhe von 1500 m brachte. Dafür eigneten sich meine drei Gebirgspferde[1]) trefflich. Mit meiner Rappstute ritt ich einmal 150 vereiste Steinstufen hinab.

Für geistige Unterhaltung sorgte das Militärkasino mit populärwissenschaftlichen und kulturellen Vorträgen, während die zünftigen fachlichen Dissertationen vornehmlich auf den Offiziersunterricht bei den Truppen gewiesen waren.

Am 20. Februar 1910 erfolgte unter feierlichem Gepränge die Proklamation der bosnisch-herzegowinischen Landesverfassung. Ein gut arrangiertes Schaustück. Die Verfassung war eine unbedingte Notwendigkeit, um so mehr, da deren Einführung als eines der Annexionsmotive verkündet worden war. Doch viel Freude erlebte man an ihr nicht, und als sich die Situation später immer kritischer zuspitzte, wurde dieses Miniaturparlament kurzweg entlassen. Dann regierte man absolutistisch weiter, ganz nach österreichischem Muster.

Mitte April wurde ich zum General der Infanterie ernannt und fuhr gleich nach Wien zur Dankesaudienz. In der Militärkanzlei teilte man mir mit, daß eine Kaiserreise nach Bosnien und die Herzegowina beschlossen sei. Das diesbezügliche Programm, in allgemeinen Zügen schon entworfen, zeichnete sich durch große Einfachheit im Aufbau dieser Staatsaktion aus. Ich machte geltend, daß dies dem Geschmack der dortigen Bevölkerung wenig entsprechen würde, die großenteils doch noch in orientalischen Anschauungen befangen sei und enttäuscht wäre, den mächtigen „Zar aus Beć" nicht viel anders als jeden hohen General zu sehen. Außerdem war es seit Jahrhunderten das erstemal, daß ein großer Monarch bosnisch-herzegowinischen Boden betrat. Dies leuchtete ein, und man verfügte einen prunkvollen Einzug, der auf die Phantasie des Volkes mächtig einwirken sollte.

In einer langen Audienz beim Thronfolger mußte ich wieder über die politischen und die Armeeverhältnisse eingehend berichten und

---

[1]) Vor den Kutschierwagen gespannt, konnten diese kleinen Rappen wie die Satane rasen. Überdies hatte ich Araberstuten aus dem Gorazdaer Landesgestüt. Sie waren mit allen Vorzügen und auch mit allen Nachteilen dieser Kunstschöpfung ausgestattet. Diese Institution war wenig glücklich, brachte dem Lande große Auslagen und eher Schaden denn Nutzen.

erhielt den Auftrag, in letzter Hinsicht ein Memorandum zu verfassen. Es sei erwähnt, daß dieses Memorandum ähnlichen Inhalts war wie jenes, das ich zwei Jahre vorher dem Minister Aehrenthal übermittelt hatte — nur noch gründlicher und alle Organisationszweige umfassend. Eine interessante Tabelle über die Provenienz der in meinen Korpsbereich eingeteilten 800 Berufsoffiziere war beigeschlossen. Sie erbrachte, daß 15% aus Offiziersfamilien stammten, 25% aus Kreisen höherer staatlicher Beamter, gutsituierter Privatbeamter, Gutsbesitzer usw., der gesamte Rest — gut 60% — aus den untern Ständen. Daraus erhellt, daß man unserem Offizierkorps nichts weniger als junkerlichen Einschlag nachsagen konnte.

Nach Sarajewo zurückgekehrt, nahm ich an den Vorbereitungen für den Kaiserbesuch teil, deren politischen Teil die Landesregierung besorgte. Wie die Folge lehrte, wurde da gute Arbeit getan. Dem Zufall wurde möglichst wenig überlassen. Für die Truppenschau, die pompös und glanzvoll ausfallen sollte, traf ich alle Anordnungen persönlich, da ich mir auch das Kommando über dieselbe erbeten hatte. Ende Mai langten aus Wien ganze Konvois von Galaequipagen mit dem dazugehörigen Marstall, Gardereitern, Automobilen, die Hofküche usw. ein. Die Unterbringung war nicht leicht und ergab eine nicht unerhebliche Dissonanz zwischen Varešanin und mir, die für den Moment wohl ausgetragen wurde, später aber Konsequenzen zeitigen sollte.

Der Kaiser traf am Morgen des 30. Mai in Bosnisch-Brod ein, woselbst alle Dignitäre des Landes versammelt waren. Das Empfangsprogramm, in allen Teilen festgelegt, wurde zu unserm Schrecken vom Kaiser selbst durchbrochen, der kreuz und quer durch die dichte Volksmenge schritt. Es ereignete sich aber weder hier noch sonstwo der geringste widrige Zwischenfall. Ein Beweis für die ausgezeichneten Anordnungen sowie dafür, daß die großserbische Agitation noch nicht jenen Punkt erreicht hatte, die vier Jahre später das weltbewegende Ereignis auslösen sollte. Längs der ganzen Reisestrecke waren festlich gekleidete Banderien aufgestellt, durchwegs in Reih und Glied postiert, mit dem Ortsvorsteher und Popen an der Spitze, eine schwarz-gelbe und eine nationale Fahne am Flügel. Hierbei taten sich just die serbischen Gemeinden durch äußere Ordnung hervor. Rührend war der Empfang in Sokolac, wo eine große Kinderschar die wohleinstudierte Volkshymne sang, zu der ein in der Ferne aufsteigendes Gewitter die symphonische Naturbegleitung gab.

Beim Einzug in Sarajewo, von Regierung, Stadt und Land großartig inszeniert, stand die ganze Garnison Spalier. Der Weg war vorsichtshalber so gewählt, daß der Entfaltung großer Menschen-

massen nicht allzuviel Raum gegeben wurde. Wie sich's später zeigte, wäre diese Vorsicht gar nicht notwendig gewesen. Anderseits war die Verantwortung eben eine außerordentlich große. Unter Kanonendonner bezog der Monarch das Hoflager im Konak, und am Abend erstrahlte die ganze Stadt in einer herrlichen Illumination mit Höhenfeuern und Feuerwerk.

Tags darauf fand die große Parade statt, die erste und einzige, die ein Monarch aus Habsburgs Stamme in Sarajewo abhielt. Sie verlief bei schönstem Wetter auf das glänzendste. Der feierliche Moment wurde noch unterstrichen, gewissermaßen in die Lande getragen durch Geschützsalven, die man von allen umliegenden Höhenforts löste. Die breiten Fronten der weit über friedensstarken Kompanien, zum erstenmal in der neu eingeführten Felduniform ausgerückt, die feldmäßig bepackten Gebirgsbatterien, namentlich die Gebirgshaubitzen, die einen besonders kriegerischen Anblick gewährten, die Ulaneneskadronen, die zur Hälfte auf normalen, zur Hälfte auf Gebirgspferden im Galopp vorbeipreschten, gaben ein packendes militärisches Bild. Der Kaiser spendete reiches Lob. Dagegen wählte Generaladjutant Baron Bolfras weit kühlere Ausdrücke in dem von ihm verfaßten Allerhöchsten Befehl.[1])

Am letzten Tag unternahm der Monarch eine Fahrt zu einem der hochgelegenen Forts, von dem man einen herrlichen Rundblick genoß. Bei der Rückfahrt spielte sich eine charakteristische nette Szene ab. Als der Kaiser an einem türkischen Gehöft vorbeikam, dessen Insassen zum Empfang gestellt waren, ließen die Frauen einen Augenblick lang den Gesichtsschleier fallen, um dem obersten Landesherrn ihre Reverenz zu bezeugen. Der Kaiser schien darüber sichtlich erfreut und hieß den türkischen Damen Geschenke überreichen.

Am Nachmittag huldigten die Offizierskinder dem Kaiser. Diese Ehrung hatte meine Tochter, damals ein Backfisch, arrangiert, und sie sprach auch die wohlgesetzte Anrede, ohne im geringsten aus der Ruhe zu kommen, während meiner Frau und mir das Herz klopfte.

Vor der Abreise versicherte mich der Monarch nochmals seiner Zufriedenheit.

---

[1]) Wie schon oft erwähnt, nahm der Zufall in meinem Leben eine gewaltige Rolle ein, spielte mir aber hier einen bösen Streich. In meiner langen Dienstzeit wohl viele hundert Male Abteilungen, Truppen und Heereskörper vorführend und dabei auf den Salut stets eine peinliche Sorgfalt verwendend, passierte mir just bei dieser einen besonderen Gelegenheit das Malheur, daß der Säbel, als ich ihn senkte, meiner Hand entglitt und zu Boden fiel. Blitzartig sprang der nächstreitende Offizier vom Pferd und reichte mir den Säbel. Der Zwischenfall wurde von wenigen bemerkt, immerhin war es mir, als hörte ich den Teufel kichern ob seiner gelungenen Perfidie.

Meine sommerlichen Inspizierungstouren fortsetzend, erhielt ich in Srebernica die Nachricht vom Attentat, das auf den Landeschef unmittelbar nach Eröffnung des Sabor verübt worden war. Ein jugendlicher serbischer Fanatiker hatte fünf Schüsse auf den Wagen Varešanins abgegeben und tötete mit dem sechsten Schuß sich selbst. Er war das einzige Opfer des Attentats, was ans Wunderbare grenzte, und Erzbischof Stadler sagte auch sogleich: „Das hat Gott gemacht". Dieses Ereignis hatte Varešanins Stellung in Wien wesentlich befestigt. Dies benützend, erbat er meine Amovierung oder wenigstens Versetzung auf einen anderen Posten. In der Motivierung des Antrages soll ein zu geringes Maß an Unterordnung hervorgehoben worden sein. Der Antrag passierte die Militärkanzlei des Thronfolgers, der ihn a limine abwies.

Viel Sorge machte mir das Problem der eventuellen Landesverteidigung. Ich hatte das Empfinden, der Krieg mit Serbien würde höchst wahrscheinlich kommen, dessen unausweichliche Folge der allgemeine Krieg, zum mindesten aber jener mit Rußland sein würde. Und es galt mir wie ein Axiom, daß Serbien dann sofort zum Nebenkriegsschauplatz, und jede verfügbare Kraft gegen Rußland verwendet werden müsse. Daher wären wir in Bosnien wohl auf eigene Kraft angewiesen gewesen, was damals übrigens im allgemeinen Operationsplan vorgesehen war. Die bosnisch-herzegowinischen Kräfte waren aber schwach: im ganzen Land etwas über 75, im eigenen Bereich 36 Bataillone. Von letzteren konnte man jedoch höchstens 24 bis 26 zu einem Schlage vereinen, da gewisse Räume, Punkte und Objekte nicht freigelassen werden konnten. Dazu trat eine schwache, kleinkalibrige Gebirgsartillerie und ein, sage ein Bataillon technischer Truppen. Und auch die Befestigungen hatten einen höchst problematischen Wert. Außer einigen Defensionskasernen kamen in meinem Rayon nur Sarajewo und der Depotpunkt Kalinowik in Betracht, beide von ausgesprochen strategischer, ersterer auch von eminenter politischer Bedeutung, und beide in der Annahme erbaut, daß dem Gegner nur eine schwache, minderwertige Artillerie zur Verfügung stünde. Also hohe Aufzüge, ungedecktes Mauerwerk und eine geringe Menge kasemattierter Räume. Wohl etliche Panzerkuppeln, jedoch schwach armiert. Da aber die Serben und die Montenegriner nunmehr über schwere Artillerie disponierten, genügte unser Befestigungssystem nicht mehr. Wohl hatte die Natur manches zur Verteidigung des Landes getan. Vor allem in der Drinalinie, wo sich im Raum bei Visegrad eine vortreffliche Basis zur Verteidigung dieses Flusses vorfand. Aber schließlich konnte der Gegner alle Räume umgehen und mit genügenden Angriffsmitteln lange Linien durchbrechen. Somit

gab ich mich für den Ernstfall nicht dem geringsten Optimismus hin, bekenne aber, daß ich die quantitative und qualitative Schlagkraft der Serben doch noch unterschätzt habe, die sich schon im Balkankrieg 1912 zur allgemeinen Überraschung zeigte.

Bei meinen Inspizierungen besuchte ich auch die industriellen Betriebe des Landes: die großen Salinenanlagen bei Tuzla (von Reichsdeutschen betrieben), die Salzförderungsanlagen und Mineralwassergewinnung — aus der bekannten „Guberquelle" — in Srebernica, die Erz- und Kohlenwerke in Zenica und Vareš, die Karbidwerke in Jajce und vor allem die nicht ganz zum Vorteil des Landes geschaffenen riesigen Säge- und Holzgewinnungswerke südlich Doboj und in Petrovac (deutsche Firma Steinbeis). Vielversprechende Ansätze einer Großindustrie, die jedoch fast durchwegs in ausländischen, namentlich reichsdeutschen Händen war.

Kaisers Geburtstag verbrachte ich im Lager von Han Piesak, in über 1000 m Höhe, in herrlichen Wäldern auf der Romanja gelegen, wo die 1. Infanterietruppendivision konzentriert war. Dort erhielt ich auch die telegraphische Nachricht meiner Ernennung zum Inhaber des siebenbürgischen Infanterieregiments Nr. 64. Ein ausgezeichnetes, fast ausschließlich aus Rumänen formiertes Regiment, das sich auch im Weltkriege hervorragend bewährte. Nach der Kaisermesse vereinigte uns auf einer Waldwiese das übliche Festmahl. Im gemütlichen Teil desselben stimmten wir Rundgesänge an und bewirteten die Bewohner der umliegenden Weiler. Der ausgezeichnete Gendarmeriekommandant Snjarić hielt eine Ansprache an die serbische Bevölkerung, der unzählige Zivios folgten. Und schließlich setzten diese Naturkinder in ihrer Freude ein paar einzelstehende Bäume als Festfackeln in Brand. Es war die stimmungsvollste Kaiserfeier, die ich in meinem Leben mitmachte.

Danach begannen die Manöver auf der Romanja, wozu fast das ganze Korps konzentriert war. Bei diesen Manövern stand auch der Flügeladjutant und Vorstand der Militärkanzlei des Thronfolgers, Oberstleutnant Brosch, als Truppenführer in Verwendung. Nach Abschluß der Übungen übergab er mir die reservate Meldung, daß der Erzherzog mich zum Kriegsminister ausersehen habe. Zu den sachlichen Differenzen, die schon lange zwischen Franz Ferdinand und dem Minister bestanden, waren allmählich auch persönliche hinzugetreten, so daß das Zusammenarbeiten sich immer schwieriger gestaltete. Daher strebte der Erzherzog in seiner impulsiven Art einen Personenwechsel an, und die Wahl fiel auf mich, der ich diese Nachricht mit sehr geteilten Gefühlen empfing. Das Ziel meiner Wünsche und meines Ehrgeizes bildete damals der Posten eines Landeschefs

und Armeeinspektors in Sarajewo. Ich hatte Land und Leute ins Herz geschlossen und fühlte, daß man auch mir und meiner Familie Sympathie und Vertrauen entgegenbrachte. Dort unten zu schaffen und zu regieren, zum Wohl des bosnischen Landes und gleichzeitig zum Wohl der Monarchie, wäre mir eine große Befriedigung gewesen.

Diese Ansicht äußerte ich auch dem Vertrauensmann des Erzherzogs, der aber gleich meinte, Franz Ferdinand würde von seiner Idee nicht abgehen, mir jedoch einen so unbedingten und starken Rückhalt verleihen, daß ich über alle etwaigen Hindernisse und Schwierigkeiten hinwegkommen dürfte.

Zur Verfassung eines Memorandums über alle aus der Ministertätigkeit resultierenden militärischen und politischen Fragen aufgefordert, reichte ich ein solches dem Thronfolger ein, fand aber nur in den militärischen Fachfragen seinen vollen Beifall, weniger in der ungarischen Frage, darin ich ihm zu wenig radikal schien. Wie der Leser dieser Zeilen sich erinnern wird, hätte ich in den Jahren 1903 bis 1906 zu ganz energischen Maßnahmen geraten, wenn ich in die Lage gekommen wäre, einen bezüglichen Rat zu erteilen. Doch jetzt, 1910, war die Zeit dazu gründlich verpaßt. Für maßgebende und verantwortliche Politiker sowie für Feldherrn gelten eben stets folgende Richtpunkte: vorhersehen und nach Möglichkeit vorsorgen — zugreifen — zuwarten. — Wer nicht vorsieht und vorsorgt, der paßt nicht für das Metier. — Wer nicht zugreift, wenn der Moment gekommen ist, gleicht dem Jäger, der das Wild sieht und aus Willensschwäche oder Feuerscheu nicht schießt. — Wer aber nicht zuwarten kann, verdirbt die Situation und kompromittiert unter Umständen den Erfolg für alle Zeiten.

Eine Situation herbeizuführen, wie sie sich 1903 bis 1906, einem Schulbeispiel gleich, ergeben hatte, lag 1910 in keines Menschen Macht, weil dies nur die großen Verhältnisse, gewissermaßen das Staatengeschick, zuwege bringen kann, das niemand zu beherrschen, kaum jemand zu lenken vermag. Da hieß es denn mit den unabänderlichen Tatsachen rechnen, für die Zukunft nichts verderben und — zuwarten. Dies legte ich in meiner Denkschrift nieder und bewies, daß man vor den Konzessionen an Ungarn nicht allzu sehr zu bangen brauche, da sich's doch vornehmlich um Äußerlichkeiten handle, deren Effekt erfahrungsgemäß nicht lange andaure. Man möge daher keinesfalls einen voreiligen Schritt tun. Auf diese Darlegung bekam ich nur eine gewundene Antwort des Flügeladjutanten und fühlte heraus, daß ich für mich just keinen ersprießlichen Griff getan hatte. Doch bei aller Deferenz gegen den Erzherzog bereute ich es keineswegs, da die Angelegenheit zu ernst und verantwortungsvoll war, als daß

Liebedienerei oder streberisches Eingehen auf Anschauungen anderer am Platze gewesen wären.

Die laufenden Vorkommnisse zogen mich wieder auf ihren Weg. Zunächst fesselte meine Aufmerksamkeit der Besuch des Ministers für Bosnien und die Herzegowina, Baron Burian. Bei unsern wiederholten längeren Gesprächen gewann ich den Eindruck, der sich später bei den vielen dienstlichen Beziehungen, die uns verbanden, immer mehr verstärkte, daß er zweifelsohne ein weit über das gewöhnliche Maß versierter Mann sei, der besonders die Verhältnisse des Orients gründlich kenne. Gebildet und sprachengewandt, studierte er jedes Vorkommnis mit Eifer und Gründlichkeit. Fehler, die der Oberflächlichkeit entstammen, dürften ihm wohl kaum je passiert sein. Trotz langjähriger Konsulatsdienstzeit war Burian doch mehr Theoretiker geblieben. Er wollte es auch nicht erfassen, daß man — insbesondere im Orient — persönlich dazusehen müsse und daß für eine so eminent praktische Tätigkeit, wie die Diplomatie von heute es sein sollte, die Doktorengelahrtheit nur einen relativen Wert besitze. Seine Gelassenheit und Ruhe waren von Langeweile oft schwer zu unterscheiden, was nicht ausschloß, daß er am Konferenztisch nervös wurde, wenn man ihn beispielsweise in seinen Dissertationen unterbrach oder wenn er merkte, daß sie nicht zogen. Verständnis für die großen Ziele der Monarchie konnte man ihm nicht absprechen, spezifisches Magyarentum nicht vorwerfen, aber als Lenker des Staatsschiffes in stürmischester Zeit konnte ich ihn mir nicht leicht vorstellen.

Bald nach Abreise des Ministers, und während der Landeschef auf Urlaub weilte, kam es in einigen Gegenden Nordbosniens zu Agrarunruhen, die einen bedrohlichen Charakter hätten annehmen können. Seit Eröffnung des Sabors war die Kmetenablösung zu einem fixen Programmpunkt der oppositionellen, besonders aber der serbischen Parteien geworden. Man verstand darunter die Aufhebung des lebenslänglichen und erblichen Pachtverhältnisses, in dem die Pächter (Kmeten) zu ihren Grundherren (Agas) standen. Eine Art Grundentlastungsaktion, wie sie auch in Österreich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, speziell in Galizien stattgefunden hatte. Alle waren einig, daß in dieser Richtung etwas geschehen müsse, nur wollten die Regierung und die Agas eine allmähliche und freiwillige Enteignung, während die meisten Kmeten eine obligatorische und sofortige Durchführung verlangten. Manchem Kmeten mochte wohl jene radikale Methode vorgeschwebt haben, die in Serbien nach den Jahren 1877/78 Platz gegriffen hatte, wo die Agas einfach verjagt, viele auch erschlagen wurden. Die Anschauungen gingen also weit

auseinander, und in erster Linie waren es die serbischen Kmeten, die auf ihren relativen Reichtum und wohl auch auf die Einflußnahme von außen gestützt, die baldige Lösung im radikalsten Sinne herbeiführen wollten. So kam es, daß sich Volksmengen in der Gegend von Prijedor zusammenrotteten, die Agas verjagten, und daß sich diese Bewegung wie ein Lauffeuer in der Gegend der Save und untern Drina fortsetzte.

Da hieß es rasch handeln, und ich brachte mein oft durchdachtes System in Anwendung, gleich im Beginne mit der größten Kraftentfaltung aufzutreten. In wenigen Tagen war hierdurch die Bewegung abgelaufen, ohne daß es zu irgendeinem Zusammenstoß gekommen wäre.

Unmittelbar darauf folgte ein Grenzkonflikt mit Serbien. Der Unterlauf der Drina, und zwar die Linie des Stromstriches, bildete die Grenze zu diesem Land. Die Serben benützten mit Vorliebe die Gelegenheit, beim Wechsel der Wasserrinne sich in den Besitz kleiner abgetrennter Terrainteile zu setzen, die bosnischen Bauern und andere Eigentümer zu verjagen oder ihnen mindestens das Weiderecht und sonstige Nutzungen zu entziehen. Oktober 1910 kam's nun wieder zu Streitigkeiten auf einer größeren Insel, wobei unsere Bauern vertrieben und deren Vieh weggenommen wurde. Ich traf die nötigen Vorkehrungen in sehr entschiedener Weise, und es gelang mir, auch diesen Konflikt ohne Blutvergießen beizulegen.

Wenige Wochen später kam's zu einem Grenzstreit mit türkischen Baschi-Bozuks, die in der Gegend von Ruda (im nordwestlichsten Winkel des Sandzaks Plewlje) in Verwendung standen. Ich erhielt diese Nachricht in Wien, woselbst ich weilte, um mich für die Verleihung des Regiments zu bedanken. Mit dem Telegramm, das auch Tote und Verwundete meldete, ging ich zum Minister Aehrenthal. Ich traf ihn just bei der Toilette, da an diesem Abend bei ihm ein Delegationsempfang stattfand. Er klagte, daß er infolge einer überstandenen Influenza an Schwerhörigkeit leide. Ein Übel, das sich nie mehr besserte und wohl schon ein Vorbote seiner schweren Erkrankung gewesen sein dürfte. Er nahm meine Mitteilung über den türkischen Grenzzwischenfall ruhig auf und meinte, die Türken würden klein beigeben, da sie gerade daran seien, bei uns eine Anleihe aufzunehmen. Nichtsdestoweniger beschleunigte ich meine Abreise und fuhr an Ort und Stelle. Das Verhalten der Grenzgendarmerie war wie immer einwandfrei. Das Auftreten des militärischen Kommandanten blieb jedoch schüchtern, da dieser sonst tüchtige Stabsoffizier vor der Möglichkeit der politischen Konsequenz zurückschreckte. Dies gab mir Veranlassung zu einem belehrenden Zir-

kular, darin ich für ähnliche Fälle ein energisches Auftreten forderte und im vorhinein jede Verantwortung auf mich nahm.

Die geschilderten Vorkommnisse steigerten mein Interesse für das Land, desgleichen meinen Wunsch, ihm vorzustehen und es mit sicherer Führung durch alle Fährnisse zur Höhe zu bringen.

An der innern Ausgestaltung im Korpsbereich arbeitend, ging ich zunächst an die Schaffung kleiner Fohlenhöfe für Gebirgs-, Reit- und Tragpferde. Für deren Notwendigkeit sprach der große, auf die ganze Armee sich beziehende Bedarf dieser für Militärzwecke so ausgezeichneten Tiere. Die bosnischen Verhältnisse, sowie jene in der Herzegowina und Dalmatien, waren besonders geeignet, den Nachwuchs zu besorgen. Meinem Generalstabschef, Obersten Boog, entsprang die Idee, in den abgelegenen Garnisonen Fohlenhöfe aufzustellen, die eine Art Unterabteilung der dort dislozierten Truppen bilden und, von diesen mit bescheidenen Mitteln ohne besondere Aufmachung betreut, nach Bedarf auch vergrößert werden sollten. Hochgestellte Professionals wollten diese Idee im Keime ersticken; wir ließen aber nicht locker, und mit dem lächerlichen Betrag von 8000 Kr. wurde eine Versuchsstation in Ćelebić, hart an der türkischen Grenze, errichtet. Das Resultat war ausgezeichnet!

Weiter sorgte ich für die menschenwürdige Unterbringung der Offiziere, besonders in den entlegenen Garnisonen. Was man da oft sah, war erschreckend und mußte früher oder später zu physischem und moralischem Ruin der Betroffenen führen. Ich leitete eine großzügige Aktion ein und wollte die Mittel im Amortisierungswege beschaffen. Bei der baulichen Anlage und der Einrichtung der Wohnungen sollte der kasernenmäßige Charakter vermieden werden, um sie behaglich und geschmackvoll zu gestalten. Ich hütete mich, diese Intentionen an die große Glocke zu hängen, sondern ließ Ausmittlung und Ankauf in aller Stille bewirken, wobei ich an dem ausgezeichneten Kanzleioffizier, Hauptmann von Wunschheim, eine eminente Kraft fand.

Um das geistige Streben der Offiziere zu heben und zu fördern, führte ich Diskussionsstunden ein, wobei ich in erster Linie an die kleinen verlassenen Garnisonen dachte, wo neben „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" nur körperlicher Sport Zerstreuung bietet. Alle Inspizierenden wählten fachliche, allgemeine oder soziale Themata, die freizügig und freisinnig besprochen wurden. Ich ging mit gutem Beispiel voran und nahm je eine solche Diskussionsstunde in jeder Station persönlich vor. Viel tiefer als am Exerzierplatz oder am Manöverfeld lernt man auf diese Weise das Offizierskorps kennen, wirkt auf Erziehung und Fortentwicklung ein und — betreibt man's

vernünftig, rationell und vor allem nicht kommissig — gewinnt man so am sichersten das Vertrauen und den Respekt seiner Untergebenen. Vertrauen und Respekt, die nicht nur auf die goldenen Borten und silbernen Sterne aufgebaut sind.

Dezember 1910 besuchte ich mein Regiment, vielmehr die in der Stabsstation Szaszvaros dislozierten Teile, und verbrachte bei den braven „Auffenbergern" angenehme Soldatentage.

Indessen war in Wien eine lebhafte Delegationssitzung im Gange, wobei der Kriegsminister Schönaich die Kredite für die endliche Erneuerung des Wehrgesetzes vom Jahre 1889, sowie für die Heeresausgestaltung zu erkämpfen hatte. Damit war die Einführung der zweijährigen Dienstzeit sowie die vollständige Novellierung des Militärstrafverfahrens verbunden.

Bei diesen Kämpfen war sich Schönaich des Rückhaltes seines kaiserlichen Herrn und der Militärkanzlei gewiß. Anderseits machte sich die Gegnerschaft des Thronfolgers und des Chefs des Generalstabes offensichtlich geltend. Bei beiden lagen nebst den sachlichen auch persönliche Motive vor. Überdies bei Franz Ferdinand der Umstand, daß — seiner Meinung nach — Schönaich den nationalungarischen Forderungen gegenüber zu nachgiebig geblieben war. Bei Conrad, daß Schönaich den von ihm dringendst gestellten Wünschen hinsichtlich der Armeeausgestaltung Zustimmung und Eintreten versagt hatte.

Der Krieg wurde leidenschaftlich geführt, wobei der Minister sich kleiner demagogischer Mittel bediente und in offener Parlamentssitzung (ohne Namensnennung) seine beiden Gegner an den Pranger stellte. Dies reizte den temperamentvollen Erzherzog aufs äußerste. Er drang beim Kaiser mit größter Entschiedenheit auf den Rücktritt Schönaichs und stellte mich als dessen Nachfolger hin. Damit begann der Krieg um diesen Posten. Er währte fast ein Jahr. Der Erzherzog ging schließlich als Sieger hervor, und der Siegespreis — meine Person — tauchte mit allem Haß beladen empor, den solche Kämpfe stets auszulösen pflegen. Franz Ferdinand wollte, daß der Wechsel sofort erfolge, traf damit aber auf den Widerstand des Kaisers und der Militärkanzlei. Letztere, repräsentiert durch die Generale Bolfras und Marterer, tat ihr Möglichstes, den greisen Herrn zu bestärken. Ich selbst verhielt mich vollkommen passiv. Ich wußte, daß es ein Danaergeschenk sei. Auch fühlte ich viel zu tief die Verantwortung, die unter den obwaltenden Umständen auf mir lasten würde, als daß ich persönlich mehr als sozusagen meine stillschweigende Einwilligung hinzugefügt hätte. Am Schluß der Delegation war es klar, daß der Thronfolger vorerst nicht durchdringen würde. Im-

merhin blieb als Rest eine tüchtige Dosis Ranküne gegen mich zurück, die den Keim des Giftbaumes bildete, der sich dann zu seltener Blüte entfalten sollte.

Nach Sarajewo zurückgekehrt, kümmerte ich mich nicht weiter um diese Vorkommnisse und wandte mich meinem, mir so zusagenden Pflichtenkreis zu.

Um diese Zeit suchten viele Mitglieder des bosnisch-herzegowinischen Sabors (Landtags) einen regen Anschluß an mein Haus.

Die Moslims betonten ihre loyale Gesinnung. Nur wollten sie die staatsrechtliche Verbindung in der Weise ausgestaltet wissen, daß das Land autonom, mit einer Vertretung in den Delegationen, gestellt würde. Die Schwierigkeit, daß sie dann in beiden Delegationen vertreten sein müßten, da Bosnien-Herzegowina doch nicht als gleichberechtigter Körper mit den beiden großen Staaten angesehen werden konnte, hielten sie für überbrückbar.

Die Kroaten, unentwegt loyal, dachten viel folgerichtiger, indem sie dem Trialismus zustrebten — bei Vereinigung mit Dalmatien und Kroatien: dem Wesen nach das Starcević-Franksche Programm. Als Metropole wollten die Kroaten Agram, die Bosnier das geographisch richtiger gelegene Sarajewo sehen.

Die Serben, insoweit sie sich mit der staatsrechtlichen Zugehörigkeit zur Monarchie befreundeten, strebten die vollständige Autonomie ohne Kroatien und Dalmatien an, dafür aber ein Herüberleiten der Serben aus dem Königreiche.

In meiner politischen Anschauung über die Lösung der südslawischen Frage trat damals eine durch die Verhältnisse bedingte Modifizierung ein, insoweit es sich um den einzuschlagenden Weg, nicht aber um das erstrebenswerte Ziel handelte. Dieses Ziel blieb nach wie vor die Schaffung eines südslawischen Staates im Rahmen der Monarchie. Während mir aber bisher die Errichtung eines Großkroatiens als der richtige Weg erschienen war, dachte ich jetzt an einen anderen Weg, da man den ersten nur zögernd beschritten und von ihm gleich wieder abgeschwenkt war. Ich meinte, man sollte es mit Heranziehung der Serben versuchen. Zunächst mit den Serben in den eigenen Ländern, dann — eventuell durch eine staatsrechtliche Verbindung — mit dem Königreich Serbien. Dies entsprach auch den Anschauungen einflußreicher serbischer Politiker, denen der Zusammenschluß aller Serben als das wichtigste anzustrebende Ziel erschien, die aber hierbei die unmittelbare Verbindung mit der damals noch mächtigen Monarchie unbedingt beibehalten und sich nicht auf Abenteuer des kleinen Königreiches einlassen wollten. Ich erachtete die Lösung als durchführbar. Überdies hätte sie den Vor-

teil gebracht, daß sie bleibend gewesen wäre und dem Rahmen der Monarchie eine naturgemäße Erweiterung gegeben hätte. Politik und Strategie haben eben gemeinsam, daß sie im Wesen ein System von Auskunftsmitteln beinhalten. Nur das große Ziel muß unbeirrt bleiben. Die Wege dahin ergeben sich aber aus den wechselnden Umständen.

Der große Donaustaat in seiner dualistischen Saturiertheit und Autarkie besaß keine Zukunft, weil die ihn umgebenden Nationalstaaten unwillkürlich seine Gegner, und zwar seine beutegierigen Gegner sein mußten. Es kann als Grundsatz gelten, daß ein Staat, der nach seinem organischen Aufbau und der ihm innewohnenden Tendenz keine Vergrößerung verträgt, seinen Höhepunkt erreicht hat, auf dem er sich wohl eine Zeitlang halten kann. Dann erfolgt aber, wie bei jedem Weltending, der Niedergang oder die Umbildung. Dagegen hätte der Donaustaat, als Grundstock einer föderativen Staatenverbindung, als Kern der Vereinigten Staaten Europas gedacht, jene große Zukunftsidee repräsentieren können, die nach dem Nationalitätenprinzip folgen wird und muß. Vielleicht fehlte den Völkern, die die Monarchie bewohnten, der Schwung für die sieghafte Ausgestaltung einer großen mitteleuropäischen Staatenverbindung unter eigener Patronanz. Es mag sein, daß die Ungarn ihn zum Teile besaßen, doch dieses Volk war stets von einem so krassen nationalen Egoismus und Kantönligeist durchsetzt, daß es stets nur herrschen und national vergewaltigen wollte. Der Urquell unserer staatlichen Energetik floß aber matt und trüb oder ungeregelt launenhaft. Er entsprang überdies einem so wenig ergiebigen Kräftereservoir, daß gar nicht daran zu denken war, es würde hinreichen, um eine so gewaltige Arbeit zu verrichten. —

Ich nützte meine vielfachen politischen Verbindungen zur Förderung einiger militärischer Institutionen. So wurde die Sarajewoer deutsche Schule, hauptsächlich von Offizierskindern besucht, nicht nur beibehalten, sondern sogar vom Lande subventioniert. Weiters wurde der Vorbereitungskurs der Berufsunteroffiziere zwecks Erlangung einer späteren Zivilanstellung auf das rationellste ausgestaltet.

Die freundschaftliche Gesinnung des bosnisch-herzegowinischen Sabors für die Armee und speziell für deren Vertreter tat sich äußerlich besonders prägnant durch einen im Offizierskasino veranstalteten Empfang kund, an dem alle Abgeordneten teilnahmen und die herzlichste Stimmung herrschte. Ein seltener Fall in der alten Monarchie!

Damals wurde ich auch zum Ehrenmitglied des österreichischen Flottenvereins ernannt, da es meiner persönlichen Initiative gelungen

war, die Mitgliederzahl in Bosnien — allen voran in Sarajewo — so zu heben, daß sie diejenige aller anderen Kronländer überbot.

März 1911 kam es deutlich zum Ausdruck, daß der Rücktritt Varešanins baldigst erfolgen würde. Da vollzog sich im ganzen Lande eine ausgesprochene Bewegung, die mich zum Nachfolger wissen wollte. Der Kaiser hatte volle Kenntnis davon. Doch bei dem geringen Maß an Gunst, das mir zuteil war, hatte die mächtige Gegenströmung leichtes Spiel. Diese Gegenströmung ging von der Militärkanzlei, in erster Linie von deren Chef, Baron Bolfras, aus. Dieser von Gefühlsregungen sonst wenig angekränkelte Mann war von einer schwärmerischen Verehrung für Feldzeugmeister Potiorek durchdrungen und nützte seine dienstliche Stellung, um den Monarchen in diesem Sinne zu beeinflussen. Auch Franz Ferdinand verhielt sich gegen die für meine Person eingesetzte bosnische Bewegung ablehnend. Er wollte mich für den Ministerposten in Reserve halten. Überdies schien damals sein für mich gehegtes Wohlwollen momentan herabgemindert. Einer jener Stimmungsumschläge, die leider seine Charaktereigentümlichkeit waren und Ohrenbläsereien mitunter auch untergeordneter Elemente Tür und Tor öffneten.

Mitte März, als ich einige Tage in Wien weilte, war Potioreks Ernennung feststehend. Ich suchte ihn auf und stellte ihm meine Personal- und Detailkenntnisse zur Verfügung. Wir sprachen eingehend und herzlich, wenngleich ich mir bewußt war, daß unser Zusammenwirken nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen würde. Zwei ausgeprägte Persönlichkeiten mit übergreifenden Kompetenzen am gleichen Platz werden letzten Endes fast immer Rivalen.

Anfang Mai traf ein Expreßbrief des Obersten Brosch ein, darin er mir mitteilte, daß der Thronfolger erneut, diesmal mit Erfolg, seine Ideen bezüglich des Ministerwechsels vorgetragen, und daß ich die Berufung baldigst erwarten könne. Nach wenigen Tagen kam die Nachricht, daß Franz Ferdinand mit dem Kaiser neuerdings brouilliert sei, und die Angelegenheit wieder hinausgeschoben werden müsse.

In jener Zeit gab's interessante Besuche in Sarajewo. Türkische Offiziere, begeisterte Anhänger der jungtürkischen Richtung, die geradezu stürmisch die Europäisierung der Türkei und deren enge Verbindung mit Österreich-Ungarn verlangten, und hierbei für das radikalste Mittel schwärmten. —

Dann der bekannte Jesuitenpater Graf Galen, der sich offenbar auf Intention Franz Ferdinands und der Herzogin von Hohenberg zwecks Orientierung der Verhältnisse im Lande aufhielt: ein päpstlicher Legat, der den Streit zwischen weltlichem Klerus, Erzbischof Dr. Stadler

und den Franziskanern schlichten wollte. Dieser vatikanische Sendbote, ein französischer Belgier, nahm Sitz und Aufenthalt bei den „Töchtern der göttlichen Liebe", denen er sinnverwirrend viel Weltlichkeit in die asketischen Klostermauern brachte. — Schließlich kam Minister Burian, mit dem ich aber diesmal nur eine flüchtige Aussprache hatte, bei der mein zukünftiger Kollege höchst zugeknöpft blieb. Nennen wir's diplomatisch! — Zur selben Zeit war auch Dr. Renner, der nachmalige Staatskanzler in der Republik Österreich, in Sarajewo anwesend. Schon damals galt er als Leuchte der sozialdemokratischen Partei und reiste zweifelsohne zu Propagandazwecken. Er suchte mich auf, was Gelegenheit zu einer anregenden Konversation gab. Keiner von uns beiden hätte es sich damals wohl träumen lassen, daß unsere Schicksale so eigenartig verlaufen würden.

Im Juni traf Potiorek als Landeschef ein und wurde fast mit souveränen Ehren empfangen, wie es in jenem Lande Brauch, doch auch Notwendigkeit war. Nachdem ich das Offizierskorps vorgestellt und den neuen Landeschef begrüßt hatte, hielt dieser eine höchst gehaltvolle Ansprache, aus der man den Kanonendonner eines nahen Krieges dröhnen hörte. Die Tatsachen gaben ihm bald recht, doch damals kamen seine Äußerungen überraschend. Ich glaube kaum, daß die oberste Staats- und Heeresleitung davon vorher Kenntnis gehabt hatte.

Potiorek, einer der begabtesten Männer, die ich kennen lernte, war von emsigem Fleiß und verzehrendem Ehrgeiz beseelt. Er besaß ein umfassendes Wissen, das ihn die Ursachen und Zusammenhänge der großen geschichtlichen Geschehnisse erkennen ließ. Von seiner Bedeutung und providentiellen Sendung durchdrungen, war er im Innern wohl stets vorbereitet, mit den schwierigsten Aufgaben betraut zu werden. Sein Unglück und Verhängnis war, daß man ihm von Jugend an immer Weihrauch gestreut und ihn zum Größenwahn erzogen hatte. Überdies sonderte er sich von den Menschen ab, führte ein Klausnerleben und verlor hierdurch den realen Boden. Der allererste Beginn seiner Tätigkeit in Bosnien-Herzegowina war noch deren bester Teil. Da fand sein Hang zur Zurückgezogenheit eine Erklärung darin, daß er alles studieren und sich über alles informieren müsse. Nur diesen ersten Teil seiner Wirksamkeit nahm ich persönlich wahr. Wie es dann zum großen und doppelten Zusammenbruch — zum politischen und militärischen — kommen konnte, vermag ich nicht mit voller Sicherheit anzugeben. Jedenfalls verließ ihn auf dem Höhepunkt seines Lebens, am Gipfelpunkt der Winteroffensive gegen Serbien (1914), der Hauptfaktor, „das Glück", vollständig.

Anfang Juni erging an alle Korpskommandanten die Einladung zum Stapellauf des ersten Dreadnoughts „Viribus Unitis", der am Custozzatag vor sich gehen sollte. Oberstleutnant von Brosch schrieb mir, ich dürfe nicht fehlen, da sein Herr mich zu sprechen wünsche. In Triest angekommen, fand ich ein Schriftenkonvolut vor, dem der Separatabdruck des neuen Wehrgesetzes beigeschlossen war, und die Aufforderung, mich noch am selben Nachmittag an Bord der erzherzoglichen Jacht „Lacroma" einzufinden.

Mit den meisten großen Männern habe ich wenigstens eine Eigenschaft gemein, die des Aberglaubens. So empfand ich ein unangenehmes Gefühl, als beim Besteigen des Bootes die Verbindungsplanke unter meinem wahrlich nicht großen Gewicht zusammenbrach, und ich fast ins Wasser gefallen wäre. Jedenfalls war aber mit dieser kurzen Fahrt der Ausgangspunkt zu einer neuen Lebensepoche gegeben, die für mich viel Ehre und sachliche Erfolge, doch ungleich mehr der schwersten Bitternisse barg.

Franz Ferdinand empfing mich in seiner übersprudelnden äußeren Herzlichkeit und ging sofort in medias res über, mir alle seine Ansichten entwickelnd und mein Einverständnis als gegeben voraussetzend. Gar so glatt war jedoch meine Antwort nicht. Und wieder war es die ungarische Frage, die der Erzherzog, insoweit die Armee in Betracht kam, mit einem Ruck gelöst wissen wollte, wozu ich aber nicht Ja und Amen sagen konnte. Eines Sinnes war ich mit ihm, daß das Wehrgesetz, darauf man wie auf einen Messias wartete, große Mängel aufwies, die mir gleich bei der ersten Durchsicht ins Auge sprangen. Dagegen erblickte ich im neuen Militärstrafprozeßverfahren einen wesentlichen Fortschritt, und erkannte in der hierbei proponierten Regelung der Sprachenfrage einen Modus, dem unter den gegebenen Verhältnissen nicht auszuweichen war. Sehr radikal behandelte Franz Ferdinand die Personalfrage. Seiner Ansicht nach hätte ein vollständiges „Auskehren mit dem eisernen Besen" erfolgen sollen. Prinzipiell stimmte ich ihm zu. Doch Menschenfreundlichkeit und Kameradschaft ließen mich später seine Wünsche nicht so rücksichtslos erfüllen, wie er es wollte, was mir dann persönlich zu großem Schaden gereichen sollte. Im großen und ganzen endete jene ausschlaggebende Audienz beiderseits nicht zur vollsten Zufriedenheit, und es dürfte uns beide der Gedanke beherrscht haben, daß die Praxis noch viel zu tun haben würde, um die bestehenden Gegensätze auszugleichen. Restlos glichen sie sich eigentlich niemals aus. Wenigstens nicht auf die Dauer. Ich fühlte es schon damals, und es störte mir den frohen Genuß der schönen militärpolitischen Feier.

Die Aufmachung dieses vom Wetter begünstigten Festes war glänzend und entsprach der Geschicklichkeit, die die Marine für derartige Inszenierungen im hohen Maße besaß. Weniger kam dies in der Haltung der „allergetreuesten Stadt Triest" zum Ausdruck, der man das Erzwungene sofort ansah.

Die Beteiligung seitens der Heeresvertreter war eine allgemeine. Nur der Kriegsminister Baron Schönaich fehlte. Es wurde bemerkt, sowie auch meine Spezialaudienz allseits zur Kenntnis kam. Dies machte sich sofort im Verkehr mit mir geltend. Ich stand damals hoch am Wellenberg. Im weitern Verlauf meines Lebens hatte ich dann — weiß Gott — genügend Gelegenheit, das anmutige Spiel von Berg zu Tal an meinem eigenen Leibe zu erfahren.

Während des Festdiners an Bord eines großen Lloyddampfers zeichnete mich die Herzogin von Hohenberg besonders aus, und Franz Ferdinand rief mir beim Weggehen zu: „In einigen Tagen sehen wir uns in Wien wieder!"

Bei der Rückfahrt von Triest machte es einen wenig erhebenden Eindruck, die ganze Bahnstrecke bis St. Peter von Gendarmen bewacht zu sehen. Es mag sein, daß eine gewisse Gefahr seitens der Irredentler bestand. Unverantwortlich bleibt es aber, daß fast dem Tag nach drei Jahre später nicht eine ähnliche Vorsicht waltete. Vielleicht würden dadurch heute viele Millionen Menschen weniger unter der Erde verscharrt liegen.

Ich fuhr nach Fiume, Gravosa und nach Trebinje zum Besuch des 3. Bataillons meines Regiments, das Major Noderer glänzend vorführte. Die Fahrt war herrlich, und wenn sie, wie die Verhältnisse jetzt geworden, die letzte Seefahrt meines Lebens gewesen sein sollte, war's wenigstens ein schöner Abschied vom leuchtenden, ewigen Meer.

Über Bilek und Avtovac fuhr ich durch die interessante Karstwüste ins Gacko polje, jene Oase, die so oft der Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen war, und wo auch 1914 die ersten Zusammenstöße mit den Montenegrinern stattfanden.

Eingedenk der Abschiedsworte des Erzherzogs hätte ich eigentlich gleich an die Übersiedelung von Sarajewo nach Wien denken müssen. Doch schon am Tage meiner Heimkehr kam ein Telegramm Broschs: „Alles bis zum Herbst verschoben." Dieser ewige Umschwung verstimmte mich ernstlich, da ich daraus klar ersah, welch mächtiger, vom Kaiser und seiner Kanzlei ausgehender Gegendruck geübt wurde. Ich hatte das Gefühl, als würde ich zwischen zwei Mühlsteine geraten, was dann auch tatsächlich geschah. Mir wäre es am liebsten gewesen, wenn man mich in Ruhe gelassen hätte. Statt dessen setzte jetzt zu allem andern noch eine Preßkampagne

gegen mich ein. Das Wirken Schönaichs sowie seine Persönlichkeit wurden in den Himmel gehoben. Er wurde als Ausbund aller menschlichen und militärischen Tugenden gerühmt[1]), und das Verdrängen von seinem Posten als Mache schwärzester Intriganten hingestellt. Wiener und Budapester Blätter waren ausnahmsweise eines Sinnes, und besonders letztere sangen ihm ein um so kräftigeres Loblied, als sie dabei den so wenig beliebten Thronfolger verlästern konnten. Als präsumtiver Nachfolger wurde wohl stets mein Name genannt, doch kam ich dabei schlecht weg, da ich eben der Kandidat Franz Ferdinands war.

In jener Zeit trat ich mit zwei hervorragenden Persönlichkeiten in Korrespondenz, mit dem berühmten Rechtsgelehrten Hofrat und Professor Dr. Bernatzik und mit dem Grafen Tisza.

Bernatzik und ich hatten viele gemeinsame Anschauungen in staatsrechtlichen, das Verhältnis zu Ungarn betreffenden Fragen. Auch später, in meiner furchtbaren Leidenszeit, blieb ich mit diesem ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, dessen Rat ich einige Male erbat. Sein kompilatorisches, die Ausgleichsgesetze behandelndes Werk, davon er mir ein Exemplar dedizierte, war mir sehr wertvoll und wurde für mich während meiner Ministerzeit zum wahren Vademekum.

Tisza kannte ich flüchtig aus der Zeit, da ich in Györ Brigadier war. Im Sommer 1911 veröffentlichte der Graf seine Ansichten über die Ausgestaltung der Armee, die jeder hohe Offizier nur begrüßen konnte. Ich schrieb ihm herzliche Worte und erhielt eine ebenso herzliche Antwort. Im Verlaufe der Korrespondenz sandte ich ihm die Denkschrift über die Verhältnisse und Situation unserer Armee, die ich einst dem Thronfolger eingereicht hatte. Tisza bewies vollstes Verständnis, wobei er allerdings den Standpunkt des „Nur-Magyaren", des ungarischen Oligarchen, einnahm. Hierdurch war eigentlich schon festgelegt, daß wir kaum an einem Strange ziehen könnten, falls einst beiderseits unsere Berufung erfolgen sollte. Denn ich war nicht Willens, den Ungarn einen prädominanten Einfluß in den reinen Militärfragen einzuräumen, hätte es auch nicht zu erzwingen ver-

[1]) Im Gegensatz hierzu fanden in den Delegationssitzungen vom 8. und 10. November 1910 sowie in der Sitzung des österreichischen Parlaments vom 25. November Interpellationen statt, die sich gegen Schönaich, Generalauditor Treidler und den Generalmajor Schleyer wendeten und sowohl die sogenannte „Kolischer Affäre" als auch eine Provisionsaffäre zum Gegenstand hatten. Diese Interpellationen wurden vom Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses Zazworka eingebracht und auch in einer Broschüre mit voller Namensnennung veröffentlicht. Sie brachte eine Reihe der eigenartigsten Vorfälle zur Darstellung. Darauf erfolgte — nichts! Die darin Angegriffenen ließen all die erhobenen Anwürfe auf sich beruhen und lebten ruhig weiter. Wohl ein packender Unterschied gegen jenes Verfahren, das man etliche Jahre später auf Grund eines Verdachtes gegen mich einzuleiten beliebte.

mocht, da doch mein eigentlicher Mandatar, der Thronfolger, Anschauungen hatte, die jenen der Ungarn schnurstracks entgegenliefen. Im folgenden Kapitel werde ich berichten, wie Tisza und ich durch den Zwang der Verhältnisse hart aneinander gerieten, was in jeder Hinsicht zu bedauern war. Tisza bedeutete die markigste und positivste Individualität Ungarns, ja der Monarchie überhaupt. Eine providentielle Persönlichkeit, die stürmischer Zeiten bedurfte, um zur vollen Entfaltung zu gelangen.

Durch Brosch wurde ich von der Fortdauer der Kämpfe in der Ministerfrage in Kenntnis gehalten. Es war fast eine Prestigefrage geworden, deren Lösung beim Erzherzog eine wahre Leidenschaftlichkeit hervorrief, beim Monarchen jenen Starrsinn, der just auf dem Gebiete gerne betätigt wurde, das noch immer den letzten Rest einstiger vollster Selbstherrlichkeit repräsentierte. Unter diesen Umständen gedieh die Reinkultur an Ohrenbläserei, Hinterträgerei und Vernaderung, die ihre Verästelung in die verschiedensten Preßorgane trieb. Die Gegensätze zwischen Kaiser und Thronfolger spitzten sich derart zu, daß Franz Ferdinand sich weigern wollte, den Armeemanövern beizuwohnen. Schließlich fand man sich damit ab, daß ein Ministerwechsel stattfinden würde, doch „nur nicht der Auffenberg, nicht der Vertrauensmann des Thronfolgers!" Die Militärkanzlei, das Kriegsministerium, viele Hofwürdenträger waren darin eines Sinnes, und auch solche schrieen mit, die mich kaum oder gar nicht kannten. Dafür wendeten sich schon damals viele Stimmen meinem spätern Nachfolger, Feldzeugmeister Krobatin, zu. Er besaß die Gunst des Kaisers und der Militärkanzlei in reichem Maße und hatte überdies alle Eigenschaften eines allseits zusagenden österreichischen Ministerkandidaten.

Mir wurde die Sache von Tag zu Tag odioser, so daß mich letzten Endes nur der Wunsch beseelte, davon nichts mehr zu hören und zu sehen. Ich begrüßte daher die beginnende Manöverzeit, die mich aus diesem widerlichen Intrigennetz auf ein mir sympathisches Arbeitsfeld zog.

Die Übungsperiode fand auf der Hochebene von Kalinovik und in der Zelena Gora statt, knapp an der montenegrinischen Grenze. Ein herrlicher Urwald in pittoresker Gegend, auf deren Bergschroffen Gemsen klettern und die Adler um ihre Horste kreisen. Tief unten ein still-weihevoller Gebirgssee, an dessen Ufern schon oft die blutigsten Kämpfe getobt und auf dessen Grund viel hundert tapfere Streiter gebettet liegen.

Diese Manöver begannen mit einer groß angelegten kombinierten Schießübung, die ich selber leitete. Mir war daran gelegen, das Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie bei einem Angriff recht

deutlich zu demonstrieren, meiner Ansicht nach wohl das wichtigste taktische Detail der Gefechtsführung. Mit reichlich viel Munition ließ ich ein wirkliches Artilleriewirkungsfeuer durchführen. Aus einer Angriffsbasis von 8 km wurde das Feuer gegen den Einbruchsraum konzentriert und erst, als die Zielveränderungen deutlich sichtbar waren, der Infanterieangriff vorgetragen und die Stellung, eine dominierende Felsposition, gestürmt. Die verherende Wirkung, die das Feuer mit mathematischer Verläßlichkeit erbringen mußte, wurde an Ort und Stelle besehen und darauf hingewiesen, wie darnach der Sturmangriff wesentlich erleichtert sei. Diesen Grundsatz betonte ich bei jeder Gelegenheit als Korpskommandant und auch später als Armeeinspektor. Leider war es nicht möglich, ihm Geltung zu verschaffen, da der Generalstab von solch systematischer, gründlicher, allerdings auch langweiliger und wohl auch schwer darstellbarer Feuervorbereitung wenig wissen wollte. Um so weniger, als dieser Grundsatz die bisher angenommene Manöverpraxis vielfach gestört hätte. In den Schriften wurde darüber wohl doziert. In Praxis kam aber jeder zu kurz, der gründlich sein wollte. In der Richtung dieses Grundsatzes waren übrigens die Franzosen am besten vorgebildet, und von ihnen stammt auch der Begriff des „Trommelfeuers", das schließlich nichts anderes ist, als die Anwendung katexochen jener früher dargelegten taktischen Grundregel.

Jene Übungsperiode endete mit einem dreitägigen freizügigen Manöver. Von meinem Standpunkte aus, einem 1900 m hohen, isolierten Bergkegel, konnte ich alle Phasen beobachten. Am letzten Manövertag, um 6 Uhr früh, ging der Angriff der Entscheidung entgegen. Die Sonne stieg in leichte violette Schleier gehüllt hinter dem gewaltigen Dormitor — Montenegros Wahrzeichen — empor und goß ihren märchenhaften Farbenglanz auf die bizarren Felsen, Täler und Schründe. Es war eine ernste, strenge Natur, die ihren Söhnen keine Geschenke bot. Und doch konnte man verstehen, daß auch diese öden, sterilen, zur Armut verdammten Felsen und Grate ob ihrer wilden Schönheit geliebt und mit Stolz Heimat genannt wurden. Ich fühlte ein wehmütiges Abschiednehmen von meinem geliebten Korpsbereich. Und als später die Bataillone an mir vorbeidefilierten, präzise, stramm geschlossen, Mann für Mann in vollendeter Haltung, trotz schwierigster Wegeverhältnisse, hatte ich das befriedigende Bewußtsein, daß ich mein Korps in bester und schönster Ordnung übergeben würde.

Eine Woche später erhielt ich aus der Militärkanzlei ein Chiffretelegramm, ich möge mich umgehend in Wien einfinden. Angekommen, erwartete mich Brosch am Bahnhof und bat mich, sofort im Belvedere zu erscheinen. Nach herzlicher Begrüßung eröffnete mir

Franz Ferdinand, daß ich tags darauf zur kaiserlichen Audienz befohlen werden würde. Der Monarch wollte gewisse Bedingungen stellen, deren Annahme nicht leicht sei, doch möge ich alles rückhaltlos akzeptieren. Die Hauptsache wäre, daß ich das Ministerium in die Hand bekäme. Alles andere würde sich durch Franz Ferdinands Mitwirkung finden. Ich war über diese Mitteilung nicht sehr erfreut, denn sie zeigte mir wieder die Mühlsteine, zwischen die ich früher oder später geraten würde.

Am folgenden Tag fuhr ich nach Schönbrunn. So ähnlich mußte es Martin Luther bei seinem Gang zum Reichstag in Worms gewesen sein. Vor dem Privatgemach des Kaisers begegnete ich nicht dem biedern Frundsberg sondern — dem Chef der Militärkanzlei, Baron Bolfras, der mich mit süßsaurem Lächeln begrüßte, doch nicht den kleinsten konventionellen Glückwunsch über die Lippen brachte.

Der Monarch empfing mich äußerlich gnädig, in jener leutselig scheinenden und doch eine ungeheure Entfernung sorgsam wahrenden Art, die ihm eigen war. Ohne Einleitung sagte er, „daß er sich entschlossen habe, mich zu seinem Kriegsminister zu ernennen". Von irgendwelchen Bedingungen war nicht die Rede. Er verlangte nur, daß das Wehrgesetz durchgebracht, die Fahnen- und Emblemenfrage geregelt würde. Ich machte keine Einwendung, da das Wehrgesetz schon lange in parlamentarischer Behandlung und dadurch nach unsern damaligen staatsrechtlichen Verhältnissen dem kriegsministeriellen Einfluß entrückt war. Die Regelung der Fahnenfrage bildete aber einen Punkt des Neunerprogrammes vom Jahre 1905, auf das sich der Monarch schon verpflichtet hatte. Der Kaiser betonte, daß ich „sein" Minister sei. Ich verstand den Ausspruch natürlich sehr wohl. Dann erwähnte er, daß er keinesfalls gewillt wäre, den Minister Aehrenthal fallen zu lassen. Dabei hatte ich gar nicht gewußt, daß des Thronfolgers Wünsche auch in dieser Richtung gingen. Selbstredend versprach ich, mein Bestes einsetzen zu wollen, und nie dürfte ein Versprechen ehrlicher gemeint gewesen sein, wenn man die rein sachlichen Ziele als die allein anzustrebenden ansieht.

Ohne Unbescheidenheit konnte ich dem Kaiser versichern, daß ich — gewissermaßen als ministerielle Morgengabe — eine besondere Kenntnis der Armee mitbringe. So berechtigt dies war, beging ich dabei doch unwissentlich einen Irrtum. Ich vergaß das Kriegsministerium an sich. Diese Unternehmung mit allen ihren krausen verschlungenen Wegen, Treppen und Hintertreppen, Konventikeln und andern kollegialen Verbindungen kannte ich in der Tat nicht, was ich dann bitter fühlen sollte. Der Monarch nahm meine Versicherung kopfnickend entgegen und entließ mich mit einem Hände-

druck. Durchs Vorzimmer schreitend, sah ich in einem großen Wandspiegel mein erregtes, doch auch ein wenig triumphierendes Gesicht, und einen Augenblick durchströmte mich das Gefühl der Höhe des Erreichten. Doch nur einen kurzen, knappen Augenblick lang!

Von Schönbrunn fuhr ich in die Militärkanzlei, um artigkeitshalber Baron Bolfras, dem rangälteren Kameraden, meine Aufwartung zu machen. Im Korridor traf ich Krobatin, meinen nunmehrigen Stellvertreter und ersten Sektionschef. Er war just an diesem Tage zum Inhaber eines Artillerieregimentes ernannt worden, teils als Anerkennung seiner Leistungen, teils als Regreß dafür, daß er nicht an die Spitze der Kriegsverwaltung gestellt worden war. Ich begrüßte ihn herzlich. In meiner kameradschaftlichen Art, die weichen Stimmungen leicht zugänglich war, ersuchte ich ihn um seine treue Mitarbeit. Sachlich war er auch zweifelsohne ein tüchtiger und emsiger Mitarbeiter. Treu jedoch blieb er nur seinen Aspirationen. Und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß er schon in jenem Moment, im Gemach des Chefs der Militärkanzlei, die Zusicherung erhielt, er würde der nächste sein, er müsse nur warten. Das Glück, Krobatins schmiegsame Anpassungsfähigkeit, die Zwiespältigkeit meiner Lage und wohl auch mein wenig diplomatisches Draufgängertum ließen ihn dieses Ziel auch bald erreichen.

Nachmittags empfing mich Franz Ferdinand, dem ich alle Einzelheiten der Audienz berichten mußte und der nun seinerseits betonte, er hoffe, es werde mir gelingen, auch seine Anschauungen auf das deutlichste zur Geltung zu bringen. Weiters zeigte er mir eine schriftliche Rechtsverwahrung gegen die anläßlich meiner Ernennung bewirkte Titeländerung von „Reichskriegsminister" auf „Kriegsminister". Dieses Schriftstück hatte zunächst den Zweck eines Protestes, da der Erzherzog von der Auffassung ausging, daß unter „Reich" nur die „Monarchie" verstanden werden dürfe. Danach wurde der Begriff „Reich" jenem des „Staates" überordnet, was für Österreich und für Ungarn zu gelten hatte. Ein Standpunkt, der von der ungarischen staatsrechtlichen Auffassung durchaus perhorresziert wurde, weil die Ungarn stets nur von einem „gemeinsamen Minister" als Exponenten zweier vollständig paritätischer Staaten, beziehungsweise Reiche, sprachen. Einen Überbegriff erkannten sie absolut nicht an. Selbst nicht in der Person des gemeinsamen Monarchen, der nach ihrer Rechtsanschauung in Ungarn eben nur der eine Faktor der Gesetzgebung war, während der andere durch das souveräne Parlament repräsentiert wurde. Wie sich dies in der Praxis gestaltet hätte, wenn Franz Ferdinand das Reichserbe übernommen hätte, ist die Frage. Jedenfalls wäre dies zu einem der wesentlichsten Rei-

bungskoeffizienten geworden. Erzherzog Karl Franz Josef und ich hatten jenes eigenartige Dokument als „gesehen" zu unterfertigen. Eine praktische Bedeutung nahm es niemals.

Es ist begreiflich, daß sich die Presse auf das eingehendste mit dem Ministerwechsel beschäftigte. Noch eingehender tat sie's mit meiner Person, der sie als „Mann des Erzherzogs" wenig Wohlwollen schenkte. Namentlich die Ungarn führten eine beredte Sprache.

Ich fuhr nach Sarajewo, um mich vom Korps, von Stadt, Land und Leuten zu verabschieden. Der Empfang da unten war der feierlichste, und bei der folgenden Tages vor sich gehenden Abschiedsvorstellung fehlte nicht eine der größern Korporationen. Es war Formsache, Ausfluß des Gebräuchlichen, eine Ehrenbezeugung, die man dem Vertrauensmann des Thronfolgers leistete. Nichtsdestoweniger war doch viel Herzlichkeit dabei, und es wurde mir unendlich schwer, zu gehen, meinen neuen Weg anzutreten, von dem ich wußte, daß er ein Dornenweg sein würde.

Am Abend vor meiner Wegfahrt gab's einen glänzenden militärischen Fackelzug, dem ein Empfang bei mir folgte, wobei Potiorek gehaltvolle Worte sprach. Am nächsten Tag bei ihm zu Gast, gelobten wir uns still einverständlich gegenseitige Unterstützung, was wir auch getreulich hielten.

Die Abreise gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung der in Flaggenschmuck prangenden Stadt. Ich war kein Freund rauschender Manifestationen, doch da unten waren sie vielleicht noch angebracht. Anderseits tat meinem alten Soldatenherzen die militärische Inszenierung wohl. Dies wußte man und veranlaßte daher ein wenig mehr, als das Reglement vorschrieb. Und als der Zug unter den Klängen der Volkshymne den Bahnhof verließ und von den Werken die Geschütze ihre Blitze in das Abenddunkel sandten, der Kanonendonner ins Coupé schallte, war mir's weh und froh zugleich, und der Vorhang, der sich durch den Einbruch der Nacht herunter-senkte, schloß auch den schönsten und liebsten Akt meines Lebens ab.—

— —

Zur Schilderung meiner Tätigkeit als Kriegsminister übergehend, sei zum Verständnis für jene Leser, die der Doppelmonarchie nicht angehört haben, erwähnt, daß nach deren staatsrechtlichen Einrichtungen jeder der beiden Staaten eine volle und gänzlich selbständige Regierung besaß, also Mininister-Präsidenten und eine Anzahl von Ressort-Ministern, darunter auch je einen Landes-Verteidigungs-Minister, dem die (österreichische resp. ungarische) Landwehr unterstand, der aber auch für alle auf die Heeresaufbringung bezüglichen Gesetze in den betreffenden Vertretungskörpern parlamentarisch

einzustehen hatte. Allerdings im Einvernehmen mit dem Kriegsminister, der ein Mitglied des „gemeinsamen Ministeriums" bildete, das sich aus dem Minister des Äußern, dem Kriegsminister und dem gemeinsamen Finanzminister zusammensetzte. Letzterer hatte jedoch auf die eigentliche Finanzgebarung keinerlei Ingerenz, war dafür aber gleichzeitig Minister für Bosnien und Herzegowina. Dieses gemeinsame Ministerium war den „Delegationen" verantwortlich, die aus den Parlamenten der beiden Staaten gewählt wurden und alljährlich die Budgets für Äußeres, für Heer und Marine sowie für das Annexionsgebiet zu beraten und zu votieren hatten.

Kapitel XI

Kriegsminister

Nach meiner Rückkehr aus Sarajewo legte ich den Ministereid in die Hände des Kaisers ab. In der darauf folgenden Audienz empfahl mir der Monarch erneut, an der Perfektionierung des Wehrgesetzes bestens mitzutun. Diese Aufforderung erfolgte wohl aus dem Grunde, weil der Kaiser wußte, daß ich mich für dieses werdende Gesetz nicht begeistere. Es ist die Frage, ob es klug war, gerade in diesem Moment auf die Unzulänglichkeit der Wehrvorlage hinzuweisen. Doch es hatte damals in den Vorstädten aus irgend einer Ursache Krawalle mit blutigem Ausgang gegeben, und die obersten Verwaltungsbehörden besorgten eine Wiederholung solcher Vorfälle. Somit oblag mir als erste Aufgabe die Zusammenziehung von Truppen, um die bedrohte Ordnung in Wien zu verbürgen. Bei allen Truppenkörpern waren die Beurlaubungen bereits durchgeführt, so daß ich fünf Korpsbezirke völlig plündern mußte, um eine ausreichende Assistenz zu konzentrieren. Ich wies darauf hin, daß sich die Verhältnisse in einem ähnlichen Falle nach dem neuen Wehrgesetz noch ungünstiger gestalten würden.

Der Kaiser sah dies zwar ein, entließ mich aber mit einer nicht allzu freundlichen Miene, nachdem er mir noch nahegelegt hatte, mich von der Presse möglichst fernzuhalten.[1])

Von der Audienz ging ich direkt zu Aehrenthal. Er empfing mich zwar liebenswürdig, immerhin konnte er seine Freude zügeln, mich

[1]) Der Monarch konnte sich in dieser Hinsicht von den überkommenen Anschauungen nicht frei machen. Selbst ein gründlicher Zeitungsleser, speziell des konservativen Fremdenblattes, war ihm die Zeitungsschreiberei doch höchst unsympathisch. Gelegentlich eines Referates äußerte er einmal im Tone der Entrüstung: „Es gibt sogar Generalstabsoffiziere, die selbst in die Blätter schreiben!"

hier zu sehen. Er kam sofort auf den eben geschilderten Mißstand der schwachen Kompagnien in der bestehenden turbulenten Zeit zu sprechen. Weiter äußerte er, daß die Italiener die tripolitanische Aktion demnächst beginnen würden, was ihm sehr erwünscht käme, da ihre Aspirationen und Gedanken dadurch von Trient und Triest abgelenkt werden dürften. Auf den ersten Blick schien dies einleuchtend, und kurze Zeit hindurch machte es auch wirklich den Eindruck, als ob hierdurch ein Ventil geöffnet worden wäre. Der Diplomat ließ sich's aber damals wohl nicht träumen, daß damit die schlummernde orientalische Frage und alle sonstigen Fragen aufgerollt und daß mit den ersten Schüssen, die an der nordafrikanischen Küste fielen, der Auftakt zu einem Völkerkrieg gegeben werden würde. Die führenden Diplomaten der aggressiven Mächte dachten darüber vielleicht anders.

Aehrenthal beklagte sich über Conrad von Hötzendorf, der seine friedliche Politik stets durch kriegerische Velleitäten störe und auf eine Aktion gegen unsern „Bundesfreund" Italien hinweise. So nebenbei sagte mir dann der Minister, „daß er mich rechtzeitig avisieren werde, wenn die Lage tatsächlich kritisch werden sollte". Dieser Ausspruch enthüllte mir den Diplomaten alter Schule. Als ob dies heutzutage dem Kriegsminister nützen würde, wenn man ihm einige Wochen vor der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Aktion sagt, daß etwas in der Luft liege. Wo ist das Zeitalter der Kabinettskriege und wo der Glaube an den prädominanten Einfluß diplomatischer Kunststücke? Und genau genommen, hätte Aehrenthal mich sofort avisieren müssen, da der Staat schon damals kritischen Zeiten entgegenging.

Von dieser ersten Unterredung wenig befriedigt, setzte ich meine weitern offiziellen Besuche fort. Eine längere Unterredung mit dem damaligen österreichischen Finanzminister Mayer sei erwähnt. Der Typus eines tüchtigen, ehrenwerten, routinierten Beamten, wollte er seine enggezogenen Kreise nicht gestört sehen. Er bat mich, von jeglicher etwa geplanten Aktion abzusehen, und meinte lächelnd, daß mir in dieser Richtung ein schlimmer Ruf vorausgehe. Er wollte auch gehört haben, daß ich sofort einen Nachtragskredit von 12 Millionen beanspruchen werde, und zeigte mir scherzhaft den „Kikeriki", der mich im vollen Waffenschmuck, grimmig dreinschauend, auf einer Dukatenpyramide brachte, mit der Überschrift „Zwölf Millionen Morgengabe". Ich beruhigte ihn, mußte aber im Stillen lächeln, daß mein Kollege glauben konnte, eine solch geringe Anforderung wäre das Ziel meiner Wünsche. Meine langjährigen eingehenden Beobachtungen als Basis nehmend, wurde mir doch vom ersten Über-

blick an klar, wie enorm vieles zu schaffen sei, wenn man der Armee und dem Vaterland dienen wollte.

Schönaich, ohne Zweifel eine geistig bedeutende Persönlichkeit, im Umgang mit Menschen, mit den Parteien und auf der Rednertribüne des Parlamentes gewandt, liebte immerhin leichte, vor allem in die Augen springende Erfolge, hing mit Liebe am Ministerfauteuil und war dabei seinem ganzen Wesen nach behäbig. So zog er es vor, sich mit Minimalerfolgen zufriedenzugeben, um sich nicht mit den Fachministern und Parlamenten in Auseinandersetzungen einzulassen, die sich leicht zu einer Entweder-Oder-Situation zuspitzen. Am deutlichsten trat dies bei der Lösung des Wehrgesetzes in Erscheinung. Dieses Gesetz, das volle 20 Jahre im Stadium nascendi stand, wurde von Volksvertretern und Bevölkerung leidenschaftlich ersehnt, weil es die zweijährige Dienstzeit erbringen sollte, von der man sich allerdings größere Erleichterungen erhoffte, als in praxi geboten werden konnten, da der Standard unserer Armee im Laufe der letzten Jahre ohnehin schon von allen andern kontinentalen Heeren weitaus überboten worden war. Für die Erwerbung der zur Durchführung der Wehrreform benötigten Summen hatte Schönaich wohl einen harten Kampf geführt. Sie schienen bedeutend, waren aber in Anbetracht der unerläßlichen Neuschaffungen noch immer viel zu gering. Und selbst hierbei hatte sich Schönaich zu einem Pakt verstehen müssen, wonach er — ganz unvorherzusehende Fälle ausgenommen — durch fünf Jahre mit keiner Neuforderung hervortreten durfte!

Was nun das Wehrgesetz selbst betraf, so war es meiner Überzeugung nach nicht genügend, um der Armee jenen kräftigen Fortschritt zu garantieren, der die auf der zweijährigen Wehrpflicht resultierenden Nachteile hätte wettmachen können. Gibt es übrigens hierfür einen bessern Beweis, als den, daß das durch 20 Jahre in Verhandlung gestandene Wehrgesetz eine Lebensdauer von nicht einmal einem Jahre erreichen konnte und sofort novelliert werden mußte?

Damals befand es sich aber noch immer in parlamentarischer Verhandlung. Beide Regierungen bemühten sich nach wie vor vergeblich, die Zustimmung der Parlamente zu gewinnen. Ich werde später erzählen, wie ich dann doch mittun mußte, um dieses mir so wenig konvenierende Gesetz in den Hafen der Zustimmung zu bugsieren.

Dies war der Zustand der Heeresaufbringung in dem Momente, da ich das Ministerium übernahm. Weiter waren folgende wichtige Fragen teils schwebend, teils noch nicht in Erwägung gezogen:

Die Regelung der Unteroffiziersfrage.

Die Ausgestaltung der Artillerie.

Die Reorganisation der technischen Truppen.

Die Schaffung einer Luftflotte.

Die Akquisition großer Schieß- und Übungsplätze.

Unmittelbar hätte sich daran anzuschließen gehabt: Die Lösung der Offiziersfrage, eine gründliche Restrinktion des Verwaltungsapparates, die Neubewaffnung der Infanterie und im Zusammenhang damit deren Neuorganisation.

Dies stellte im Wesen mein Regierungsprogramm dar, wobei als erschwerend in die Wagschale fiel, daß ich die Fragen der ersten Gruppe gleichzeitig und sofort der Lösung zuführen mußte.

Zunächst wollte ich jedoch dem Offizierskorps eine kleine und angenehme Überraschung bieten, indem ich jedem in die Charge eines Hauptmanns einrückenden Frontoffizier 400 Kronen als Beitrag zur Berittenmachung anweisen ließ. Für unsere beschränkten Verhältnisse und bei dem damaligen Geldwert immerhin ein nicht unbeträchtlicher Betrag. Es war gewissermaßen mein erster Ruf, der aber merkwürdigerweise nicht das geringste Echo fand. Nun, dies lag schon so im System meines Lebens!

Bestehenden Notwendigkeiten Rechnung tragend und unabänderlichen Wünschen des Thronfolgers Folge leistend, nahm ich zunächst etliche Personaländerungen vor.

In erster Linie mußte der „ungarische" Sektionschef, Feldmarschallleutnant von Hoffmann, zurücktreten, weil dessen nationale Anschauung dem Erzherzog zu radikal erschien. Ich bedauerte lebhaft, diesen eminent befähigten General scheiden zu sehen. Es war ein Unrecht und ein großer Schaden für die Sache. Wir hatten keinen besseren für diesen Wirkungskreis.

Chef des Präsidialbüros wurde mein früherer Generalstabschef in Sarajewo, Oberst von Boog. Bisher hatte diesen Posten Generalmajor Urban inne, dessen außerordentliche bürokratische Routine, Fach- und Personalkenntnis ich hoch einschätzte. Ich tat für ihn das Möglichste, konnte aber seine Bitterkeit nicht bannen. Auch die Flügeladjutanten mußten von ihren Posten scheiden. Diese und andere umfassende Personalveränderungen erbrachten mir viele Feinde. Und da überdies alle Welt wußte, welch harter Kampf meiner Ernennung vorausgegangen war, so kam es, daß ich vom ersten Moment an eine wohl allseits beachtete, aber noch mehr angefeindete Persönlichkeit wurde. Ganz besonders kam da die Stellung der prädominanten Militärkanzlei des Kaisers in Betracht, namentlich die beiden Generale Baron Bolfras und Marterer. Dies alles in Erwägung ziehend, mein Drängen, Hasten und mein stets bereites persönliches Einsetzen dazunehmend, war es eigentlich ein Wunder, daß ich diesen kontinuierlichen Kampf durch fünf viertel Jahre bestehen und dann

unbesiegt, nur dem autokratischen Willen der Krone gehorchend, vom Schauplatze abtreten konnte.

Zu Flügeladjutanten wählte ich Major Csoban und Rittmeister von Döry. Erstern kannte ich von Sarajewo her als einen hochbegabten, den politischen Vorgängen tiefes Interesse und Verständnis entgegenbringenden Offizier. Er bewährte sich auch glänzend, und blieb mir stets ein trefflicher, treuer Freund.

Die ministeriellen Mitarbeiter — Sektionschefs und Abteilungsvorstände — waren fast durchwegs voll am Platze. Einige unter ihnen entsprachen vorzüglich, namentlich der Chef der Intendanz, Sektionschef Berger.

Gleich der Beginn meines Wirkens erforderte somit eine rege Tätigkeit. Dies war um so fühlbarer, als ich bezüglich meiner privaten Installierung ein Nirwana vorfand. Mein Vorgänger, der während seiner Amtsdauer in seiner Hütteldorfer Villa gewohnt, hatte die seit Jahrhunderten bestehende Amtswohnung dienstlichen Zwecken zugeführt. Da ich aber über keine Villa verfügte, beschloß ich, die zugewiesene Dienstwohnung wieder zu beziehen. Von den historischen Repräsentationsräumen abgesehen, bestand sie aus nicht mehr als vier Wohnräumen, die vernachlässigt waren und billigst instand gesetzt werden mußten. Diese Selbstbeschränkung war notwendig, da das Gebäude zum Abbruch bestimmt, und der Neubau am Kaiser-Wilhelmsring schon mächtig fortgeschritten war.

An unsere gemütliche Altwiener Wohnung schlossen sich die Repräsentationsräume an. Vielhundertjährige Vergangenheit wohnte in den Gemächern, darinnen entscheidungsschwere Entschlüsse gefaßt worden waren und die das prunkvolle Rokoko noch gesehen hatten. Kaiserliche Prinzen, darunter Erzherzog Karl, Abkömmlinge der ersten Familien des Reiches, Marschälle, Präsidenten des Hofkriegsrates hatten einst in diesen Räumen residiert. Ihren religiösen Bedürfnissen entsprechend, führte ein kleiner Gang von der Wohnung ins Oratorium der Kirche zu den „zwölf englischen Chören". Knapp daneben mündete die schmale Wendeltreppe, über die der unglückliche Kriegsminister des Revolutionsjahres 1848, Graf Latour, vor den Mordgesellen geflüchtet war, ohne dem Laternenpfahl zu entkommen. Die Repräsentationssäle erstrahlten in der Pracht wertvollster Kunstwerke und Gobelins, ein Geschenk der französischen Antoinette an ihre kaiserliche Mutter. Von seltener Schönheit, besitzen sie einen Millionenwert. Der Thronsessel, auf dem die große Monarchin den Kriegsräten präsidiert hatte, stand von schützenden Seidenschnüren umgeben.

Wenn ich nach heißen Schaffenstagen in nächtlicher Stille aus meinem Arbeitsraum durch diese Gemächer schritt, gemahnte mich

die Vergangenheit so recht an den Ernst meiner Stellung und bestärkte meinen Vorsatz, alles einzusetzen zur Erreichung eines sachlichen Zieles — unbekümmert um Lob und Tadel. —

Am 6. Oktober hatte ich mein erstes Referat beim Kaiser.

Man erschien hierbei in Halbparade. Der am Schreibtisch sitzende Monarch erhob sich höflich und bot dem Minister Platz an. Da dem höchst einfachen Schreibtisch kein Aktentisch beigeschoben war, mußte man die Aktentasche — das Portefeuille — auf den Knien balancieren, was bei dem oft voluminösen Inhalt mitunter recht unbequem wurde. Der Kaiser hörte den Vortrag mit großer Aufmerksamkeit an und überraschte häufig durch eine außerordentliche Detailkenntnis. Dies zwang zu sorgfältigster Vorbereitung. Entscheidungen untergeordneter Natur wurden meist rasch getroffen. Bei belangreichen Materien war man aber gewöhnlich lange im unklaren, ob sie genehm oder nicht genehm seien. Das leichte Kopfnicken konnte ebenso gut bejahend wie verneinend gedeutet werden. Selten fiel die Entscheidung beim ersten Referat. Man erfuhr die allgemeine Anschauung des Monarchen gewöhnlich erst einige Tage später durch den Generaladjutanten Baron Bolfras.

Die Behauptung, daß der verewigte Kaiser keine unangenehmen Dinge hören wollte, ist meiner Erfahrung nach irrig. In seiner märchenhaft langen Regierungszeit hatte Franz Josef so viele Ereignisse gesehen und erlebt, daß ihm keine große Empfänglichkeit mehr eigen war. Z. B. die Nachricht von den verblüffend raschen Siegen der Balkanstaaten im Spätherbst 1912 und der bald darauf ergangene Befehl zur vollen Bereitstellung von sieben Korps ließen ihn nicht anders erscheinen, als anläßlich der Zustimmung zu irgendwelcher Personalzulage oder Adjustierungsänderung. Das lag wohl im Charakter, der ihn trotz der vielfachen, oft furchtbaren Vorkommnisse ein so hohes Alter bei relativ unvergleichlicher Frische erreichen ließ. Bei dieser Veranlagung, Ausgeglichenheit und geringen Empfindsamkeit, entsprachen die mannigfachen byzantinischen Erzählungen von Herzensgüte und Herzensweichheit der Wahrheit nur im geringsten Maße. Unerbittlich hart, jede Strenge billigend war der alte Kaiser, wenn er vermutete, jemand könnte seine Herrscherautorität nur mit einem Gedanken streifen. Doch nur solchen gegenüber, die seinen Machtmitteln erreichbar waren. Im Gegenfalle konnte er aber sogar eine erstaunliche Gelassenheit und Unempfindlichkeit zur Schau tragen. Allerdings war es dann nicht rätlich, auf solche Vorkommnisse hinzuweisen, aber auch nicht notwendig, denn der Kaiser behielt sie im Gedächtnis und vergaß sie nie. Eine Eigentümlichkeit, die er mit allen Mitgliedern seines Hauses teilte. Seiner konservativen Sinnesart

entsprach es, daß er Neuerungen nicht sehr liebte. Besonders solchen technischer Natur sah er mit Skepsis entgegen. Wurden ihm doch auch wiederholt die heterogensten Lösungen als die allein seligmachenden vorgetragen. Unrichtig wäre es, anzunehmen, daß der Monarch sich nicht überzeugen ließ. Nur galt auch da der alte Satz: „C'est le ton, qui fait la musique".

Bekannt war sein unermüdlicher Arbeitsfleiß, der seine ganze Tageseinteilung beherrschte. An der Pünktlichkeit, Genauigkeit und korrekten Erledigung der Vorlagen konnte sich der strengste Bürokrat ein Beispiel nehmen. Diese Korrektheit veranlaßte den Monarchen, auch mit den Ministern stets nur streng das Ressortgemäße zu besprechen. Ein Übergreifen in ein anderes Ressort erfuhr stets eine Zurückweisung. Dieser Standpunkt wäre vielleicht richtig gewesen, wenn sich in Praxis die Materien auch scharf hätten trennen lassen, was aber schon lange nicht mehr der Fall war. Des Kaisers Arbeitszimmer war in den letzten Jahren eigentlich auch sein Wohnzimmer. Dort nahm er mindestens eine Mahlzeit im Tag kurzweg am Schreibtisch ein. Auch kleine Konferenzen, zu denen nur vier bis fünf Personen beschieden wurden, hielt man daselbst ab, wobei die höchst einfachen, fast primitiven Schreibutensilien auffielen. Nach Beendigung des unterbreiteten Referats erhob sich der Monarch mit rascher Neigung des Kopfes und ordnete die Gegenstände am Schreibtisch, während der Referent en reculant der Tür zustrebte.

So sah ich den Kaiser bei den vielen verschiedenartigsten Referaten, die ich zu erstatten hatte.

Erwähnt sei noch, daß die Kamarilla einen Ring bildete, die den Kaiser fest umschloß. Niemand konnte durch, wenn's die Kamarilla nicht wollte, und wehe dem, der ihr nicht zu Gesicht stand.

Der Eindruck, den die Persönlichkeit Franz Josefs auf die meisten Menschen machte, war unbedingt ein tiefgehender. In einer unendlichen Zahl schwieriger Momente war es ihm persönlich gelungen, Widerstände zu beseitigen, Widerstrebende in seinem Sinne zu beeinflussen. Es gab hartgesottene Oppositionelle, die ihn tränenden Auges verließen, und viele, die nach kurzer und meist recht bedeutungsloser Audienz voll Wärme, Dankbarkeit, ja Innigkeit seiner gedachten. Fast überall, wohin er kam, jubelte ihm die Menge zu. Seinen Namen auf den Lippen, gingen Tausende in den Tod. Ein merkwürdiges psychologisches Moment! Eine mächtige Suggestion, vor allem aber die Frucht mehrhundertjähriger Volkserziehung.

Franz Josef war eine durchaus kühle Natur. Seine Gefühle konnten den zündenden Funken für das Empfinden anderer nicht bilden. Auch seine geistigen Fähigkeiten waren nicht überragend, und die

Erfolge seiner Regierungszeit wurden durch die Mißerfolge oftmals in den Schatten gestellt. Trotzdem diese begeisterte Ergebenheit seiner Völker, die stets wieder auflebte und ihn bis zum Schluß seiner fast siebzigjährigen Regierung begleitete. Die Untertanen der versunkenen Monarchie hatten eben ein mächtiges Autoritäts- und Begeisterungsbedürfnis, sowie einen religiösen, dem Transzendentalen zustrebenden Sinn! —

Gleich bei meinem ersten Vortrag meldete ich dem Kaiser, daß ich an die effektive Ausgestaltung des neuen Wehrgesetzes mit einer wichtigen organischen Schöpfung herantrete: die endgültige Lösung der Unteroffiziersfrage. Es erscheint vielleicht unglaublich, war aber doch so, daß man zur zweijährigen Dienstzeit gelangen wollte, ohne vorher ein tüchtiges, verläßliches und genügend zahlreiches Berufsunteroffizierskorps geschaffen zu haben. Was sich meine Vorgänger und die Landesverteidigungsminister gedacht, weiß ich nicht. Tatsache war, daß man nichts anderes versucht hatte, als ausschließlich im Wege seinerzeitiger Zivilanstellung den Anreiz zu einer freiwilligen Fortsetzung des aktiven Dienstes zu bieten. Man ahmte da wieder ängstlich das Beispiel Preußen-Deutschlands nach, ohne mit der großen Verschiedenheit der kulturellen und staatlichen Grundbedingungen zu rechnen. Der naheliegende Gedanke, daß der Unteroffizier der Hauptsache nach wieder das werden sollte, was er früher gewesen, in das er sich von Jugend an hineingedacht hatte, war merkwürdigerweise niemandem beigefallen. Nach eingehendsten Studien und Erhebungen, wobei auch die Erfahrungen und Lehren der Aus- und Rückwanderung mit den daraus resultierenden personellen Ersparnissen in Betracht gezogen wurden, kam ein Schlüssel für eine Kapitalsabfertigung zustande, der dem austretenden Unteroffizier eine genügendes Betriebskapital zuführte und das Budget nicht zu sehr belastete. Nach diesem Modus gab's Berufsunteroffiziere als Anwärter auf Zivilanstellungen mit geringer Abfertigungssumme und solche, die auf staatliche oder private Dienstposten nicht reflektierten, dafür aber eine relativ bedeutende Abfertigungssumme erhielten. Für die vielen komplizierten und schwierigen Erhebungen fand ich an dem Vorstand der zweiten Abteilung, Oberst Aust, einen ganz vortrefflichen Mitarbeiter.

Ich hatte große Mühe, diese Aktion durchzusetzen. Die Ministerkollegen waren diesmal zwar nicht allzu bockig, da sie schließlich einsahen, daß die Durchführbarkeit der Wehrreform davon abhänge. Somit beruhigten sie ihr „auf den Schönaichschen Pakt" eingeschworenes Gewissen, um so mehr als die Kosten noch in den Rahmen dieses Paktes fielen. Dafür kamen die militärischen Autoritäten mit Be-

denken und Kopfschütteln. Besonders gegen die Schaffung einer höheren Unteroffizierscharge, „Stabsfeldwebel" und Gleichgestellte, machte sich ein völliger Widerstand geltend, der eigentlich vom Thronfolger, beziehungsweise dessen Militärkanzlei, ausging. Doch just um die Kreierung dieses Postens, der zweifelsohne sehr begehrt werden mußte und sogar eine Offiziersstelle bei den Unterabteilungen verfügbar machte, war's mir in erster Linie zu tun. Ich ließ nicht locker, kämpfte ein ganzes Jahr und erlebte die Genugtuung, bei meinem letzten Vortrag — knapp vor der Demission — die vollständige Finalisierung der Aktion dem Kaiser melden zu können.

Der Erfolg dieser Aktion war ein durchschlagender. Schon im ersten Jahr des Bestehens der Verordnung, die allerdings schon die Unterschrift meines, stets vom Glück gehobenen Nachfolgers trug, belief sich die Zahl derjenigen, die sich freiwillig zum Weiterdienen gemeldet, auf einige Tausend. Im Weltkrieg bewährten sich die Stabsunteroffiziere auf das glänzendste. Nahezu ohne Ausnahme mit der goldenen Tapferkeitsmedaille dekoriert, erwiesen sie sich als vorzügliche Zugs-, ab und zu sogar Kompanieführer. Leider fanden zahllose unter ihnen durch ihr militärisches Pflichtgefühl den Tod oder erlitten schwere Verwundungen.

Einige Tage nach dem ersten Referat fuhr ich nach Wiener-Neustadt, wo mein Akademiejahrgang das 40jährige Ausmusterungsjubiläum feierte. Von den 90 jungen Männern, die vor vier Dezennien aus dem Hause in die Welt gestürmt waren, standen noch 60 im Leben. Zwei Minister — Georgi und ich —, der Chef des Generalstabes — Conrad —, und ein Armeeinspektor — Schödler — ließen erkennen, daß unserm Jahrgang das Glück hold gewesen, insoweit es durch Erklimmen der militärischen Hierarchie repräsentiert wird. Der einstige Jahrgangserste aber, der natürlich den Vorsitz führte, war als Major aus dem aktiven Dienst getreten.

Ich reiste nach Budapest, um mich der dortigen Regierung vorzustellen. Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary, den ich von früher kannte, kam mir in der ihm eigenen herzlich scheinenden Art entgegen. Selbstverständlich kehrte auch ich meine liebenswürdigste Seite heraus, ließ aber gleich durchschimmern, daß der materielle Zustand der Armee eine besondere Beachtung verdiene, weil er ungenügend und rückständig sei. Auch den alten, einst vielgenannten General Baron Fejervary suchte ich auf. Er war auf seine Landsleute nicht gut zu sprechen und sah der Zukunft sorgenvoll entgegen, was zu seiner heiteren Lebensauffassung im Widerspruch stand. Dann ging ich ins Parlament, der Boden meiner künftigen Kämpfe. Dabei geleiteten mich einige Abgeordnete in charmanter Weise, allen voran

Dr. Szüllö. Mit meinem Kollegen, dem Landesverteidigungsminister Hazaj, konferierte ich lange, und wir einigten uns fast in allen Fragen. Erst kürzlich zum Feldmarschalleutnant ernannt, überdauerte er mich durch die Gunst des Monarchen nicht nur als Minister, sondern auch in der militärischen Karriere, wo er es leichten Weges zum Generalobersten brachte.

Mein Budapester Besuch wurde in der ungarischen Presse lebhaft kommentiert. Da es sich um meine Person handelte, natürlich nicht in wohlwollender Weise.

Durch die vielfachen Preßangriffe und in Würdigung des großen Einflusses der Presse, faßte ich den Entschluß, in meinem Ministerium ein Preßbüro einzurichten. In allen anderen Armeen waren solche tätig, um die öffentliche Meinung aufzuklären, so weit wie möglich zu lenken und um mit der Journalistik in Verkehr zu treten. Überdies beabsichtigte ich, für die Armee selbst, für Militärschulen, Unteroffizierkasinos, zur Lektüre der Mannschaft, eine Literatur zu gründen durch Ausforschung und Redaktion passender Bücher und Schriften. Zum Leiter dieses Büros wählte ich den als Militärkritiker und Schriftsteller bekannten Oberstleutnant des Generalstabes von Hoen und teilte das Büro in eine spezifische Preß- und in eine literarische Abteilung ein. An Arbeitskräften mangelte es nicht, da in der Armee viele Schriftsteller zu finden waren. Bartsch, Kapus, Rudolf Jeremias Kreutz (Križ), Auer von Waldborn u. a. erfreuten sich schon damals eines weitgehenden Rufes. Diese Schöpfung, sowie die ihr dienende „Militärische Rundschau" wurde vom ersten Moment an heftig bekämpft. Der größte Teil der Presse sah darin eine unerwünschte Konkurrenz, desgleichen die Preßbüros der anderen Ministerien, speziell jenes des Ministeriums des Äußern und des ungarischen Ministerpräsidiums. Daher erlebte ich mit dem Büro wenig Freude, wohl aber viel Verdrießlichkeit, die oft von den allermaßgebendsten Stellen ausging. So konnte ich die Sache nicht genügend stützen, und da ich just in jener Zeit auch mit so vielfachen andern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ließ ich schließlich eine Restrinktion dieses Büros zu.

Am 20. Oktober fuhr ich mit Krobatin und den obersten Vertretern der Artilleriesektion auf das Steinfeld bei Wiener-Neustadt zur Besichtigung des in Erprobung stehenden 30,5 cm-Mörsers und der mit Schutzschilden zu versehenden altartigen Feldhaubitzen.

Dieser Tag bildete einen ganz besonderen Markstein, sowohl für meine ministerielle Tätigkeit, als auch für die Ausgestaltung der Artillerie. Daher will ich die Umstände, die mich damals zu tiefgreifenden und folgenschweren Entschlüssen bewogen, näher schildern.

Schon vor Übernahme des Portefeuilles hatten meine Beobachtungen zu den schwersten Besorgnissen über den Bestand und die Ausrüstung der Artillerie geführt. Als ich den wirklichen Stand der Dinge genauer kennen lernte, war ich geradezu entsetzt. Ich behaupte mit aller Bestimmtheit, daß, seitdem die Armee existierte, die Artillerie, die einst so berühmte österreichische Artillerie, noch nie in einer relativ so ungünstigen und minderwertigen Verfassung war, wie im Herbst 1911! Im vollen Bewußtsein, daß ich damit einen Vorwurf gegen all jene erhebe, die diesen Zustand belassen und nicht mit allen Mitteln bekämpft hatten, kann ich dennoch davon nichts zurücknehmen, kann nur darauf hinweisen, daß trotz der umfangreichen Vermehrung, die ich im Laufe meiner kurzen Ministertätigkeit selbstverantwortlich vornahm, die Artillerie im ersten Teil des Krieges der russischen und serbischen Artillerie gegenüber einfach inferior war.

Zur Illustration einige Daten: An Feldartillerie besaßen wir per Infanteriedivision zur Not 36 Geschütze gegen 48 bei den Russen, 54 bei den Serben und 72 bei den Deutschen. Von diesen 36 Geschützen waren nur 24 moderne Feldkanonen mit Rohrrücklauf und Schutzschild. Doch waren auch diese modernen Kanonen jenen der anderen Staaten in ballistischer Hinsicht, namentlich bezüglich der Portée unterlegen[1]). Die 12 Feldhaubitzen wiesen aber — bei ziemlich günstigen ballistischen Verhältnissen — eine ganz antiquierte Konstruktion auf, da sie weder eine Schnellfeuervorrichtung noch Schutzschilde hatten. Das ist um so verwunderlicher, da sie im Jahre 1901 eingestellt wurden, also zu einer Zeit, in der bei den andern Armeen die Einführung von Schnellfeuergeschützen zum mindesten bereits im Gange war.

An schwerer Feldartillerie waren (1911) schwere Haubitzdivisionen (per Korps eine) teils aufgestellt, teils en cadre. Doch auch diese Divisionen führten altes, aus dem Jahre 1880 stammendes Material, das weder mit Schutzschilden noch mit einer Schnellfeuervorrichtung versehen war. An Gebirgsartillerie gab's eine bescheidene Anzahl (10) Gebirgsartillerieregimenter zu 6 Batterien à 4 Geschützen, nach drei verschiedenen Modellen. Nur die Gebirgshaubitzen repräsentierten ein nach modernen Prinzipien konstruiertes Geschütz.

An Belagerungsartillerie besaß die Armee 24 cm-Mörser mit Autozug und 12 cm-Kanonen, die im allgemeinen wohl leistungsfähig

[1]) Ursache war das starre Festhalten an der Geschützbronze, die nicht jene brisanten Triebmittel vertrug, die zur Erreichung einer größeren Portée nötig gewesen wären. Dem lagen wieder — politische Motive zugrunde, von denen noch gesprochen werden wird.

waren, doch nur eine sehr geringe Manövrierfähigkeit hatten und speziell gegen moderne Panzerkuppeln fast gar keine Wirkung äußerten. Schließlich standen noch als Verteidigungsgeschütze die alten eisernen Wahrendorfkanonen aus dem Jahre 1860 (!) in Verwendung, die eine Maximalportée von 4 Kilometern besaßen!

In diesem Zustande fand ich die Artillerie. Hierzu im Schreibtisch des Ministers einen Wunschzettel, auf dem die notwendigsten Ausgestaltungen verzeichnet und mit 180 Millionen berechnet waren. Diese Summe war aber in dem gewissen — früher erwähnten — und auf fünf Jahre lautenden Pakt nicht eingestellt, so daß an deren budgetmäßige Einbringung nicht vor dem Jahre 1916 zu denken gewesen wäre!

Die Erkenntnis dieser Tatsachen löste in mir ein völliges Entsetzen aus. Und noch heute kann ich mich in den Gedankengang jener Männer nicht hineindenken, denen die Organisation der Artillerie oblag.

Als ich eine dieser artilleristischen Koryphäen fragte, wie der Stand der Dinge so werden konnte und wie man sich unsere Armee eventuell auf russischen Schlachtfeldern gegen russische Massenartillerie vorstelle, wurde mir die Antwort, daß man im Laufe des letzten Jahrzehntes vor allem den italienischen Kriegsschauplatz vor Augen hatte, auf dem die topographischen Verhältnisse — nach damaligen Ansichten — einer Artilleriemassenentfaltung ungünstig seien! Eine treffliche Illustration des „Vertrauens" zu unserm Bundesgenossen, das aber — leider — nur die Militärs beseelte, wohl aber auch der fast unbehebbaren Schwierigkeiten, vor die das alte Reich infolge seiner geographischen Lage gestellt war.

Bei meinen weiteren Erhebungen wurde mir die Meldung erstattet, daß die Erprobung eines neuen, bei Skoda konstruierten 30,5 cm-Mörsers im Gange sei. Um mich von der Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit dieses Geschützes zu überzeugen, fuhr ich — wie erwähnt — aufs Versuchsfeld.

Ohne Artillerietechniker zu sein, war ich von der ins Auge springenden Vorzüglichkeit dieses Geschützes durchdrungen, um so mehr, als es eine ausgezeichnete Manövrierfähigkeit besaß und daher eine Verwendbarkeit auch im Feldkrieg erhoffen ließ. Noch am Schießplatz reifte mein Entschluß, das Geschütz unter allen Umständen, unbekümmert um alle Hindernisse, sofort einzuführen, beziehungsweise anzuschaffen, sobald alle wichtigen Konstruktionsdetails festgestellt sein würden. Dagegen führten die Projekte zur Modernisierung der Feldhaubitzen zu keinem Resultate, und ich erkannte, daß diese Frage nur durch ein ganz neues Modell gelöst werden könne.

Solch ein Modell war dann im Spätsommer des nächsten Jahres — bei Skoda — konstruiert. Nach meiner Demission wurde jedoch die ganze Frage erneut zur Diskussion gestellt, und nach mancherlei Schwankungen kam im Sommer 1914 ein mit schwacher Majorität gefaßter Kommissionsbeschluß zustande, der die Annahme eines von der Rheinländischen Metallfabrik Erhardt konstruierten Modells empfahl. 14 Tage später brach der Krieg aus, und unsere Artillerie mußte mit den alten Haubitzen ins Feld ziehen. Erst während des Krieges wurden moderne Stahlgeschütze eingestellt und zwar doch nach dem System Skoda. Natürlich gelangten diese erst im Winter 1914—1915 zur Einstellung. Nach dieser Darstellung wird jedermann meinen früheren Ausspruch berechtigt finden und auch erkennen, daß unsere Artillerie — im ersten Teil des Krieges — der gegnerischen nicht gewachsen sein konnte.

In den letzten Oktobertagen fand eine gemeinsame Ministerkonferenz zur Erledigung des Budgets für 1912 statt. Aehrenthal entwickelte sein Exposée über die äußere Lage. Darin wurde die Aktion Italiens gegen Tripolis zur Sprache gebracht. Doch im übrigen waren seine Worte nicht kalt, nicht warm, daher nicht sonderlich geeignet, mir als Stütze für meine Mehrforderungen zu dienen. Gleichwohl brachte ich sie ein und stellte in längerer Rede unsere militärische, in erster Linie unsere artilleristische Situation dar, um daraus die Notwendigkeit einer baldigen Sanierung zu deduzieren. Doch der Liebe Müh' war umsonst. Die Minister, vor allem die ungarischen, klammerten sich an den Schönaichschen Pakt, über den sie absolut nicht hinausgehen wollten. Da ich aber annahm, daß meine Darlegungen doch einen gewissen Eindruck gemacht hatten, so hoffte ich, daß bei einem nochmaligen Appell die eiserne Notwendigkeit siegen und ich in Gelegenheit kommen werde, zum mindesten die allerdringendsten artilleristischen Mehrforderungen im budgetmäßigen Wege decken zu können. Unter dieser Voraussetzung und unter dem Zwang der Umstände ließ ich zunächst die unbedingt notwendige Vorbestellung bei Skoda bewirken.

Indessen war von den Korpskommanden an der italienischen Grenze eine Reihe von Berichten eingelangt, nach denen die Truppenunterkünfte in den kleinen, an die Grenze vorgeschobenen Stationen alles zu wünschen übrig ließen. Überdies wuchsen auch die Anforderungen des Chefs des Generalstabes bezüglich der Festungsbauten an der Südwestfront von Tag zu Tag, so daß keine Möglichkeit bestand, dieselben zu realisieren. Nach dem Schönaichschen Projekt waren hierfür wohl 15 Millionen vorgesehen, die aber auf einen Zeitraum von fünf Jahren verteilt und für alle Fronten der Monarchie

bestimmt waren. Damit standen die Forderungen des Generalstabes in diametralem Gegensatz. Dieser berief sich hierbei auf die vom italienischen Parlament bereits bewilligte Quote von 30 Millionen Lire, die innerhalb von zwei Jahren angesprochen werden konnte und tatsächlich nur für Befestigungen an der österreichischen Grenze zur Verwendung gelangte.

Ich entschloß mich, diese Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren, und bereiste, auch einem Wunsche des Kaisers entsprechend, in forcierten Touren die Tiroler Fronten. Der Anblick belehrte mich, daß unsere Fortsbauten wohl recht gut und nach modernen Prinzipien angelegt vorwärts schritten, er belehrte mich aber auch, daß die italienischen Befestigungen baulich weiter fortgeschritten und weit zahlreicher und stärker armiert waren als die unseren.

Nach vielfachem Überlegen kam ich zu dem Entschluß, dem Bau- und Schöpfungseifer des Generalstabes doch nur in engen Grenzen nachzukommen. Hierzu veranlaßte mich die Überzeugung, daß es mir ganz unmöglich sein würde, zu den geplanten Budgetüberschreitungen noch neue hinzuzufügen. Erstere bezogen sich auf die Schaffung lebender Kampfmittel, namentlich artilleristischer Natur, besaßen daher unter allen Umständen einen positiven Wert. Zu diesem Zweck den Pakt meines Vorgängers zu lösen, selbst zu brechen, hielt ich mit meinem Gewissen, vor allem mit meiner Verantwortlichkeit noch vereinbar. Nicht so, wenn es sich um Beschaffung toter Kampfmittel handelte, deren Wert nur ein relativer war und die noch den Nachteil mit sich gebracht hätten, daß sie im Anfangsstadium des Krieges einen beträchtlichen Teil der mobilen Kampfkräfte gefesselt haben würden. Dafür plädierte ich kräftigst für umfangreiche Kommunikationsbauten und besonders für die baldigste Ausgestaltung der Aufmarschbahnlinien.

Bezüglich der Truppenunterkünfte und sonstiger Meliorationen wurde alles Erreichbare bewilligt, und in dieser Hinsicht fand ich beim Kommandanten des III. Korps, dem leider viel zu früh verstorbenen Feldzeugmeister Baron Leithner, einen ebenso rührigen wie geschickten Interpreten meiner Wünsche und Ideen.

Es ist begreiflich, daß ich mich gelegentlich dieser Reise auch über all die sonstigen militärischen und politischen Verhältnisse eingehendst informierte. Was ich hierbei sah, war großenteils nicht erfreulich. Seitens der Behörden fand ich gerade noch zur Not jenes Entgegenkommen, das sie einem der höchsten staatlichen Funktionäre schuldeten. Seitens der Bevölkerung aber, insoweit sie der Intelligenz oder Halbintelligenz angehörte, eine kaum verhüllte Animosität, dafür aber überall Anzeichen einer rührigen irredentistischen Wühlarbeit.

Am Gefechtsfeld von Bezecca z. B., wo 1866 die Garibaldianer von den Unsrigen tüchtig verhauen wurden, fand ich das einfache aber stimmungsvolle Denkmal in recht verletzender Art besudelt und mit Epigrammen versehen. Drolligerweise wurde dabei auch die tripolitanische Aktion in schwungvollen Versen verhimmelt, obwohl just damals die beutesuchenden Italiener nichts als Mißerfolge einheimsten. Dem Ortsvorstand und dem Kuraten gegenüber, auf dessen Grund und Boden das Denkmal stand, äußerte ich unverhohlen meine Empörung, die diese de- und wehmütig entgegennahmen. Dagegen überraschten mich an mehreren Orten Deputationen der verstreut liegenden deutschen Gemeinden, einmal auch Ladiner, mit treuherzig vorgebrachten Loyalitätsbezeugungen. Sie ließen sich auch weidlich über die „Signori" aus, während sie über die welschen tirolischen Nachbargemeinden meist nur Gutes zu sagen wußten. Doch eine Stimme herrschte darüber, daß wir jenseits der Grenze mit einem ausgesprochenen, künstlich gezüchteten Haß zu rechnen hätten.

In Trient lag damals das Infanterieregiment Nr. 28 in Garnison, dessen Inhaber der König von Italien war, und in das ich, fast auf den Tag genau, 40 Jahre früher als Leutnant eingetreten war. Ich nahm die Einladung des Offizierskorps zu einem Abendessen gerne an. Viele klingende Ansprachen wurden gehalten, und mein treues Gedächtnis feierte Erinnerungen. Drei Jahre später bildete dieses Regiment einen Bestandteil meiner Armee und schlug sich wacker in der Schlacht bei Komarów.

Der verschiedensten Eindrücke voll, kehrte ich nach Wien zurück und warf mich auf die daraus resultierenden Erwägungen und Arbeiten.

Dies hinderte mich jedoch nicht, mit meiner Frau in die gesellschaftliche Welt zu treten. Die Gunst des Thronfolgers, die die Legende noch vergrößerte, verbunden mit den Antezedenzien meiner Ernennung, ließen uns der Wiener Gesellschaft interessant erscheinen. An den Empfangstagen füllte sich mein Arbeitszimmer, später auch unser Salon mit Besuchern, Petenten und sonstigen Personen und Persönlichkeiten, vielfach auch solchen, die etwas haben wollten oder eine Fürsprache bei Franz Ferdinand erbaten. Wir waren raschestens emporgehoben, und ich war der „providentielle Mann" geworden.

Alle Erzherzoge meldeten sich beim Kriegsminister. Es kamen die Botschafter, Gesandten und Militärattachées, und es kam auch nicht selten der erste Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Montenuovo. Nicht meiner schönen Augen wegen —, wohl aber, um seinem Allerhöchsten Herrn über mich zu berichten und um — die Gardeabteilungen vom Hofärar abzutrennen.

Es kamen die Chefredakteure der meisten großen Zeitungen, vor allem Benedikt von der „Neuen Freien Presse". Mit ihm, als dem Vertreter einflußreicher Kreise, stand ich später längere Zeit in Fühlung und in halbdienstlichem Verkehr. Benedikt, mit stupendem Gedächtnis und fabelhafter Belesenheit, repräsentierte den Leitartikler eigener Schule. Ein wandelndes Lexikon, flossen ihm Bilder und Vergleiche nur so aus der Feder. Seine Arbeitskraft und journalistische Leistungsfähigkeit, wohl aber auch sein Verständnis waren erstaunlich, nicht minder seine Versatilität, die ihn in geschickter Art Menschen und Verhältnisse in verschiedenster Beleuchtung darstellen ließ. Ich bin objektiv genug, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er durch $3^1/_2$ Jahre unentwegt an meiner Seite festhielt und sich während dieser Zeit durch mein oft wechselndes Geschick nicht beirren ließ. Dann aber, als das Schicksal mit elementarer Gewalt mich an den Rand des Verderbens bringen wollte, blieb er zurück. Dafür stellte sich Professor Singer von der „Zeit" um so fester an meine Seite, je höher die Wogen meines Lebensschicksales brandeten, und seine gewandte Art, sowie seine intimen Beziehungen zum Prinzen Ludwig Windischgraetz waren mir eine wertvolle Hilfe in den Kämpfen, die ich gegen alles, was Macht hatte, führen mußte. Fast ausnahmslos feindlich gesinnt waren — wenigstens im Anfang — die ungarischen Blätter, besonders jene der Regierungsseite.

Und unter den Besuchern stellte sich eines Abends in ganz zwangloser Weise der deutsche Botschafter, Herr von Tschirschky, ein, unzweifelhaft mit der bestimmten Absicht, den neuen Kriegsminister, der die öffentliche Meinung mehr als gewöhnlich beschäftigte, persönlich kennen zu lernen. Wie stets offenherzig, machte ich auch bei dieser Gelegenheit aus meinen politisch-militärischen Anschauungen kein Hehl. Beim ersten Gedankenaustausch gab ich meiner Überzeugung Ausdruck, daß wir mit der ganzen Welt zu kämpfen haben würden. Nur bezüglich der Kräftegruppierung war er ein wenig optimistischer als ich. Ansonsten hatten wir aber dem Wesen nach identische Ansichten. Diese Identität blieb auch weiterhin bestehen, und die häufigen Aussprachen, die durch meine Demission als Minister nicht unterbrochen, sondern nur noch lebhafter und unbefangener wurden, zeitigten eine aufrichtige Freundschaft, an der auch der Botschafter in wahrhaft deutscher Treue festhielt. Auch dann, als geschickte Intrigantenhände mich verderben wollten, und die meisten Freunde und Kameraden sich scheu zur Seite drückten, um abzuwarten oder — sei's offen, sei's heimlich — sich als Feinde zu entpuppen. Er stand zu mir und gewährte mir hierdurch eine moralische Unterstützung, die nicht hoch genug anzuschlagen war. Ich

bekenne offen, daß ich seit dem Heimgang meines Bruders Franz niemandes Scheiden so schmerzlich empfand, als das Scheiden auf ewig vom Botschafter des Deutschen Reiches, an dessen Bahre ich just an dem Tage stand, da ich diese Zeilen niederschrieb. Und wenn es ein geistiges Wiedersehen gibt, mit ihm würde es mir Erhebung bedeuten. —

In den Novembertagen mußte ich auch von meinem Freunde Brosch Abschied nehmen, wenngleich zunächst noch nicht für immer. Oberst von Brosch trat auf seine Bitte von seinem Posten als Vorstand der Militärkanzlei des Thronfolgers zurück und wurde durch Oberst Dr. Bardolff ersetzt.

Bardolff, ein ausgezeichneter Offizier, der sich auch im Weltkrieg hervorragende Verdienste erwarb und eine dominierende Stellung einnahm, besaß gründliches Wissen, große Befähigung und nicht zuletzt die Kunst, mit dem nicht leicht zu behandelnden Erzherzog zu verkehren. Vielleicht gebrauchte er nicht stets die besänftigende, das Sachliche hervorkehrende Stimme, deren der ohnedies temperamentvolle Erzherzog so sehr bedurfte und die Brosch stets zum Wohl der großen Sache angewendet hatte. Sehr ehrgeizig, war der neue Flügeladjutant bestrebt, seine Person zur Geltung zu bringen. Sein Einfluß wurde mit der Zeit groß, wenngleich Franz Ferdinand bis zu seinem Tode in wichtigen Angelegenheiten die Ansicht Broschs einholte. Welch ein Unglück, daß er sie nicht auch vor Antritt der verhängnisvollen Sarajewoer Reise anhörte!

Als Brosch sich zur Abschiedsmeldung bei mir einfand, wußte er zu berichten, daß an Allerhöchster Stelle eine Änderung in der Leitung des Generalstabes beschlossen sei, und Schemua an Stelle Conrads kommen sollte. Dieser Personenwechsel hatte folgende Vorgeschichte:

Wie schon erwähnt, bestanden zwischen Aehrenthal und Conrad große Differenzen bezüglich der Ziele der äußeren Politik: Conrad zweifelsohne kriegerisch gesinnt, Aehrenthal für den Frieden quand même! Diese Gegensätze spitzten sich bei Beginn des italienischen Eroberungszuges gegen Tripolis aufs äußerste zu. Conrad wollte die sich einstellenden erheblichen Schwierigkeiten Italiens benützen, um mit diesem höchst unsicheren Bundesgenossen endgültig abzurechnen. Aehrenthal wollte dagegen die Bundesgenossenschaft unbedingt wahren, d. h. bei einer Politik bleiben, von deren vogelstraußartigem Charakter er im Innern vollkommen überzeugt sein mußte. Anfang November verfaßte Conrad für den Kaiser ein eingehendes Memorandum, darin er in scharfer Weise die Politik Aehrenthals seit dem Abschluß der Annexionskrise besprach und kurz und bündig den Angriff auf Italien forderte. Für mich wäre es am klügsten ge-

wesen, mich in diesen Streit nicht einzumengen. Ich wußte auch, daß mir daraus nur Unannehmlichkeiten erwachsen würden. Andererseits fühlte ich mich als verantwortlicher Chef der Militärverwaltung moralisch verpflichtet, zu einer derartigen kardinalen Frage Stellung zu nehmen. Das Schweigen schien mir wie ein Auskneifen in einem Momente, wo sich vor meinen Augen eventuell eine Hauptstaatsaktion entspinnen mußte oder neue politische Wege eingeschlagen werden sollten. Aus dieser Überzeugung entstand der Immediatbericht vom 20. November 1911, dessen Kopie in Beilage 2 ersichtlich ist. *Beilage 2*

Ich war alles eher als kriegslustig. Nicht aus Pazifismus oder Quietismus, wohl aber aus der militärpolitischen Ansicht heraus, daß der Krieg schließlich das ernsteste und folgenschwerste Wagnis der Menschen und Staaten bedeutet, darauf man sich nur im alleräußersten Fall und nur dann einlassen darf, wenn die ponderabilen Werte zum mindesten auf Chancen weisen. In dem damaligen Zeitpunkt standen sie aber einfach schlecht. Allerdings unter der Voraussetzung, daß aus dem Kriege mit Italien sich automatisch der allgemeine Krieg entwickeln würde, was mir als tote Gewißheit schien. Von da ausgehend, konnte ich mich mit kriegerischen Abenteuern wohl nicht einverstanden erklären, mußte aber doch darauf hinweisen, daß das Bundesverhältnis mit Italien (so wie es seitens Italiens tatsächlich eingehalten wurde) direkt schädlich sei. Dabei kam es mir auch darauf an, bei Klarlegung der Gefährlichkeit unserer politischen Situation die Regierungskreise und die Bevölkerung zu größerer Beachtung der eigenen militärischen Verhältnisse und Vorsorgen zu veranlassen. Mit dem ewigen Herauskehren der supponierten Festigkeit unserer Bündnisse wurden doch stets alle geplanten Kraftanstrengungen unterbunden, in erster Linie in Ungarn, wo man dem Bündnis mit Italien direkt eine perverse Sympathie entgegenbrachte.

Conrads und meine Darlegungen gingen dem auf den Dreibund eingeschworenen Minister des Äußern wider den Strich, und da der Kaiser ihm Conrads Denkschrift und meine Stellungnahme hierzu überwies, kam's zum Konflikt. Zunächst erfolgte eine scharfe Auseinandersetzung zwischen Aehrenthal und mir, wobei der schon sichtlich kranke Staatsmann mir Vorwürfe über meine unkollegiale Haltung machte, die ich aber refüsierte, da ich doch in den wichtigsten Interessen des Staates handelte. Nach erregter Konversation gingen wir ohne Gruß auseinander. Ich mit dem Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, er wohl mit der Absicht, es auf ein Entweder-Oder ankommen zu lassen. Am liebsten dürfte ihm der Rücktritt von Conrad und

mir gewesen sein. Das ging aber nicht an, weil Franz Ferdinand[1]) sich vollständig auf meinen Standpunkt stellte, da auch er eine beschleunigte und intensive Rüstung bei Forterhalt des Friedens anstrebte. So glitt denn Conrad vom Posten des Chefs des Generalstabes auf jenen eines Armeeinspektors hinüber, wobei ihm alle äußerlichen Ehren, vor allem das Großkreuz des Leopoldordens, zuteil wurden.

Dieses Vorkommnis erregte allgemeines Aufsehen, was mich zu einem Communiqué veranlaßte, darin in ruhiger, sachlicher Art die Notwendigkeit eines zeitweiligen Personalwechsels erklärt wurde. Doch auch der Chef der Militärkanzlei des Thronfolgers verfaßte in diesem Belange einen mit vielfachen Aperçus versehenen Artikel, den die Zeitungen sensationell brachten. Die Verärgerung, die daraus entstand, mußte aber ich, der verantwortliche Minister, tragen, da ich die Kanzlei des Thronfolgers nicht preisgeben durfte. Dies gab meinen Widersachern wieder willkommene Veranlassung, beim Träger der Krone gegen mich zu schüren, was um so bedauerlicher war, als gerade in den vorhergegangenen Tagen meine rastlosen Bemühungen doch ein gewisses Vertrauen zu mir ausgelöst zu haben schienen.

Ich spreche in diesen Blättern wiederholt von Conrad von Hötzendorf. Doch bei der geschichtlichen Bedeutung, die ihm zukommt, und unter Berücksichtigung der prädominanten Stellung, die er in der Armee, im Staate, ja in ganz Europa im Weltkriege einnehmen sollte, halte ich es für richtig, in kurzen Strichen ein Gesamtbild dieser Persönlichkeit zu bieten.

Jedermann, ob er ihm nun freundlich oder mißgünstig gesinnt ist, muß zugeben, daß Conrad von Hötzendorf ein Mann ist, dessen geistige Qualitäten weit über das Mittelmaß gehen. Und da er sie alle in die Richtung der militärischen Vervollkommnung gelenkt, erreichte er darin eine hohe Stufe. Die Objektivität gebietet zu sagen, daß er wohl kaum von einer der andern in Betracht kommenden Persönlichkeiten übertroffen wurde. Glühenden Ehrgeizes voll, wußte er denselben zu verbergen, wie ihm überhaupt nichts ferner als Anmaßung lag, wiewohl ihm auch Eitelkeit eigen war, wenn sie sich auch äußerlich nicht oder wenigstens nur selten kundgab. Charakter und Geist sind bei ihm nicht im Einklang. Letzterer ist der stärkere Teil, was für einen ausübenden Militär, insbesondere in so überragender Stel-

---

[1]) Dem Erzherzog ging der Rücktritt Conrads nahe. Er opponierte beim Kaiser heftig, konnte aber eine Änderung nicht bewirken. Mich sofort zu sich entbietend, empfing er mich mit den zwar scherzhaft gesagten, doch immerhin charakteristischen Worten: „Ich habe Sie hergebeten, um meinen Schmerz an Ihrem Busen auszuweinen!"

lung, nicht von Vorteil ist. Gewiß, er konnte auch hart, selbst eigensinnig und rücksichtslos sein, wenn es sich um die Verfolgung sachlicher und persönlicher Ziele handelte. Es fehlte ihm aber die ruhige Konsequenz, und oft dachte er sich in eine Sentimentalität hinein, die er vielleicht gar nicht sehr tief empfand, in der er sich aber gefiel und von der er sich oft leiten ließ.

In den militärischen Wissenschaften tief bewandert, schuf er sich selbst ein System und galt namentlich auf taktischem Gebiete unbestritten als Autorität. Doch just darin kann ihm die Anerkennung nicht vorbehaltlos zuerkannt werden. Wenngleich seine Grundsätze durchaus richtig waren, übertrieb er in praxi das offensive Prinzip, wodurch Oberflächlichkeit in die taktische Detaildurchführung hineingebracht wurde, die mit der Waffenwirkung höchst summarisch verfuhr. Dies übertrug sich in progressiver Weise auf alle Mitglieder des Generalstabes und hierdurch auf die ganze Armee. So kam's, daß die Manöver trotz ihrer Freizügigkeit alles eher denn ein Spiegelbild des Ernstfalles boten und mit der an den militärischen Schulen gelehrten Theorie nicht im Einklange standen; erst die harte Opfer fordernde Schule des Krieges wies hier die richtigen Bahnen.

Der Einfluß, den Conrad in szientifischer und technischer Hinsicht auf den Generalstab nahm, ließ zweifellos dem Fortschritt freien Weg. Sonst aber, vor allem in charakterlicher Hinsicht, entwickelte sich der Generalstab nicht im guten Sinne, und speziell die von Conrad zugelassene geheime Qualifikation und diskrete Berichterstattung förderte die ohnehin bestandene Neigung zu Einflüsterung und Hinterträgerei. Dies lag gewiß nicht in Conrads Absicht; doch die nimmermüde Ehrsucht und die Streberei, von der so viele Mitglieder des Korps erfüllt waren, sahen darin die geeignetste Bahn, das gewünschte persönliche Ziel rasch zu erreichen. Daraus entstanden große sachliche Schäden, die sich besonders im Weltkriege geltend machten. Eine Reihe von Mißgriffen, großenteils hervorgerufen durch die dem Generalstab zur Gewohnheit gewordene Eigenbrödelei, waren direkt darauf zurückzuführen. Auch in der Wahl seiner Mitarbeiter hatte Conrad nicht immer Glück, was er letzten Endes an sich selbst erfahren mußte. Die ihn umgebende und ihn immer mehr einschnürende, in allen hohen Kommanden verästelte Clique, war in der ganzen Armee ebenso unbeliebt wie gefürchtet; späterhin — im Kriege — auch von einer schier unbeschränkten Machtfülle.

Über Conrad von Hötzendorfs Wirken und Ziele, über seine Erfolge und Mißerfolge geben diese Zeilen meiner Meinung nach vollkommen objektiv Auskunft. Und ich würde wünschen, daß dieselbe

Objektivität auch in allen andern offiziellen und privaten Darstellungen obwalten möge, die sich mit dieser geschichtlichen Persönlichkeit befassen und befassen werden. Vor allem darf nicht verkannt werden, daß noch selten ein Mann in so schwierige Lage gestellt wurde wie er, und daß er wiederholt die Konsequenzen aus Situationen ziehen und tragen mußte, die gegen seinen Willen und gegen seinen Rat entstanden waren. Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß er Großes leistete, und daß ihm eine Reihe glücklicher Improvisationen zu danken war. Sein Wollen und Bestreben standen aber nicht immer im Einklang mit den zu Gebote stehenden Mitteln, auch wurde ihm wiederholt nicht jene Unterstützung geleistet, auf die zu hoffen er berechtigt war.

Conrad war von der Überzeugung durchdrungen, daß dem Staate eine kriegerische Auseinandersetzung nicht erspart bleiben würde, wenn das Reich sich nicht freiwillig den Todesstoß geben wollte. In dieser Überzeugung trat der Chef des Generalstabes für eine solche Auseinandersetzung ein, als die inner- und außenpolitische Situation ihm hierfür am günstigsten schien. Daraus kann ihm niemand einen Vorwurf machen, der nicht die Nihilisierung des Staatswesens angestrebt hat oder jetzt post festum sich hierfür bekennt. Weit eher könnte, ja muß man ihm daraus einen Tadel machen, daß er die kriegerische Auseinandersetzung in jenem verhängnisvollen August 1914 zuließ, wo sein Geist und seine Detailkenntnisse ihm doch sagen mußten, daß das Problem kaum lösbar sei. Da mag vielleicht zu allem andern auch sein brennender, durch Stimmungsmomente gestachelter Ehrgeiz die Oberherrschaft über kühle Erwägung erlangt haben. Die Aufgabe, die ihm daraus erwuchs, obendrein noch an der Seite des Erzherzogs Friedrich, war eine ungeheure.

Bei aller Höhe, die Conrad von Hötzendorf erklommen, ist sein Schicksal ein tragisches geworden, wie das des Staates, dessen Geschick in der schwierigsten Stunde in seine Hand gelegt war. Nur eine streng sachliche, wissenschaftliche Durchforschung wird erweisen, ob und wieweit dieser Tragik auch eine tragische Schuld zugrunde lag.

Die Schilderung der Ereignisse wieder aufnehmend, muß ich berichten, daß bei einer Ministerkonferenz am 14. November meine Herren Kollegen der Lösung der Unteroffiziersfrage freundlicher gegenüberstanden. Allerdings nur unter meinem Hinweis, daß ich mich ohne deren Regelung gegen das System der zweijährigen Dienstzeit aussprechen müsse. Weiter wurde die bereits intendierte Reorganisation der technischen Truppen in Angriff genommen. Das Prinzip der damals bestandenen Einheitspioniere war mir niemals verständlich. Wo

doch allüberall der Grundsatz der Arbeitsteilung zur Geltung gelangte, sollte just bei den so komplizierten militärtechnischen Arbeiten eine Truppe — also eine Arbeitskraft — alles leisten: Wasserdienst, Landdienst, Befestigungsarbeiten jeglicher Art, Mineurdienst usw. Alles sollte von einer Truppe in gleicher Fertigkeit betrieben werden. Dies konnte natürlich nur durch Verwässerung dieser Dienstzweige geschehen. Ich ging daran, die Trennung nach den Hauptrichtlinien: Wasser- bzw. Kommunikationsdienst und Land- bzw. Befestigungsdienst zu bewirken. Die technischen Truppen, ausschließlich jener für Eisenbahn-, Telegraphen- und Flugwesen, wurden in Pionier- und Sappeurbataillone gegliedert, wodurch wieder an die spezifischen Pionier- bzw. Genietraditionen angeknüpft werden konnte. Derartig organisiert, bewährten sich diese Spezialtruppen im Weltkrieg hervorragend.

In jenen Tagen fand in der kaiserlichen Familie ein Fest statt, das in der Folge für die ganze Monarchie von weittragender Bedeutung werden sollte. Der präsumtive Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Josef, heiratete die Prinzessin Zita von Parma. Bei dem nun einmal bestandenen, ganz überragenden Einfluß, den die Dynastie in dem versunkenen Donaustaate ausübte, war dieses Familienereignis von um so größerer Bedeutung, als sehr bald zu erkennen war, daß die jugendliche Erzherzogin und Kronanwärterin gewillt und auch in der Lage war, eine in der Verfassung zwar nicht begründete, tatsächlich aber um so einschneidendere Einwirkung auf die künftige Herrschertätigkeit ihres Gemahls auszuüben. Ursprünglich die kaum gekannte Prinzessin eines kleinen, depossedierten Hofes[1]), trat ihr Einfluß, sowie der ihrer Mutter, der Herzogin von Parma, gleich vom ersten Moment an dadurch in Erscheinung, daß sie ihre romanische Sympathie und Geistesrichtung in ungeschminkter Weise zur Geltung brachte.

Den besonderen Verhältnissen nach war diese Verbindung ein Staatsakt, und bei Beurteilung desselben bzw. der Folgeerscheinungen kann daher das größere oder geringere Familienglück keine Rolle spielen. Um so weniger als — wie erwähnt — das junge Paar ent-

---

[1]) Im großen Publikum fand die getroffene Wahl wenig Beifall. Allgemein war die Meinung, daß der künftige Thronfolger eine glanz- und wertvollere Verbindung hätte eingehen sollen. Speziell die deutschen Schichten dachten da immer wieder an eine Allianz mit dem Hause Hohenzollern. Die Fama erzählte dann, daß der Protektor der gewordenen Verbindung der — Erzherzog Franz Ferdinand gewesen sei. Man erklärte dies in der Weise, er sei der Annahme gewesen, daß hierdurch seinen weitschauenden ehrgeizigen Familienplänen der geringste Widerstand entgegengesetzt werden würde. Nun, das Schicksal hat dann da gründlich Wandel geschaffen.

schlossen war, die Zügel des Staatswagens gewissermaßen gemeinsam in die Hände zu nehmen, ja dabei auch noch schwiegermütterliche und andere geheime Einflüsse zu observieren. Eine objektive Beurteilung muß nun zu dem Schlusse gelangen, daß diese Verbindung für den Staat von ungünstigen Folgen begleitet war, daß daher jener Augenblick, in dem von den Lippen des jungen Paares das Wörtchen „oui" (!) erklang, für die Monarchie zu schicksalsschwerer Bedeutung wurde.

Die Zeremonie selbst fand im engen Familienkreise statt, doch bald darauf nahm die jugendliche Erzherzogin in den Prunkgemächern der Kaiserburg den ersten hochoffiziellen Empfang entgegen. Die obersten Würdenträger, der hohe Klerus, die Generalität, die hoffähige Gesellschaft erschienen in mehreren Gruppen, um der jungen Erzherzogin die Honneurs zu entbieten. Ihre Erscheinung war nicht ohne Anmut und Charme, aber freilich, wir, die Alten, mußten im Geiste unwillkürlich den Vergleich ziehen zwischen diesem dunkeläugigen Kinde und der strahlenden Gestalt der Elisabeth, die einst in diesen Räumen ihres königlichen Repräsentationsamtes gewaltet hatte. Denn mag man sich über die Entschlafene welch Urteil immer bilden, das Eine bleibt unbestritten, daß es nie eine Frauengestalt gab, die hoheitsvoller und bezaubernder das Bild einer Kaiserin vorstellte als sie, die einst der Volksmund: „Rose aus Bayerland" genannt.

Übrigens bedeutete immerhin das erste Auftreten der Erzherzogin Zita in der Öffentlichkeit einen vollen Erfolg, besonders, wenn man die keineswegs leichten Umstände in Betracht zieht, denen diese, den Kinderschuhen kaum entwachsene Fürstin gegenübertrat. Oh, hätte sie sich doch auch weiterhin mit solchen gesellschaftlichen, repräsentativen und später mit charitativen Erfolgen zufrieden gegeben!

Für Ende Dezember wurde der Zusammentritt der Delegationen als Vorkonferenz ausgeschrieben, da die parlamentarischen Verhältnisse in Ungarn eine normale Session nicht zuließen. Daher sollte eine Indemnität des Budgets für die folgenden vier Monate erteilt werden. Hierdurch war auch entschieden, daß meine artilleriereorganisatorischen Pläne, sowie jene, die sich auf die Schaffung einer Luftflotte bezogen, für lange Zeit verschoben werden mußten. Da ich dies mit meinem ministeriellen Verantwortungsgefühl nicht in Einklang bringen konnte, beschloß ich, einen nochmaligen Appell an die Minister zur Gewährung eines diesbezüglichen Kredites zu richten.

Bei der zu diesem Zwecke am 6. Dezember zusammenberufenen Ministerkonferenz ersuchte ich Aehrenthal, mich im Interesse seiner

Politik zu unterstützen. Am Beginn der Sitzung sprach er auch einige Worte in diesem Sinne, doch so allgemein und farblos, daß sie effektlos blieben. Auch sonst war die Stimmung frostig, namentlich seitens der ungarischen Minister, allen voran des Ministerpräsidenten Grafen Khuen-Hedervary, der mir grollte, weil er des Glaubens war, ich stünde mit der Opposition, der Unabhängigkeitspartei[1]), in Verbindung. Auch des Communiqués wegen, das Conrads Rücktritt begleitet und die Gemüter in Ungarn sehr erregt hatte, war er mir gram. Da ich jedoch die Quelle, aus der jener Bericht geflossen, auch jetzt nicht preisgeben durfte, vermochte ich die Vorwürfe des Grafen nicht zurückzuweisen. Auch hütete ich mich, die Stimmung im Vorhinein zu verderben. Dafür tat ich mein Möglichstes, den Herren Kollegen die Notwendigkeit der artilleristischen Ausgestaltung und die endliche Einführung des Flugwesens in den militärischen Dienst nachzuweisen[2]). *Beilage 3*

An einem Beispiel legte ich dar, wie es uns völlig unmöglich wäre, bei einer etwaigen Konflagration mit Italien auch nur einen Schritt auf italienischem Boden vorzudringen ohne Niederwerfung mehrerer italienischer Grenzforts, was jedoch mit unserm damaligen Artilleriepark nie gelingen konnte. Bezüglich der Aeronautik wies ich nach, daß sich sämtliche Großstaaten damit ernstlich beschäftigten und sich des Besitzes mächtiger Flugparks erfreuten, während wir das Ganze doch mehr oder weniger als einen Sport ansahen, dem die reelle Basis für die militärische Auswertung noch fehlte. Die österreichischen Minister erklärten sich nach einigen prinzipiellen Rechtsverwahrungen so halb und halb einverstanden. Wahrscheinlich aus Opportunitätsrücksichten, denn sie ahnten wohl schon das ablehnende Votum ihrer ungarischen Kollegen, die auf dem popularitätsfördern-

---

[1]) In den Anfangswochen meiner Ministerzeit, als ich noch im Hotel wohnte, suchte mich dort Graf Theodor Batthyany auf. Ein Wortführer der Unabhängigkeitspartei, entwickelte er sein Programm bezüglich des Wehrgesetzes vom Standpunkte seiner Partei aus. Die militärische Seite entrollte er dabei weitaus richtiger als seine Kollegen von der Regierungspartei. Ich hörte ihn mit großem Interesse an, desgleichen seine Charakterisierung der führenden Persönlichkeiten, wobei er Tisza nicht mit Unrecht einen in der Wolle gefärbten Junker nannte. Diese Erörterungen zu vernehmen, war mein gutes Recht, sogar meine Pflicht. Ein Minister, überdies ein gemeinsamer Minister, der sich krampfhaft an die just am Ruder befindliche Majoritätspartei klammerte, wäre nichts als ein Parteigänger gewesen, der von der Gnade und Ungnade dieser Partei abhinge. Ein ausführendes, aber kein führendes und regierendes Organ! Ich versprach nichts und sagte nichts zu. Dennoch wendete mir Batthyany seine Sympathie zu, und tatsächlich wurde ich von den oppositionellen Parteien Ungarns eigentlich nie, weder persönlich noch sachlich, angegriffen.

[2]) Beilage 3 bringt einen Auszug des — sehr flüchtig geführt gewesenen Ministerrats-Protokolls.

den Standpunkt der Negation verharrten. Graf Khuen leistete sich dabei dem Sinne nach folgende Äußerung: „Aus den Darlegungen Euer Exzellenz haben wir entnommen, daß es sich um Geschütze handle, die vornehmlich in einem Krieg gegen Italien zur Verwendung kommen würden. Da wir aber nicht wollen, daß es jemals zu solchem Kriege komme, ist dies für uns ein Grund mehr, diese Waffe zu verwerfen. Und was die Aeronautik betrifft, würden Exzellenz am besten tun, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, in der sich ohnedies Ansätze zur Schaffung einer freiwilligen Luftflotte zeigen. Gibt es doch eine Menge unternehmungslustiger Sporthelden, denen es ein Vergnügen macht, sich den Hals zu brechen!" — So gesprochen im Dezember des Jahres 1911!

Es fällt mir nicht bei, mit dieser Darlegung den Grafen Khuen in ein schiefes Licht zu stellen. Trotz unserer durch die Verhältnisse aufgezwungenen Gegnerschaft war er mir eine sympathische Persönlichkeit. Er erwarb sich auch zweifelsohne um Land und Dynastie große Verdienste. Diese sachliche Schilderung soll nur zeigen, auf welche Abwege politischer Doktrinarismus führen kann, besonders wenn sich nationale und persönliche Voreingenommenheit dazugesellt.

Nach allem wurde es mir sonnenklar, daß ich auf normalem Wege weder zu den 30,5 cm-Mörsern, noch zu einem Flugpark kommen würde, um so weniger, als sich auch Aehrenthal zu meiner Überraschung in seinem Schlußwort an die Seite der Verneinenden stellte. In dieser Pflichtenkollision zwischen meiner Verantwortung für die Armee und der aus den Verfassungsgesetzen resultierenden Pflichten und Beschränkung wollte ich lieber letztere als erstere verletzen, zumal ja das Risiko hierfür nur von mir persönlich zu tragen war, hingegen die Folgen ungenügender Schlagfertigkeit unter Umständen den ganzen Staat in schwerster Weise belasten mußten. Und so beschloß ich, auf meine persönliche Verantwortung zwölf Batterien 30,5 cm-Mörser zu je zwei Geschützen samt der dazugehörigen Ausrüstung und Munition (im Betrag von 30 Millionen) zu bestellen. (Der bezügliche Auftrag an die Firma Skoda wurde am 22. Dezember 1911 von mir persönlich gefertigt.) Gleichzeitig verwendete ich eine Million zur Beschaffung eines Flugzeugparkes und unterstützte das in Österreich bereits konstituierte Komitee zur Schaffung einer freiwilligen Luftflotte mit meinem ganzen Einflusse.

Dem Kaiser mußte ich es melden. Er nahm diese Meldung schweigend entgegen. In diesem Moment war es zweifelsohne die richtigste Antwort.

In jenen Wochen erkrankte übrigens der greise Monarch nicht unerheblich. Seine immer wiederkehrende Bronchitis stellte sich ein, deren schleppender Verlauf Anlaß zu großer Befürchtung gab. Vor Weihnachten schien der Zustand sehr gefahrdrohend, so daß in aller Stille Vorbereitungen für den eventuellen Thronwechsel getroffen wurden. Es waren Tage großer, begründeter Spannung. Ich wurde wiederholt zum Thronfolger berufen. Er rang sichtlich mit großen Entschlüssen, von denen er aber — wenigstens mir gegenüber — nichts laut werden ließ. Er sagte nur ernsten Sinnes, daß er sich der Verantwortung, die ihn jeden Augenblick belasten konnte, tief bewußt sei und daß er alles daran setzen wolle, das Reich aus seiner kritischen Lage zur Höhe zu bringen. Noch während der Feiertage siegte dann die kräftige zähe Natur des Monarchen, so daß das neue Jahr ihn wieder bei Gesundheit fand. Und Franz Ferdinand fühlte es fast wie eine Erleichterung. —

In den letzten Tagen des alten Jahres hatte ich noch — wie schon erwähnt —, meine parlamentarische Feuertaufe zu absolvieren anläßlich der Delegations-Vorsession.

Wieder wäre es für mich persönlich am einfachsten und bequemsten gewesen, mich ganz auf den objektiven Standpunkt zu stellen, um so mehr, da ich ja doch nur das nach allen Seiten zugeschnittene, dem Schönaichschen Pakt entsprechende Budgetprovisorium zu vertreten hatte. Solch selbstgenügsames Tun entsprach aber nicht meiner Anschauung. Ich wollte mich diesmal über die Minister hinweg, die doch vielfach von Portefeuilleopportunität befangen waren, durch die Volksvertreter an das Volk selbst wenden und ihm rückhaltlos zeigen, welchen Gefahren es unbewußt oder leichtherzig entgegengehe. Auf diplomatische Leisetreterei hielt ich nichts. Mit dem eigenen Volk in großen Fragen Verstecken spielen, schien mir unwürdig. Nicht einschläfern, nicht irreführen, keinen weichen Rücken und kein verbindliches Lächeln! Wollte das Volk trotz wahrheitsgetreuer Aufklärung im Zustand relativer Wehrlosigkeit weiterverharren — nun, dann trug es eben seinen Teil an Verantwortung auf dem eigenen Gewissen.

Die erste Sitzung fand am 28. Dezember im ungarischen Viererausschuß[1]) statt. Mit Ausnahme einiger Oppositionellen hatten sich die Delegierten fast vollständig eingefunden. Zunächst sprach Aehren-

[1]) „Vierer-Ausschuß", weil von allen vier Ausschüssen vertreten. Eigentlich eine komprimierte Delegation, in der alle Fragen eingehend ventiliert wurden, so daß die Plenarsitzung oft nur eine formelle Bedeutung hatte. Im Ausschuß konnten sich die Regierungsmitglieder auch der deutschen Sprache bedienen, während dagegen im Plenum nur ungarisch verhandelt werden durfte.

thal. Eine wiederholt eingelegte Walze mit wenig Modulation. Friedensschalmeien auf dieser besten aller Welten. Der hohe Ausschuß zeigte sich höchst befriedigt. Dann kam ich und redete mir alles vom Herzen. In mehr als einstündiger Rede legte ich unsern ganzen militärischen Jammer bloß. An der Hand statistischer Daten bewies ich, daß wir mit den militärischen Rüstungen seit altersher absolut und relativ nachhinkten und uns von allen Mächten distanzieren ließen. (Das berüchtigte: „Toujours en retard d'une armée et d'une idée!") Ich sagte, daß das Militärwesen unser Aschenbrödel, und daß das Beamtenwesen das weitaus prävalierende Element sei. Österreich-Ungarn hatte zu jener Zeit ein Beamtenheer von 800 000 Personen, also fast so viel, als der Kriegsstand des gemeinsamen Heeres betrug[1]).

Der Effekt meiner Worte war unleugbar, aber nur in der Richtung, daß man mich in den weitesten Kreisen einen gefährlichen, zum mindesten aber höchst unbequemen Verwalter des Kriegsressorts nannte. Einer der maßgebenden ungarischen Delegierten wollte, daß diese Sitzung nachträglich geheim erklärt würde, wogegen ich sofort Einspruch erhob. Unsere eventuellen Feinde, die es nicht wissen sollten, waren doch über alle Tatsachen vollständig orientiert, und die eigene Bevölkerung sollte doch nicht ewig in den Glauben eingelullt werden, daß sie für die Wehrfähigkeit der Monarchie die schwersten Opfer bringe.

Lebhafte Widersacher erwuchsen mir. Ungarischerseits war es in erster Linie der Abgeordnete Heltai Ferenc, ansonsten Regierungsmann, der mich scharf aufs Korn nahm. Er forderte peremptorisch die Erklärung, ob ich den Schönaichschen Pakt einhalten wolle oder nicht. Ich versprach es, solange ich dazu verpflichtet sei, entgegnete aber, die Delegation würde mich wohl selbst davon befreien, wenn

---

[1]) In einer im Sommer 1913 unter dem Titel „Bilanz des Balkankrieges" von mir anonym verfaßten Broschüre sagte ich: „Der österreichische oder der ungarische Finanzminister, der händereibend von einer Ministerkonferenz kommt, in der es ihm gelang, die von der Heeresverwaltung als unbedingt notwendig geforderten Ansprüche zurückzuweisen, hat nur den Nachweis erbracht, daß ihm die Eigenschaft zum Finanzpolitiker fehlt. Denn die Summen, die er am Konferenztisch nicht bewilligen will, zu einer Zeit, da man für Deckung systematisch und in aller Ruhe hätte vordenken können, die werden dann mit einem Male gebraucht und verausgabt, wenn die Konjunkturen hierfür am allerungünstigsten liegen und wo sie dann oft überhastet und ohne Wahl verwendet werden müssen. Vor allem aber geschieht es nur zu leicht, daß durch die im gegebenen Momente fehlende volle Kriegsbereitschaft des Heeres schwankende oder zagende Entschlüsse der obersten Leitung sich geltend machen und hierdurch der Volkswirtschaft indirekt Summen entzogen werden, gegen welche die ursprünglich angeforderten eine Kleinigkeit bedeuten. Gerade Österreich-Ungarn hat das einigemal miterlebt und miterlitten und leidet daran noch beständig."

sie eingesehen hätte, daß die Einhaltung des Paktes zum allgemeinen Schaden gereiche.

In der österreichischen Delegation rückte mir der Sozialdemokrat Dr. Ellbogen an den Leib. Dieser sonst so ausgezeichnete Redner bediente sich der oft erprobten Waffen aus der sozialistischen Rüstkammer und schleuderte das alte Schlagwort vom „Moloch" in die Debatte. Überdies hieß er mich einen Kriegshetzer, gewissermaßen den Chef der Kriegspartei, wenngleich aus meiner Rede das genaue Gegenteil herausklang. Leider hielten mich Aehrenthal und Stürgkh von einer Replik ab.

Selbstredend befaßte sich die Presse, besonders die ungarische, eingehend mit meiner Rede, wobei es auf Verdrehungen und Entstellungen weiter nicht ankam. Und auch bei meinen Ministerkollegen fand meine von der Tradition abweichende Behandlung der öffentlichen Angelegenheit wenig Sympathie. Dagegen zollte ein großer Teil des Publikums meinem Freimut Anerkennung. Allen voran Franz Ferdinand, der mir telegraphisch einen Glückwunsch sandte, den er dann mündlich wiederholte. Der Kaiser äußerte über meinen Maidenspeech nicht ein Wort. Aus den Andeutungen des Generaladjutanten Bolfras entnahm ich jedoch, daß ich in der Allerhöchsten Gnade gerade keine Fortschritte gemacht hatte.

Die Session endete ohne Zwischenfall mit der angeforderten viermonatigen Budgetverlängerung.

Durch mein Hervortreten war mein persönliches Prestige immerhin noch gestiegen, was sich bei der Gratulationscour am Silvesterabend 1911 so recht kundgab. Die Mitglieder des Hochadels, die sich im Innern schon langsam anschickten, mit fliegenden Fahnen ins Lager des Thronfolgers überzugehen, waren voll der größten Liebenswürdigkeit. Auch Obersthofmeister Fürst Montenuovo zwang sich zu persönlichen Freundschaftsversicherungen.

Im Bestreben, die materielle Lage der Offiziere zu heben und die Avancementsverhältnisse einigermaßen auf die Stufe der Staatsbeamten zu bringen, welche die achte Diätenklasse unverhältnismäßig rascher erreichten, beabsichtigte ich, eine Zwischenstufe zwischen Hauptmann und Major (Vizemajor) zu schaffen. Dies scheiterte aber am Widerstande höchststehender Faktoren. Die gleichen Widerstände machten sich auch gegen die Modernisierung des Disziplinarstrafverfahrens geltend.

Die ungarische Regierung bemühte sich indessen erfolglos, das Wehrgesetz parlamentarisch durchzubringen, und Graf Khuen mußte den selbstfixierten Termin immer wieder hinausschieben. Er versicherte mir wiederholt, daß er es doch prästieren würde, konnte

aber den Widerstand gegen die fundamentalen §§ 1 und 43 nicht überwinden. § 1 bezog sich auf die Definition der Wehrmacht, bildete also gewissermaßen die staatsrechtliche Grundlage des Wehrsystems. § 43 behandelte die reservaten Kronrechte. Khuen erklärte mir in bündigster Weise, daß die Regierung und ihre Partei an diesen Reservatrechten unerschütterlich festhalten würden. Er vermochte jedoch nicht, die Opposition niederzuzwingen.

Mitte Februar verschlimmerte sich das Befinden Aehrenthals, was ich vom menschlichen Standpunkte um so mehr bedauerte, als er ein sehr harmonisches Familienleben führte. Seinem Wappenspruch getreu: „Im Glück nicht jubeln, im Sturm nicht zagen!" hielt er wacker stand, bis am Abend des 18. Februar der Allbezwinger ihn auf die Bahre streckte. Vom sachlichen Standpunkte aus hatte ich keinen Grund, sein Scheiden tief zu beklagen. Ich fand bei ihm weder eine persönliche Stütze, noch konnte ich mich in vielen Stücken mit seiner Politik einverstanden erklären. Nichtsdestoweniger folgt ihm meine hohe Achtung übers Grab hinaus, denn er war unleugbar eine ernste und, in den Anfängen seiner Ministerlaufbahn, auch zielbewußte Persönlichkeit mit unermüdlicher Arbeitskraft und Pflichttreue.

Sein Nachfolger, Graf Berchtold, war schon vor Aehrenthals Heimgang zur Stelle. Bei erster Gelegenheit entrollte ich ihm ein übersichtliches Bild der Armeeverhältnisse. Selbstverständlich malte ich hierbei mit ungeschminkter Wahrheit. Somit wies dieses Bild viele dunkle Flecken auf. Berchtold war sichtlich überrascht und meinte, daß man in Petersburg ganz anderer Ansicht sei. Ich will nun gerne glauben, daß man ihm dies dort, wo er mehrere Jahre als Botschafter fungierte, gesagt hatte. Doch unglaubwürdig wäre die Annahme, daß man dort davon auch überzeugt gewesen wäre. Dazu war der russische Nachrichtendienst zu gut organisiert. Graf Berchtold erhielt übrigens eine ähnliche Auskunft, wie ich sie ihm gegeben, vom Chef des Generalstabes und mußte daher wohl oder übel an den wenig erfreulichen Zustand unserer Wehrmacht glauben. Bedenklich war es aber, daß zu jener mit elektrischer Ladung durchsetzten Zeit der verantwortliche Minister des Äußern über den Grad der eigenen militärischen Bereitschaft unzutreffende Anschauungen besaß. Berchtold war in allem und jedem der liebenswürdige diplomatische Kavalier des ancien régime. Mehr die Form, weniger das Wesen. Die Hand am Steuer, aber das Ziel nicht klar und wechselnd. In großer gefahrvoller Zeit eine mißliche Sache. Persönlich war er sehr angenehm, daher in dieser Hinsicht seinem Vorgänger vorzuziehen. Berchtold versprach, sich für die Interessen der Armee einzusetzen, und ließ es auch an einigen Versuchen nicht fehlen. —

Wien bot in jener Zeit sowie in den nachfolgenden Vorkriegsjahren ein rauschendes Bild der Freude. Die Feste in den Salons der Gesellschaft überhasteten einander, außerdem gab es Veranstaltungen aller Art offiziellen und halboffiziellen Charakters und Wohltätigkeitsfeste in endloser Reihenfolge. Besonderen Schwung besaßen die Arrangements der Fürstin Pauline Metternich, der Gräfin Mysa Wydenbruck, überdies die charitativen Feste, die der Hochadel exklusiv in seinen Palästen gab. Die Patronessenbälle wurden stets von den kaiserlichen Prinzen ausgezeichnet. Die Erzherzoge Salvator und Friedrich waren Ballerzherzoge par excellence. Neben anderen jugendlichen Prinzen kam auch oft Karl Franz Josef. Noch ein wenig befangen, mit stets lächelndem Kindergesicht, viel jünger aussehend, als er tatsächlich war, glich er einem eben ausgemusterten Leutnant, der noch überall Sonnenschein sah. Er sprach mich jedesmal an und hielt mich lange fest. Ob mein ernstes, auf sachliche Dinge gestimmtes Gespräch — eigentlich war's meist eher ein Monolog — dem überjugendlichen Sinn entsprach, weiß ich nicht.

Erzherzogin Annunziata, die schlanke Äbtissin vom Hradschin, erschien stets auf dem Industriellenball, Erzherzogin Blanka bei militärischen Festen. Einmal — am ersten Flottenvereinsball — trat Franz Ferdinand mit der Herzogin von Hohenberg als offizieller Protektor auf. Es war eine Sensation für Wien, ein Ärgernis für einen Teil der Hofgesellschaft. Franz Ferdinands morganatische Gemahlin spielte bei dieser Gelegenheit die veritable Erzherzogin, genoß die Ehren einer solchen, und man wollte vielfach in ihr doch nur die Gräfin Chotek sehen. Auf jenem Ball — es war der erste, den wir in Wien mitmachten — zeichnete das Erzherzogspaar uns, meine Frau und mich, auf das bemerkenswerteste aus. In der wiederholten Ansprache lag ebenso viel Absichtlichkeit wie offensichtlich zur Schau getragene Herzlichkeit. Der Erzherzog wollte, daß es gesehen werde!

In diesem ersten Jahre meiner Ministertätigkeit versammelten wir eine interessante Gesellschaft zu vier großen Diners in den strahlenden Festsälen des Kriegsministeriums, das nun schon lange in eine Bank mit modern-banaler Fassade umgebaut ist: den Kardinal, Familien der Hocharistokratie, die Botschafter und Gesandten mit ihren Damen, die führenden Kreise und die militärische fine fleur der Residenz. Ein Abend vereinigte die fremdländischen Militärattachés — en grande tenue —, ein exotisches, farbenfrohes Bild, die Vertreter der „eisernen Wehr" des ganzen Erdkreises im Hofkriegsratssaal der großen Kaiserin Maria Theresia, deren Thron noch da stand, wenngleich ihr Geist leider nicht mehr herrschte. Und ein

Diner galt dem Generalstabe der österreichisch-ungarischen Armee, der gerade zu jener Zeit in dienstlicher Angelegenheit aus allen Teilen des Reiches in Wien versammelt war.

Bei den fremden Diplomaten, in den Ministerpalais und in den Palais des Hochadels gab es glänzende Routs. Außerdem luden die Botschafter zu kleinen Diners intimen Charakters. Wenngleich die äußeren Aufmachungen einander sozusagen auf der ganzen Welt ähnelten, so lag doch für jeden, der suchen und sehen konnte, über jedem dieser kleinen Feste die fein abgetönte Note der Eigenartigkeit der Anschauung und Politik des betreffenden Landes.

Im Frühling 1912 beherbergte Wien einen politisch bemerkenswerten Gast — Monsieur Deschanel, den nachmaligen Präsidenten der französischen Republik. Dieser vielerfahrene, meist im Vordergrund gestandene Politiker absolvierte eine Tournee, die ihn in die meisten Hauptstädte Europas führte. Es dürfte ein letztes Liebeswerben der Entente um unsere Monarchie gewesen sein, mit der Absicht, sie der deutschen Umarmung zu entziehen. Wir lernten Monsieur und Madame Deschanel gelegentlich eines intimeren Dejeuners beim Grafen Berchtold und eines Diners auf der französischen Botschaft kennen. Bei letzterem machte der Botschaftsrat Graf St. Aulaire, der sich schon damals des Rufes eines sehr zielbewußten Diplomaten erfreute, in Abwesenheit seines Chefs, Monsieur Crozier, die Honneurs. Charakteristisch war die intime Freundschaft des französischen Botschafters mit dem Botschafterpaar Großbritanniens, Sir Fairfax und Lady Cartwrigh, wodurch die Innigkeit der Entente auch ihren äußerlichen Ausdruck fand.

Scheinbar fernstehend blieb der russische Botschafter Herr von Giers, in dessen Salon die russische Beobachtungspolitik ihr Lager aufgeschlagen hatte. Auch zwei entzückende russische Prinzessinnen altberühmten Namens, die Freundinnen der Botschafterin, gehörten zu den Intimsten dieses Kreises, selbstverständlich auch das Attachépaar Zientkiewitsch, das wegen allzu großer militärisch-politischer Tätigkeit Wien bald verlassen mußte. Außerordentlich korrekt gab sich der Herzog von Avarna, Italiens letzter Botschafter, der unserem Staate so freundschaftlich gesinnt war, als dies einem italienischen Diplomaten nur möglich war. Doch niemand hätte in dem stets liebenswürdig grinsenden japanischen Botschafter Akidzuki den Vertreter einer uns feindlichen Macht vermutet. Allerdings noch weniger im jovialen Yankee Mr. Kerens, dem Botschafter der U. S. A. Häufig zu sehen war das gesandtschaftliche Ehepaar Brasiliens, Herr und Frau Azevedo, desgleichen jenes von Rumänien, Herr und Frau Mavrokordato. Sehr beliebt waren der rumänische Militärattaché Major Eremie

und seine Frau, eine typische Berlinerin, der für sein Land politisch so tätige italienische Militärattaché Graf Albricci und Gräfin Albricci, sowie das amerikanische Paar Cotschet. Die Militärattachés mit ihren durchwegs eleganten Frauen spielten eine gesellschaftliche Rolle. Ich besitze noch eine Menükarte mit den Autogrammen sämtlicher fremdländischer Militärattachés, eine kleine gesellschaftliche Note, die in Wien wohl nie mehr zu Blatt gebracht werden wird. —

Bald nach Aehrenthals Tod wurden in den ungarischen Blättern Andeutungen gebracht, daß die Regierung in der Frage des stacheligen § 43 der Opposition nachgeben wolle. Eingedenk der Versicherung, die mir diesbezüglich Khuen gegeben hatte, konnte ich zunächst daran nicht glauben. Doch schließlich erzählten die Journale vom Verlauf einer großen Konferenz der Arbeits-(Regierungs-)Partei, in der die Partei sowie die Regierung einer unter der Ägide des Grafen Apponyi verfaßten Resolution beigetreten waren, laut der die Reservatrechte der Krone so gut wie eliminiert erschienen. Dagegen zu opponieren wäre in erster Linie die Pflicht des Honvedministers, in zweiter Linie jene des österreichischen Ministerpräsidenten Stürgkh und auch des österreichischen Landesverteidigungsministers gewesen, da es nach unserer staatsrechtlichen Verfassung den beiden Regierungen oblag, mit der Vorsanktion versehene, gleiche oder nach gleichen Grundsätzen zu behandelnde Reichsgesetze in den Parlamenten durchzubringen. Die Landes-Verteidigungs-Minister rührten sich jedoch nicht, und auch Stürgkh sprach zunächst nur seine Verwunderung aus.

Ich war vom ersten Momente an entschlossen, gegen jeden Eingriff in die Kronrechte Stellung zu nehmen, wollte aber zunächst noch eine offizielle Mitteilung abwarten. Da kam schon Oberst Dr. Bardolff auf Weisung des Thronfolgers herangestürmt mit dem dringenden Ersuchen, sofort in Kampagne zu treten. Ich versicherte mich der Mitwirkung Stürgkhs und schritt dann zur Ausführung. In einer an den ungarischen Ministerpräsidenten gerichteten, sehr konzisen Note legte ich feierlich Verwahrung ein, den im § 43 präzisierten Kronrechten irgendwie Abbruch zu tun, und ließ bei aller Höflichkeit der Form keinen Zweifel zu, daß da eine unerschütterliche Überzeugung obwalte. Die später abgesandte Note Stürgkhs war dem Wesen nach ähnlich, doch einbegleitet durch eine eingehende staatsrechtliche Abhandlung, die Hofrat Zolger verfaßt hatte. Bei der Klarheit der Sachlage handelte es sich in diesem Fall aber hauptsächlich doch nur um ein entschiedenes Auftreten. Dies war auch die Ansicht des Thronfolgers, der mich seines besonderen Dankes versicherte, den er mir persönlich in meiner Wohnung abstattete.

Dieser spontane Besuch wurde alsbald allgemein bekannt und erregte bei unsern Verhältnissen großes Aufsehen.

In Ungarn schmähte man mich als eigentlichen Verteidiger der Kronrechte, also als Stein des Anstoßes. Die öffentliche Meinung in diesem Lande wurde gegen mich mobilisiert, und im Abgeordnetenhause fand eine große Konferenz der maßgebenden Gruppen statt, die sich alle auf die Resolution einigten. Selbst Tisza hielt eine stimmungsvolle Rede und erklärte mich in Acht und Bann. Der Journalist Palyi schrie unter riesigem Tumult, er werde das Vaterland gegen jedermann, also auch gegen Auffenberg, verteidigen. Alle Blätter, mit Ausnahme jener der äußersten Linken, wetterten gegen mich. Und um den Hexensabbath voll zu machen, erschien im „Pester Lloyd" ein Leitartikel, darin aller Welt mitgeteilt wurde, daß ich zur Zeit, als ich in Györ Brigadier gewesen, ein Memorandum[1]) mit Skizzen und Plänen verfaßt, das den Einmarsch in Ungarn und die Niederwerfung der Magyaren verlangt hatte. Dieses Memorandum, das kurzweg, doch sachlich unrichtig, das „Einmarschmemorandum" genannt wurde, wollte man im „geheimsten Fach" des Kriegsministers wissen. Dies wirkte wie ein Blitzschlag in ein Pulverfaß, und damals hätte ich es wohl nicht versuchen dürfen, einen Fuß nach Ungarn zu setzen. Ich wurde dort der verlästerte Held aller Tingel-Tangel, in deren einem man sogar mein Bild verbrannte. Die satirischen Blätter bemächtigten sich natürlich meiner Person, einige davon sogar in wohlwollender Weise. Dagegen wünschten mich manche österreichischen Blätter als Verteidiger der Kronrechte zu Tod und Teufel. Besonders standhaft blieben nur die „Neue Freie Presse" und die „Grazer Tagespost" an meiner Seite. Ich kam mir wie der heilige Sebastian vor, da sogar amtliche Stellen ihre Pfeile gegen mich abschossen. Es war auch noch nie dagewesen, daß ein gemeinsamer Kriegsminister gegen einen ungarischen Ministerpräsidenten und seine Partei Stellung genommen hätte. In ihrem Zorn erklärten

[1]) Um welches Memorandum es sich handelte, ist im Kapitel VIII zu ersehen. Dieses befand sich auch tatsächlich seit drei Jahren im Geheimschrank des Ministers, zu dem nur er den Schlüssel hatte. Der Pester „Lloyd" brachte auch über die äußere Form, Seitenzahl usw. richtige Daten, während er sich über den Inhalt nur in vagen Andeutungen erging. Es sah aus, als hätte jemand, der das Elaborat einst flüchtig gelesen, darüber aus der Erinnerung Angaben gemacht. Ich ließ sekrete Recherchen durchführen und es wurde konstatiert, daß der Journalist Palyi das in ..... befindliche Heim einer hohen Persönlichkeit, die das Memorandum kannte, zu später Abendstunde verlassen und darauf im ungarischen Gebäude in der Bankgasse eine lange telephonische Unterredung mit Budapest geführt hatte.

Gegen den im „Pester Lloyd" erschienenen Artikel nahm Schönaichs Vorgänger, Br. Pittreich, Stellung, der als Kriegsminister fungiert hatte, als ich in Györ Brigadier gewesen war.

selbst ungarische Magnatenhausmitglieder, daß sie diesem Minister in den Delegationen nicht einen Heller bewilligen würden. Doch, — trotz alledem konnte sich Khuen aus den Verstrickungen der Resolution nicht mehr loslösen und gab seine Demission. Sie wurde zwar genehmigt, doch wurde Khuen mit einer Neukonstruktion des Kabinettes betraut. Drei Wochen lang mühte er sich ab. Alle politischen Koryphäen Ungarns erschienen vor dem Kaiser, es gab wiederholt erregte Ministerkonferenzen — aber alles war vergebens. Khuen konnte den richtigen Weg nicht mehr zurückfinden, und ich gab nicht um Haaresbreite nach. So kam's, daß Khuen auch zum zweiten Male unterlag und am 14. April endgültig seine Demission gab. Und als der Nachfolger Khuens, der frühere Finanzminister Dr. Lukacs, mich direkt zur Unterstützung im Kampf gegen die oppositionellen ungarischen Parlamentsparteien lud, da stand ich wohl am Gipfelpunkt meiner Macht und der Macht überhaupt, auf die ein Kriegsminister in Österreich-Ungarn je gestanden war. Doch hatte ich schon damals das volle Bewußtsein, daß „dieser Adler mir nicht geschenkt sei".

Während dieser Konfliktsperiode fand der Stapellauf des zweiten Dreadnoughts — „Tegetthoff" — statt. Hierbei hatte ich eine längere Audienz beim Thronfolger auf seiner Jacht „Lacroma". Nach einer Reihe schmeichelhafter Worte machte er mir Vorwürfe, daß ich mit dem Gouverneur eines großen Bankinstitutes zu sehr liiert sei. Diese Verbindung bestand darin, daß er mich in seiner Eigenschaft als Gouverneur einigemal dienstlich aufgesucht hatte. Da aber der Erzherzog ihn nicht mochte, erschien ihm dies Grund genug, mir von diesem Verkehr dringend abzuraten. An diese persönliche Einschränkung hielt ich mich natürlich nicht gebunden. So fiel schon damals der erste Reif in der Frühlingsnacht. Und auch die Herzogin von Hohenberg war nicht sehr gnädig, hauptsächlich weil ich ihrer Anschauung nach die kirchlichen Interessen noch zu wenig gefördert hatte. Mit Bedauern nahm ich die Macht der Laune wahr.

Beim Empfang der ungarischen Deputation brüskierte Franz Ferdinand ostentativ den Prinzen Ludwig Windischgraetz. Ich konnte mir's nicht versagen, dem Erzherzog darüber eine submisse Vorstellung zu machen, die nicht ohne Effekt blieb. Daraus entwickelte sich ein Freundschaftsverhältnis zwischen dem Prinzen und mir, das dann in späterer Zeit für mich von besonderem Werte wurde. Auch der nachmalige ungarische Ministerpräsident, Graf Eszterhazy, erfreute sich nicht der erzherzoglichen Gunst, und als mich Franz Ferdinand mit dieser geistig bemerkenswerten Persönlichkeit in regem und andauerndem Gespräch sah, erkundigte er sich — völlig aigriert — um das Gesprächsthema. Das stets wache Mißtrauen der Habsburger!

Sehr ungnädig war der Erzherzog gegen den apostolischen Feldvikar Dr. Bjelik. Mit vollem Recht; und ich bedaure, daß ich mich des Gekränkten annahm und mich sogar bald darauf für dessen Inthronisierung zum Bischof wärmstens und an mehreren Stellen verwendete. Diesen Würdenträger hatte der Erzherzog richtig beurteilt, wie ja überhaupt das erste Urteil Franz Ferdinands meistens ein durchaus zutreffendes war.

Gelegentlich des Routs beim Statthalter, Prinzen Hohenlohe, lernte ich auch Frau Gina Reininghaus kennen. Wer hätte damals geahnt, daß sich einst ihr unbewußter Einfluß selbst auf das Geschick des Staates ausdehnen würde! — Zu allen Zeiten die elementare Macht der Weiblichkeit! —

Bei der Eröffnungssitzung der Delegations-Vorsession war ich bereits der „rangälteste der gemeinsamen Minister" geworden! Berchtold war an Stelle Aehrenthals, Bilinski an Stelle Burians getreten. Als Graf Berchtold sein erstes Exposé hielt, überkam ihn ein heftiges Lampenfieber, und er raunte mir mehrfach zu, „wie peinlich dies sei". Er las seine Darlegungen, die im Ministerium am Ballplatz sorgfältig ausgearbeitet worden waren, gewissenhaft vom Manuskript herunter und erfreute seine Zuhörer mit einer Schilderung der äußern Situation, in der Licht und Schatten gleichmäßig und sehr angenehm verteilt waren. Kein Mensch hätte daraus entnehmen können, daß irgendwelche Gefahr lauere, zumal auch dem russischen Minister des Äußern, Herrn von Sasonow, Lob und Vertrauen gespendet wurde. Und doch war sechs Wochen früher, just in den Tagen des Budapester Resolutionsrummels, eine Balkankonföderation unter der stillen Patronanz Rußlands abgeschlossen worden, deren Direktion zwar noch nicht feststand, die sich aber naturgemäß nur gegen uns oder die Türkei richten konnte. Ich glaube auch wirklich, daß weder der Minister noch die betreffenden Botschafter und Gesandten davon eine Ahnung hatten. Zum mindesten war in den offiziellen, auch mir zugänglichen Rapporten kein Wort darüber enthalten. Berchtold und seinem mandelmilchartigen Exposé flog eine ganze Wolke des Vertrauens und Wohlwollens entgegen, wodurch erneuert dokumentiert wurde, daß bei uns die Vogel-Strauß-Politik — durch etliche Tiraden aufgeputzt — stets auf einen Augenblickserfolg mit Sicherheit rechnen konnte. Kollege Berchtold war dadurch sehr geschmeichelt und sah nicht ohne Genugtuung auf mein Exposé herab, das durch kein Vertrauensvotum ausgezeichnet wurde. Ich war aber dennoch sehr zufrieden. War doch ursprünglich für mich ein Autodafé aufgerichtet gewesen, und ein Niederrennen in offener Parlamentssitzung das mindeste, was man erwartet hatte. Und nun hörte

ich nichts als ein leises Brummen der mähneschüttelnden Löwen, und selbst Apponyi lebte sich restlos in dem harmlosen Witz aus, daß es „zu bedauern sei, auf der Ministerbank neben den zwei neuen Männern nicht noch einen dritten neuen Mann zu sehen".

Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, führte ich die Delegierten auf das Flugfeld bei Wiener-Neustadt und zeigte, was zu zeigen war. Der Ausflug befriedigte mich sehr, da hierbei den Delegierten das Verständnis für das bei uns noch in den Windeln gelegene neueste Kriegsinstrument einigermaßen vermittelt wurde.

Anläßlich dieser Exkursion widmeten sich mir die beiden Grafen Latour und Clam-Martinic auf das eingehendste, nachdem sie sich schon während der ersten Vorsession mit meiner Person beschäftigt hatten. Die intimen Beziehungen der beiden Grafen zum Thronfolger kennend, wußte ich sehr wohl, daß dies einer Prüfung auf Herz und Nieren gleichbedeutend sei. Auch der greise Erzherzog Rainer wohnte der Flugproduktion bei. Liebenswürdig wie stets, tat er folgenden charakteristischen Ausspruch: „Nicht wahr, Exzellenz, wenn man zu so hoher Stellung kommt, wie Sie, da lernt man die Menschen erst so recht kennen, schätzen und — lieben!" Mit überzeugtem Kopfnicken stimmte ich bei. Und jetzt, nach Jahren reichlicher Erfahrung, möchte ich niederknien vor so viel Lebensweisheit und vor so richtiger Wertung der meisten Menschen!

Auch in der österreichischen Delegation wurde dem Minister des Äußern Weihrauch gestreut. Wohl auch hier im gewollten Gegensatz zum Kriegsminister, der mit seinen steten Warnungssignalen die Freude und Gemütlichkeit verdarb. Es sei noch erwähnt, daß der ukrainische Delegierte Smal Stocki eine sehr beachtenswerte Rede hielt, in der er das russophile, hochverräterische Treiben seitens der Markowgruppe scharf charakterisierte. Doch auch dieser unbequeme Warner wurde nicht gehört.

Der oberste Kriegsherr nahm meinen Bericht ohne irgendwelche Bemerkung zur Kenntnis. Vom Thronfolger aber erhielt ich wieder ein in herzlichsten Worten abgefaßtes Telegramm.

Am Abschluß der Session fand noch ein bis in die Morgenstunden dauernder Ministerrat statt, wobei auf Wunsch des Kaisers die bosnisch-herzegowinische Bahnfrage gelöst werden sollte, die bei allen bisherigen Konferenzen an den Gegensätzen der österreichischen und ungarischen Interessen, sowie am zähen politischen Egoismus der Ungarn gescheitert war. Gleichzeitig sollte auch die Frage der dalmatinischen und hochkroatischen — (Likabahn) — Linie geregelt werden, was die Sache sehr komplizierte. Mein Leitmotiv in dieser Angelegenheit ging dahin, möglichst rasch leistungsfähige Bahnen

nach dem Süden zu erreichen. Drauf fest verharrend, gelang es mir, eine mittlere Linie herauszufinden, auf der sich zur Not auch die Interessen der beiden Staaten in Einklang bringen ließen. —

Ich habe im Beginn dieses Kapitels erzählt, unter welchen Modalitäten ich meine Installation als Kriegsminister bewirken mußte. Aus den hieraus resultierenden geringfügigen Adaptierungsarbeiten konstruierte die geschäftige und stets wohlwollende Fama ganze Luxusbauten. Desgleichen wurden die unerläßlichen Erweiterungen und Ergänzungen des höchst bescheidenen Inventars zu umfangreichen und luxuriösen Bestellungen hinaufgeschraubt. So kam's, daß der schlesische Abgeordnete Seidel irregeführt wurde und im Parlament eine Interpellation einbrachte. Ich lud ihn daher ein, unter Intervention des Abgeordnetenkollegen Dr. Otto Lecher in die Wohnung zu kommen, und veranlaßte ihn, alle Räume und auch die gesamte Einrichtung genauestens zu besichtigen, worauf der Abgeordnete Seidel in loyaler Weise einen mündlichen und schriftlichen Widerruf im Parlament veröffentlichte.

Die nun endlich einsetzende kurze Ruhepause benützte ich zu Inspizierungen. Ich wohnte einer Ordonnanzwettfahrt der freiwilligen Auto- und Motozycle Vereine des II. und III. Korpsbereichs bei. Zielpunkt war der Semmering, woselbst ich schon im Winter bei einem Staffettenlauf der Skiläufer anwesend gewesen war. Dann sah ich mir eine Reihe wichtiger Heeresetablissements und alle innerhalb Tagesfrist erreichbaren Militärschulen an. Darunter auch die in Kismarton (Eisenstadt), woselbst ich ein halbes Jahrhundert früher meinen Eintritt in die Militärerziehung genommen hatte. —

In Ungarn gelang es auch der Regierung Lukacs nicht, das Wehrgesetz auf normalem parlamentarischen Weg durchzusetzen. Da raffte sich die Arbeitspartei auf, und ihr Führer Tisza vollführte einen parlamentarischen Staatsstreich. Das Wehrgesetz und die neue Militärstrafprozeßordnung wurden en bloc in einem Gesetzesartikel zur Abstimmung gebracht und von der Majorität, trotz aller Rekriminationen der Opposition, angenommen. Eine mutige, energische Tat! Und es ist wahrlich nicht Tiszas Schuld, daß dieser gewaltsame Eingriff wegen eines so unvollkommenen und nur wenig tauglichen Gesetzes bewirkt werden mußte.

Jetzt kam an das österreichische Parlament die Reihe, die Wehrgesetzdebatte zu finalisieren. Eine Majorität war dafür schon seit langem sichergestellt. Doch im letzten Momente wollten die durch die Polen drangsalierten Ukrainer (Ruthenen) alles über den Haufen werfen. Landesverteidigungsminister Georgi wandte sich an mich, ich möge es dahin bringen, daß Franz Ferdinand auf die loyalen

Ukrainer einwirke. Stets an die große Sache denkend, ließ ich mich bewegen, mit dem in Chlumetz weilenden Erzherzog diesbezüglich in telephonischen Verkehr zu treten. Oberst Dr. Bardolff warnte mich davor und hatte recht. Wozu ewig für andere die Kastanien aus dem Feuer holen! Der Erzherzog war auch klug genug, auf die erbetene Intervention nicht einzugehen. Übrigens genügten dann Unterhandlungen mit dem Parteichef Levicky, um das Abstimmungsresultat wieder zu sichern.

Wie schon eingangs dieses Kapitels detailliert, bereitete mir die artilleristische Verfassung die größte Sorge. Besonders die Lösung der Haubitzenfrage ließ mir keine Ruhe. So fuhr ich nach Pilsen, um bei Skoda diesbezüglich Umschau zu halten und um mich über den Fortschritt im Bau der 30,5 cm-Mörser zu erkundigen. Dieser war erfreulich, und ich gewann die Überzeugung, daß Ende des kommenden Jahres — 1913 — alle 24 Stück bereitstehen dürften. Unter den vorgeführten Haubitzen gefiel mir ein Modell ausnehmend. Es war zwar noch nicht vollständig ausprobiert, doch wollte ich es dennoch ankaufen und damit die wichtigste Angelegenheit beschleunigen. Als Rohmaterial dachte ich noch an die Bronze, dieses spezifisch österreichische Produkt, das bei Haubitzen, die keine große Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses benötigen, immerhin verwendbar war. Nichtsdestoweniger nahm ich mir vor, das Etablissement Skoda mit meinem ganzen Einfluß zu stützen und die heimische Stahlindustrie vom Ausland gänzlich unabhängig zu machen[1]).

Dann inspizierte ich die großen Munitionsdepots bei Bergstadtl, in der Nähe von Budweis. Die Situation, die ich vorfand, im Verein mit den traurigen Erfahrungen nach der Explosionskatastrophe bei Felixdorf[2]) veranlaßte mich, die Stelle eines Inspektors für die tech-

[1]) Da die Skodaaktien nach meinem Besuch in Pilsen stiegen, flatterte sofort die Fama auf, ich wolle die Artillerie — zu Skodas Gunsten — mit Stahlrohren ausrüsten. Daran war, wie oben erwähnt, kein wahres Wort. Im Interesse der artilleristischen Leistungsfähigkeit „leider". Doch der Keim zu Zischeleien war hierdurch gegeben, daraus dann in späterer Folge die mannigfachsten Verleumdungen erwuchsen.

[2]) Die Explosion in Felixdorf ereignete sich im Juni. Die Detonation war so stark, daß die Pferde im Prater scheuten, wo gerade an diesem Tage das Preisreiten stattfand, dem auch — zum letzten Male — der Kaiser beiwohnte. Ich fuhr vom Turfplatz sofort an die Unglücksstelle und besuchte die Verwundeten in Wiener Neustadt, deren Anzahl leider groß war. Es gab auch im weiten Umkreise Gebäudeschaden, der vom Militärärar ersetzt werden mußte. Da manche Anzeichen auf einen verbrecherischen Anschlag deuteten — das Attentat wiederholte sich an verschiedenen Munitionsdepots —, wurden umfassende Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Man führte auch eine Sicherungsbeleuchtung ein, und wenn ich in späteren Jahren der Südbahn entlang fuhr, grüßte mich die entschwundene Ministerzeit stets aus der damals entstandenen Lichtzeile

nische Artillerie zu schaffen, deren erster Vertreter der ausgezeichnete General Pucherna war.

Zu jener Zeit erfolgte auch der Besuch des Königs Ferdinand von Bulgarien und des alten Nikita von Montenegro an unserem Hof. Der Montenegriner hatte sich eben zur Königswürde erhoben und erhielt bei seiner Antrittsvisite von unserm Kaiser das Regiment 55. (Das diesbezügliche Patent wurde von mir gefertigt und prangte im Konak von Cetinje, wo es unsere Truppen fanden, als sie 1916 die Stadt besetzten.) Ohne daß man damals bei uns eine Ahnung davon hatte, waren die beiden zu Besuch weilenden Herrscher in die früher erwähnte Balkanföderation eingetreten. Gleichwohl überflossen sie von Wohlwollen, Deferenz und Loyalität. Besonders Ferdinand von Bulgarien, dieser geriebenste aller Balkanpotentaten, konnte sich an Liebenswürdigkeit nicht genug tun, desgleichen an Geziertheit, darin er Meister war. Nikita bot als österreichischer Oberst das typische Bild des alten Offiziers aus weiland der Militärgrenze, der das Hofzeremoniell und die Uniform ein wenig lästig empfand.

Tags darauf passierten die vereinten Automobil- und Motozycleskorps Revue vor unserm Kaiser und dem König von Montenegro. Bei der Besichtigung entluden sich Blitz, Donner und ein mächtiger Wolkenbruch über Schönbrunn. Der Kaiser stand auf der offenen Schloßterrasse, bis zu den Knöcheln in der herunterstürzenden Sintflut. Neben ihm der mit Schnupfen behaftete Beherrscher der Schwarzen Berge, der die Situation höchst ungemütlich empfand. Sein Leibarzt, ein gebürtiger Franzose, geriet außer sich. „Mais, mon Dieu, c'est un malheur, c'est pis qu'un crime!" Doch alles Jammern half nichts. Franz Josef blieb unerschütterlich auf seinem Posten, und wir alle wurden pudelnaß. Während des Galadiners saß ich neben unserm Gesandten in Cetinje, Feldmarschalleutnant Baron Giesel. Er klagte, daß ihm so wenig Mittel zur Disposition stünden, um bei König und Volk „Propaganda" für uns zu machen, indes der russische Rubel gleich einem Landregen hereinströmte. Welch großer politischer Fehler! Meiner Ansicht nach hätte man das militärisch so schwer zu bekämpfende Montenegro mit allen Mitteln „gewinnen" müssen. Die kostspieligen Befestigungsanlagen, die relativ großen Truppenmassen, die man unter höchst ungünstigen Verhältnissen, rein zum Schutze des eigenen Landes, in der Herzegowina und in Dalmatien dislozierte, wären anders aufgewendet viel zweckdienlicher gewesen.

In jenen Tagen sprachen bei mir häufig Politiker vor. Die Polen unter der Führung des Krakauer Stadtpräsidenten und Abgeordneten Dr. Leo. Sie baten um Begünstigungen bei Heereslieferungen für

Galizien und motivierten es mit den besonderen Ansprüchen, die an dieses Land — vielleicht schon in naher Zukunft — gestellt werden dürften. Die Ukrainer, unter Führung Dr. Levickys und Baron Wassilkos, die ihre Klagen als bedrückte Nationalität darlegten und die endliche Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg als nicht mehr länger hinauszuschiebende pia desideria bezeichneten. Dagegen stemmten sich allerdings die Polen aus dem prinzipiellen Grunde, weil sie den Charakter Lembergs als galizisch-polnische Landeshauptstadt strengstens gewahrt sehen wollten. Besonders die Gruppe der Allpolen wollte davon nichts wissen. Diese Gruppe, mit dem Grafen Skarbek an der Spitze, ging sogar so weit, sich mit den russischen Partisanen, also mit der extremrussophilen Partei Markow zu verbinden, um die Ukrainer an die Wand zu drücken. Markow und seine Partei handelten offensichtlich nach russischem Diktat, bekämpften mit allen Mitteln die Zugehörigkeit zu Österreich und die ukrainischen Aspirationen. Überdies wurde von der russischen Regierung, wenngleich auf inoffiziellem Wege, die Errichtung einer ruthenischen Universität als Akt der Unfreundlichkeit hingestellt. Diese komplizierten Fragen, die eventuell zu Verwicklungen führen konnten, vermochte ich natürlich vom Ressortstandpunkt aus nicht zu beantworten, doch versprach ich, daß ich darüber mit den kompetenten obersten Faktoren eingehend konferieren wolle.

Und es kamen auch die Tschechen, vertreten durch den Bürgermeister von Prag, Dr. Groš, und durch die Parteiführer Udržal und Kramař. Nationale Anliegen, als Endgedanke ein deutsch-tschechischer, beziehungsweise österreichisch-tschechischer Ausgleich, dem österreichisch-magyarischen Ausgleich vom Jahre 1867 ähnelnd. Demnach: Fundamentalartikel, Krönung, böhmisches Staatsrecht. In dieser Form wohl nicht vorgebracht, doch so empfunden. „Es trennt uns nur eine papierdünne Wand, und wenn einmal alles geregelt ist, wird man staunen, welcher Lappalien wegen wir Jahrzehnte lang miteinander gestritten haben!" Dies waren fast wortwörtlich die Äußerungen eines beredten großen Parteiführers. Damals war es ihm wohl weder um die Angliederung der Länder der Wenzelskrone an Rußland, noch um eine vollständige staatliche Selbständigkeit dieser Länder zu tun. Wohl dürfte ihm die Rolle eines Andrassy-Deak für Böhmen vorgeschwebt haben, was allerdings nur im engen Anschluß Österreich-Ungarns an Rußland, bei teilweiser Absage an Deutschland zu erreichen gewesen wäre. Also eine Art Rückversicherungs-Vertrag gleich jenem Bismarcks vom Jahre 1887. Von einer Dreikaiser-Allianz redivivus, daran Franz Ferdinand längere Zeit gedacht, wäre da kaum etwas zu erwarten gewesen, zumal da

der Erzherzog bei aller Freundschaft für die Slawen von irgendwelcher Schmälerung der deutschen Sprache und deren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten — besonders der Armee, wobei er die Gendarmerie inbegriff — absolut nichts wissen wollte.

Die tschechischen Vertreter hatten den Wunsch, daß im Dienstreglement I der Passus aufgenommen werde, „die Nationalität der Leute zu wahren und auf dieselbe Rücksicht zu nehmen". Der Thronfolger wollte darauf nicht eingehen. Ich konnte ihm nicht recht geben, da die verschiedenen Nationalitäten des Reiches gegebene Größen waren, die man bei einem Krieg, wie bei jeglicher belangreichen Staatsaktion alle, aber auch alle brauchen würde, um sich seiner Haut zu wehren und das gesteckte Ziel zu erreichen. Somit durfte man aber beileibe keine Heloten machen, die im schwierigen Momente dann unbedingt Abtrünnige werden müßten. Und auch den Schein einer Unterdrückung mußte man sorgfältig meiden.

Diese Auffassung beherrschte mich damals vollkommen, und es war nur eine logische Konsequenz, daß mich auch der Wunsch beseelte, alle Völker, die teils scheinbar, teils wirklich, teils nur im Herzen, teils in realer Weise dissidierten, mit allen Mitteln an das Reich zu ketten. Dies namentlich bei solchen, die jenseits der Grenzen Konnationale oder Stammesverwandte fanden, was allerdings mit Ausnahme der Magyaren bei allen Völkerschaften des alten Reiches der Fall war, zu jener Zeit aber namentlich bei den Tschechen und Serben in Erscheinung trat.

Für den Spätsommer jenes Jahres (1912) war nun in Prag ein allgemeiner Sokoltag ausgeschrieben, an dem sich viele Zehntausende Sokoln aus allen slawischen Ländern zusammenfanden. Man klopfte bei mir an, ob ich eine Einladung annehmen würde, was ich bejahte. Denn solch eine imposante Kraftäußerung ließ sich nicht übersehen. Man mußte entweder zustimmen, sich also gewissermaßen an deren Spitze stellen oder sie gar nicht zulassen. Da letzteres aber im damaligen Moment nicht mehr möglich gewesen wäre, so proponierte ich ersteres und meinte, daß just der Kriegsminister hierfür die geeignete Persönlichkeit sei. Dies trug ich den beiden obersten Stellen (Kaiser und Thronfolger) vor, die sich aber nicht recht entscheiden konnten. Die staatliche Vertretung übernahm im letzten Moment der Unterrichtsminister Dr. Hussarek[1]).

Damals traten auch die Pourparlers wegen Errichtung einer Kanonen- und einer großen Munitionsfabrik in Ungarn in ein ernstes Stadium. Für Ungarn war dies von politischer und finanzieller Be-

[1]) Da keinerlei Vereinbarungen getroffen waren, kam's dazu, daß die Sokolfeierlichkeiten einen spezifisch allslavischen Charakter annahmen.

deutung. Für die Kriegsverwaltung ebenfalls ein Politikum, um bei dem ewigen Kräftespiel ein Pfand in der Hand zu haben. Nicht minder war es eine militärische Angelegenheit. Über die schließliche Finalisierung will ich später berichten.

Durch den Umstand, daß ich in alle die Monarchie betreffenden Angelegenheiten hineingezogen wurde, vergrößerte sich mein Einfluß zusehends. Gleichwohl trug er schon den Todeskeim in sich, da mir die Gunst des Monarchen fehlte, ein für unsere Verhältnisse ausschlaggebendes Moment. All meine Erfolge und meine getreuesten Bemühungen konnten daran nichts ändern. Nie fand ein anerkennendes Wort des Kaisers den Weg zu mir und sollte ihn auch späterhin nicht finden. Nur die Ungnade hielt mit meinen Bestrebungen Schritt, und das kaiserliche Mißtrauen blieb mir mit rührender Konsequenz erhalten, wofür die Kamarilla mit Bedacht und Eifer sorgte. —

Ich wollte nun eine gründliche Reform des Verwaltungsapparates des Kriegsministeriums, ja der ganzen Armee, vornehmen, da ich mir bewußt war, daß wir im Verwaltungsdienst erstickten. Nachforschungen, die ich als kommandierender General in Bosnien hatte erheben lassen, brachten das überraschende Resultat, daß im Durchschnitt auf jedes Bataillon drei Verwaltungsorgane kamen, abgesehen von den vier Rechnungsunteroffizieren der Kompanien. Das Kriegsministerium mit seinen Abteilungen und Dependancen hatte einen Status von etwa 1000 Personen, wobei mit der Anzahl der Schreibkräfte auch progressiv die Schreibgeschäfte wuchsen. Ich fand, daß der ganze Verwaltungsaufbau, selbst die Verwaltungsgrundsätze veraltet seien und von Organen geleitet wurden, die nach Veranlagung und Werdegang zwar den relativ einfachen Anforderungen des Friedensdienstes gewachsen waren, im Kriege aber wahrscheinlich versagen würden. Wie sollten auch Männer, die immer nur in kleinlichen Verhältnissen, oft nur im Rechnungsdienst arbeiteten, von großen wirtschaftlichen Dingen aber kaum eine Ahnung hatten, plötzlich hereinbrechenden Anforderungen größten Stiles genügen? Kann doch ein kleiner braver Landwirt auch nicht von heute auf morgen die Approvisionierung einer ganzen Stadt übernehmen! — Bei den zivilen Verwaltungsämtern konnte ich mir wenig Belehrung holen, da diese fast noch schwerfälliger, jedenfalls aber langsamer arbeiteten, als die militärischen. Und auch die Anpassungsfähigkeit an große Verhältnisse war dort nicht leicht zu finden. So dachte ich an die großen industriellen Etablissements, an Gewerkschaften, Großfabriksbetriebe und ähnliche Institutionen. Mit diesen wollte ich in Kontakt treten, wollte besondere Kräfte an leitende Stellung herüberziehen, die den Verwaltungsdienst auf eine moderne Basis brächten. Mir schwebte

ein Walter Rathenau vor, wie die Deutschen ihn im Weltkrieg fanden. Leider kam ich über das Anfangsstadium nicht hinaus, da meine Amtstätigkeit eine zu kurze Dauer hatte.

Ende Juni war der Zeitpunkt gekommen, das Budget für das laufende und das kommende Jahr im Konferenzwege zu regeln. Ich hatte ein Programm zusammengestellt, wonach ein Separatkredit von 250 Millionen, auf fünf Jahresraten verteilt, beansprucht wurde. Dieses Programm betraf Forderungen, die ich alle als unerläßlich und als minimal gehalten bereits wiederholt nachgewiesen. Sonach hatten sämtliche Minister den Text meines Liedes schon mehrfach vernommen. Ich lud daher den Chef des Generalstabes, Feldmarschalleutnant Schemua, ein, meine Anforderungen auch von seinem Standpunkte aus zu beleuchten. Zeitgerecht kamen überdies von außen zwei Momente dazu, die mich hätten unterstützen müssen, wenn meine Herren Ministerkollegen einer objektiven Beurteilung zugänglich gewesen wären. In der serbischen Skupschtina wurde nämlich ein sofortiger Kredit von 21 Millionen Dinars zur „Ergänzung der Munitionsvorräte" eingebracht und mit allen Stimmen gegen eine prompt bewilligt. Diese Summe war für das damalige Serbien beiläufig das, was für Österreich-Ungarn eine halbe Milliarde gewesen wäre. Dabei wurde dieser enorme Betrag nicht etwa für eine allmähliche organisatorische Ausgestaltung angesprochen, sondern ad hoc für sofortige Beschaffung von Munitionsvorräten, die eine baldige Verwendung erheischten. Weiters wurde bekannt, daß die Franzosen von der zweijährigen Dienstzeit spontan wieder auf die dreijährige zurückgriffen, wobei die hierdurch automatisch eintretende Erhöhung der Friedensstände beiläufig ein Drittel des ganzen Bestandes der Armee ausmachte. Diese Flammenzeichen schlugen zum Himmel und wer nicht sah, daß sich da etwas vorbereite, der wollte es eben nicht sehen.

Tatsächlich fand gerade an diesen Tagen auch der Abschluß der Militärkonvention statt, die die vier Balkanstaaten unter Rußlands Patronanz schlossen, nachdem — wie schon erwähnt — der politische Teil der Balkankonföderation bereits im März zustande gekommen war. Wenngleich der Abschluß der Militärkonvention dem Minister des Äußern am Konferenztage noch nicht bekannt gewesen, waren die beiden erwähnten Ereignisse doch so zwingender Natur, daß es für ihn, als Vorsitzenden der Konferenz, ein leichtes gewesen wäre, die Dringlichkeit meiner Forderungen auch von seinem Standpunkte aus zu unterstützen. Allerdings war sein Exposé nicht so rosig gefärbt wie jenes vom April, doch letzten Endes in so viele „Wenn" und „Aber" eingewickelt, daß es die P. T. hohen Anwesenden nicht allzu sehr erschütterte.

Schemua und ich taten unser Möglichstes, und schließlich erzielten wir bei den österreichischen Ministern den Erfolg der zögernd gewährten Zustimmung für die Forderungen einer erhöhten Kriegsbereitschaft, wahrscheinlich wieder nur in der sicheren Erwartung gegeben, daß die ungarischen Kollegen die notwendige Nackensteife gegen die Logik aufbringen würden. Darin täuschte man sich auch nicht, und allen voran war Finanzminister Teleszky jeglicher Einsicht unzugänglich, immer mit dem überlegenen Lächeln, „es sei doch nichts zu befürchten!" Das Schlußresultat war, daß ich mit Mühe eine Pauschalsumme von 2 Millionen für die Lösung der Unteroffiziersfrage erreichte. Dann verließen die ungarischen Minister in offen zur Schau getragener — die österreichischen Minister in geheimer — Freude den Kampfplatz, woselbst sie wieder einmal den Sieg über den „Moloch" davongetragen hatten. Diesem „Sieg" wurde auch in den meisten Tagesblättern applaudiert. Wie armselig, nichtig, kaum den nächsten Augenblick überdauernd, solch ein Triumph in Wahrheit ist, darüber schrieb ich früher. Hier sei nur beigefügt, daß ich nicht um einen Heller übertreibe, wenn ich behaupte, daß die einmaligen Zinseszinsen der im Weltkriege vergebens verausgabten Milliarden mir damals genügt hätten, die Armee technisch auf einen derartigen Standpunkt zu bringen, daß sie jeglicher Eventualität vollkommen gewachsen gewesen wäre. Zu einer solchen wäre es aber dann vielleicht gar nicht gekommen! Dies die Folgen unzeitgemäßer, beschränkter Knickerei in wichtigsten Belangen!

Bei dieser Konferenz wies der Chef des Generalstabes in sehr treffender Weise auf den Umstand hin, daß unserer Armee eine zweite Linie vollkommen fehle. Als solche war ursprünglich — gleich wie in den meisten anderen Armeen — die Landwehr gedacht. Doch diese war im Laufe der letzten Dezennien gänzlich in die erste Linie gestellt worden, wofür seitens der Ungarn vornehmlich nationalpolitische Motive gesprochen hatten. Für all die vielen Aufgaben, die aber — in ganz unausweichlicher Weise — der zweiten Linie erwuchsen, wie namentlich der Besatzungs- und Etappendienst, mußte man auf die dritte Linie, auf den Landsturm greifen. Dieser stand aber der Hauptsache nach nur auf dem Papier. Wohl waren die Menschen (Offiziere und Mannschaften) vorhanden, doch keine Kadres und nur unzureichende Bekleidungs- und Ausrüstungssorten und nur alte Waffenbestände (Werndlgewehre). Ich konnte den Ausführungen des Generalstabschefs nur wärmstens beipflichten, doch — selbst wenn Mittel vorhanden gewesen wären — keine Abhilfe schaffen, da alle organisatorischen Verfügungen für den Landsturm ausschließlich in den Kompetenzkreis der beiden Landesverteidigungsminister gehörten.

Nach dieser Konferenz begab ich mich nach Gastein, um dort einige Wochen Ruhe zu finden. Verschiedene Vorkommnisse veranlaßten mich, anfangs August beim Kaiser, der wie alljährlich um diese Zeit in Ischl weilte, zum Vortrag zu erscheinen. Die Audienzen in der recht beschränkten kaiserlichen Villa unterschieden sich ihrer Äußerlichkeit nach von jenen in Schönbrunn oder Wien. Eine gewisse Zwanglosigkeit, ein Lüften der Etikette wurde markiert. Offiziere erschienen ohne Säbel. Der Kaiser trug die Jägerjoppe, und kein diensttuender Flügeladjutant besorgte die Anmeldung. Nachher wurde man stets der Familientafel zugezogen, die sich von den offiziellen Diners dadurch unterschied, daß die Diener nach Servieren jedes Ganges den Speisesaal verließen, um auf ein von der Erzherzogin Valerie gegebenes Tischglockenzeichen wieder einzutreten. Über allem waltete eine erdrückende Langeweile, und ein im Flüsterton dahinplätscherndes Gespräch mit endlos langen Pausen wirkte direkt einschläfernd. Neben mir saß eine noch jüngere Hofdame, die Tochter eines einst sehr bekannten Generals, und ihre Temperament verratenden Augen ließen ein völliges Bedauern über die Monotonie des Daseins in erstickender Treibhausluft aufkommen.

Den Kaiser hatte ich noch nie so übler Laune gesehen wie bei jener Audienz. Nichts war ihm recht, und selbst bereits getroffene und sanktionierte Entscheidungen bemängelte er nachträglich. Mit besonderem Unwillen nahm er meinen Bericht über die Ministerkonferenz zur Kenntnis, wobei sich sein Unwillen seltsamerweise nicht gegen die frondierenden ungarischen Minister, sondern gegen mich wendete. Da bereute ich's fast einen Moment lang, daß ich nicht innerhalb des so bequemen „Schönaichschen Paktes" geblieben war, sondern aus lauterem Interesse für die Sache den Kampf heraufbeschworen hatte, der mir solch herrliche Anerkennung eintrug. Zum Schlusse beauftragte mich der Monarch, zum Thronfolger zu fahren, um mit ihm eine persönliche Angelegenheit des Generals Boroević[1]) ins reine zu bringen. Nach dieser Audienz dachte ich daran, die Konsequenzen aus der kaiserlichen Ungnade zu ziehen. Anderseits lag es mir aber sehr am Herzen, die für Mitte September einberufenen Delegationen zu absolvieren, um dann eventuell meinem Nachfolger reinen Tisch zu übergeben. Als Soldat erinnerte ich mich, daß jedem ehrenvollen Rückzug ein Gegenstoß vorangehen müsse.

Von Ischl fuhr ich nach Salzburg zum Thronfolger. Er empfing mich in bester Laune, belächelte meine Verstimmung, die sich meiner ob der Ischler Audienz bemächtigt hatte, und vertröstete mich wie

[1]) Es handelte sich um die Insulte, die diesem verdienten General durch die illegitime Tochter eines Staatsbediensteten angetan worden waren.

stets auf eine nahe Zukunft, in der sich alles klären und bestens ordnen würde. Hinsichtlich der Boroević affäre war Franz Ferdinand ganz anderer Meinung als der Kaiser. Dem Monarchen darüber schriftlichen Bericht erstattend, erhielt ich zu meinem Erstaunen die Weisung, auf die Ansicht des Erzherzogs prompt einzugehen. Später erfuhr ich, daß dem Kaiser auch dies als Fronde meinerseits vorgetäuscht wurde.

Dann fuhr ich über Wien nach Rutzing zu meiner Familie, um daselbst bis zum Beginn der Tiroler Manöver zu verbleiben. Während dieses Aufenthaltes inspizierte ich die großen Pulverwerke und Munitionsanlagen in Stein, wobei mir die Bevölkerung einen festlichen Empfang bereitete. Desgleichen wurde mir am Vorabend des 18. August von den Rutzing umgebenden Gemeinden ein Fackelzug zuteil, wobei Ansprachen mit patriotischem Refrain den feierlichen Schluß bildeten. Glaub' gern, daß Gemüter, die für derlei Manifestationen empfänglich sind, sich an der Macht berauschen. Ich fühlte stets nur deren ephemeren Wert heraus. Und just auch diese patriotische Feier, — wie ephemer war sie! Sie fand 1912 im Herzogtum Krain statt — und just sechs Jahre später: S. H. S. stürmisch begrüßt!

Von Rutzing reiste ich per Auto durchs Pustertal nach Toblach, sodann nach Riva am Gardasee, woselbst ich den Thronfolger erwartete, unter dessen Augen die Manöver in Südtirol stattfinden sollten. Es waren herrliche Spätsommertage, die die wundervolle Gegend vergoldeten und besonders den sagenumwobenen Gardasee in ein märchenhaftes Licht tauchten. Nicht umsonst verlegt man Dantes „Il paradiso" in jene Landschaft. Doch unmittelbar daneben entstand auch das „Inferno" dieses schaffenden Genius. Wahrlich, die grotesken Berg- und Felstrümmer, die die Abhänge des Monte Zugno bis an die von Ala nach Riva ziehende Talsenke bedecken, schreckhafte Gebilde, Zeugen katastrophaler Erdbeben und Felsstürze, bieten der Phantasie grauenhaft großartige Gemälde, die der Dichterfürst des 14. Jahrhunderts für ewige Zeiten festgelegt hatte. — Paradies und Hölle, Leben und Tod, wie nahe liegt dies übrigens in jedem Menschendasein beisammen, und wie trügerisch war auch hier das Bild des Friedens, darauf das Auge blickte. Im Unterbewußtsein hatte man das Gefühl, daß die harmlosen Manöverschüsse, die nun durch die Täler rollen würden, bald ein Echo finden müßten, dem Tod und Verderben auf dem Fuße folgten. Die finstern Panzer- und Granitwerke hüben und drüben schrien es völlig hinaus. Die Bewohner raunten sich's in beiden Sprachen zu. Der Ruf: „Hie Guelf — Hie Ghibellin" schwirrte durch die Lüfte. Nur in den Staatskanzleien zu Wien und Berlin, sowie in den Parlamenten wollte man

ihn nicht hören, verbarg den Kopf tief in den Sand und hielt an politischen Plänen und Hirngespinsten mit pathologischer Verbohrtheit fest.

Am Nachmittag kam der Erzherzog nach Riva. Er war schlechter Stimmung, da der Erzbischof Endrici ihn in Torbole mit einer sehr kühlen Ansprache empfangen hatte. Ich wurde zu einer langen Audienz berufen, wobei ich zunächst Vorwürfe bekam, daß ich zwei quiescierte Generale in persönlichen Angelegenheiten zu sehr unterstützt hatte. Als ich dann von einer Reihe Meliorationen berichtete, trat die Gnadensonne wieder aus den Wolken.

Franz Ferdinand und ich fuhren zur Besichtigung einiger Stellungen. Aus irgendeinem Grund war bei dieser kurzen Fahrt an Stelle von Oberst Bardolff der frühere Flügeladjutant des Erzherzogs in Brosch anwesend. An einer kleinen Grenzstation verließen wir das Auto, und der Erzherzog empfing eine Huldigungsdeputation der Ortsgemeinde. Es war unmittelbar am Grenzschlag, an dessen anderer Seite die italienischen Financieri standen. Am gleichen Fleck fielen zweiundeinhalb Jahre später die ersten Schüsse zwischen unsern Grenzpatrouillen und den Italienern. Von uns dreien aber, die wir da nebeneinander gestanden, war der Erzherzog ermordet, Brosch im heldenmütigen Kampf gefallen, und ich nach siegreich geführter großer Schlacht infolge bösartiger, bornierter Anklage — in Untersuchungshaft! Il paradiso, il inferno!

Die Gebirgsmanöver wurden vom Korpskommandanten, General der Kavallerie Dankl, geleitet. Der Verlauf war im ganzen interessant. Inmitten der Truppen fühlte ich mich voll in meinem Element, und die Ministerei erschien mir eine höchst fragwürdige Beigabe. Der Erzherzog freute sich über die schönen Leistungen der Truppen. Sein reichlich gespendetes Lob sollte auch Aneiferung und Anerkennung für die, oft unter ungünstigsten Verhältnissen in des Reiches ferner Südwestmark dislozierten Soldaten sein.

Als ungebetener Gast wohnte den Übungen ein Oberstleutnant des italienischen Generalstabes bei, der sich durch Flucht der Ausweisung entzog. Vielleicht waren noch manch andere seiner Kameraden, — natürlich nur aus „wärmstem bundesfreundlichen Interesse" — im Verborgenen anwesend. An Schlupfwinkeln war kein Mangel, denn wir befanden uns inmitten der Terra Irredenta, worüber auch die zahlreich ausgesteckten Fahnen nicht täuschen konnten. Wie sehr die Irredenta dort lauerte, erwies sich drei Jahre später auf das eklatanteste. Dann kamen aber die vielen Verhaftungen und schweren Strafen schon post festum. Allerdings war zu gutem Teile das schrankenlose In-die-Halme-Schießen des Unkrautes durch unser Bundes-

verhältnis bedingt. Man mußte unausgesetzt auf die Empfindungswelt Italiens Rücksicht nehmen, was von seiner Seite stets mit unverhüllter Rücksichtslosigkeit erwidert wurde.

Von Tirol reisten wir zu den Manövern in Südungarn in der Gegend von Mezö-Hegyes, woselbst auch das Quartier der Manöverleitung, sowie die Manövergäste etabliert waren. Unter letzteren befand sich der rumänische Generalstabschef, General Avarescu. Ich unterhielt mich auf das angeregteste mit diesem feingebildeten Mann. Damals dachte wohl niemand, daß er vier Jahre später seine strategischen Talente gegen uns und unsere Verbündeten werde verwerten müssen. Avarescu schien damals wirklich Österreich freundlich, denn er zählte zu den unbedingten Anhängern des Königs Carol. Tatsächlich war ihm dann nach all den Mißerfolgen der rumänischen Armee der Erfolg bei Marašešti beschieden.

Die Manöver fanden in einem wogenden Maismeer statt. Absichtlich so gewählt, um Verhältnisse darzustellen, wie sie in der serbischen Mačva zu finden sind und wohl auch der oberitalienischen Kultur ähneln. Es ging kunterbunt zu. Namentlich die Kavallerie, die sich um keinen Preis in neue Verhältnisse finden wollte, verursachte mit ihren Kolonnenmärschen und Attacken einen enormen Feldschaden, ohne taktischen Nutzen zu schaffen. Wahrscheinlich hätte man ihr damals ein großangelegtes Feuergefecht nicht einmal gut angerechnet.

Am vorletzten Tag, wir saßen just beim Speisen, langte ein Telegramm ein, demnach für die Finalisierung des neuen Wehrgesetzes eine Reihe hoher Auszeichnungen niederströmte. Generaladjutant Baron Bolfras erhielt das Großkreuz des Stefansordens. Mein Vorgänger Baron Schönaich, auf dessen Brust schon sämtliche Großkreuze prangten, wurde in einer Privataudienz der besonderen Anerkennung versichert. Die Landesverteidigungsminister Georgi und Hazay bekamen die Baronie, Abteilungschefs in den Ministerien hohe Dekorationen. Beide Ministerpräsidenten, sowie Tisza gleichfalls das Großkreuz des Stefansordens. — Nur ich, der die Resolutionskampagne durchgekämpft hatte, um die Reservatrechte der Krone zu retten, der die Unteroffiziersfrage geregelt hatte, ohne welche die Einführung der zweijährigen Dienstzeit eine problematische riskierte Sache gewesen wäre, — ich wurde ostentativ übergangen, nachdem schon drei Wochen vorher die alljährlich vor Kaisers Geburtstag herausgegebene Liste von Auszeichnungen unmittelbar vor mir abgeschnitten hatte. Eine derartige kaiserliche Ungnade mußte selbst mich, der ich allen Äußerlichkeiten skeptisch gegenüberstand, schmerzlich, ja fast beschämend berühren. Es war ein Schlag ins Gesicht

der Gerechtigkeit, und es hätte meine dienstliche Autorität gewaltig erschüttern können. Daß das Wehrgesetz nach einem Jahr novelliert werden mußte, schadete den hierfür Ausgezeichneten in der Meinung des Monarchen keineswegs. Es dürfte ihm das Mißverhältnis zwischen Leistung und Belohnung nicht einmal zu Bewußtsein gekommen sein! Nichtsdestoweniger war diese Abhärtungsmethode für mich fast ein Glück. Auf diese Weise wurde ich allmählich an Ungerechtigkeiten gewöhnt und nur so konnte ich dann jene Ungeheuerlichkeiten ertragen, die in steigender Potenz immer von denselben Stellen gegen mich ausstrahlten.

Der Thronfolger, mit dem ich den Vorfall am Manöverfeld besprach, zeigte sich ob der offensichtlichen Tendenz im höchsten Maße ungehalten und streute in seiner impulsiven Art die unverblümtesten Meinungsäußerungen um sich. Er kargte auch nicht mit den üblichen Versprechungen und Anweisungen für die Zukunft, wurde aber dann sofort wieder höchst sachlich, indem er mir die entschiedenste Stellungnahme anläßlich der Delegation empfahl. „Sie müssen raufen, raufen, raufen und alles unterkriegen!" war seine Schlußrekommandation. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß jeglicher Kampf in dem Maße erschwert war, als der Welt so offenkundig gezeigt wurde, wie wenig ich auf den Rückhalt der obersten Potenzen im Staatswesen zu zählen hätte. An Kampfesfreude hatte es mir doch wahrlich niemals gefehlt.

Vor Beginn der Delegation war noch das Schaustück des eucharistischen Kongresses zu absolvieren. Es bestand in einer großen, mit nichts zu vergleichenden Entfaltung kirchlicher Pracht und Macht. Letztere fand durch Kardinal Dr. Nagl, Fürsterzbischof von Wien, einen ebenso geschickten als konsequenten Vertreter. In neuerer Zeit dürfte es kaum je vorgekommen sein, daß die unbedingte Autorität, ja Superiorität der kirchlichen über die weltliche Gewalt so plastischen Ausdruck bekam, wie bei jener Gelegenheit. Alles mußte ihr und ihren Vertretern, dem päpstlichen Delegaten und dem Kardinal Nagl, huldigen, und als Apotheose war der von der Plattform des äußern Burgtores aus gespendete apostolische Segen gedacht, den der Monarch, alle Prinzen und Großen des Reiches kniend zu empfangen gehabt hätten. Doch, weiß Gott, der Himmel wollte es nicht und ließ unablässig einen kalten spätherbstlichen Sprühregen herniederrieseln, so daß dieser Kulminationspunkt nicht erreicht werden konnte. Anderseits hielt aber diese Wetterunbill die teils demutvoll gläubigen, teils neugierigen Wiener und die andern aus allen christlichen Gauen zu Hunderttausenden herbeigeströmten Massen nicht ab, dem grandiosen Schaustück beizuwohnen. Als führender

Generalfeldmarschall des Zuges fungierte General Fürst Schönburg, der zu Pferd die langen Zeilen auf und ab ritt und die Marschordnung im Auge behielt. In diesem Zuge befanden sich alle Mitglieder der Dynastie, sämtliche Hof- und die vornehmlichsten Staatswürdenträger. Die Kämmerer und die Geheimen Räte zu Pferde! Man denke sich bei strömendem Regen und eisigem Wind einen mehrstündigen Ritt ohne Mantel auf dem glitschnassen Stadtpflaster! Es war alles eher denn angenehm. Anderseits imponierte mir doch die Wirkung einer Idee, die imstande war, so viele Hunderttausende und speziell die Mächtigsten unter ihnen auf die Knie zu zwingen, ohne ihnen hierfür irgend etwas Greifbares zu bieten. Und auch dem Faiseur und Sieger in dieser Kraftprobe, Kardinal Nagl, mußte man die Anerkennung zollen, ganz gleich wie man über das Wesen der Sache denken mochte. Mit ihm verband uns — meine Frau und mich — übrigens hohe Wertschätzung, und niemand war dann über meinen baldigen Sturz empörter als er.

Am Tage des eucharistischen Kongresses wohnte ich einem Diner des päpstlichen Nuntius bei, das insofern sehr interessant war, als zwölf Kardinäle aus allen Ländern der Welt zugezogen waren. Man hatte den Eindruck, einem päpstlichen Konklave zu assistieren. —

Mitte September, noch vor Beginn der Delegationssession, meldete sich bei mir unser Militärattaché bei der Konstantinopler Botschaft. Über die politische Situation, der ich großes Mißtrauen entgegenbrachte, befragt, gab der militärische Diplomat die beruhigendsten Versicherungen — zum mindesten für die nächste Zeit. Mein Hinweis auf die vielen bedrohlichen Momente, vor allem auf die enormen Rüstungskredite der christlichen Balkanstaaten, beantwortete er mir dahin, daß seiner Überzeugung nach dies alles für eine ferne Zukunft bestimmt sei. Sollte aber trotzdem eine Komplikation eintreten, so gelte es als Gewißheit, daß die verjüngte Türkei alle ihre Gegner rasch niederwerfen würde. Übrigens hegte man auch auf der hiesigen türkischen Botschaft keinerlei Besorgnisse und teilte damit die Ansichten unserer Staatskanzlei. Solch ein politischer Aufsitzer war wohl kaum dagewesen! „Quem Deus perdere vult, dementat!" Und zweifelsohne war damals die Türkei von einem vollständigen Zusammenbruch auch nicht weit entfernt. —

Doch jetzt — 1919 — lebt die Türkei noch immer, wenngleich elend und kümmerlich, während die Großmacht Österreich-Ungarn jämmerlich zerfallen ist. Galt daher dieser klassische Spruch nicht in erster Linie der Monarchie? —

Die beiden folgenden Delegationen erbrachten meine letzte Tätigkeit als Minister und gestalteten sich durch die politischen Begleiterscheinungen besonders interessant und spannend.

Vor allem möchte ich eine Bilanz meiner Position geben, in der ich in die Session eintrat. Die Passiva waren vorherrschend. Die offensichtliche kaiserliche Ungnade hatte sich im Laufe des Jahres so potenziert, daß sie mir auch die Bundesgenossenschaft all jener Volkstribunen entzog, die aulischen Einflüssen zugänglich waren. Als Gegengewicht war allerdings die Gunst des Erzherzogs da, doch diese repräsentierte damals mehr den Schein als ein vollwichtiges Gegenstück. Einerseits wollte sich der Thronfolger zu dem Träger der Krone, der seine Anschauung so deutlich kundgab, doch nicht ganz in Gegensatz stellen, anderseits erschienen ihm und seinen intimen Beratern die Erfolge, die ich besonders in den ungarischen Angelegenheiten mit so großer Mühe erkämpft hatte, noch immer zu gering. Um ihrem geheimen Wunsch: „Wiederkehr zur alten, kaiserlichen Armee" zu entsprechen, hätte ich Wunder wirken oder einen Staatsstreich riskieren müssen. Dazu fehlten mir aber Macht, Absicht und Wille. Die Stütze, die mir der Erzherzog bot, war daher nicht voll als Aktivposten einzustellen.

Ich wußte, daß von den beiden Delegationen die österreichische weder kalt noch warm sein würde, wenn man von den Sozialdemokraten absah, die prinzipiell alle Anforderungen und Maßnahmen bekämpfen würden. Von den andern Parteien waren mir einige Stimmführer, Dr. Lecher, Šusteršić, Levicky, Isopescul-Grecul, dann aus grundsätzlichen Ursachen die meisten Mitglieder des Herrenhauses geneigt. Immerhin war ich überzeugt, daß sich für mich niemand ereifern würde. Von der ungarischen Delegation konnte ich jedoch nur wenig Gutes erhoffen, wenn auch manche Anzeichen dafür sprachen, daß die Weißglühhitze, die noch im Frühjahr geherrscht hatte, einen erheblichen Temperaturverlust erlitten hatte. Als Aktiva durfte ich mir eigentlich nur den einen Umstand in Rechnung stellen, daß ich für das Budget 1912 keinerlei Neuforderungen zu stellen brauchte, da solche schon im Ministerrate gefallen waren. Hierzu kam noch meine Annahme, daß man die äußere Situation doch endlich einmal begreifen würde.

Die feierliche Eröffnung der Delegationstagung fand in gewohnter Weise statt. In der Thronrede klangen zum erstenmale ernstere Worte bezüglich der äußeren Situation. „Elektrische Spannungen, politisches Wetterleuchten" u. a. Trotzdem hätte niemand daraus zu erkennen vermocht, daß acht Tage darauf die am Balkan gelegte Mine auffliegen würde. Durch die inneren Vorgänge stand die Dele-

gation — insbesondere die ungarische — im Zeichen des Sturmes. Ungarn befand sich noch immer im Zustand ex lege, und die Linke — namentlich die äußerste Linke (Gruppe Graf Michael Karoly, der nachmalige erste Präsident Ungarns) — wollte es überhaupt zu keiner Delegationstagung kommen lassen. Zur Verhütung von Exzessen war sogar die ungarische Parlamentsgarde nach Wien gekommen und nahm im ungarischen Haus in der Bankgasse Aufstellung. Doch kam's zu keinem Einschreiten. Immerhin hatten sich Parlamentsmitglieder der Karolyipartei auf der Tribüne versammelt, und bei Beginn der Sitzung wetterte der gräfliche Führer unter Beifallstosen seiner Kommilitonen einen Bannspruch gegen die Delegation, worauf der Exodus dieser Gruppe erfolgte. Dabei apostrophierte der Alterspräsident, der achtzigjährige Baron Harkanyi, die Tumultanten auf das energischste.

Im Viererausschuß war das Exposé des Grafen Berchtold dem Wesen nach eine Paraphrase der Thronrede. Ein politisches Barometer, das auf „Veränderlich" zeigte. So blieb's eigentlich auch in den nächsten Tagen, wenngleich im Publikum durch die kursierenden Nachrichten eine gewisse Nervosität Platz griff.

Eine Abordnung von Mitgliedern des österreichischen Herrenhauses, die Grafen Latour, Clam-Martinic, sowie die Fürsten Starhemberg und Lobkowitz kamen zu mir, und ersuchten mich, sie über die tatsächlichen Verhältnisse der Heeresbereitschaft zu orientieren. An der Hand der Karte wies ich nach, daß sich Rußland ganz deutlich zu einem Waffengang gegen die Mittelmächte, vor allem gegen Österreich-Ungarn vorbereite. Ich lenkte die Aufmerksamkeit auf die völlig offensiv zu nennenden Bahnbauten der letzten Jahre, die alle gegen Ostgalizien konfluenzierten. Die vier österreichischen Magnaten hörten meinen Ausführungen aufmerksam zu, doch sah ich's ihnen an, daß sie nicht erbaut waren und mir auch nicht recht glaubten. Ich vernahm auch wieder, wie schon so oft, direkt und indirekt den Einwurf, daß mein Vorgänger bei Abschluß seines berühmten Paktes doch feierlich erklärt habe, es sei für die volle Schlagfertigkeit der Armee alles getan, und nun käme ich zum Erstaunen aller mit meinen erneuten Forderungen.

Dies hinderte mich aber durchaus nicht, in der am 30. September stattgefundenen Sitzung des österreichischen Wehrausschusses in ganz ähnlicher und recht deutlicher Weise zu sprechen. Die genannten Mitglieder des Herrenhauses waren dadurch einigermaßen verschnupft, und ihre höfischen Beziehungen gaben ihnen Gelegenheit, darob bei Franz Ferdinand Vorstellungen zu machen. Dies verfing aber bei mir nicht, und ich erklärte dezidiert, auf keinen Fall ein

Nachahmer des Marschalls Leboeuf vom Jahre 1870 sein zu wollen, der mit seinem berüchtigten „archiprêt" das Vaterland ins Verderben gestürzt hatte. Um aber die Stimmung, die durch dieses ungewohnte Abgehen von sakrosankten Gebräuchen ernst und trübe geworden war, wieder zu beleben und die Gerechtigkeit sprechen zu lassen, ergriff ich zum Schlusse erneut das Wort, hob die vorzüglichen Eigenschaften unserer Bevölkerung, der braven opferbereiten Mannschaft und des bescheidenen tüchtigen Offizierskorps hervor. Ich schloß: „Graf im Bart, Ihr seid der reichste — Euer Land trägt Edelstein!"

Der folgende Tag sollte für mich durch ein eigenartiges Vorkommnis an Bedeutung gewinnen, das wohl auch sonst verdient, nicht in Vergessenheit zu geraten.

Der ungarische Ministerpräsident, Dr. Lukacs, kam zu mir mit der Mitteilung, es sei ihm amtlich gemeldet worden, daß ich zwölf Batterien der 30,5 cm Mörser bestellt habe, trotz des gegensätzlichen Ministerratsbeschlusses vom 6. Dezember 1911. Er fragte mit ernster Miene, ob dies denn auch wirklich der Wahrheit entspräche. Ich bejahte und fügte hinzu, daß die Verantwortung, die ich vor meinem Gewissen und vor der Zukunft des Staates zu tragen hätte, mir höher stünde als meine Ministerverantwortlichkeit und daß ich bereit sei, jede Konsequenz zu tragen. Lukacs meinte, in diesem eklatanten Fall würde es wohl auch erforderlich sein, da eine Ministeranklage unvermeidlich wäre. Ich beschloß, das Prävenire zu spielen und noch am selben Nachmittag im österreichischen Wehrausschuß die Angelegenheit zu motivieren, sowie — im Ablehnungsfalle — sofort die Konsequenzen zu ziehen. Es kam aber anders! Just als ich mit meiner Rede beginnen wollte, lief wie ein Deus ex machina ein Telegramm ein, das die Mobilisierung sämtlicher Balkanstaaten kündete. Dies hellte die Situation wie ein Blitz in dunkler Nacht auf, und von meiner Eigenmächtigkeit wurde weder in der österreichischen noch in der ungarischen Delegation je ein Wort gesprochen.

„Welch ein Glück!" riefen die mir Nächststehenden aus, und ich selbst hielt es für einen Glücksfall, rein wie Gold. Und doch war's nur Katzengold! Denn keine größere Genugtuung hätte mir später werden können, als die Ministeranklage in jener Zeit für eine rein persönliche Leistung, die sich zwei Jahre später als ausschlaggebende Errungenschaft, als die wirkungskräftigste Artilleriewaffe des Feldzuges erwies. Hierdurch wäre mir amtlich bescheinigt worden, daß ich der Vater dieser organisatorischen Maßnahme sei, da mir den Ruhm, vor einem Staatsgerichtshof zu erscheinen, gewiß niemand streitig gemacht hätte. So aber, als damals

alles glatt ablief, und dann die zerschmetternde Wirkungsfähigkeit dieser Mörser gleich im Beginn des Krieges aller Welt vor Augen geführt wurde, meldeten sich zwei Väter: Conrad und Krobatin! Byzantinisch dienstbeflissene Journale fanden sich auch sofort, um diesen in Amt und Würden stehenden Männern Weihrauch zu streuen, währenddem alle öffentlichen Mitteilungen, die den wahren Sachverhalt darstellten, von der Kriegszensur unnachsichtlich gestrichen wurden, an deren Spitze der Feldzeugmeister Schleyer stand.

Die Delegationsverhandlungen gingen ihren durch die äußern Verhältnisse beflügelten Gang weiter, und die Delegierten waren freundlich genug, dem Minister des Äußern keinerlei Vorwürfe zu machen ob der kriegerischen Überraschung, die ihnen so urplötzlich beschieden worden war. Allerdings mußten sie sich im Innern sagen, daß sie überrascht sein wollten, da doch nur sanft klingende Schalmeien akzeptiert und mit Beifall begrüßt wurden. Ich wies für meine Person auf den „Turmwächter" hin, „den die biedern Bürger von Schilda gedrosselt, weil er in der Nacht ein Schadenfeuer avisiert hatte". Man gab mir auch vielfach recht, und so beschlossen wir, Stürgkh und ich, den außerordentlichen Kredit von 250 Millionen nochmals in einem ad hoc einzuberufenden Ministerrat einzubringen und ihn dann in das Budget 1912 einzustellen. Es gelang! Wenngleich mit Schwierigkeiten, denn im Gegensatz zu seinem österreichischen Kollegen, Grafen Zaleski, konnte sich's Teleszky, der ungarische Finanzminister, auch bei dieser Gelegenheit nicht versagen, nörgelnd und störend aufzutreten.

Die kriegerischen Ereignisse auf dem Balkan hatten ihren Anfang genommen, und man gewann sofort den Eindruck, daß die Türkei in die Hinterhand geraten würde.

Der Chef des Generalstabes, Schemua, plädierte für großzügige Rüstungsmaßnahmen und wollte, wenn schon keine allgemeine Mobilisierung, doch wenigstens die der unteren Korps ins Werk setzen. Er unterbreitete auch eine diesbezügliche Denkschrift dem Kaiser. Doch ich wollte dem nicht beipflichten, bevor man über die einzuschlagende Richtung bestimmte Konklusionen ziehen könnte. Mobilisierungen, wenn auch nur teilweise bewirkt, bringen das Rad leicht ins Rollen — oft auch gegen die eigene Absicht — und kosten auf jeden Fall ein unbändiges Geld. Über die Direktion war man aber noch gänzlich im unklaren. Politisch überrascht, war es den Regierungen und Parlamenten glücklich gelungen, die militärischen Vorsorgen und Ausgestaltungen zu behindern, und nun war es schwer, zu einem Entschluß zu kommen. Zudem schien die Situation so

verworren, daß es wirklich nicht leicht war, den Ariadnefaden aus dem Labyrinth zu finden.

Ich versuchte den Grafen Berchtold zu veranlassen, dem Kaiser die Berufung eines Kronrates nahezulegen. Dabei hätte die Richtung festgestellt werden müssen, die unsere äußere Politik nun zu nehmen hätte, danach alle militärischen, finanziellen und wirtschaftlichen Vorkehrungen zu treffen gewesen wären, damit Einheitlichkeit in alle Maßnahmen gebracht worden wäre. Leider geschah es nicht so. Es wurden weder die Stimmen der Mitverantwortlichen und der obersten Fachorgane vernommen, noch wurde mitgeteilt, nach welcher Richtung eigentlich gesteuert werden sollte. Ich bin auch überzeugt, daß eine bestimmte deutliche Richtung nicht existierte, sondern daß man, wie bei uns fast immer, von Fall zu Fall wendete, vielmehr sich wenden ließ. Wenn ein neues Lafettenmodell oder ein neuer Ausrüstungsgegenstand hätte eingeführt werden sollen, würde eine Kommission wohl wochenlang darüber beraten haben, und die Entscheidung hätte dann erst noch recht von der obersten Instanz abgehangen. Die Frage aber, ob der Staat Krieg führen sollte oder nicht, wäre gegebenenfalls von einer Stunde zur andern erledigt worden. Ob es zwei Jahre später, als es wirklich zum Schlagen kam, auch so zuging, entzieht sich meiner Kenntnis. Die obersten Generale, also die Armeeinspektoren, wurden aber auch damals nicht befragt. Es ist möglich, daß wenigstens im allerengsten Kreise eine entscheidende Beratung rechtzeitig stattfand. Doch solche Beratung hätte eben schon 1912 erfolgen sollen, denn jedem ernsthaften Politiker war damals vollkommen klar, daß alles einem Kriege zutreibe, und daß ein solcher früher oder später unausweichlich werden könne.

Um die Leitung der äußern Politik über die militärische Situation fortlaufend in Kenntnis zu erhalten, informierte ich Berchtold entweder persönlich oder ließ ihm die täglich zusammengestellten Skizzen durch eines meiner ersten Fachorgane erläutern. Allerdings deckten sich die Informationsberichte der Konfidenten des Außenministeriums selten mit jenen des Generalstabes. Letztere lauteten meist düsterer als erstere. Trotzdem wurden aber noch keine militärischen Maßnahmen getroffen, und nur die Rückbehaltung der Urlauber bei den im Annexionsgebiet und in Dalmatien stationierten Truppen verfügt. Ich blieb — wie schon erwähnt — taub gegen alle Wünsche des Generalstabes sowie des Chefs der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung, die fortwährend Mobilisierungsverfügungen anstrebten. Sechs Wochen hindurch konnte ich diesen Zustand ruhigen Gewissens erhalten und hätte ihn — ähnlich wie in Deutschland — noch viel länger erhalten können, wenn unsere Friedensstände nicht so elend gewesen wären.

Unter dem Zwang der äußern Ereignisse kamen die Delegationen in ein rascheres Tempo. Mit den Sozialdemokraten Nemec[1]) und Schuhmayer hatte ich noch einen kleinen Strauß zu bestehen, doch gab's keine wesentliche Störung. Und mit den Ungarn ging es über Erwarten glatt. Die drohenden Gewitterwolken, die sich im Frühjahr über mein ministerielles Haupt zusammengezogen hatten, verzogen sich fast völlig. Nur ein ganz leichter Sprühregen ging in der Form nieder, daß die Delegierten mich ersuchten, von einem Rout im Kriegsministerium diesmal absehen zu wollen, da sie sich bei mir noch nicht fetieren lassen könnten, wo sie doch erst vor halber Jahresfrist ihren Parteigenossen und Wählern meinen Kopf versprochen hatten. Dies sah ich auch ein. Dafür geleitete ich die Delegation wieder auf das Neustädter Flugfeld, wo ich ihnen diesmal schon Besseres zeigen konnte. Ein Geschwaderflug von Ein- und Zweideckern imponierte den Anwesenden besonders.

Die Delegationsdiners bei Hof, die wie alljährlich folgten, wirkten stets animierend auf die Stimmung der Teilnehmer. Diese Diners erfreuten sich einer Berühmtheit. Ein witziger Mund tat den Ausspruch, daß es nach den Kaiserdiners keine Opposition mehr gäbe. Und der Sozialdemokrat Schuhmayer rief einmal den Vertretern der bourgeoisen Schichten zu: „Ja, sind Sie denn nur der Diäten und der zwei Hofdiners wegen da?" Diese festlichen Veranstaltungen übten tatsächlich — besonders auf einen Neuling — einen eigenartigen Nimbus aus. Die Sozialdemokraten taten daher nicht so unrecht, diesen verführerischen und auch nivellierenden Festivitäten fern zu bleiben. Die prunkvollen Säle, die illustre Gesellschaft, die pompöse und dabei würdevolle Aufmachung, die herrliche Tafel und nicht zuletzt das opulente Mahl wirkten nicht nur auf den Gaumen und Magen, sondern auch auf Herz und Gemüt im regierungsfreundlichen Sinne ein. Allem voran war es aber das huldvolle Wesen des Monarchen, das gefangen nahm. Die meist höchst einfachen Ansprachen des Kaisers blieben dennoch selten ohne Effekt, und ich sah dabei manch freudig erstrahlendes Demokratengesicht. Hie und da gab's allerdings auch prämeditierte, gewissermaßen konzipierte

[1]) Bei der Debatte im Plenum, wobei Nemec wieder die Walze von den unerschwinglichen Militärlasten eingelegt hatte, konnte ich mir's nicht versagen, von meinem tags vorher unternommenen Spaziergang in der Neuwaldegger Gegend zu erzählen, wo ich das „zum Umsinken belastete Volk" in zahllosen Wirtsgärten bei Wein, Bier, Musik und Backhähndln versammelt sah und hierdurch zu meiner Freude den Eindruck gewann, daß die Steuerlast, speziell die 10%, die für Heereszwecke entfielen, weder die Genußfreude noch die Genußmöglichkeit irgendwie tangiert hätte. Die Lacher hatte ich auf meiner Seite, doch eine Menge just nicht schmeichelhafter Anonyma flog mir darob ins Haus.

Ansprachen, die manchmal eine erhebliche politische Tragweite besaßen. Gewöhnlich waren sie aber uniform gestimmt. Man lächelte und witzelte darüber vielfach. Doch mit Unrecht. Der verewigte Kaiser wußte, daß jedes seiner Worte, wenn nicht verdreht, doch x-fach zergliedert und ausgelegt wurde, um womöglich einen ganz besonderen Sinn zu bekommen, und er wußte auch, daß seinem nüchternen Verstande jegliche Geistreichelei und Effekthascherei fernlag. Somit suchte er auch gar nicht nach espritvollen Aperçus, sondern hielt die Cerclekonversation stets im engen Rahmen, den er nur selten und dann mit bestimmter Absicht überschritt, noch seltener aber überschreiten ließ. Namentlich in so kritischer Zeit. —

Es war ein durch Dezennien geübter Brauch, jeden gemeinsamen Minister spätestens nach der ersten erfolgreichen Delegationssession mit dem Großkreuz des Leopoldordens auszuzeichnen. Diesem Gewohnheitsakt gemäß wurde auch diesmal vom Chef der Militärkanzlei — beileibe nicht aus irgendwelch anderen Motiven — ein bezüglicher Vortrag unterbreitet, um so mehr als ganz besondere Errungenschaften erkämpft worden waren. Doch auch jetzt sollte mich kein Strahl der Gnadensonne streifen, und gelegentlich meines persönlichen Referats vernahm ich nicht ein Wort der Anerkennung, nur den kurzen Hinweis, daß die in zwei Wochen einsetzende nächste Delegation (Budget 1913) gleichfalls wunschgemäß zu realisieren sei. Vom Thronfolger erhielt ich allerdings ein Schreiben, darin mir bei voller Würdigung meiner Leistungen der Dank ausgesprochen wurde.

Die Kriegsereignisse am Balkan schritten fort und bewirkten den vollständigen militärischen Zusammenbruch der Türkei. Ein Versagen auf allen Räumen und Linien, so daß der Strom der nachfolgenden Verfolger, namentlich der Bulgaren, erst an der Tschataldschalinie aufgehalten werden konnte. Ohne zu beschönigen, muß ich berichten, daß mangels eines positiven Zieles die Ratlosigkeit und Verlegenheit unserer äußern Politik im gleichen Maße mit den Erfolgen der christlichen Balkanstaaten wuchs. Im Stillen wünschte man der Türkei alles Gute, rührte aber keinen Finger, um sie aus ihrer Notlage zu ziehen. Man komplimentierte die Sieger, deren Erfolge man heimlich verwünschte, und wußte nicht Bescheid, wie man es anstellen sollte, ihren Fortschritten Einhalt zu gebieten, ohne sich vor dem übrigen Europa und vor der eigenen slawischen Bevölkerung zu diskreditieren.

Unter diesen Umständen wurde selbst die sogenannte „Prohazka-Affäre" wie ein Rettungsanker begrüßt, nach welcher der in Üsküb residierende österreichisch-ungarische Konsul Prohazka von den Serben verjagt oder, wie es anfänglich hieß, verstümmelt, ja sogar ge-

tötet worden sein sollte. Lange Zeit hindurch bildete dieser Fall gleichsam das Kassenstück fast der gesamten inländischen Presse, dessen Vorführung vor dem P. T. Publikum seitens der obersten Reichsämter eher favorisiert, denn behindert wurde. Und zwar zu einer Zeit, wo es schon erwiesen war, daß eine ernstliche Verletzung der staatlichen Autorität Österreichs eigentlich nicht vorliege. Dieses Vorkommnis gab immerhin Veranlassung zur Wahl eines einzuschlagenden Weges. Genau genommen war man nicht mißgestimmt, endlich einen Grund zu finden, gegen Serbien, das sich als Todfeind gebärdete, einzuschreiten. Von diesem Momente an mußten auch die militärischen Vorbereitungen Leben gewinnen. Zunächst ging man an eine Standeserhöhung der Südkorps VII, XIII, XV und XVI, wodurch die Aufregung in der Monarchie, doch auch jene in Rußland wuchs.

So sehr ich der Überzeugung war, daß jede Konflagration mit Serbien auch den Krieg mit Rußland auslösen würde, so sehr hatte ich das Gefühl, daß in diesem Falle die Einigkeit der Balkanvölker einen heftigen Stoß erhalten dürfte. Und meine politische Witterung sagte mir, daß Bulgarien das Land sei, das am ehesten einen Bundesgenossen abgeben könnte. In dieser Voraussicht überließ ich damals den Bulgaren auf ihre Bitte 50 000 Stück ältere Gewehre, wobei allerdings nicht nur politisch-platonische Gefühle, sondern auch reale Faktoren, namentlich hinsichtlich Modernisierung der eigenen Waffenbestände, mitsprachen, wovon ich auch Berchtold zu überzeugen wußte. Diese Aktion war tatsächlich die erste Brücke, die zwischen unserer Monarchie und Bulgarien wieder geschlagen wurde, wie dies erste politische Autoritäten, speziell der damalige bulgarische Gesandte, Herr Salabascheff, laut erklärten. Wie aber so vieles, was ich zum Besten der Sache geschaffen hatte, für mich persönlich zum Unheil wurde, erwuchsen mir auch hieraus später die größten Unannehmlichkeiten. —

Die Erregung in den breiten Schichten des Volkes vergrößerte sich von Tag zu Tag. Das Prinz-Eugen-Lied drang wie ein Ruf durchs Land, und die noch durch keine Zensur eingeengte Presse ließ die Besorgnis oder — wenn es dem Beurteiler gefiel — die Hoffnung aufkommen, daß kriegerische Ereignisse unmittelbar bevorstünden. Persönlich noch nicht daran glaubend, konnte ich mich der Sorge doch nicht entschlagen, daß die Möglichkeit solcher Ereignisse nahegerückt war, und ich empfand die schwere Verantwortung. Was half's, die Rückständigkeiten erkannt und darauf rückhaltslos aufmerksam gemacht zu haben! Da waren sie! Wer würde gegebenen Falles nach den tatsächlich Schuldtragenden fragen?

Vor allem war es wieder die Artillerie, die mir im Sinn lag und die gerade bei einem Waffengang mit Rußland zu entscheidender Geltung kommen würde. Da fanden nun meine Bestrebungen — der Wahrheit die Ehre — an dem Vorstand der 10. Abteilung einen vortrefflichen Interpreten. Ich hebe dies aus dem Grund hervor, weil just dieser Mann drei Jahre später sich meinen bösesten Feinden anreihte.

Ich beschloß, sofort 76 Feldkanonenbatterien aufzustellen. Wie vorauszusehen, fanden sich gleich Widersacher, darunter merkwürdigerweise auch Vertreter der Landes-Verteidigungs-Ministerien, obwohl die Armeeeinheiten der beiden Landwehren den größten Nutzen daraus ziehen sollten. Leicht ging die Aufstellung nicht vonstatten. Die Kanonen waren wohl vorhanden, doch alles andere mußte beschafft werden: Offiziere, Mannschaft, Pferde, Rüstungen, Geschirre, Munition, Reservevorräte usw. Vor allem aber mußten Widerstände, die von vielen hohen und höchsten Stellen kamen, besiegt und auch die unbedingte Notwendigkeit klargemacht werden, daß man mehrere Wochen der Übergangszeit mit in Kauf und Risiko nehmen müßte. All dies wurde übertaucht, und bei der unter Vorsitz des Kaisers in Schönbrunn stattgefundenen Schlußkonferenz wurde das Projekt endgültig angenommen. Sechs Wochen später standen dann die 76 Batterien bespannt da. Das bedeutete rund 30 Prozent des damaligen Gesamtstandes an leichten Feldbatterien, ferner die weitaus größte artilleristische Ausgestaltung, die je im Frieden in Österreich-Ungarn stattgefunden hatte. Im Verein mit den von mir aufgestellten zwölf Automörserbatterien sollte daraus aber nicht mehr und nicht weniger resultieren, als die Rettung Österreich-Ungarns vor dem ersten Russensturm im Weltkrieg. Nach meiner Demission wurde dann bis tief in den Feldzug hinein nicht ein Geschütz neu aufgestellt, ebenso wie Dezennien vorher alle meine Vorgänger wohl debattiert, gejammert und vom „Verdorren der Armee" gesprochen, aber sich doch nie zu einer einschneidenden Handlung emporgerafft hatten. Und wenn mir als Lohn meiner Tätigkeit, 14 Tage nach der Schönbrunner Konferenz, auch nichts anderes als die Demission zuteil wurde, ließ ich's unentwegt gelten, im Bewußtsein, dem Vaterland gedient zu haben. Selbst der Gedanke ließ mich kalt, daß durch höfische oder sonstige Einflüsse mir niemals Gerechtigkeit werden würde. Der Lohn der Tat ist, daß sie den Ausführenden frei macht und frei wegsehen läßt über Bosheit und Neid.

Anfang November fand in Budapest die zweite, genau genommen die dritte Delegationssitzung dieses Jahres statt, wobei das Budget pro 1913 erledigt werden sollte. Da die großen Nachtragsforderungen

schon verhandelt worden waren, konnte ich der neuen Session ruhig entgegenblicken. Trotzdem war ich gespannt, welchen Widerhall die immer drohenderen äußern Verhältnisse in der Delegation finden würden, und ich notierte meine Eindrücke und Gedanken auf flüchtige Tagebuchblätter. Wenngleich die Ereignisse dann nicht himmelstürmend wurden, danke ich diesen Notizen dennoch, daß sie jene Zeit festgehalten, denn sie dienten mir drei Jahre später, in den furchtbarsten Stunden meines Lebens, gewissermaßen als Entlastungszeugen. —

Zur Orientierung meiner Leser sei erwähnt, daß die andauernden Erfolge der christlichen Balkanstaaten unser Äußeres Amt, beziehungsweise die Krone, bestimmten, diese Erfolge anzuerkennen, d. h daß man sich entschloß, jene Staaten die daraus erwachsenden Konsequenzen ziehen zu lassen. Andererseits war die Schaffung eines Fürstentums Albanien zum Beschlusse erhoben worden, wenngleich über dessen Umfang und Ausgestaltung noch die größte Unklarheit herrschte. Man wußte auch gar nicht, ob Skutari, das zu jener Zeit noch nicht erobert war, dazugehören würde oder nicht. Immerhin erschien es höchst dringend und notwendig, daß der Minister des Äußern sich mit der Erklärung dieser Beschlüsse beeile, damit nicht etwa ein Staat der Gegengruppe — Rußland oder Frankreich — sie zuerst auf sein Panier schreibe. Es bezweifelte auch niemand, daß Graf Berchtold sofort eine Emanation würde verlauten lassen.

Im Nachfolgenden lasse ich Auszüge meiner Tagesnotizen sprechen. Sie bringen vielleicht Interessantes und einen Einblick in das Getriebe, darin die Ministertätigkeit sich zu jener Zeit bewegte.

„5. November. Tag so unfreundlich wie Situation. Parlament mit doppeltem Kordon umgeben, doch kein Publikum zur Stelle. Eisige Ruhe. Persönlicher Empfang sehr freundlich. Man verspricht sich baldige Erledigung. Nachmittag, Exposé Berchtold. Zwei Schritte vor, einer zurück. Ganz unsere Methode. Ich bin der Ansicht, die fortwährenden Siege der Balkanstaaten zu liquidieren, da man die Türken nicht gestützt hat. Kann mich andererseits für die albanische Idee nicht erwärmen. Ja, wenn wir Albanien bis inklusive des Sandžaks heranführen könnten! Abend Souper mit den Herren der Munkapartei (Regierungspartei). Lange Konversation mit Khuen und Tisza. Wenn man so plaudert, glaubt man nur Freunde zu haben. Leider ist's nicht so! Mir gegenüber sitzt Smrecsany mit einigen Volksparteilern. Grüßen freundlichst herüber. Der reine Honig. Der Essig kommt später!

6. November. Fortsetzung des Budgets des Äußern. Ich denke, man sollte ganze Maßnahmen ergreifen, eventuell Serbien ans Meer

lassen. Wenn sie ganz in Albanien drin sind, sind sie für 30 Jahre festgenagelt. Dies sahen wir doch an Bosnien-Herzegowina. Während dieser Zeit läßt sich aber vieles machen. Ewig werden wir doch nicht „Nichtbereit" sein! Und auch wegen der Adriahäfen sollten wir uns jetzt nicht zu sehr aufregen. Sind vor 30 Jahren und ohne eine Milliarde nicht in Stand zu setzen. — Delegationsempfang, Thronrede. Brachte nicht viel Neues. Abendsitzung im ungarischen Viererausschuß. Talian Vorsitzender. Ruhiger, guter Verlauf.

7. November. Schlaflose Nacht. Nachrichten aus Rußland machen mir Sorge. Wir sind artilleristisch weit zurück. Will 76 Batterienprojekt durchbringen. Wenn mir nur nicht Alle Schwierigkeiten machen wollten! Anderseits, jetzt mitten im Winter, wo wir darauf so gar nicht eingerichtet sind! Vernunft rät zum Frieden. Mindestens zum Temporisieren. Doch ich gelte so schon als Pessimist. Schließlich entscheiden aber doch nur die realen Faktoren. Berchtold stets guter Laune. Beneide ihn.

8. November. Erwägungen und Besprechungen bezüglich Winterausrüstung. Mein Gott, wird das wieder Geld kosten! Die Finanzminister! Ja, zu meinem Vergnügen tu ich's nicht!

Gemeinsame Ministerkonferenz. Bosnisch-herzegowinische Bahnfrage erledigt. Gottlob endlich! Nachmittag Fortsetzung der Besprechungen wegen der Artillerie. Auch bezüglich der neuen Haubitzen. Mir unverständlich, wie man 1899 diese Frage so unglücklich lösen konnte! Einige Kompanien gesehen. Brillanter Eindruck. Aber diese Stände — völlig lächerlich! Besuche bei Fejervary, Burian usw. Abends gemütliches Souper. Wir sind doch alle ein wenig Phäaken!

9. November. Besuch der Manfred-Weiß-Werke auf Insel Csepel. Erstaunlich umfangreich und leistungsfähig, was wesentlich beruhigend wirkt. Ein Selfmademan erster Güte, der auch großen politischen Einfluß hat, den man sich warm halten muß. Akzeptiere daher auch einen Frühstückimbiß, was sonst gegen mein Prinzip. Schwierigkeiten in Lösung der Unteroffiziersfrage. Natürlich wieder seitens Teleszkys! Ach was, — ich muß sie durchreißen. Nachmittag Fahrt nach Wien.

10. November. Franz Ferdinand kommt nach Budapest! Muß sofort zurück. Vorher noch kurze Enquête wegen feldmäßiger Bauten in Galizien. Seit Jahren alles nur mehr lau betrieben. Und jetzt, wo's friert, sind selbst diese Anlagen nur mit enormen Kosten herzustellen. Neige immer mehr vorläufigem Ausgleich zu. Lieber ein Olmütz (à la Manteuffel) als ein Königgrätz. Ein Großstaat muß den Krieg wollen können, respektive planen, soll nicht so nolens volens

hineingezerrt werden. Wenn wir doch endlich eine Konferenz hätten, wo ich dies ernsthaft sagen könnte. Es wird aber immer nur so herumdebattiert.

Während der Rückfahrt nach Budapest Exposé des Obersten Metzger (Chef des operativen Büros) über die gesamte operative Situation. Gut entwickelt. Nur wollen mir weder unsere Informationen noch jene der Deutschen gefallen.

11. November. Danew, bulgarischer Minister, in Budapest. Major C. schildert ihn als geriebenen Rustre. Von seiner Mission, die ihn auch in die andern europäischen Hauptstädte führen wird, sagt man mir nichts. Wieder ein Beweis, daß wir nicht miteinander, sondern nebeneinander arbeiten. Ich informiere den Minister des Äußern fast täglich aufs genaueste. Alle schmeicheln Italien, in dessen Bündnistreue man im kritischen Moment die größten Zweifel setzt. Zu was ist aber dann das ganze Bündnis? ... Masaryk und Kramař! Haben eigentlich über die zu befolgende Politik richtige Ansichten. Freilich mit andern Zielpunkten. Doch die behielten ja wir in der Hand. Ansonsten müssen wir uns aber im Übergangsstadium betrachten. An die militärischen Vorbereitungen, die unerläßlich sind, gehe ich schwersten Herzens.

12. November. Danew war bei Franz Ferdinand. Danach soll der Erzherzog gesagt haben: „Jetzt kann ich wieder heimfahren, da ich die Kriegsfurie an die Kette gelegt habe!" So ist seine Note. Bin für heute abend bei ihm zur Audienz befohlen und gespannt." —

Diese Audienz war eigentlich die letzte ausführliche Besprechung, die ich mit dem Thronfolger vor meiner Demission hatte. Sie fand in Ofen in der Königsburg statt. Der Abend war mild und die Fenster geöffnet, so daß man das feenhafte Nachtpanorama, das Budapest stets bietet, überblicken konnte. Der Erzherzog war wohlgelaunt und besprach sachliche und personelle Fragen. Ich glaube, daß der Erzherzog in jenem Momente wirklich noch keine Ahnung hatte, daß Krobatin vier Wochen später mein ernannter Nachfolger sein würde. Dann kam er auf die politische Situation zu sprechen. Hauptsächlich wurde die Frage erörtert, ob die Serben ans Meer zu lassen wären oder nicht. Meine Anschauung hierüber ist den Lesern schon bekannt. Der Erzherzog meinte, daß auch er für den Frieden und gegen jeden vorzeitigen Kriegsausbruch sei. Von der Adria müßten die Serben aber weg, dafür habe er sich bereits engagiert. Ich dankte für diese präzise Mitteilung, da ich jetzt wenigstens wisse, wohin die Fahrt eigentlich gehe. Im Innern dachte ich aber, jetzt heißt's doppelt vorbereiten, denn der gewählte Weg würde mindestens bis an den Rand schwerster Komplikationen führen. Der Erzherzog

entließ mich gnädig und freundlich wie immer und versicherte mir sein stetes und unbedingtes Vertrauen. Ich glaubte daran, wenngleich mich schon ab und zu Zweifel beschlichen.

Tagebuch: „13. November. Fahrt nach Hajmasker (Artillerieschießplatz), um den Delegierten unser Artilleriematerial zu zeigen. Sowohl das dermalige als auch das projektierte. Herrliches Herbstwetter! Glück muß man haben! Produktion hat mich befriedigt, da die Rückständigkeit unseres Materials, besonders der Haubitzen, allen deutlich wurde. Die Munition funktionierte nicht klaglos. ..... dadurch bedrückt. Begreiflich. Er ist ja der jahrelange Referent. Den Delegierten imponierten die 30,5 cm Automörser ganz gewaltig. Nettes Dejeuner in der großen Artillerieoffiziersmesse. Kleine Verstimmung (Talian) wegen „nur deutscher" Aufschriftstafeln in der Kaserne. Ansonsten herzlicher Verkehr mit allen Delegierten, speziell Solimossy, Pejacsevich, Szüllö usw. Heimfahrt bei strömendem Regen.

14. November. Besprechung wegen ungarischer Kanonenfabrik. Miklos meint, daß Militär-Aerar Dios — Györ übernehmen soll. Das erscheint mir aber viel zu riskiert. Winterschutzmittel werden mir vorgeführt. Da heißt's, sich rasch entscheiden. Wie leicht kann man fehlgreifen. Geld besitze ich hierfür auch keines. Doch dies darf im jetzigen Moment keine Rolle spielen. Exposé im Wehrausschuß der österreichischen Delegation. Glatt abgelaufen. Die Christlich-Sozialen, vor allem Rienössl, wollen, daß ich den Offizierskorps die Selbsthilfsvereine verbiete. Fällt mir gar nicht ein! Haben wir denn kein Recht? Doch muß ich vorsichtig antworten. Diese „staatserhaltenden, regierungsfreundlichen" Parteien muß man schön streicheln. Sie meinen's übrigens gar nicht so böse. Müssen eben auf ihre Wähler Rücksicht nehmen. Der Tscheche Choc kommt mit einer Soldatenmißhandlung bei einem Infanterieregiment. Falls es dem Tatsächlichen entspricht, werde ich ihnen schon aufmischen! Schweinerei! Und noch dazu bei den braven Kroaten!

Glänzendes Souper beim Ministerpräsidenten Dr. Lukacs. Die Hausfrau, eine geschiedene Frau Herz, zwischen zwei Vließrittern! Hat's hoch gebracht! Aber zweifelsohne, sie und ihre 17jährige Tochter reizend. Mein Tischnachbar, Justizminister Dr. Szilagyi, möchte mir so „entre poire et fromage" ein kleines Konzessiönchen in der Sprachenfrage der neuen Militärstrafprozeßordnung abschmeicheln, worauf ich natürlich nicht eingehe.

15. November. Morgens wie gewöhnlich bei Berchtold, der in der Königsburg wohnt. Scherzweise überreiche ich ihm ein Sträußchen zu seinem Namenstag. Laß es auch niemals an Aufmerksamkeit

ernster Natur und redlicher Unterstützung fehlen. Schließlich hat er doch die oberste Verantwortung zu tragen. Vormittag im Gebäude der österreichischen Delegation kommt Chefredakteur des „Pester Lloyd", Dr. Singer, zu mir und stellt mir nach längerer Einleitung die Proposition einer Art Waffenbrüderschaft. Will sich politisch zur Disposition stellen gegen kleine Informationen. Ich antworte dilatorisch, bin im Grund aber erfreut, weil es den vollständigen Umschwung charakterisiert. Gerade dieses Regierungsblatt konnte sich bisher an feindlichen Angriffen gegen mich nicht genugtun. Am Nachmittag Schluß der Verhandlung in der ungarischen Delegation. Sehr zufriedenstellend, rein sachlich, vollste Harmonie, alle Forderungen durchgebracht. Wenn ich ungarisch spräche, würde ich vielleicht sogar zum enfant gaté avancieren. Am Abend Souper bei Heltai. Heltai, der mich im vorigen Jahr am liebsten in offener Parlamentssitzung gestürzt hätte! Jetzt größte Herzlichkeit. Toaste des Hausherrn, Okolicsanyis, Wolfs, Montecuccolis und meinerseits. Werde lebhaft akklamiert. Solimossy raunt mir zu, daß den Ungarn noch nie ein Kriegsminister so imponiert hat. Na schön! „Auf daß sie ewig grünen bliebe . . ." und auf daß es auch dem „Olymp" recht wäre!

16. November. Ministerbesprechung wegen der laufenden Rüstungen und der endlichen Finalisierung der Unteroffiziersfrage. Teleszky wie stets äußerst spießig, wird von mir scharf apostrophiert. Auch die andern apathisch und wenig freundlich. Bedaure! Doch wie der Hase jetzt läuft, läßt sich nichts anderes machen! Potiorek bombardiert mich mit Wünschen, die Ausgestaltung seiner Korps betreffend. Gab ihm ohnedies eine Menge und dazu lauter tüchtige Generale. Kann nicht die ganze Armee plündern. Und schließlich würde sich's dort unten doch nur um den Nebenkriegsschauplatz handeln.

17. November. Laufende Arbeiten, insbesondere die Artillerieausgestaltung betreffend. Jetzt scheint's damit endlich doch vorwärts zu gehen. Während der Rückfahrt Konversation mit österreichischem Finanzminister Grafen Zaleski. Er klagt. Natürlich. Das sind aber großenteils Folgen früherer Sünden. Ist übrigens ein hocheinsichtsvoller Mann. Absolut kein Nörgler.

18. November. In der Früh mit Montenuovo bei Berchtold, der noch im Negligé. Wir lachen über dieses „Lever du roi". Prinz Hohenlohe soll als Spezialkurier nach Petersburg fahren mit Brief unseres Kaisers an den Zaren. Hohenlohe will eine diplomatische Spezialvollmacht haben. Begreiflich. Wünsche seiner Mission vollsten Erfolg. Ungezählte Millionen könnten erspart werden. Von andern

günstigen Folgen ganz abgesehen. Conrad soll ein Memorandum, die Situation betreffend, dem Kaiser vorgelegt haben. Ob über oder ohne Auftrag weiß ich nicht. Auch Schemua weiß nichts davon. Immer diese Hintertreppenpolitik, wobei dann oft einer gegen den andern ausgespielt wird. Nur bei Bolfras konzentriert sich alles! Stets diese Generaladjutantenwirtschaft und die ebenso einflußreiche wie unverantwortliche Kamarilla. Das intrigiert und miniert durch die Jahrhunderte, allen konstitutionellen Gesetzen zum Trotz. Und geht's schief, können's andere auslöffeln! Abends Delegationsdiner. Alles wieder bei rosiger Laune. Ich spreche lange mit Chorin, Issekutz, Seidl, Solimossy, Isopescul usw. Auch Georgi ist da. Er und Hazay wollen noch immer an die Artillerieausgestaltung nicht recht heran. Erfinden tausend Wenn und Aber. Ja, riskieren muß man etwas, wenn man aus dem jetzigen unmöglichen Zustand herauskommen will. Beide sind gewiß ausgezeichnete Administratoren. Doch jetzt muß man mehr sein. Zumal in so kritischen Zeiten.

19. November. Beratung beim Kaiser. Anwesend: Berchtold, Schemua, Bolfras und ich. Also endlich! Doch auch da kein bestimmtes Programm. Es wird nur so herumdebattiert. Schemua entwickelt die russischen und serbischen Maßnahmen und dringt auf Gegenmaßnahmen größeren Stils. Berchtold übt sich im Schweigen und in allgemeinen Sentenzen. Nach längerer Darlegung mache ich die Bemerkung, daß seit 1866 wohl kein so schwerer Entschluß zu fassen war. Der Kaiser nickt mit dem Kopf und antwortet: „Er ist noch weitaus schwerer!" Es wird beschlossen, die nördlichen Grenzkorps, I., VI., X., XI., auf erhöhten Stand zu setzen und etliche Kavallerieregimenter in den Aufmarschraum zu verlegen. Am Schluß der Beratung urgiert der Kaiser Berchtold wegen des an den Zaren bestimmten Briefes. Schemua erhält Auftrag, zum deutschen Kaiser und zu Moltke zu fahren. Erzählt mir aber nichts davon. Also derselbe Hintertreppenwitz, wie beim Memorandum Conrads. Diese Geheimtuerei just gegen jene, die's wissen müßten, ist lächerlich und schlecht. Wir sollen doch alle ein und dasselbe Ziel vor Augen halten!

Affäre Prohazka wird langsam komisch. Wird fortgesponnen und ist doch zu nichts mehr nütze. Abends großer Rout beim Ministerpräsidenten. Sehr animiert und glänzend. Ein Herr umkreist mich fortwährend mit kleinen Aufmerksamkeiten. Es ist Dr. Palyi, der bei der Resolutionskampagne im März gegen mich am meisten gegröhlt hat. Drollig und bezeichnend zugleich. Soll fraglos Ausdruck des Erfolges sein. Dies meint auch C., der bei der Heimfahrt darüber schwungvoll peroriert und ausruft: „Exzellenz haben eben auch

Glück!" „Verschreien Sie mir's nicht!" antworte ich lachend. (Doch die Nornen hatten es offenbar schon gehört . . .) —"

Es ist natürlich, daß dieser sowie andere kleine Zwischenfälle, wenn sie auch erfreulicher Natur waren, die schweren Sorgen, die auf mir lasteten, in keiner Weise bannen konnten. Ich fühlte und wußte, daß man in maßgebenden Kreisen just von mir ein energisches, zugiges Auftreten in kriegerischem Sinne erwartete. Eine hohe Persönlichkeit sagte mir direkt: „Reiß uns heraus, wir werden dir folgen, hab' Vertrauen zu uns." Doch eben dieses Vertrauen fehlte mir. Ich empfand es nicht in hohem Maße bezüglich so mancher Führenden, doch noch weit weniger hinsichtlich unserer materiellen und organisatorischen Vorsorgen. Die Ergebnisse des Rechenstiftes waren mir beweiskräftiger als all die gutgemeinten, sachlich aber wenig berechtigten Tiraden. Alles objektiv und nüchtern überdenkend, mußte ich mir doch sagen: Die erste Linie ist zwar gut, doch an Zahl, namentlich dermalen an Artillerie, unterlegen, eine zweite Linie existiert nicht und die dritte Linie dem Wesen nach nur am Papier. — Kommt's zum Äußersten, wird es wirklich unausweichlich, nun, dann wird man eben sein Bestes tun; doch zum Kriege treiben oder auch nur zu raten bei voller Kenntnis der Verhältnisse, nein, dazu brachte ich den Mut nicht auf.

Zwei Jahre später war man großzügiger, obzwar sich die Verhältnisse gegen 1912 nur wenig geändert, im Verhältnis sogar verschlechtert hatten. Tatsächlich fochten wir gegen numerische und namentlich artilleristische Überlegenheit, und tatsächlich wurden die alten oder kaum ausgebildeten Landsturmmänner in Zwillichhose, mit improvisierten Rüstungen und mit dem alten Werndlgewehr (Einzellader) bewaffnet, sehr bald an den Feind geführt. Sie taten in vielen Fällen mehr, als man erwarten konnte, doch mit welchen Verlusten und welch geringem Erfolg. Nein, ich bereue nicht, daß ich im Spätherbst 1912 kein kriegslustiger Kriegsminister gewesen bin. —

Tagebuch: „20. November. Besuch in der Gewehrfabrik. Baron Rosner macht die Honneurs. Intelligente Ingenieure, meist deutschen Stammes, produzieren ein automatisches Gewehr, das, Gott sei Dank, noch nicht feldbrauchbar. Wenn man nur die Waffenerfinder drosseln könnte! Am Abend zweites Delegationsdiner. Der Monarch eröffnet mir, daß Resolution über Augmentierung der vier Nordkorps bereits signiert ist.

21. November. Doppelplenarsitzung. In der ungarischen Delegation hält Miklos eine lange Rede über Beschaffung der Agrarprodukte. Natürlich vom Standpunkt der Agrarier aus. Teleszky

produziert mir einen Vertragsentwurf bezüglich der ungarischen Kanonenfabrik. Im Wesen einverstanden. Es muß jedoch noch mit dem Thronfolger gesprochen werden. In dieser Angelegenheit immer eine heikle Sache!

In der österreichischen Delegation beantworte ich alle Interpellationen bis auf die des Dr. Kramař, die spitze Bemerkungen über die Automobilbeschaffung bringt. Muß gründlich erhoben werden.

Wieder die Offizierskonsumvereine! Meine Antwort löst merkwürdigerweise die Zustimmung der — Sozialdemokraten aus. Langes Gespräch mit den Grafen Wodzicky und Skarbek. Letzterer Führer der Allpolen. Bin daher mißtrauisch. Abends große Soirée im Parkklub, vom Grafen August Zichy gegeben. Imposant! Er, wie stets, die Liebenswürdigkeit selbst. Mein Tischnachbar Minister Teleszky. Will nicht einsehen, daß unter Umständen großzügiges Ausgeben das wahre Sparen bedeutet.

22. November. Delegationsschluß. Alle Anforderungen durchgebracht und sogar die Ungarn aus Feinden zu Freunden gemacht! Kann daher befriedigt sein! Jetzt werden wohl wieder die Kämpfe mit den Ministern beginnen. Situation spitzt sich von Tag zu Tag zu. Daher kann ich nicht wegen jeglichen Bedarfs erst Konferenzen erbitten. Ich werde handeln, da man mir jetzt glauben muß und kann. Die obersten Potenzen aber, für die doch alles geschieht, werden mich doch mitten in der Arbeit nicht fallen lassen!

Abends Generalssouper im Hotel Hungaria. Hierbei auch Erzherzog Josef. Er und Korpskommandant General der Kavallerie von Tersztiansky hackeln sich fortwährend. Letzterer durch den Thronfolger gestützt.

Nachtfahrt nach Wien.

23. November. Am Nachmittag Konferenz in Schönbrunn unter Vorsitz des Kaisers. Endgültige Stellungnahme zur Aufstellung der 76 Batterien. Merkwürdigerweise auch Krobatin zugezogen. Bin erstaunt. Doch letzten Endes „Technischer Sektionschef", dem die Detaildurchführung obliegt! Ist's wirklich nur so gemeint?! Der Kaiser stimmt nach langen Erörterungen zu mit den Worten: „schweren Herzens!" Fürchtet eben auch Verwässerung der Stände. Ja, das muß riskiert werden! Unteroffiziersgesetz trägt schon jetzt, vor der Verlautbarung, beste Früchte. Zu mir sagt der Kaiser: „Na also, auch diese Delegation glücklich verlaufen!" Das ist alles! Die ganze Anerkennung für Mühe und Erfolg! ..." —

Die ernsten Vorbereitungen für die dem Anscheine nach kaum mehr zu vermeidende Waffenkonflagration steigerten sich von Tag zu Tag. Gelegentlich der Standesvermehrung eines Dragonerregi-

mentes kam es während des Bahntransportes nach Galizien zu ernster Renitenz. Es wurden sofort scharfe Repressivmaßnahmen getroffen. Nur kamen auch diesmal die eigentlichen Urheber der Agitation mit einem blauen Auge davon. Ich erließ ein Rundschreiben an die Kommandierenden Generale, darin ich sie ersuchte, die auswärtigen Stationen häufig zu inspizieren. Weniger um die taktische Ausbildung zu kontrollieren, als um auf den Geist zu wirken. So ähnlich wie ich es als Kommandierender General in Sarajewo gehalten hatte. Dieses Zirkular kam zur Kenntnis des Kaisers, dem irgendein Passus darin nicht gefiel. Sein Mißfallen verdichtete sich in einem Brief des Generaladjutanten Baron Bolfras an mich, der an ungeschminkter Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Da der Genannte sich hierbei auf eine „Allerhöchste Willensmeinung" berief, konnte ich dagegen nichts tun. Daß dies wieder ein Versuch sei, mich in „huldvoller Weise" zu einem selbständigen Rücktritt zu veranlassen, kam mir nicht in den Sinn. Bei meinen sachlichen Erfolgen konnte ich einfach nicht begreifen, daß das rein persönliche Moment in so kritischer Zeit eine derartige Gewichtsdifferenz erbringen könne. Und mag es despektierlich, mag es revolutionär klingen, in jenem Momente bekümmerte ich mich weder um Sympathie noch um Antipathie. Ich ging meinen Weg, der zur Bereitstellung der Armee führte.

Unter anderm bestellte ich 800 Stück Maschinengewehre en bloc, was nach dem Schönaichschen Projekt erst im Jahre 1916 hätte erfolgen können. So lange würden uns aber die Russen und Serben den Wechsel kaum prolongiert haben! Desgleichen wurden große Futter- und Mehlvorräte beschafft. An erstern war der Bedarf ein enormer, die Beschaffung eine schwierige. Zu welch unangenehmen Konsequenzen — wieder nur für meine Person — dies später führte, will ich an geeigneter Stelle erzählen. Hier sei nur als Kuriosum erwähnt, daß ich gelegentlich eines Referates durch die Frage überrascht wurde, „von welcher Seite ich denn eventuell eine Störung des Seezuschubes befürchte, da wir doch mit Italien verbündet seien?" Auf meine Antwort: „Von englischer Seite", wurde mir erwidert: „Aber, aber, von England?!"

In jenen Tagen wurde ich auch zum Thronfolger berufen, um über den Stand der Ausrüstung zu referieren. Die allgemeine Situation ging ihm gegen den Strich, und nach wie vor meinte er, daß es zu nichts kommen dürfe. Ich vermied, ihm zu sagen, daß dies wohl zu gutem Teil in seiner Hand gelegen war, doch jetzt nicht mehr darin liege. Aber ich dachte mir's. Nebst den politischen Gründen sprachen beim Erzherzog unbedingt solche persönlicher Natur mit. Ich mußte ihm auch über den Verlauf der Delegation berichten, wobei er mir,

zu meiner Überraschung, einen leisen Vorwurf machte, ich hätte den Marinekommandanten nicht genügend unterstützt. Meine Erwiderung, daß ich mit meinem eigenen Ressort wahrlich genug zu tun gehabt und daß für die Marine in den letzten Jahren ohnedies bedeutend mehr geschehen war wie für das Heer, ließ der Erzherzog bei seiner Vorliebe für die Marine nicht recht gelten. Und da er, wie stets, über alle Detailvorkommnisse genau unterrichtet war, wußte er auch den Hergang des Soupers bei Heltai, sprach sich über den Toast eines Funktionärs in wenig schmeichelhafter Weise aus, und ich hatte das Gefühl, daß er auch mir das gute persönliche Verhältnis, das ich mit den Ungarn angebahnt hatte, durchaus nicht auf das Konto „Haben" einstellte. Der Thronfolger war zwar liebenswürdig wie stets und vertröstete mich — auch wie stets — mit meinen berechtigten Aspirationen auf eine nahe Zukunft, doch glaube ich bestimmt, daß damals die Pour-Parlers über meine Demission schon im Gange waren. —

Die Nachrichten über die Maßnahmen unserer wahrscheinlichen Gegner schwankten hin und her, gewannen aber dennoch an Bedrohlichkeit. Auch mußte man in Betracht ziehen, daß die Nachrichten des Kundschaftsdienstes verspätet eintrafen, und dieser Dienst überhaupt nicht allzu glatt funktionierte. So kam ich beispielsweise eines Morgens ins Büro, als soeben eine aus dem Ministerium des Äußern übermittelte chiffrierte Depesche präsentiert wurde. Ich nahm ein Zeitungsblatt zur Hand und mußte lächeln, denn darin stand bereits eine Notiz, die nahezu dasselbe enthielt wie das Telegramm.

Ein Höhepunkt in der politischen Krise und gleichzeitig eine Entspannung trat ein, als unser Botschafter in Petersburg, Graf Thurn-Valsassina, telegraphierte, daß er am Tage vorher eine Audienz beim Zaren gehabt, wobei ihm dieser durchaus friedliche Versicherungen gegeben, ja wo er direkt ausgesprochen hatte, daß er einen Krieg vermeiden wolle. Eine Zeitlang wirkte dies auch tatsächlich beruhigend. Andererseits mahnten bestimmte Vorkommnisse noch immer zur äußersten Vorsicht. So die authentisch festgestellten Truppenverschiebungen, die Anhäufung von Vorräten aller Art an allen Bahnknoten, in erster Linie aber die famose, schon im Juli avisierte Probemobilisierung, wodurch der Gefechtsstand der russischen Infanterie auf fünfviertel Millionen Gewehre angewachsen war. —

Am 7. Dezember erhielt ich eine Audienzeinladung des Thronfolgers. Ich dachte, er hätte mir etwas Belangreiches sachlicher Natur zu sagen. Man kann sich daher meine Überraschung ausmalen, als mir Franz Ferdinand nach konventioneller Einleitung die Proposition machte, das Prävenire zu spielen und meine Demission zu erbitten!

Ich war starr. Jetzt inmitten ernster Kriegsvorbereitungen, nachdem ich vieles — vielleicht allzu vieles geschaffen, mich parlamentarisch durchaus bewährt, die Zustimmung zu Ausgestaltungen gewonnen, an die man vor Jahresfrist kaum im Traum gedacht hatte — jetzt sollte ich urplötzlich meine Demission geben! War's da nicht mit Sicherheit vorauszusehen, daß alle Welt die gewagtesten, abenteuerlichsten Kombinationen an diesen Rücktritt knüpfen würde? Ich fragte den Thronfolger nach den Motiven, die mich zu diesem Curtiussprung zwingen sollten, und die weder in mir, noch in den äußern Verhältnissen liegen konnten. Darauf erhielt ich viele Worte, doch keine Antwort. Ich sei vielfach angefeindet ... auch von den Ministern ... die Gunst des Kaisers hätte mir niemals gehört ... es gäbe einflußreiche Politiker, die fänden, daß ich zu optimistisch ... andere wieder, und zwar die Mehrzahl, daß ich zu pessimistisch und pazifistisch gesinnt sei ... kurz und gut, der Erzherzog mußte für mich so viele Lanzen brechen, daß ihm keine mehr zu brechen übrig blieb.

Ich sah ein, daß ich vor einem fait accompli stand, dagegen ein Kriegsminister nicht anzukämpfen vermochte. Jeder politische Minister brauchte sich unter normalen und wirklich konstitutionellen Verhältnissen, auf sein Recht und seine Partei gestützt, nicht ohne weiteres den Stuhl vor die Tür setzen zu lassen. Bei einem militärischen Minister war aber das Dienstreglement das oberste und, soweit es der Krone paßte, auch das einzige Gesetz, an das er sich zu halten hatte. Dessen war ich mir bewußt und schickte mich nach wenigen Minuten an, zu gehen. Franz Ferdinand überfloß von Freundschaftsversicherungen, wiederholte mehrmals, daß ihm diese Stunde die peinlichste seines Lebens sei, daß auch er nur gehorche, und was es an Süßigkeiten sonst noch gab.

Ich fuhr nach Hause, und damit uns gleich im ersten Moment die Wonnen jäh gestürzter Größen zuteil würden, wohnten wir, meine Frau und ich, einem Diner beim Bankgouverneur Dr. Sieghart bei. Wir hätten wohl absagen können, doch es gefiel uns, der Gesellschaft sofort die Stirne zu bieten. Dazu hatten wir vollauf Gelegenheit, denn sie wußten es bereits alle! Stürgkh und Zaleski, Bienerth, der Hausherr und auch Conrad, dem es in diesem Momente natürlich auch schon bekannt war, daß er durch Verdrängung Schemuas wieder in die erste Linie rücken sollte.

Am folgenden Tage ging ich zunächst zu Bolfras. An solche Vorkommnisse gewöhnt, spielte er den vornehmen Leichenbitter mit Würde, murmelte von Einflüssen meiner Ministerkollegen und fügte „wohlwollend" bei, daß ich mich ins Unvermeidliche ohne Eklat

fügen möge. In dieser Richtung hatten sie nämlich immer Besorgnisse. Diesmal und bei all den mannigfachen späteren Gelegenheiten. Sie hielten mich stets für einen Demagogen und nicht für das, was ich immer war, für einen durch und durch loyalen, der Disziplin mit Haut und Haar verfallenen Soldaten!

Dann ging ich zu Berchtold, der den seelischen Schmerz, seinen ihn getreu unterstützenden Kollegen zu verlieren, mit philosophischer Ruhe und Seelengröße trug. Natürlich wäre es ihm niemals eingefallen, für mich nur einen Finger zu rühren, und man erzählte mir später, daß der Einfluß, den ich auf den Gang der Geschäfte wiederholt genommen, ihn bedrückt hätte. Jedenfalls war er eines solchen Druckes fürderhin unter meinem Nachfolger nicht mehr ausgesetzt.

Ins Büro zurückgekehrt, verständigte ich Boog und Csoban. Sie waren beide konsterniert. An so was hatten sie weder gedacht noch irgendwelche Anzeichen bemerkt. Krobatin, dessen Ernennung mir zwar noch nicht offiziell mitgeteilt wurde, die aber nicht anzuzweifeln war, befand sich trotz der vorgerückten Sonntagsstunde noch im Büro. Er hatte sichtlich gewartet. Den schweren Schlag, an meiner Stelle der Erste geworden zu sein, ertrug er mit Fassung. Inwieweit Krobatin an meinem Sturz tatsächlich mitgewirkt hatte, vermag ich nicht zu beurteilen. Daß er „Dauphin" sei, hatte man ihm aber wohl schon am Tage meiner Ernennung gesagt. Es ist daher möglich, daß er ruhig zusah, wie die Dinge sich entwickeln würden. Und mit ihm warteten diejenigen, die ihn herbeiwünschten. Es waren dies — um nur von den Maßgebenden zu sprechen — all jene, die den unbedingten Gehorsam und die stets und zu allem bereite persönliche Ergebenheit auch bei einem Minister als die schätzenswerteste und wichtigste Eigenschaft ansahen.

Mich mit dem Urteil über meinen Nachfolger beschränkend, möchte ich nur sagen, daß er ein unermüdlicher Arbeiter, eine die technischen Details und unter normalen Verhältnissen auch die bürokratische Maschine virtuos behandelnde administrative Kraft war. Daß er schließlich dann unter einem kolossalen Eklat gerade daran scheiterte, war sein Verhängnis, daraus ihn aber eine besondere, nur den eigenen Willen kennende kaiserliche Gunst jäh herauszog, um ihn nach aufwärts fallen zu lassen. Krobatin liebte die Details, vieles andere anderen, namentlich den Chefs der Militärkanzlei, überlassend. Ausschließlich Mann seines Ressorts, fühlte er sich nur als Instrument der Exekutive, dessen alleinige Aufgabe es war, der Vollstrecker des Willens und der wechselnden Absichten der Krone und ihrer allmächtigen Berater zu sein. All dies schlug natürlich unbegrenzt zu seinem persönlichen Vorteil aus.

Am folgenden Tage erschien ich beim Kaiser.

Nach dem Referat über die laufenden Dinge konnte ich mir's nicht versagen, eine gedrängte Skizze über meine Schöpfungen in den abgelaufenen fünfviertel Jahren zu geben. Dann erhob ich mich und sprach: „Da ich jedoch erkenne, daß es mir trotzdem nicht gelungen ist, das Vertrauen Eurer Majestät zu gewinnen, bitte ich um meine Demission." Der Kaiser nahm es mit Gleichmut auf, und auch hier konnte ich die Motive nicht erfahren, die meinen Rücktritt gefordert hatten. Der Träger der Krone hatte für seinen scheidenden Berater ebenfalls nur einige Allgemeinheiten von stets zunehmender Antipathie und Beschwerdeführung der andern Ratgeber. Dann meinte der Monarch sarkastisch lächelnd: „Übrigens ist ja auch Ihr Protektor, der Thronfolger, anderer Anschauung geworden." Dies stimmte allerdings nicht mit dem überein, was mir der Erzherzog tags vorher gesagt hatte, doch brauchte es deswegen beileibe nicht unrichtig gewesen zu sein.

Im Stiegenhaus begegnete mir der Chef des Generalstabes, Schemua, den die analoge Veranlassung in die kaiserlichen Hallen führte. Er war besonders darüber erbost, daß man ihn kurz vorher nach Berlin gesendet hatte — in einem Zeitmoment, da man doch schon wissen mußte, daß er die getroffenen Vereinbarungen nicht mehr würde ausführen können.

Drei Tage später kam das übliche Handschreiben, das auffallend kühl, fast verletzend war. Der Orden der Eisernen Krone erster Klasse, den ich hierbei erhielt, wurde mir auch nicht „in Anerkennung meiner Verdienste", sondern nur „bei dieser Gelegenheit" verliehen — eine Auszeichnung, die gewöhnlich den Kommandierenden Generalen und den Ressortministern gegeben wurde. Es sollte mir auch durch diese Anerkennung die Nichtanerkennung ausgedrückt werden.

Vom Thronfolger wurde ich nochmals zur Audienz geladen, bei der er mich seiner fortdauernden Freundschaft und seines Vertrauens versicherte und mir kundgab, daß er meine Ernennung zum Armeeinspektor erwirkt habe. Hingegen versicherte mir Conrad wiederholt — mündlich und schriftlich —, daß dies nur seiner Stellungnahme zuzuschreiben sei. Sei's nun dieser, sei's jener gewesen, ich glaube, der Staat kam auf seine Rechnung.

Den Schauplatz meines bisherigen Wirkens, den vielbegehrten und vielumstrittenen Ministerfauteuil, verließ ich erhobenen Hauptes. Ich hatte das Gefühl, meine Pflicht im weitesten Umfang erfüllt zu haben, nicht nur als gewissenhafter Administrator, sondern auch als verantwortungsfreudiger Organisator, als wirklicher Minister, nicht nur als gefügiges und brauchbares Werkzeug. Wohl verstand ich es, den

parlamentarischen Stürmen zu trotzen, aber ich verstand es nicht, mir die Fürstengunst zu erringen. Dies sollte mir erst zu großem, später zu unermeßlichem persönlichen Nachteil, ja zum Unheile werden. Doch das sachliche Moment, meine Errungenschaften und Leistungen für den Staat, konnte es in keiner Weise beeinträchtigen und auch meinen Nacken nicht beugen. —

Kapitel XII

Armeeinspektor

Bevor ich die nächste Epoche meines Lebens beschreibe, möchte ich eine gedrängte Schilderung jener Persönlichkeit niederlegen, die direkt und indirekt einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Geschicke des Staates, ja der ganzen Welt genommen hat: Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand.

Auch von ihm kann der Spruch gelten: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!" Hoffnungen vieler, ja ganzer Völkerschaften, rankten sich an ihm empor. Doch auch Befürchtungen und Besorgnisse waren mit dem Ausblick auf seine Herrschaft eng verknüpft. Und will man bei der Wahrheit bleiben, so muß man sagen, daß die Schar der letzteren weitaus überwog. Es war eher der „Haß" als die „Gunst", der diese ragende Persönlichkeit besonders in der letzten Zeit umgab. Und so unzweifelhaft es allen war, daß der Gang der Staatsmaschine ein fühlbar matter und schwerfälliger geworden, und daß die Hand an der Steuerkurbel kaum mehr die Kraft besaß, eine bestimmte Richtung einzuhalten, gab es gleichwohl viele, die sich vor dem Wechsel fürchteten. Nichtsdestoweniger mußte aber jeder aufmerksame Beobachter, der Gelegenheit hatte, den Erzherzog zu studieren, zugeben, daß Franz Ferdinand eine hochbedeutende Persönlichkeit war, die sich von jeglicher Umgebung mächtig abgehoben hätte, auch wenn man in ihm nicht den zukünftigen Anwärter der Krone erblickt hätte. Des Thronfolgers Verstand und Wille waren weit über das Mittelmaß entwickelt. In dieser Hinsicht reichte kein Mitglied der Dynastie auch nur annähernd an ihn heran. Die Raschheit seiner Auffassung, die Gewandtheit, des Wesens Kern zu erfassen, war oft stupend und äußerte sich besonders dann, wenn seine persönlichen oder dynastischen Interessen gestreift wurden. Leider fehlte ihm — man müßte hinzufügen „in traditioneller Weise" — jene durchgreifende Bildung

des Charakters und Geistes, die vor einseitigem oder vorschnellem Urteil bewahrt. Und wenn diese Eigenschaft für jeden regierenden Fürsten als besonderer Schatz gilt, so bildete sie für den Beherrscher Österreich-Ungarns eine Notwendigkeit. In diesem komplizierten und schwierigen Staatswesen kam es doch wiederholt vor, daß die heterogensten Anschauungen ihre wirkliche oder scheinbare Berechtigung hatten. Wessen Urteil sich da nicht auf breiter Basis aufbaute, der tappte leicht daneben, und gerade ein kräftiger Wille, der sich nicht biegen läßt, konnte die Folgen einer unrichtigen Wahl ins ungemessene und irreparable steigern.

Die große Eigenschaft eines Gebieters, Menschenkenntnis, war Franz Ferdinand zweifelsohne eigen. Da er aber den Verkehr mit Menschen eher mied denn suchte, hatte er eigentlich wenig Gelegenheit, sich darin zu üben und sich ein vergleichendes Urteil zu bilden. Infolgedessen war er in der Auswahl entweder beengt oder auf offizielle und nichtoffizielle Berichterstattung angewiesen. Letztere liebte er leider über alle Maßen. Dies erbrachte ein ausgedehntes Nachrichtensystem, wofür er immer und überall genügend „Vertrauensmänner" fand, deren Tätigkeit und Einfluß gänzlich unkontrolliert und unkontrollierbar waren. Es war wohl die größte Schattenseite im Wirken Franz Ferdinands. Verleumdungen fanden auf diese Weise oft einen üppigen Nährboden und bei dem Mißtrauen, das ihm, gleich wie den meisten Mitgliedern seines Hauses, innewohnte, konnten wiederholt die harmlosesten Vorkommnisse für einen oder den andern seiner Erwählten verhängnisvoll werden.

Mit Lob und Anerkennung geizte Franz Ferdinand nie. Darin konnte er sogar überschwenglich sein. Allerdings auch im Tadel. Hierbei galten ihm Rang, Stand und Herkunft sehr wenig, und seine leidenschaftliche Art wählte die Worte nicht gar zu sorgsam.

Der Thronfolger war erfüllt und getragen von seiner Mission. Der eiserne Wille, Österreich-Ungarn in jeder Beziehung zu heben, es zu einer wahren Großmacht zu gestalten, lebte in ihm. Und da für die Durchführung aller darauf gerichteten Pläne politisch, militärisch und kulturell eine einheitlich gestaltete, womöglich zentralisierte Monarchie unzweifelhaft das geeignetste Instrument gewesen wäre, schwebte ihm eine solche als Ideal vor. Es liegt auf der Hand, daß sich daraus ein Widerspruch zwischen seinen Ideen und jenen aller Separatisten, speziell der ungarischen Oligarchen, ergeben mußte, und man kann es sich schwer vorstellen, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn dieser willenskräftige Mann ans Ruder gelangt wäre und sich den gleichfalls willensstarken und durch zahllose Siege verwöhnten ungarischen Oligarchen gegenüberbefunden hätte. Kampf-

los auf keinen Fall. Und da sich für den Vertreter der einheitlichen Staatsgewalt kaum je wieder annähernd so günstige Verhältnisse ergeben hätten wie 1902 bis 1906, wäre dieser Vertreter wohl genötigt gewesen, sehr viel Wasser in seinen Wein zu gießen! Allerdings auch der Gegenpart!

An Franz Ferdinand glaubten alle kleinen Nationalitäten Ungarns. Alle erblickten in ihm den Hort ihrer Auferstehung oder mindestens ihrer nationalen Existenzmöglichkeit. Große Volksmassen erhofften von ihm eine demokratisierende Richtung und wußten, daß er ihnen das allgemeine Wahlrecht bringen wolle. Darum fanden nebst seinen eigentlichen Informatoren und Vertrauensmännern, unter denen Kristoffy hervorragte, auch ganz äußerst Linke direkt oder indirekt den Weg zu ihm, wobei allerdings oft auch andere Motive als rein politische maßgebend waren. Übrigens war in Ungarn die Macht der Krone noch immer eine so bedeutende, daß eine kluge, geschickte und konsequente Äußerung von dieser Seite viele Schwierigkeiten überwinden ließ. Und insolange die Krone Orden, Titel und hohe Beamtenstellen, Adelsbriefe und Ministerposten zu verleihen gehabt hatte, konnte sie auf einen großen, wenn auch vielleicht nur klandestinen Einfluß rechnen.

Einfacher lagen die Dinge in Österreich. Trotz des tobenden, zentrifugale Kräfte auslösenden Kampfes waren die Provinzen zu jener Zeit noch ergeben, vielmehr untertan. Besonders die Slawen, insoweit sie nicht von den separatistischen Gedanken erfaßt waren, setzten große Hoffnungen auf Franz Ferdinand. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht weiter untersucht. Anderseits sahen die Deutschen darin ein gutes Zeichen, daß er bestrebt war, ihrer Sprache volle Geltung zu belassen. Doch in keinem Falle wurde er durch Vorliebe für die eine, durch Mißgunst für die andere Nation geleitet. Er war objektiv, voraussetzungslos, von Empfindsamkeiten nicht angekränkelt. Er sah nur das Zusammenfassen und Zusammenfinden aller Völker und Stämme, um die großen staatlichen Ziele mit Sicherheit zu erreichen. „Viribus unitis" ins Praktische übertragen.

Vertrauensmänner hatte Franz Ferdinand viele. Sie nützten sich meist ab, wenn sie aus der Platonik in das praktische Wirken traten. Als besonderes Beispiel sei Ministerpräsident Baron Beck genannt, den er nach heißer politischer Liebe urplötzlich in vollste Ungnade verbannte.

In außenpolitischen Angelegenheiten genoß Graf Czernin des Erzherzogs Vertrauen, da er sich von Aehrenthal schon lange abgewendet hatte und Berchtold nie hoch einschätzte. Der altkonservative Graf Latour wurde in Armeefragen, Graf Clam-Martinic in innerpolitischen

Fragen angehört. In staatsrechtlichen Angelegenheiten wurde der Rechtsgelehrte Dr. Lammasch, der nachmalige letzte Ministerpräsident des alten Österreich, zur Beratung gezogen; doch auch Tezner, Bernatzik und Žolgčr wurden gehört und gelesen. Aber immer nur solche, die auf das sorgsamste bedacht waren, die Gesetze der Gemeinsamkeit zu bewahren und besonders jeglichen ungarischen Eingriff zu vereiteln[1]). Dem konnte man wohl beistimmen, um so mehr, da ein kraftvolles Auftreten nach außen hin nur bei strikter Wahrung der Gemeinsamkeit möglich war. Nur wäre es zweckmäßig gewesen, auch die Ansicht jener zu hören, die anderer Anschauung waren. In dieser Hinsicht umgab sich aber der Erzherzog mit unüberschreitbaren Schranken. Er sprach fast niemals mit einer einflußreichen ungarischen Persönlichkeit, und sein Aufenthalt in Ungarn dauerte selten mehr als Tage oder Stunden. Es bereitete ihm ein völliges Vergnügen, die „Sphinx vom Belvedere" genannt zu werden, und speziell über die allerdings oft herostratischen Bestrebungen der Ungarn in den Armeefragen konnte er nicht genug harte Worte finden. Vom objektiven Standpunkt aus mußte man dies begreifen, doch war es sehr zu bedauern, daß sich Franz Ferdinand keine Mühe gab, den ungarischen Volkscharakter durch persönliche Anschauung kennenzulernen. Man konnte allerdings im politischen Verkehr mit Ungarn nicht genug vorsichtig sein. Doch richtig gefaßt, waren sie auch lenksam und als eine kraft- und temperamentvolle Nation auch großer Leistungen fähig.

Wie Franz Ferdinand über Staatsverfassung im allgemeinen und Konstitutionalismus im besonderen dachte, vermag ich authentisch nicht anzugeben. Sehr viel Respekt dürfte er aber für staatsrechtliche Formen kaum gehegt haben, zumal gerade in jener Zeit deren Auswüchse in schroffer, oft grotesker Form zur Geltung kamen. Doch bin ich überzeugt, daß er ein Attentat auf den Konstitutionalismus nie geplant hatte. Sein scharfer Verstand wäre da gewiß auf andere, weniger drastische und im Gesetz begründete Aushilfsmittel gekommen. Leicht wäre ihm dies allerdings nicht geworden, weil sich bei ihm kontroverse Anschauungen und Wünsche kreuzten. So wäre ihm z. B. — und wie erwähnt — das allgemeine Wahlrecht in Ungarn

[1]) Ähnlich hielt er's auch mit der eifrig betriebenen Geschichte. Nur solche Werke und Forscher galten, die einen spezifisch habsburgisch-österreichischen und — in den Religionskriegen — den katholischen Standpunkt favorisierten. Charakteristisch ist die von ihm ergangene Bestellung eines Tryptichons für den Festsaal des neuen Kriegsministeriums. Das persönlich gegebene Motiv des Mittelbildes stellte den Einzug Tillys in Magdeburg dar. Im Gegensatz zu der allgemeinen Auffassung, eine Szene der Milde und Großmut seitens der Sieger.

willkommen gewesen, um die Nationalitäten zu stärken und zu fesseln; dagegen äußerte er sich oft über die Konsequenzen, die das allgemeine Wahlrecht in Österreich gezeitigt hätte, nichts weniger als entzückt.

Der Armee brachte Franz Ferdinand zweifelsohne das größte Interesse entgegen. Nicht etwa aus Vorliebe oder irgendwelcher anderen Herzensregung. Er war kein Gemüts-, sondern Verstandesmensch, vertrat in erster Linie seine und der Dynastie Vorteile und wertete alles in dieser Hinsicht. So sah er in der Armee, in der er übrigens wie jeder Erzherzog zum Teil erzogen worden war, das mächtigste Instrument zur Hebung dieser Vorteile und wendete sich ihr hauptsächlich aus diesem Grunde zu. Feststehende Ansichten über die organisatorischen Notwendigkeiten und Ausgestaltungen hatte er eigentlich nicht. Er wurzelte vielfach noch in überkommenen Traditionen, doch ließ er sich überzeugen, wenn sein heller Kopf die wirklichen Vorteile irgendwelcher Neuerung erfaßt hatte. Im Gegensatz zum alten Herrn kümmerte er sich um Ausbildungsdetails nur wenig. Er tat recht daran. Für einen künftigen Herrscher ist der Blick fürs Große wichtiger als kleinliche Detailkenntnis. In der Manöverleitung liebte er bei größern Verbänden konzentrierte Massenstöße. Also wieder ältere Schule. Aber er ließ sich auch da überzeugen, und gerade die Armeemanöver des Jahres 1913 — von denen später die Rede sein wird — dürften einen Wechsel in seinen Anschauungen hervorgerufen haben. Für ganz große Verhältnisse mangelte ihm zwar nicht der Blick, wohl aber die eingehende theoretische Grundlage, ohne die man im Zeitalter der Technik leicht in Fehler verfällt und Unmöglichkeiten anstrebt. Seine Studien und Beobachtungen in dieser Richtung zu ergänzen, gebrach es ihm an Zeit, da er zu vielseitig war und sich bald ablenken ließ, leider auch oft durch kleinliche Vorkommnisse und Tagesfragen, namentlich wenn sie Güterameliorationen oder den Jagdsport betrafen. Den höheren Personalien wendete er große Aufmerksamkeit zu. Dabei ließ er sich in der Regel von sachlichen Momenten leiten, ab und zu aber auch von Sympathie und Antipathie. Bedenklich waren die Einflüsterungen, die oft von höchst unberufener Seite kamen und Dinge in Betracht zogen, die mit dem militärischen Wert der verschiedenen Persönlichkeiten nichts gemein hatten, beispielsweise Nationalität und Religion.

Sein Interesse für die Marine war besonders rege. Er unterstützte die Bestrebungen des Marinekommandanten Grafen Montecuccoli auf das entschiedenste, wodurch auch die erste Dreadnoughtdivision binnen kürzester Zeit geschaffen werden konnte. Wenn mir ein Teil

jener Unterstützung zugewendet worden wäre, hätte ich meine Ziele ungleich leichter zu erringen vermocht[1]). Doch mich ließ Franz Ferdinand, von einer Ausnahme abgesehen (Verteidigung der Reservatkronrechte), stets alles allein ausfechten.

Inwieweit Franz Ferdinand auf den jungen Erzherzog Karl Franz Josef einwirkte, kann ich nicht authentisch angeben. Aus manchen Äußerungen mußte ich entnehmen, daß ein reger Verkehr zwischen den beiden Prinzen nicht bestand, wie man überhaupt bis zur Katastrophe vom 28. Juni an Karl Franz Josef nicht weiter gedacht haben mochte und ihn seinen kleinen, rein militärischen Obliegenheiten überließ.

In der äußern Politik hielt Franz Ferdinand zweifelsohne an dem Bündnis mit Deutschland fest, namentlich in seinen letzten Lebensjahren. Allerdings war sein Lieblingsgedanke streng „inter pares", wobei der älteren Dynastie ein gewisses Vorrecht einzuräumen gewesen wäre. Diese Anschauung entsprang teilweise seiner aristokratischen Denkungsart, nach der die Anciennität einen Machtfaktor repräsentierte, teils dem Bewußtsein, daß die Habsburger einst die Träger der deutschen Kaiserkrone gewesen waren.

Wer dem Erzherzog kriegerische Velleitäten oder hetzerische Gedanken zumutete, befand sich im Irrtum. Franz Ferdinand war eher Pazifist denn Kriegstreiber und wich kriegerischen Eventualitäten selbst dann gerne aus, wenn die Chancen günstig standen, wie im Winter 1908/09. Nebst den früher detaillierten sachlichen Motiven lagen da unstreitig auch persönliche vor. Vorerst war der Thronfolger sich bei seinem scharfen Urteil voll bewußt, daß ganz große operative Verhältnisse ihm eigentlich nicht lagen, und daß er dabei auf die Mitwirkung anderer mehr angewiesen sein würde, als es seiner autokratischen Sinnesart gefallen konnte. Dazu trat sein körperliches Befinden, das kein andauernd festes war, und nicht zuletzt war es seine Gemahlin, die einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübte und einen etwa auftauchenden kriegerischen Schwung rasch einzudämmen wußte. Bei der Herzogin von Hohenberg sprachen nebst rein menschlichen Empfindungen auch solche pazifistischer und vor allem religiöser Natur mit, wohl aber auch die Erwägung, daß ihre schwierige angefeindete Position ausschließlich nur auf ihren Gemahl und dessen Prestige aufgebaut war. Daher wollte sie jedes gefährliche Experiment vermieden sehen.

---

[1]) Die Dreadnoughtdivision wurde ähnlich wie meine Mörserschaffung ohne parlamentarische Bewilligung dem Bau übergeben. Doch vermochte es der persönliche Einfluß des Thronfolgers, daß sich die Rothschildgruppe gewissermaßen als Bürge stellte.

Bis zum Jahre 1912 war Franz Ferdinand der präsumtive Armee-Oberkommandant. Dann entschloß er sich zu einer Änderung. Er wollte sich im Ernstfall wohl die oberste Leitung vorbehalten, am Hauptkriegsschauplatz selbst sollte aber ein anderer das Kommando führen. Die Wahl war nicht leicht. Ein Erzherzog sollte es sein, doch schätzte der Thronfolger die Mitglieder des kaiserlichen Hauses äußerst gering ein. Erzherzog Eugen wäre am ehesten dazu prädestiniert gewesen, doch war er schon im Winter 1911/12 zurückgetreten. Als Minister erlaubte ich mir damals die Vorstellung zu machen, daß er seine Kraft der Armee nicht entziehen möge. Doch Erzherzog Eugen schützte hartnäckig Krankheit vor, was — wie die Erfahrung lehrte — nur ein Vorwand war. Persönliche Differenzen mit dem Thronfolger dürften die wahre Ursache gewesen sein. So wurde Erzherzog Friedrich für die Stelle des Armee-Oberkommandanten in Aussicht genommen, und die großen Ereignisse brachten es dann mit sich, daß ihm bei Ausbruch des Weltkrieges das Amt eines obersten Befehlshabers aller Armeen anvertraut wurde, eine Aufgabe, die seine schwachen Kräfte unendlich überstieg.

Unter den militärischen Vertrauensmännern nahmen die Chefs seiner Militärkanzlei immer den ersten Platz ein, namentlich Oberst Brosch und Oberst Dr. Bardolff. Wie schon erwähnt, war ersterer der gute Geist des Erzherzogs. Franz Ferdinand bewahrte ihm Freundschaft und Treue wie niemand anderem. In höherem Sinne, wenn auch bei geringerer Intensität, genoß Conrad von Hötzendorf das Vertrauen des Erzherzogs, wenigstens bis etwa ein Jahr vor der Sarajewoer Katastrophe. Den strategischen Talenten Conrads vertraute er auch weiterhin, doch machte sich dann ein persönlicher Antagonismus geltend, und das scharfe Auge Franz Ferdinands erfaßte wohl, daß im innern Getriebe des Generalstabes nicht alles in Ordnung sei. Die berüchtigte Affäre des Obersten Redl schlug dann dem Faß den Boden aus. Der Thronfolger wollte damals Conrad durch General Tersztyansky ersetzen, der mit seiner Schärfe und Energie dem Generalstabe die so sehr abhanden gekommene Disziplin gewiß auch wieder beigebracht hätte. Großes Vertrauen setzte Franz Ferdinand in die Führerfähigkeiten der Generale Potiorek und Boroević, während er von den andern Armeeführern und Korpskommandanten eigentlich nur Feldzeugmeister Baron Leithner und General der Infanterie Schemua einschätzte. Krobatin wertete er wenig. Dagegen schloß er im letzten Jahre General der Kavallerie Grafen Huyn besonders ins Herz und hätte ihn auch unbedingt zum Kriegsminister gemacht. Persönliche Gunst genoß auch General der Kavallerie Brudermann, doch mehr seines einnehmenden Wesens wegen. Aber nie-

mand besaß vielleicht größeres Vertrauen als ich. — Allerdings nur kurze Zeit. Ich erzählte, wie es zum jähen Auf- und Abstieg kam. Hauptsächlich mochten wohl Verleumdungen meinen Sturz veranlaßt haben, wo nicht die Fama am Ende doch das richtige traf, die da behauptete, der Thronfolger hätte vom Kaiser besonders dringlich erscheinende persönliche Konzessionen nur unter der Bedingung erhalten, daß er mich fallen lasse, mich also gewissermaßen als Opfer ausspiele. Ich glaube es nicht, weil ich es nicht glauben will! In meine militärischen, speziell Führerfähigkeiten verlor der Erzherzog das Vertrauen niemals. Ich weiß es bestimmt, daß er noch lange nach meiner Demission sich dezidiert in diesem Sinne äußerte. Wenn der Erzherzog am Leben geblieben wäre, würde mir auch sicher niemals das widerfahren sein, was man mir dann später antat. Zu solcher Verleugnung der Grundsätze hatte er viel zu viel Sinn für das Prestige der Armee. Überdies schätzte Franz Ferdinand alle jene Persönlichkeiten, die mich in schwerstes Unglück hineinstoßen wollten, viel zu gering, als daß er deren wahnwitzigen Vorschlägen Gehör gegeben hätte.

So erschaute ich das Bild des Erzherzogs in jenen Jahren, da ich ihm nahestand. Ich übergehe hierbei Einzelheiten und Schwächen, besonders jene, die aus dem Einfluß resultierten, den die ehrgeizige Herzogin von Hohenberg auf ihn nahm. Gegen mich, namentlich aber gegen meine Frau, war die Gemahlin des Thronfolgers stets von größter Liebenswürdigkeit. Von mir erhoffte sie anfänglich eine besondere Einwirkung in kirchlicher Richtung, der sie bis zur Deferenz ergeben war. Gelegentlich meiner Ernennung zum Minister äußerte sie: „Jetzt haben wir endlich einen katholischen Minister!“ Da ich aber so gar nichts von einem Zeloten an mir habe, fühlte sie sich enttäuscht, was sie bei aller Liebenswürdigkeit zu erkennen gab.

Es wird erzählt, daß der Erzherzog im letzten Jahre wiederholt völlige Tobsuchtsanfälle bekam — eine Folge schlummernder Krankheit. Ob es den Tatsachen entspricht, weiß ich nicht. In der Zeit, da ich häufig bei ihm war, ereignete sich Ähnliches niemals. Wohl ließ sich Franz Ferdinand oft durch sein Temperament hinreißen und nahm kein Blatt vor den Mund, wenn es galt, sein Mißfallen zu äußern. Doch pathologische Anzeichen merkte ich nie. Mir gegenüber wurde er ein einziges Mal heftig. Wir verhandelten wieder die leidige Nationalitätenfrage. Da wurde der Thronfolger ungeduldig, stampfte mit dem Fuß und herrschte mich an: „Ja, verstehen Sie mich denn noch immer nicht?“, worauf ich ruhig entgegnete: „Ich verstehe Eure kaiserliche Hoheit sehr wohl, aber ich bin nicht Ihrer Meinung.“ Der Erzherzog besänftigte sich darauf, und die Konversation ging in sachlichem Tone weiter.

Ich wiederhole, daß Franz Ferdinand eine der bedeutendsten Erscheinungen war, die ich auf meinem langen Lebensweg kennengelernt, und daß er aller Voraussicht nach auch ein großer Herrscher geworden wäre. Ob ein glücklicher, sei dahingestellt. Zweifelsohne wäre aber durch ihn eine prädominante Persönlichkeit auf Habsburgs Thron gelangt. Gewiß, er war wenig beliebt, eigentlich vielfach verhaßt, besonders bei jenen, die unter seinen fraglos vorhandenen unangenehmen Charaktereigenschaften zu leiden hatten. Doch darf man nicht vergessen, daß dies eigentlich mehr oder weniger nur Kleinigkeiten waren, und die Geschichte lehrt, daß fast alle großen Herrscher, ja die meisten berühmten Männer, welchen Faches immer, oft nichts weniger als umgänglich waren und von ihrer nächsten Umgebung eher gefürchtet denn geliebt wurden. Diese Schlacken fallen aber dann von den historischen Bildnissen ab, und die leuchtenden Züge bleiben zurück, in denen das Helden-, Herrscher-, Künstler- oder Gelehrtenantlitz erstrahlt. Sonach war es durchaus nicht ausgeschlossen, daß man einst — vorausgesetzt, daß die Mörderkugeln vom 28. Juni 1914 ihr Ziel nicht erreicht hätten — von einer Großära Franz II. — so wollte er sich nennen — noch nach Jahrhunderten gesprochen hätte![1])

Meine Ernennung zum Armeeinspektor erfolgte erst am 16. Dezember, also nicht gleichzeitig mit meiner Enthebung vom Ministerposten, auf daß ihr nicht etwa der Nimbus der Gunst beigelegt würde. „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb . . ."

Weihnachten und Neujahr verbrachten wir noch im alten Heim. Wir waren nicht rosigster Laune; denn schließlich verhehlten wir uns nicht, daß mein plötzlicher, unmotivierter Rücktritt die kaiserliche Ungnade hinausposaunt hatte. Da aber in Österreich das Vorherrschen des persönlichen Momentes eine geheiligte Staatseinrichtung bildete, wußte man allseits, wie man mich nunmehr zu nehmen hätte. Um über diese unangenehmen Momente rasch hinwegzukommen, beschlossen wir eine Reise nach München, wo wir einige angenehme, anregende und belehrende Wochen verbrachten.

Bald nach meiner Demission befaßte sich der Klatsch, was aber noch böser war, es befaßten sich auch die Journale mit meinem Sturz. Man suchte nach Ursachen, tuschelte, munkelte, erfand. Wo so viel Rauch war, mußte doch auch ein Feuer glimmen. Mißgünstige Blät-

---

[1]) Auf keinen Fall wäre es für das Reich und die Dynastie zu einem derart schmählichen, alles je Dagewesene überbietenden Ende gekommen, als wir es dann tatsächlich erleben mußten. Eine solche Reihe von Fehlern, wie sie dann an den Tag traten, wäre unter Franz Ferdinands Regierung gänzlich ausgeschlossen gewesen.

ter erzählten sogar von Lieferungen, die ich in der kritischen Zeit effektuiert, dann wieder storniert hätte, wobei der Staat der zahlende Teil gewesen sein soll. Ich wollte dementieren. Doch die Maßgebenden ließen es nicht zu. Sie waren fürs Ignorieren. Dies war im alten Österreich der beliebteste Standpunkt, zu dem man immer flüchtete, wenn man den einzuschlagenden Weg nicht erkannte oder ihn vermeiden wollte. Kein Lärm. Kein Skandal. Das war die Devise, die aus dem vornehmen, bedrückend stillen Arbeitszimmer hinunterdrang, wo man dann, hinter dieser Devise versteckt, in geheimer Wühlarbeit die Minen legte.

Nach Wien heimgekehrt, widmete ich mich eingehend den Agenden meiner neuen Tätigkeit. Im Vergleich zu dem Schaffensfeld eines Ministers war deren Umfang natürlich minimal und bestand dem Wesen nach aus Studien und Informationen. In meinem Falle bezogen sie sich auf Tirol, wo das Schwergewicht meines Inspektorates lag. Dieses umfaßte den Bereich des IV., IX. und XIV. Korps, daraus im Kriegsfalle gegen Italien oder bei einem Doppelkriege die 4. Armee hervorgehen sollte, der ein besonderer Wirkungskreis zugewiesen war. An der Spitze des Inspektorates stand vor meiner Ernennung erst Erzherzog Eugen, dann Conrad von Hötzendorf, dem Renommée nach Matadoren des Gebirgskrieges und Persönlichkeiten, die in Tirol eine besondere Wertschätzung genossen. Dies war mir ein Ansporn, mich durch eingehende theoretische und praktische Studien auf eventuelle Operationen in jenem Lande tüchtig vorzubereiten.

Ende Jänner fand eine der üblichen Personalkonferenzen statt, denen der Kaiser präsidierte. Sie hießen „Marschallsräte", obwohl dabei fast ausschließlich nur Personalfragen behandelt wurden. Anwesend und stimmberechtigt waren: der Kriegsminister, der Chef des Generalstabes, die Armeeinspektoren, der Generaladjutant und ab und zu auch Waffeninspektoren. Das maßgebende Wort sprach meistens der Thronfolger, der manchmal seine Wünsche schon vorher bekanntgegeben hatte. Dagegen war nicht leicht zu opponieren. Gleichwohl gab's mitunter recht lebhafte Diskussionen, die zuweilen eines humoristischen Anstriches nicht entbehrten.

Im März hielt ich in Budapest eines der großen Generalkriegsspiele ab, die innerhalb der Armeeinspektorate alljährlich durchgeführt wurden. Auf Wunsch des Chefs des Generalstabes bearbeitete man eine Operation, in der eine linke Flügelarmee aus dem Aufmarschraume: Lemberg—Brody zur Offensive gegen das Festungsdreieck: Dubno—Rowno—Luck vorzugehen hatte, Verhältnisse, wie sie bei einem eventuellen Aufmarsch in Ostgalizien gedacht wurden und die dann während des Weltkrieges — in dessen zweitem Teil — als Folge

der Schlacht bei Gorlice annähernd eintraten. Bei Ausarbeitung und Durchführung des Kriegsspieles wurde mir unsere schwierige strategische Lage bei einem Auf- und Vormarsch nach Rußland so recht klar. Insbesondere für den Fall, daß die Russen das Ziel nehmen würden, das ihnen militärisch und politisch am nächsten lag: den Massenanfall auf Österreich-Ungarn.

In Budapest suchten mich viele Journalisten auf, um mich zu Interviews über die Ursache des so auffallenden und auch in Ungarn von niemandem verstandenen Rücktrittes zu bewegen. Ich konnte darüber nichts sagen, da ich darüber selbst nichts wußte. Dies erklärte ich meinen dortigen Bekannten und Freunden aus den Delegationsperioden, allen voran dem seither verstorbenen Franz Heltai, der sich damals zum Oberbürgermeister von Budapest emporgeschwungen hatte.

Und nun trat ein peinliches Vorkommnis ein, mit dem ich wohl in keinem Zusammenhange stand, das sich aber dennoch schwer über meinen Weg legte und das — ohne daß ich davon eine Ahnung hatte — den Start bilden sollte zu einer Hetzjagd, die meine Feinde gegen mich unternahmen. Es war, als wollte das Schicksal an einem Schulbeispiel zeigen, wie souverän es walten könne, wie sich unter seiner formenden Hand die belanglosesten, den Betroffenen fernstehenden Begebenheiten eignen, um aus Recht Unrecht, aus Verdienst Fehler zu gestalten.

Das Grundmotiv, auf dem man offene und geheime Verfolgungen aufbaute, war der vorerst sich noch verbergende Verdacht, ich hätte persönliche materielle Vorteile gesucht. Zufällig fand man damit dasjenige, das meinem Wesen just am allerfremdesten ist. Nach Familie, Veranlagung, Erziehung und Werdegang zu allem eher als zum Erwerb geschaffen, hätte es mir, von der Absicht abgesehen, auch an jedem Sinn, geschweige denn an Geschicklichkeit zu jedweder finanziellen Aktion gefehlt. Auf Ehren und Auszeichnungen und niemals auf Schätze und andere materielle Güter war mein Leben eingestellt. Mag sein, daß ich Illusionen und Phantomen nachjagte. Auf jeden Fall aber gab es praktischer veranlagte, die ökonomische Seite des Daseins besser würdigende Gemüter als das meine ... Es trat daher zum furchtbaren Schaden noch der wahrhaft blutige Spott, daß gerade ich mich gegen derlei Anschuldigungen, die letzten Endes einen Kampf auf Leben und Tod ergaben, verteidigen mußte.

Jenes verhängnisvolle Vorkommnis, das ich früher erwähnte, war der sogenannte „Cziffra-Prozeß", wobei es die Angeklagte wagte, meine Person willkürlich hineinzuzerren, um sich damit selbst ein Relief zu geben. Um meinem Grundsatz vollkommenster Objektivität

auch in diesem Punkte treu zu bleiben, führe ich bezüglich der bald nach meiner Demission erhobenen Vorwürfe und der Verdächtigung, die der Cziffra-Prozeß auslöste, wortgetreu einen Bericht an, den ich später — Anfang 1917 — verfaßte, damit er zur Kenntnis des jungregierenden Kaisers gebracht würde. Veranlassung hierzu gab der Umstand, daß ich von wohlversierter befreundeter Seite aufmerksam gemacht wurde, die böswillige Fama bediene sich nun auch Kaiser Karls Ohr, um mir zu schaden. Außer diesem offiziellen Berichte erliegen eingehende Dokumente, die gleichfalls den Beweis für die Wahrheit des Gesagten erbringen.

Der Bericht lautet:

„Bald nach meiner Demission als Minister — im Dezember 1912 — tauchten etliche in böswilliger Absicht verbreitete Gerüchte auf, welche mich einer gewinnsüchtigen Absicht bei einem Gewehrverkauf an Bulgarien, sowie bei einer Haferlieferung verdächtigten. X-fach bekämpft und durch unwiderlegliche Beweise entkräftet, vernahm ich, daß diese Gerüchte jetzt erneuert herumschwirren und sogar bis zur maßgebendsten Stelle gedrungen sein sollen. Ich lege daher nochmals eine authentische Darstellung nieder:

I. ad Gewehrverkauf:

Nach Übernahme des Ministeriums im Herbst 1911 wurde ich alsbald gewahr, daß die Reservebestände an Infanteriegewehren recht kärglich waren. Zudem befanden sich darunter 100 000 Stück, die im Jahre 1886 mit dem Kaliber von 11 Millimeter erzeugt, später aber auf das Normalkaliber von 8 Millimeter umgearbeitet wurden. Natürlich konnten diese nur als eine zur Not noch kriegsbrauchbare Waffe angesehen werden; doch fehlten mir die Mittel, einen Ersatz dafür zu schaffen oder die Reservevorräte zu vermehren.

Im Oktober 1912, als die ersten Entscheidungen im Kriege der Balkanstaaten bereits gefallen waren, wurde ich von einer Oberstleutnantswitwe, namens Cziffra, brieflich gebeten, sie und einen Herrn zu empfangen, der sehr wichtige, im Interesse des Staates gelegene Mitteilungen zu machen habe. Den Besuch der Oberstleutnantswitwe[1]) lehnte ich ab, den des Begleiters, der sich dann als Agent Brück vorstellte, akzeptierte ich, da in jener Zeit jegliche Mitteilung von Wert sein konnte. Sie war es auch. Denn der Agent meldete, daß er von der bulgarischen Regierung mit dem Ankauf

[1]) Sie entstammte einer angesehenen Gentryfamilie, mit der wir im regen Verkehr standen zur Zeit, da ich in Raab als Brigadier stationiert war. Ihr Gatte war ein ausgezeichneter Offizier, den ich seit langem kannte. Nach seinem Tode ging seine Witwe Wege, die uns nicht zusagen konnten. Dies war auch der Grund, daß ich sie nicht empfangen wollte.

von Gewehren auch älterer Konstruktion beauftragt sei. Da ergab sich denn die gewünschte Gelegenheit, wenigstens einen großen Teil jener mindertauglichen Gewehre umzusetzen.

Mein damaliger Stellvertreter, Feldzeugmeister Krobatin, führte die weitere Aktion durch. Es wurde hierbei für 50 000 alte Gewehre nahezu der volle Erzeugungspreis gezahlt, so daß dann fast die gleiche Anzahl modernster Gewehre sofort in Bestellung gegeben werden konnte.

Ich glaube, daß die ihrer wenig glücklichen finanziellen Aktionen wegen bekannte Kriegsverwaltung noch nie solch eine vorteilhafte Gebahrung bewirkt hat. Doch daraus resultierte noch ein günstiges politisches Moment. Denn in jenem Augenblick — Ende Oktober 1912 — war es bereits klar, daß wir auf keinen Fall eine militärische Aktion zugunsten der Türkei unternehmen würden. Da sagte mir denn die politische Erwägung, daß es nur vorteilhaft sein könne, mit den Bulgaren in ein besseres Verhältnis zu kommen. Diese Gewehrlieferung war tatsächlich der erste Schritt hierzu, weshalb sich auch der damalige bulgarische Gesandte, Herr Salabascheff, in Dankesbezeugungen nicht genug tun konnte. Übrigens erfolgte diese ganze Aktion im Einverständnis mit dem Minister des Äußern, nach erfolgter Berichterstattung an den Kaiser.

Etliche Wochen nach Abwicklung dieser Angelegenheit entstand zwischen den früher genannten beiden Personen, der Oberstleutnantswitwe und dem Agenten, ein Provisionsstreit. Gegenseitige Beleidigungen führten dann zu einem Gerichtsprozeß, in dessen Verlauf die Verkaufsangelegenheit in gänzlich entstellter Form an die Öffentlichkeit gezerrt wurde.

Für einen Teil der Presse war dies ein willkommener Anlaß, über einen im öffentlichen Dienst gestandenen hohen Funktionär herzufallen und ihn niedriger Handlungen zu bezichtigen. Dagegen mit einer gerichtlichen Klage vorzugehen, ging nicht an, da mir von maßgebendster Seite vorgehalten wurde, ein gerichtliches Verfahren zu vermeiden, um diese Transaktion mit einem der kriegführenden Staaten nicht zur amtlichen Kenntnis gelangen zu lassen, da es als Neutralitätsbruch gedeutet werden könnte.

So mußte ich denn von einer gerichtlichen Verfolgung absehen.

Auf eine im österreichischen Parlament (am 17. März 1913) eingebrachte Interpellation wurde von der österreichischen Regierung eine offizielle Erklärung emaniert, welche die vollständige Grundlosigkeit aller Verdächtigungen auf das entschiedenste betonte. Überdies wurde gelegentlich der im Winter 1913/14 stattgefundenen Delegation der ganze Sachverhalt nochmals eingehend besprochen, und eine genaue ministerielle Darlegung aller Welt zur Kenntnis gebracht.

Zu alldem erbat ich noch — Ende April 1913 — eine ehrenrätliche Untersuchung gegen meine Person. Die Vorverhandlung fand am 28. Mai statt. Schon dabei wurde einstimmig festgestellt, daß mein Verhalten vollkommen einwandfrei war.

2. ad Haferlieferung:

Im November 1912 waren bekanntermaßen ernsthafte Vorbereitungen für eine Mobilisierung im Gange. Da meldete mir — etwa am 20. November — der Chef der Intendanzsektion, daß es uns an Hafer mangle. In den militärischen Depots befänden sich Vorräte für etwa 14 Armeetage. In Ungarn war eine Mißernte eingetreten. Die Vorräte aus Österreich großenteils noch nicht futterreif. Es war daher nötig, ausländischen Hafer rasch heranzuziehen. In Triest lag ein großer südamerikanischer Dampfer mit enormen Haferquantitäten, die überdies um einen mäßigen Preis (ich glaube 23 Kronen per Meterzentner) zu haben waren. Ich stimmte dem Vorschlag des Intendanzchefs zu, diese Vorräte zu acquirieren.

Hiervon erhielten beide Regierungen (die österreichische und die ungarische) sofort Kenntnis und wandten sich mit identischen Noten an mich, ich möge von diesen Bestellungen absehen, da es bei den heimischen Agrariern den ungünstigsten Eindruck mache.

Ich antwortete, daß der oberste Grundsatz jeglicher administrativen Kriegsvorsorgen darin bestehe, raschestens möglichst viel Vorräte aus dem Auslande heranzuziehen. Einerseits um sie dem Gegner wegzunehmen, anderseits zur Deckung des eigenen Bedarfes. Die im eigenen Lande befindlichen Vorräte kämen immer erst dann zur Verwendung, wenn die Zufuhr aus dem Auslande bereits gesperrt sei. Aus diesem prinzipiellen Grunde könnte ich also den Anforderungen der beiden Regierungen nicht entsprechen.

Kaum war aber diese Note abgesendet, als (am 30. November 1912) von unserm Petersburger Botschafter, Grafen Thurn-Valsassina, die telegraphische Meldung eintraf, daß der Zar in einer tags zuvor stattgefundenen Audienz die bestimmteste Versicherung gegeben habe, absolut keinen Krieg zu beabsichtigen. Unter dem Eindruck dieser wichtigen Mitteilung wollte ich den beiden Regierungen entgegenkommen, zumal diese ob der vielfachen Anforderungen ohnedies schon ägriert waren. Der Haferankauf wurde daher gegen eine usancegemäße Abfindungssumme storniert. Dies paßte aber all jenen nicht, die hierbei auf eine Provision mit Sicherheit gerechnet hatten. Von diesen Leuten wurden ebenso böswillige wie unsinnige Gerüchte und Verleumdungen ausgesprengt, als ob hierbei mir irgendwelcher persönliche Nutzen zugeflossen wäre. Das Lächerliche, ja direkt Blödsinnige dieser Anwürfe ist durch diese Darlegung wohl erwiesen."

Und jetzt, nach dem Weltkriege, in dem das „wirtschaftliche Moment" die für uns so furchtbare Schlußentscheidung gegeben, bedarf es wohl keiner weitern Ausführung, wie richtig damals meine Argumentationen gewesen. Ich will mich durchaus nicht rühmen, daß ich die ungeheuere Bedeutung jenes Momentes in seiner ganzen prädominanten Bedeutung bis in die letzten Konsequenzen erkannt hätte, doch schwebten mir wenigstens die Grundlineamente vor Augen, die dann zwei Jahre später im fortgeschrittenen Stadium des Krieges eine ziemlich dilettantenhafte Beachtung fanden.

Dies zeigt wohl, wie schwer man bei uns arbeitete, wenn man nur irgendwie von der Schablone abwich, und welch ganz außerordentliches Maß an Tücke des Schicksals und der Menschen dazugehörte, damit diese beiden verdienstvollen Leistungen in ihren Folgen für mich geradezu in das Gegenteil verkehrt werden konnten.

Diese Vorkommnisse spielten sich in den Monaten März bis Juni ab. Es war für mich eine peinliche Zeit, um so mehr als etliche Blätter sich an Unflatergüssen nicht genug tun konnten. Doch alle diese Stimmen und selbst die Malicen, die im österreichischen Parlament für meine Person abfielen, fanden weder vom Ministerpräsidenten noch vom Landesverteidigungsminister[1]) die richtige Abfuhr. Es kam nur zum früher erwähnten Communiqué in den Tagesblättern. Mein Verlangen aber, im Klageweg gegen die Cziffra aufzutreten, auf daß ihre verleumderischen und lügenhaften Ausstreuungen in Grund und Boden zertreten würden, wurde von allen maßgebenden Stellen verhindert, indem man an mein patriotisches Gefühl appellierte und auf die Gefahren hinwies, die für den Staat erwachsen könnten, wenn man den Gewehrverkauf noch weiter bespreche. Ein hoher Funktionär schickte mir sogar täglich seinen Abgesandten ins Haus, um mich zu beruhigen und vor irgendeinem unwillkommenen Schritt zurückzuhalten. Es gab sogar einige besonders gedeichselte Hypokriten, die schmunzelnd meinten: „Mein Gott, Auffenberg leidet aus Gründen der Staatsraison, die man nicht preisgeben darf. Das muß ihn trösten!"

Unter all diesen Umständen schien mir's wie eine Erlösung, als die Zeit der Inspizierungen gekommen war und ich wieder bei den braven Truppen weilen durfte. Ich fuhr in das große Übungslager nach Benatek, wo die Truppen des IX. Korps die Bataillonsausbil-

[1]) Zu gleicher Zeit gab das Landesverteidigungsministerium viele tausend blaugrauer Hosen verkaufsweise ab, die infolge Adjustierungsänderung nicht mehr zum Feldrüstungsstand zählten. Das war natürlich vollkommen sachgemäß, und eine diesbezügliche Interpellation wies der Minister auch prompt zurück. Für mich aber, der ich mich im Parlament nicht verteidigen durfte, einzutreten, vermied man, weil es Unbequemlichkeiten bereitet hätte.

dung und die feldmäßigen Schießübungen vornahmen. Der Eindruck, den die nordböhmischen Truppen — ganz gleich ob Tschechen oder Deutsche — hervorriefen, war sehr günstig. Das Terrain des Übungslagers war ideal. Eigenartig muteten darin zwei unbewohnte kleine Ortschaften an, die für Übungszwecke bestehen blieben und baulich erhalten wurden. Bei den feldmäßigen Schießübungen der Infanterie spielten sie mit ihren zerschossenen Fenstern, Mauern und Umzäunungen eine große Rolle. Wieviel Tausende, die dort geübt, schlafen heute den ewigen Schlaf!

In diese Zeit fiel auch die häßliche Redl-Affäre. Der Oberst des Generalstabes Redl, damals Generalstabschef des VIII. Korps in Prag, vorher Souschef im Evidenzbüro des Generalstabes, wurde jahrelang betriebener Spionage für Rußland überwiesen. Da er in diesem Büro mit der Leitung der Konterspionage betraut war, so konnte er auch in dieser Hinsicht seinen Auftraggebern große Dienste leisten, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Schaden, den er durch sein verbrecherisches Treiben verursachte, ein enormer war. Anscheinend mit erstaunlicher Findigkeit fand der russische Generalstab alle Punkte heraus, die in unseren operativen Kalküls eine Rolle spielten, und garnierte sie mit Befestigungen. Dies verdankte er wohl hauptsächlich Redls Umtrieben, weniger der eigenen scharfsinnigen Kombination. Noch betrüblicher war es aber, daß die Russen durch Oberst Redl alle die für unsere Zwecke in Rußland tätigen Konfidenten erfuhren, dieselben faßten und zu unrichtiger Berichterstattung zwangen. Dies mag dazu beigetragen haben, daß unser Kundschaftsdienst so schlecht funktionierte, und wir dann in kritischster Zeit von Überraschung zu Überraschung taumelten. Redl wurde nach Wien gelockt und in einem Hotel zum Selbstmord veranlaßt. Da überdies zu gleicher Zeit auch andere Spionagen bekannt wurden, wobei der russische Militärattaché, Oberst Zienkiewitsch, und einige unserer irregeführten jungen Offiziere (Kriegsschüler) beteiligt waren, stieg die Empörung sehr hoch. Der Thronfolger gab seiner Entrüstung beredten Ausdruck. Es fanden auch einige Personaländerungen statt. — —

Eine erneute politische Hochspannung erfüllte jene Zeit: die Herausgabe Skutaris seitens Montenegros. Am 4. Mai erschien die Situation hochkritisch. Ich glaubte persönlich zwar nicht an den Ernst der Sachlage, da ich es für ausgeschlossen hielt, daß wir uns jetzt — nach Abschluß des Balkankrieges (erster Teil) — in unabsehbare kriegerische Verwicklungen begeben würden, nur damit Skutari nicht etwa an uns, sondern an das embryonale Fürstentum Albanien falle. Diese Gewitterwolke verzog sich auch wirklich rasch.

Dann kam's zum zweiten Teil des Balkankrieges, darin sich alles gegen Bulgarien verband und dieses Land schließlich auch niederzwang. Den Abschluß bildete die Bukarester Resolution, über die sich Rumänien dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn gegenüber höchst entrüstet zeigte, weil diese beiden Mächte — in erster Linie aber wir — der Bedrückung Bulgariens nicht vollständig zustimmen wollten. In weiterer Folge zeigte sich auch eine gewisse Diskrepanz zwischen dem Vorgehen unserer und der deutschen Diplomaten. Letztere wollten uns veranlassen, dem rumänischen Standpunkt gänzlich beizutreten. Die Deutschen hielten eben an den Versprechungen des alten Königs Karol unbedingt fest, desgleichen vertrauten sie den diplomatischen Abmachungen. In ersterer Hinsicht hatten sie zweifelsohne recht, in letzterer nicht. Da ihnen zu tiefst aber doch vielleicht ab und zu Zweifel in die Verläßlichkeit der rumänischen Politik aufgestiegen sein mochten, so wollten sie die Position des alten Königs, dessen sie sich sicher wußten, unter allen Umständen stützen. Daher gab es jener Bukarester Resolution wegen zwischen Wien und Berlin kleine Verstimmungen, die sich auch am Bukarester Hofe geltend machten. Um diesen Hof und auch den einflußreichen Generalstabschef, General Avarescu, wieder günstig zu stimmen, kam's zu einem Verkauf von 75 000 Gewehren, der — im Gegensatz zu der von mir eingeleiteten Transaktion — für unsere Kriegsverwaltung ein betrübliches finanzielles Resultat erbrachte. Hierüber wurde aber nie gesprochen.

Im Juli absolvierte ich eine Instruktionsreise in Südtirol und inspizierte die dort dislozierten Truppen. Grundidee war: eine Offensive aus Südtirol in der allgemeinen Richtung auf Vicenza, Verhältnisse, wie sie dann, drei Jahre später, im Ernstfall auch wirklich zur Geltung gelangten. Ich hatte damals das Gefühl, daß diese Aufgabe mit unseren ausgezeichneten Truppen sich würde lösen lassen, und besonders am letzten Übungstag, auf der dann so bekannt gewordenen Bella Costa stehend und unter mir das Lager eines italienischen Infanterieregimentes erblickend, weitete sich mir völlig die Brust beim Gedanken, hier einst Führer einer Armee sein zu können. Indessen fiel dies dann Dankl zu, der zu jener Zeit einer meiner Korpskommandanten war.

Von den Inspizierungen ist mir jene des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger in besonderer Erinnerung. Ein herrlicher Sommermorgen im Meraner Becken. Wohl einer der gesegnetsten Flecke auf dem Erdenrund! Es ist, als ob Nord und Süd sich vermählte und hier das Brautgemach rüstete. Und dieses ausgezeichnete Regiment vom jugendlichen Obersten Brosch geführt! Über Felsen, Schutthalden

Moränen, über Klüfte und steil ansteigende Wände glitten die Schwarmlinien nur so hinüber, und als das Regiment im Tal zum Defilement gestellt war, merkte man ihnen kaum die Ermüdung an.

Eine kleine Gruppe junger Offiziere wollte ein besonderes Bravourstück produzieren, verstieg sich dabei, so daß sie schließlich abgeseilt werden mußte. Das kleine Vorkommnis, das ohne Unfall abgelaufen war, weckte nur das gutmütige Lachen der Kameraden, legte aber doch auch den Keim zu einem Klatsch, der, emsig weitergeleitet, schließlich das Ohr des Thronfolgers erreichte und dort die Begebenheit als eine von mir veranstaltete forcierte Tour darstellte. Da Franz Ferdinand ein Feind jeglicher Überforderungen war, konnten die Kolporteure dieses Klatsches überzeugt sein, den Erzherzog gegen mich in Harnisch gebracht zu haben, womit der Zweck dieser allerliebsten kleinen Niederträchtigkeit bestens erreicht war. Brosch, über die Vorgänge beim Thronfolger stets gut informiert, verständigte mich schon wenige Tage danach, daß eine Verleumdungsmühle im flotten Gange sei.

Auf der prächtigen Dolomitenstraße fuhr ich ins Pustertal, von dort über Villach und Klagenfurt nach Rutzing, wo ich mit meiner Familie drei friedliche, stille Wochen verbrachte. Ende August reiste ich dann wieder nach Wien, um den Beginn der Armeemanöver abzuwarten, bei denen ich die Partei „Rot" führen sollte, während General der Kavallerie von Brudermann zu meinem „blauen" Gegner bestimmt war.

Indessen verdichteten sich die deutlichsten Anzeichen, daß ich mit einer von Tag zu Tag wachsenden Ungunst aller obersten Ingerenzen zu rechnen hätte. Am deutlichsten kam dies dadurch zum Ausdruck, daß der Thronfolger mir schriftlich bekanntgeben ließ, ich dürfe die zu den Manövern in Divisionsgruppen heranrückenden Truppen nicht inspizieren. Dabei war seine Ansicht kaum verhüllt, daß ich überhaupt kein Inspizierungsrecht hätte. Ein Inspektor ohne Inspizierungsrecht! Der Nonsens war zu groß, als daß er so gemeint sein konnte. Man wollte mir einfach verwehren, mit den Truppen und Kommandanten, die ich bei den bevorstehenden Manövern zu führen hatte, in persönlichen Verkehr zu treten. Desgleichen wurde mir der als Armeegeneralstabschef zugeteilte Generalmajor Kraus entzogen, der sich damals eines besonderen Renommées erfreute. An dessen Stelle trat der weniger beliebte Generalmajor von Meczenseffy, mit dem ich aber bestens zufrieden war. Schon aus dem Grunde, weil er — zum Unterschied von vielen anderen Generalstabsoffizieren — ein durch und durch fester, nicht nach dem Winde steuernder Mann war.

Ich besprach das Verhalten gegen meine Person mit Conrad, der mir den Vorschlag machte, er würde mit Franz Ferdinand sprechen und mir dann reinen Wein einschenken. Darauf ging ich aber nicht ein. Es war doch höchst wahrscheinlich, daß der Erzherzog eine Antwort erteilen würde, daraus ich sofort die Konsequenzen hätte ziehen müssen. Dies wollte ich aber auf keinen Fall. Die ganze Welt hätte dann supponiert, Manöverscheu treibe mich zu diesem spontanen Rückzug. Dem war aber wahrhaftig nicht so. Wohl fühlte, ja wußte ich es, daß man alles daran setzen würde, um mich zu jähem Fall zu bringen. Die höheren Generalstabsoffiziere, besonders die des operativen Büros, sprachen ganz offen darüber, wie etwa von einer zu gewärtigenden heiteren Novität. Und wie leicht man einem mißliebigen Führer im Manöver das Bein stellte, war mir wohlbekannt. Doch trotzdem, ich wollte durchhalten! Ich fühlte mich nicht nur meinem Gegner, sondern auch der ganzen Clique durchaus gewachsen. Und schließlich war scheues Zurückweichen nie meine Art gewesen. So ließ ich es darauf ankommen, wohl wissend, daß ein Malheur mir sofort den „blauen Bogen" eintragen, ein „Gleich-auf-gleich-bleiben" diesen Moment nur wenig verzögern würde, und nur ein eklatanter Erfolg mich wieder in den Sattel heben könnte. Darauf hoffte ich und fuhr guten Mutes mit meinem Stab nach Budweis, dem Hauptquartier der 4. — roten — Armee.

Dieselbe zählte gleich jener des Gegners 60 Bataillone, 36 Eskadronen und 40 Batterien und war in 5 Infanterie- und eine Kavalleriedivision gegliedert.

In Budweis wohnte ich auf das angenehmste in der Villa des gastfreundlichen Fabrikanten von Hardtmuth.

Von einer Rekognoszierungstour zurückgekehrt, fand ich die Detailbestimmungen für die Ausgangssituation und die Supposition. Ich mußte zunächst lächeln. Die Ungleichheit in Verteilung von Licht und Schatten war doch etwas allzu grell ausgefallen. Der Gegner schon völlig zu umfassendem Angriff gruppiert, mit seinen fünf Divisionen halbbogenförmig in Divisionsmarschkolonnen auf gleicher Höhe, und die Kavalleriedivision zum Aufklärungs- und Verschleierungsdienst vorausgestellt. Dagegen meine Armee in zwei Gruppen auf 40 km hintereinander gestaffelt, die Kavalleriedivision weit rechts auswärts in ein für Kavalleriemassen — nach damaligen Anschauungen — recht ungünstiges Terrain verlegt. Ich erkannte, daß ich nicht den geringsten Manöverechec erleiden dürfe, zumal die Ausgangssituation so „kunstvoll" arrangiert war, daß meine vordere Gruppe kaum noch einen freien Rückzug gehabt hätte, meine Gegner aber möglicherweise ein Sedan erhoffen konnten. Auf diese Erkenntnis

baute ich meinen Plan auf, entwarf ihn rasch und ließ noch am selben Abend die Dispositionen von meinem Generalstab zusammenstellen.

Der Beginn der Operationen war für 12 Uhr mittag des 14. September angesetzt. Ich ließ meine Kavalleriedivision sofort gegen die linke Flügelkolonne des Gegners vorgehen, um diese im durchschnittenen Terrain durch abgesessene Eskadronen zu stellen und — nicht locker lassend — sie vom Erreichen des Marschzieles abzuhalten. Die vordere Kraftgruppe der Armee (das VIII. Korps und die 3. Division) hatte sich in ihren Stellungen zum Verteidigungskampf einzurichten. Die rückwärtige Gruppe sollte einen starken Marsch nach vorwärts ausführen und sich hierbei gegen den eigenen linken Armeeflügel verschieben. Die Ausführung entsprach dem Auftrag. Der Kavalleriedivision gelang es, die linke Flügelkolonne derart aufzuhalten, daß schon am Abend dieses Tages die Trennung zwischen diesem und den andern Teilen der gegnerischen Armee größer war als bei Beginn des Vormarsches. Der herrliche Herbstnachmittag gab den Fliegern Gelegenheit, diesen Vormarsch in allen Teilen zu beobachten, während bei der gegnerischen Armeeleitung der Eindruck erweckt wurde, daß ich mich in der erreichten vorderen Linie zum Kampfe stellen wolle. In der Nacht vom 14. auf den 15. ließ ich aber das vordere Korps fast bis in die Höhe von Tabor zurückmarschieren, wo etwa 10 Uhr vormittags schon die Teten des XVII. Korps eintreffen mußten. Die um zwei Bataillone verstärkte Kavalleriedivision hatte für diesen Tag die Aufgabe, der gegenüberbefindlichen gegnerischen Flügelkolonne — es war die 13. Landwehrdivision — den Anschluß an ihre Hauptkraft zu verwehren.

Alles traf nach Wunsch ein. Der Gegner, inklusive seiner Kavalleriedivision, prallte an die schwachen, vom VIII. Korps zurückgelassenen Sicherungsdetachements an und in der vorgefaßten Meinung, daß es hier zum Angriff kommen würde, brachte er seine Kolonnen zu einem vorzeitigen Aufmarsch in südlicher Richtung. Dann wurde er gewahr, daß er eigentlich keinen Feind vor sich habe. Er konnte sich aber über meine Absichten lange nicht orientieren und verlor einige Stunden. Erst gegen 11 Uhr setzte er seine Kolonnen wieder zum Vormarsch in südwestlicher Richtung an. Doch schon nach 10 Uhr, sobald das XVII. Korps herangekommen war, gab ich den Befehl, mit den vier Divisionen der beiden Korps in geschlossener Linie, allgemeine Direktion Nordost, vorzustoßen. Der Stoß traf die zwei Divisionen des gegnerischen IX. Korps, die sich gerade im Abstieg über einen langgezogenen, sanft abfallenden Höhenrücken befanden. Damit war jeder Zweifel ausgeschlossen, wem der Erfolg zukommen würde. Zwar versuchte die gegnerische Kavalleriedivision,

meinen linken Flügel aufzuhalten, doch gelang es im übersichtlichen Terrain nicht. Dagegen vollführte meine Kavalleriedivision ihren Auftrag aufs beste, so daß die gegnerische Flügelkolonne durch die fortwährenden Auf- und Abmärsche im kupierten Terrain derart ermüdet wurde, daß sie bald nach 1 Uhr in eine Raststellung übergehen mußte. Höchst sachgemäß beließ die Kavalleriedivision der gegnerischen Kolonne nur die zwei Bataillone gegenüber und griff mit der Hauptkraft in den Kampf ein, zu dem meine 3. Infanteriedivision das feindliche XVIII. Korps gezwungen hatte, so daß es dem schwerbedrängten feindlichen IX. Korps keine Hilfe bringen konnte.

In den Mittagsstunden war ich mir nach den vielen einlaufenden Meldungen bewußt, daß alle meine Anordnungen in richtiger Ausführung stünden. Und da alles eingesetzt war, fuhr ich aufs Gefechtsfeld, zum Standpunkt des VIII. Korps, der hochgelegenen Kirche von Kosteletz. Der Anblick, der sich mir von da aus bot, war schön, fast überwältigend. Überall, soweit das Auge reichte, sah man die geschlossenen, tiefgegliederten Linien der „Partei rot" avancieren, von langen Batteriefronten gestützt. Und von allen Punkten zogen sich die gegnerischen „Blauen" zurück, so wie ich's erreichen wollte: in nordöstlicher und selbst östlicher Richtung, wodurch sie außer Kontakt mit ihrer (supponierten) Hauptarmee und in eine taktisch ungünstige Situation gedrängt wurden. Ich gestehe, es war einer der erhebendsten Momente meines Lebens, denn ich empfand die Genugtuung, daß nun der Anschlag auf mich vollkommen mißlungen war, und daß ich aus eigener Kraft aus der Tiefe zur Höhe geschnellt sei. Doch nur durch solch unzweifelhaften Erfolg war der Umschwung möglich geworden.

Bis 4 Uhr nachmittag — um diese Stunde wurde die Übung abgebrochen — war die Verfolgung bereits auf der ganzen Linie im Gange. Ich fuhr zur Übungsleitung, die sich auf einer dominierenden Höhe bei Chotiwin befand. Auf der Fahrt dahin erblickte ich den größten Teil meiner Regimenter, noch gefechtsmäßig gegliedert, und im Salut, den sie leisteten, lag etwas wie eine Anerkennung für ihren führenden General.

Auf jener Höhe war eine höchst illustre Gesellschaft versammelt: der Thronfolger mit dem Stab der Übungsleitung, Erzherzog Leopold Salvator, der künftige erlauchte Großfeldherr, Erzherzog Friedrich, Armeeinspektoren und andere hohe Generale. Natürlich auch die holde Weiblichkeit: die Herzogin von Hohenberg, die Töchter des Erzherzogs Leopold Salvator und viele Hochtorys des Landes.

Ich meldete mich bei Franz Ferdinand, der die Konsequenzen aus der gewordenen Situation zog und ohne Vorbehalt oder Nörgelei uneingeschränktes Lob auf mich herniederfließen ließ. Abgetönter war die Gratulation der andern, besonders der Herren von der Konkurrenz, also der Armeeinspektoren, namentlich vom General der Infanterie Erzherzog Friedrich. Dagegen leuchteten die Augen jener, die an meiner „Wiedergenesung" ein persönliches Interesse hatten, auch bei einem oder dem andern, der mir im Herzen wohlwollte. Entzückend war die Herzogin von Hohenberg mit ihrem warmgesprochenen Glückwunsch, und auch die Erzherzoginnen lächelten holdselig dem Arrangeur solch netten Kotillons zu.

Wenngleich ich bei meiner ernsten Auffassung über die Bedeutung militärischer Manöver meine eigenen Gedanken hatte, die mir diesmal fast ein kaustisches Lächeln abzwangen, wird man doch begreifen, daß ich Genugtuung empfand, freudiger Stimmung war und das Resultat meiner Familie telegraphisch mitteilte.

Am letzten Manövertag[1]) fand auf Entschluß des Thronfolgers eine Übung gegen Markierung größten Stiles statt. Franz Ferdinand führte selbst eine Heeresgruppe, allerdings nur vier Infanterie- und ein Kavalleriekorps stark, gegen einen durch zwei Divisionen markierten, in fester Stellung befindlichen Gegner. Ich befehligte die linke Flügelarmee. Dabei befand ich mich längere Zeit mit Franz Ferdinand auf dem Kapellenberg, südlich Tabor. Es war das letztemal, daß der Erzherzog in seinem Leben bei den Truppen weilte. Eine Momentaufnahme dieses immerhin historischen Augenblickes ist in meinem Besitz.

Franz Ferdinand und all jene, die der Erwartung waren, bei jener Übung ein besonders grandioses Schauspiel zu sehen, kamen nicht auf ihre Rechnung. Nur natürlich. Im wechselnden Terrain, dem sich die gut ausgebildeten Truppen möglichst anzupassen bemühten, sah man stets nur Teilabschnitte des Kampffeldes und auf diesem wieder nur dünne Linien. Was sich weiter links und rechts davon abspielte, fiel für den Beobachter meist außer Betracht. Selbst der gewollte Knalleffekt, der vom Grafen Huyn schneidig geführte Massenanfall

[1]) Am Vortag fand im Hauptquartier der Übungsleitung ein heftiger persönlicher Zusammenstoß zwischen dem Thronfolger und Conrad von Hötzendorf statt. Oberst Brosch, der dem Manöver als Schiedsrichter beiwohnte, wurde ins Hauptquartier gerufen, und vornehmlich seinem Einfluß ist es zu danken, daß die Angelegenheit beigelegt wurde. Doch schon im Oktober fand eine Wiederholung des Auftrittes statt. Merkwürdigerweise in Leipzig, gelegentlich der hundertjährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht. Ich kenne die Details nicht, glaube aber, daß die zunehmende Reizbarkeit des Erzherzogs daran nicht ohne Schuld war. In diesem Falle mußte sogar der Kaiser persönlich intervenieren.

des Kavalleriekorps, präsentierte sich kaum anders als eine rasch auftauchende und ebenso schnell verschwindende Staubwolke. Man konnte sich der Anschauung nicht verschließen, daß diese ganze groß angelegte Übung dem Zeit- und Kostenaufwand nicht entsprach. So notwendig es erscheinen mochte, gerade jene Kampfesart zu üben, die schließlich die Entscheidung bringt, so unvollkommen ließ sie sich nach der damals in Übung befindlichen Methode darstellen.

Nach Schluß des Manövers fand am Felde selbst eine kurze Besprechung statt. Während sich die maßgebenden Teilnehmer sammelten, sprach der Thronfolger mir nochmals seine Anerkennung aus, fügte jedoch bei, daß er bei der Besprechung die Operationen nur flüchtig behandeln wolle, um meinen Gegner nicht zu verletzen. Ich fand dies sehr taktvoll, zweifelte aber, daß man ebenso getan hätte, wenn der Verlauf ein gegenteiliger gewesen wäre. Somit wurden eigentlich nur die Aktionen der Kavallerie besprochen. Auf die von mir gewählte Verwendungsart dieser Waffe wies man nur so nebenbei hin, doch erschien darüber bald darauf ein eingehender Artikel in einer Fachschrift. Praktische Folgen zeitigte auch dieser nicht. Erst mein bei Rawa-Ruska gegebenes Beispiel, wo ich zwei Kavalleriedivisionen zum Feuergefecht einsetzte, und das Verhalten der russischen Kavallerie von allem Anfange an, wirkten bahnbrechend.

Während der langen Zeit des Sammelns der Kommandanten und Generalstabsoffiziere stand ich mehr als eine halbe Stunde in allernächster Nähe des Erzherzogs Karl Franz Josef, der als Major Schiedsrichterdienste tat. Nicht mit Unrecht erwartete ich, daß der eventuelle künftige Oberste Kriegsherr mich ansprechen würde. Doch das geschah nicht. Er hatte sichtlich nichts zu fragen und nichts zu sagen. Als jedoch dann mein Gegner kam, gab's eine besonders herzliche Begrüßung. Es war eklatant. Der Gedanke drängte sich mir unwillkürlich auf, daß es für mich nur vorteilhaft sein werde, nicht mehr unter den Dienenden zu sein, bis solch radikaler Wechsel in der Obersten Kommandoführung eintreten würde. Doch das Schicksal wollte es dann anders.

Ein spannender Moment ergab sich, als Franz Ferdinand die fremdländischen Militärattachés begrüßte. Alle, die diesem Akt im abgelaufenen Jahr beigewohnt hatten, beherrschte noch die Erinnerung, wie peinlich es gewesen war, als der Thronfolger den serbischen Attaché, Oberst Leschjanin, ostentativ übergangen hatte. Indessen war aber Serbien in zwei Feldzügen siegreich gewesen, und eine uns zwar feindlich gesinnte, doch nicht zu unterschätzende Militärmacht geworden. Wie würde sich's nun jetzt gestalten? Oberst Leschjanin sah diesem Momente begreiflicherweise mit noch erhöhter Spannung

entgegen, denn ein abermaliges Brüskieren hätte zweifelsohne Konsequenzen nach sich gezogen. Er saß, flankiert vom französischen und russischen Kollegen, blaß zu Pferde und — uns allen fiel ein Stein vom Herzen, als der Erzherzog auch ihn mit einem Handschlag begrüßte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ich mit dem Verlauf der Manöver befriedigt war, doch drolligerweise war's auch die Bevölkerung von Tabor, die in mir eine Art Beschützer sah. Die alte historische Stadt gefiel mir übrigens ausnehmend gut. Behörden und Bewohner waren von größtem Entgegenkommen. Auch einige tschechische Abgeordnete suchten mich auf, davon ich etliche von den Delegationen her kannte. Unter andern der damalige Vizepräsident des Reichstages Herr von Zažvórka. Sie versicherten mich ihres unbedingten Vertrauens, und ich verließ den hübschen Ort und meine liebenswürdigen Hausherren mit Bedauern. An einem herrlichen Herbsttag, im bequemen Auto, bei bester Laune fuhr ich heim. Es war schon Abend, als ich die Franz-Josefs-Brücke in Wien passierte. Ein Jahr später fuhr ich, zur gleichen Stunde, über die gleiche Brücke, im gleichen Auto als Sieger in einer großen Schlacht und doch als Besiegter im Leben durch die Laune und Machtfülle des eigenen prinzlichen Oberbefehlshabers. Solch reichen Wechsel zeitigte mein Schicksal, und als geschickter Impresario knüpfte es oft die verschiedensten Situationen an dieselben Orte.

Diese Manöver machten durch die allgemein bekannten Begleitumstände und den Verlauf Sensation. Sie fanden in der Publizistik lebhaftes Echo, fast ausnahmslos in günstigem Sinne. Doch der „Sieg" brachte mir auch Neider und Feinde sonder Zahl, die nur darauf lauerten, mir mein nimmermüdes Emportauchen über ihre Köpfe hinweg tüchtig heimzuzahlen.

Im Oktober[1]) feierte man vor dem Schwarzenberg-Denkmal den hundertsten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig. Alles was Rang und Würde hatte, war vertreten. Der Kaiser kam aus Schön-

[1]) 16. Oktober 1913! Welch imposante Macht repräsentierte damals noch immer Österreich-Ungarn, wenngleich es von der Führerrolle, die es ein Jahrhundert vorher besessen hatte, schon mählich hinuntergeglitten war. Und fünf Jahre später, ebenfalls am 16. Oktober, erließ Karl I. jenes famose Manifest, das zum Zusammenbruch führte. Doch merkwürdigerweise lagen auch die beiden anderen Kampfesgenossen vom Jahre 1813 und Festgenossen von 1913 — Deutschland und Rußland — zerschmettert am Boden, nachdem sie einander zerfleischt hatten. Und unter den Triumphatoren stand in erster Linie das führende Frankreich, der Besiegte aus jenen fernen Tagen. Wie unberechenbar sind die krausen Windungen, die das Geschick der Völker und Nationen bestimmen, und welches Bild würde sich dem spähenden Auge wohl enthüllen, wenn es fünf oder hundert Jahre vorausblicken könnte?!

brunn. Er sprach mich als einen der ersten an. „Die Manöver sind also gut verlaufen?" war seine kurze Frage, die ich mir — mit dem höfischen Ton wohlvertraut — zu deuten wußte. Ich verstand daher, daß dies nur meinen dienstlichen Meriten galt, an der persönlichen Stimmung des Monarchen aber nichts änderte. Daher war ich auch nicht weiter erstaunt, als ich am Abend, gelegentlich des militärischen Empfanges, wieder übergangen wurde.

Vorher wohnte ich noch dem Festdiner des Infanterieregimentes Nr. 37 bei, das den ersten Leipziger Schlachttag als Regimentsfeiertag stipulierte. An dieses Regiment knüpften mich insofern persönliche Beziehungen, als es in den Jahren 1802 bis 1805 den Namen „Auffenberg" geführt hatte. (Darauf bezieht sich auch die Fußnote im Beginn dieser Lebensschilderung.) Das Regiment bewährte sich auch im Weltkrieg glänzend, erlitt jedoch schwerste Verluste. — —

Durch den nicht zu bremsenden Vormarsch der Serben durch Albanien schwamm die Politik wieder auf höheren Wogen. Während des geschilderten Weihefestes tat Berchtold mir gegenüber die Bemerkung, daß er „zu seiner großen Freude von meinem glänzenden Manövererfolge gehört habe, was besonders im jetzigen Momente wichtig sei, wo alles auf des Messers Schneide stünde!" In jenen Tagen soll auch der Kaiser die entscheidende Frage gestellt haben, „ob wir kriegsbereit seien", was in optimistischer Weise leichthin bejahend beantwortet wurde. Aber der politische Wellenschlag verebbte wieder, und wir erfreuten uns neuerdings eines „diplomatischen Sieges". Dabei mußte es aber jedem halbwegs Einsichtigen klar sein, daß diese Art diplomatischer Erfolge ganz unfehlbar zum Waffenkonflikt führen mußte. Wie ich über diese aggressive Politik dachte, die man nicht einmal so recht beabsichtigte und wobei man die Instrumente für das Waffenkonzert mangelhaft stimmte, habe ich wiederholt dargelegt. In jener Zeit konnte ich meine Ansichten allerdings nur in privaten Gesprächen zum Ausdruck bringen.

Durch meine Manövererfahrungen angeregt, kam ich zur Überzeugung, daß zur wirklichen und wahrhaft ernsten Übung der Armeeführer und anderer hoher Kommandeure und Organe ganz große Übungen auf Kriegsständen bei voller Ausgestaltung des Trains abgehalten werden sollten. Da ein einzelner Staat den hierzu erforderlichen Kostenaufwand wohl schwer zu tragen vermöchte, proponierte ich, daß wir die günstigen geographischen Verhältnisse zwischen uns und Deutschland nützen und im Verein mit diesem Reiche solche große gemeinsame Manöver veranstalten sollten. Um einander — die wir doch stets auf die gegenseitige Hilfe angewiesen gewesen wären — besser kennenzulernen und zur Vermeidung von Eifersüchte-

leien dachte ich an — gemischte Armeen. Ich lancierte diese Idee in einem anonymen Artikel der „Zeit". In Deutschland wurde sie prompt aufgenommen und in vielen Blättern fachlich erörtert. Es gab verschiedene Ansichten, aber alle sprachen sich für die Lebensfähigkeit meiner Idee aus und betonten die damit verbundenen großen militärischen und politischen Vorteile, denen die Entente nichts Ähnliches entgegenzusetzen gehabt hätte. Bei uns in Österreich war — insoweit nicht völlige Gleichgültigkeit Platz griff — das Resultat ein gegenteiliges. Man könnte sagen, selbstverständlich! Denn abgesehen davon, daß dies das Schicksal jedes neuen Gedankens bei uns war, fürchtete man auch den vorherrschenden Einfluß der Deutschen. So erhielt mein Artikel sofort einen halboffiziösen Gegenartikel, der den Gedankengang des Belvederes (Franz Ferdinand) deutlich erkennen ließ. Damit war die Idee endgültig zu Grabe getragen. Und doch, wie nützlich wäre es — ein Jahr später — für beide Teile gewesen. Auch diesmal, wie so oft: „Nemo propheta in patria!"

Mehr Glück hatte ich mit einem zweiten Vorschlag. Ich beantragte nämlich, daß wenigstens zur theoretischen Schulung wirklich großer Verhältnisse etwas getan werden sollte, da bis nun selbst bei den theoretischen Erörterungen der obersten Funktionäre sowie des Generalstabes stets nur kleine Armeen von drei bis vier Korps als Basis der Arbeiten genommen wurden. Der Thronfolger und der Chef des Generalstabes stimmten mir zu, und Ende Februar 1914 kam ein Kriegsspiel zustande, wobei beide Gegner Streitkräfte im modernen Sinne zu verwenden hatten. Auf jeder Seite standen 5 Armeen mit zusammen 50 Divisionen. Das Kriegsspiel behandelte den Kriegsfall: Deutschland und Österreich-Ungarn gegen Rußland. Die strategische Ausgangssituation war ähnlich, wie sie dann ein Jahr später, im März und April 1915, tatsächlich eintrat. Ich führte das Oberkommando über die vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte. Mein Gegner war Feldzeugmeister Baron Leithner. Als Armeekommandanten fungierten unter meinem Kommando Dankl, Giesl und Boroević, unter dem Kommando des Gegners Böhm-Ermolli, Tersztyansky, Kirchbach u. a.

Meine leitende Idee und die dementsprechende Gruppierung war von Anfang an schon weit günstiger als jene meines Gegners, des anerkannt ausgezeichneten Baron Leithner, der zu jener Zeit jedoch schon von seinem schweren Leiden angekränkelt war. Ich setzte die Schlacht als Flügelangriff im Sinne der schiefen Schlachtordnung an. Sie begann in den ersten Morgenstunden, nachdem tags zuvor die gegnerischen Vortruppen durch die meinen, die übermächtig auf-

traten, zurückgedrängt worden waren. Conrad, der eigentliche Übungsleiter, besprach die weiteren Schlachtereignisse kursorisch an der Hand der von beiden Oberkommandanten und ihren Unterführern ausgegebenen Dispositionen und kam zu dem Schlusse, daß die Schlachtenkrisis in den ersten Nachmittagsstunden eingetreten sei und mit dem Rückzug meines Gegners endigte. Diese Anschauung über die Dauer einer modernen Schlacht erklärt vielleicht so manches an dem kaum ein halbes Jahr danach entworfenen Plane der ersten Weltkriegsoperationen. Sonst aber — dies sei hervorgehoben — war die Leitung eine durchaus sachgemäße und zeugte von großer Beherrschung des Stoffes. Auch die technischen Leistungen der Generalstabsbüros waren ausgezeichnet, so daß die Schlußbesprechung, daran sich auch der Thronfolger aktiv beteiligte, auf hohem Niveau stand. Als Teilnehmer und Zuseher waren alle hohen Generale der Monarchie geladen.

Am Abend des letzten Übungstages versammelte Franz Ferdinand alle Generale zu einem großen Rout im Belvedere. An der Stelle, von der aus — 5 Jahre früher — mein Schicksal einen so entscheidenden Weg genommen hatte, sprach der Erzherzog mir erneut seine vollste Anerkennung aus. Es war das letzte längere Gespräch, in das er mich zog, und es war der letzte Empfang, den Franz Ferdinand im Belvedere veranstaltete. Wer hätte damals daran gedacht?

Tags darauf gab ich meinem engeren Stab ein kleines Frühstück, bei dem in Abwesenheit meiner Frau meine Tochter Erika die Honneurs machte. Die kleine Hausfrau war nicht wenig stolz darauf.

Dieses, in seiner Art neue Kriegsspiel, zu dem sich fast alle höheren Generale der Monarchie zusammengefunden hatten, erregte allgemeine Aufmerksamkeit und wurde auch im Ausland besprochen. In einem großen russischen Blatt wurde sogar von einem neuen, durch General Auffenberg proponierten Angriffsverfahren gegen Rußland gefaselt. Es ist übrigens nicht unmöglich, daß man dies damals dort als aktuelle Kriegsvorsorge ansah, die es aber im Wesen ganz und gar nicht war. Das sind eben unvermeidliche Nebenerscheinungen des öffentlichen Lebens, die man mit in Kauf nehmen muß. —

Das gesellschaftliche Leben und Treiben war in jener Zeit ein äußerst lebhaftes, geradezu rauschendes. Soiréen, Routs, Bälle und andere Veranstaltungen folgten einander. Es gab Wochen, in denen man keinen Abend in normaler häuslicher Weise verbrachte. Wir beteiligten uns daran gerne, und auch bei uns vereinten sich die Gesellschaftskreise häufig. An die winterlichen Vergnügungen reihten sich dann die Frühlingsfeste an und die Turfereignisse mit ihrem mannigfachen gesellschaftlichen Farbenspiel. Es war, als ob alles

noch einmal voll Lebensdurst und Lebenswonne aufatmen wollte, bevor das große Leiden und Sterben begann[1]).

Es mag als Don Quichoterie gelten, aber ich konnte es mir auch jetzt nicht versagen, an den laufenden militärischen und militärpolitischen Fragen einen lebhaften, manchmal sogar einen aktiven Anteil zu nehmen. Dazu trieb mich in erster Linie meine wachsende Überzeugung, daß wir alles Mögliche tun müßten, um für die durch unsere Politik und die kontroversen Bestrebungen der Entente unausweichlich gewordene Waffenentscheidung gerüstet zu sein. Die Gewehr- und Haubitzenfrage beschäftigte mich fortwährend, und ich lieh dieser mir so wichtig scheinenden Angelegenheit meinen nun wieder erheblich gestiegenen Einfluß. Allerdings wurden dann diese Bestrebungen durch die einander überstürzenden Ereignisse überholt.

Gewohnheitsgemäß beobachtete ich aufmerksamst die Vorgänge in den Nachbarländern, besonders in Rußland und Serbien. Es standen mir der Hauptsache nach wohl nur die jedermann zugänglichen Behelfe und Nachrichten zu Gebote, doch ergaben sich aus dem Verkehr mit Ausländern, den ich noch von meiner Ministerzeit her pflegte, so manche Anhaltspunkte, die ich dann mit meinem verehrten Freund, Herrn von Tschirschky, besprach. All dies gewährte mir einen tiefen Einblick in das Gefahrvolle unserer Situation, und ich erkannte das Bedrohliche der gegnerischen Vorkehrungen. Die Jahresquote von 216 Millionen Rubel, die sich z. B. das russische Kriegsministerium für „Waffenübungen und Probemobilisierungen" bewilligen ließ, impressionierte mich sehr, desgleichen ein Ausrüstungskredit von 123 Millionen Dinars, der in Belgrad mit einer Gegenstimme glatt bewilligt wurde. 123 Millionen in Serbien würden beiläufig anderthalb Milliarden unsererseits entsprochen haben, wenn wir im gleichen Maße gerüstet hätten[2]). Da jedoch unter den damaligen Verhältnissen ein diesbezüglicher offizieller Bericht nur die Registratur als Ziel gefunden hätte, zog ich es vor, einen Artikel in der „Neuen

---

[1]) Besonders das Preisreiten, Springen und Fahren gestaltete sich zu einem ausgesprochen gesellschaftlichen Ereignis. Beim Preisreiten blieb wohl unsere traditionell gute alte Schule obenauf. Doch beim Preisspringen nahmen uns die Franzosen, namentlich aber die Italiener, alle ersten Preise weg. Sie waren uns da weit über.

[2]) Später wurden aus dem Prozeß Suchomlinow die Daten bekannt, nach denen zu jener Zeit in den Hauptstädten der Verbandsstaaten die ernstesten Vereinbarungen getroffen worden waren. Auch der Dokumentenfund im serbischen Kloster zu Krusevac erbrachte interessante Details, daraus zu entnehmen war, daß just in jenen Tagen, die ich hier beschreibe, serbischerseits eine Bestellung von 400 000 Gewehren telegraphisch bewirkt wurde. Dies alles beachteten aber bei uns die maßgebendsten Stellen gar nicht oder nur wenig.

Freien Presse" anonym zu lancieren, unter dem Titel „Probemobilisierung und Ausrüstungskredite". Er wirkte aufs Publikum, ging aber dennoch den Weg alles Fleisches. Und vierzehn Tage später erdröhnten die Pistolenschüsse in Sarajewo . . .!

In der zweiten Hälfte des Juni begann ich meine Inspizierungstour und reiste zunächst nach Reichenberg in Böhmen. Baron Liebig, der große Fabriksherr, zeigte mir dort seine Schöpfungen, die sich nicht nur auf das industrielle, sondern auch auf das pädagogische Gebiet erstreckten. Eine großzügige, verdienstvolle Kulturarbeit, wie sie in unserm Vaterlande kaum erreicht, geschweige denn übertroffen wurde. Dann fuhr ich ins Lager von Benatek, wo ich Truppen inspizierte. Wie hätte ich damals geahnt, daß dieselben Truppen sechs Wochen danach zu meiner Armee in Galizien stoßen sollten.

In den letzten Junitagen kehrte ich nach Wien heim, mit der Absicht, meinen Sommerurlaub in Rutzing anzutreten. Um meiner Tochter den Reitsport zu erhalten, wollte ich die Pferde mit hinunternehmen, waggonierte sie noch rasch ein und machte, ehe ich abreiste, noch einen Abschiedsbesuch bei einer politischen Persönlichkeit. Als wir so saßen und plauderten, flog plötzlich die Nachricht vom Fürstenmord in Sarajewo atemberaubend herein. Erschüttert, hatten wir das Gefühl eines Elementarereignisses, einer Katastrophe, die auf das Schicksal jedes einzelnen den tiefgreifendsten Eindruck nehmen würde. Und es mag in der Geschichte aller Zeiten auch noch niemals dagewesen sein, daß der Einbruch einer furchtbaren Drang- und Qualperiode sich so theatralisch angekündigt hätte, wie in diesem Falle. Es war eine Sensation in des Wortes größter und traurigster Bedeutung.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden war das Unglück allüberall bekannt. Überdies wurde es durch Extraausgaben publiziert. Die Nachricht wirkte niederschmetternd. Ob nun Hoffnungen geknickt, ob Befürchtungen zerstreut wurden, jeder hatte das Bewußtsein, Miterleber eines ganz ungewöhnlichen tragischen Geschehnisses zu sein, das weit über die rein menschliche Bedeutung hinaus den Auftakt zu einer endlosen Kette weiterer unergründbar tiefeinschneidender Ereignisse bilden würde. Es ist vielleicht müßig, rechten zu wollen, ob diese Katastrophe eintreten mußte, ob ihr nicht vorzubeugen gewesen wäre. Die Erkenntnis, auf welcher Seite immer sie läge, würde doch an der Tatsache nichts ändern. Doch eines scheint festzustehen: die Reise des Thronfolgerpaares nach Bosnien und speziell nach Sarajewo wurde ihm gegen seine Überzeugung oktroyiert. Potiorek hatte im Spätherbst 1913 mit großen politischen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die zu meistern und zu verkleistern ihm

bis zum Frühjahr 1914 gelang. Der Besuch des Thronfolgerpaares sollte nun die Krönung seines Gebäudes sein, wofür er auch in Wien manch ehrgeizigen Interpreten und Mitarchitekten gefunden haben mochte. Franz Ferdinand ließ sich schließlich gewinnen, wohl auch dadurch verlockt, daß er bei dieser Gelegenheit die Herzogin von Hohenberg in die von ihr so sehr ersehnte dominierende Stellung bringen konnte. Vielleicht liegt letzten Endes auch darin ein Teil der tragischen Schuld. Knapp vor der Abfahrt von Chlumetz sollen den Erzherzog noch schwere Bedenken überkommen und ihn zu einer charakteristischen Äußerung veranlaßt haben, wobei er an seinen fernen Freund Brosch dachte.

Die Sicherheitsvorkehrungen in Sarajewo waren wohl völlig unzulänglich, und der deutsche Botschafter äußerte im Gespräch darüber treffend zu mir: „Wenn in irgendeinem Bahnhof ein Erzherzog durch einen Fliegenstich verletzt würde, müßte es der Stationschef unter Umständen sogar mit seinem Posten büßen. Doch für die Treibjagd in den Straßen von Sarajewo krümmt man niemandem ein Haar!" Nicht ein einziger Verantwortlicher wurde gesucht noch gefunden. Denn mit der späteren Justifizierung der Attentäter war doch wahrlich nichts getan.

Zweifellos machte sich nach dem Tode des Erzherzogs der Antagonismus erst recht geltend, der in der engsten Umgebung des Kaisers, namentlich aber in der Militärkanzlei gegen ihn bestanden hatte. So kam's auch, daß die Bestattung des Erzherzogs und seiner Gemahlin mit einer kaum zu überbietenden Hast betrieben wurde. Am 28. Juni war der Mord in Sarajewo geschehen, und schon am 3. Juli konnte die Beisetzung in Artstetten erfolgen! Ein fanatisches Bestreben herrschte, den toten Erzherzog baldmöglichst aus dem Kreis seines früheren Wirkens und, wenn erreichbar, aus dem Gedächtnisse seiner Mitmenschen zu bringen. Auch die Konduktfeierlichkeiten erfolgten so übereilt, bei gänzlichem Ausschluß jedes militärischen Gepränges und mit so wenig Pietät, daß es lautes Mißfallen und Ärgernis erregte, und jener Teil des Hochadels, der dem Dahingeschiedenen persönlich ergeben war, beinahe demonstrativ auftrat. Ob diese geschmälerte Ehrung den Wünschen der Krone entsprach, vermag ich nicht zu beurteilen. Daß aber die obersten Hofchargen daran mitwirkten, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Zur Leichenfeier hatten sich erste Vertreter aller Höfe angesagt, und nur die Eile, in der man sich überstürzte, verhinderte das Erscheinen der fremden Fürstlichkeiten. Einer unserer gewiegtesten Diplomaten bezeichnete dies als ungeheuren Fehler oder als bereits geplante kriegerische Allüre. Er argumentierte mit Berechtigung, daß gerade in diesem hochernsten Moment eine persönliche Aus-

sprache aller Vertreter der obersten Lenkungen möglicherweise eine Entspannung angebahnt hätte.

Eine Abschiedszeremonie, wenn man dies so nennen kann, fand eigentlich nur am Westbahnhofe in Wien statt. Die Generale und obersten Würdenträger versammelten sich an dem schwülen, düstern Abend des für das alte Österreich einst so verhängnisvollen 3. Juli.

In der Halle trat Conrad zu mir und sagte ruhigen Tones, daß nun das verdiente Strafgericht über Serbien hereinbrechen würde. Ich stimmte bei, daß es verdient sei, meinte aber, daß man gewärtig sein müsse, daraus einen allgemeinen Brand entstehen zu sehen. Conrad warf ein, daß dies nicht die unbedingte Folge sein müsse, doch würde man gegebenenfalls auch dies mit in den Kauf nehmen. Da wies ich denn auf den von uns beiden so oft besprochenen und beklagten unfertigen Zustand der Armee, namentlich der Artillerie hin, der doch zu bedenken wäre, wenn man sich in einen Kampf auf Leben und Tod einließe. Conrad entgegnete, daß man mit dieser Tatsache wohl rechnen, den Moment aber doch nicht vorüberziehen lassen dürfe. Dieses mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch ließ mich erkennen, daß der Krieg — mindestens beim Chef des Generalstabes — eine beschlossene Sache sei. Ein fester Entschluß in großem Moment verdient immer ernsteste Beachtung. Tiefernsten Sinnes fuhr ich auch von dieser düstern Feier nach Hause.

Bei der Fahrt passierte ich die Paulanergasse, wo vor den Fenstern der serbischen Gesandtschaft eine lebhafte Demonstration stattfand und die vorüberfahrenden Offiziere akklamiert wurden. Eine Straßenszene, die sich bald tausendfach wiederholen sollte.

Mein Urlaub fiel jetzt natürlich aus, dagegen wollte ich wenigstens noch einige meiner Tiroler Truppen inspizieren. Auf meine diesbezügliche Anfrage erhielt ich — eigentlich zu meinem Erstaunen — die Mitteilung, daß ich nicht nur die Inspizierung, sondern auch die für Mitte Juli geplante Generalsübungsreise abhalten möge. Ich mußte daher annehmen, daß der eben geschilderte, sich so kräftig anlassende Entschluß wieder rückgängig gemacht worden sei. Dem war aber nicht so. Nur wollte man vorerst das Resultat der gerichtlichen Erhebungen abwarten und dann erst an den letzten Schritt denken. Auf solch eine militärpolitische Naivität wäre ich allerdings nicht verfallen. Also hing es eigentlich vom Untersuchungsrichter in Sarajewo ab, ob der Weltkrieg zu beschließen sei oder nicht. So versäumte man, einer Formalität wegen, einen ganzen Monat und gab damit den einzigen Vorteil aus der Hand, den man den Russen voraus und den man seit Dezennien als ausschlaggebend doziert hatte: die raschere Mobilisierung und Kriegsbereitschaft.

Verstehe wer's kann! Ich konnte an diese sublime Auffassung so wenig glauben, daß ich nach der ersten Woche an eine Mobilisierung eigentlich kaum mehr dachte und, von der persönlichen Trauer um den toten Erzherzog abgesehen, sorgenlose Tage im schönen Land Tirol verlebte. Was aber diese vergeudeten Wochen dann später bedeuten sollten, mußten wir auf das schmerzlichste empfinden. Hier sei nur kurz gesagt, daß der Krieg und die Welt wohl ein anderes Gesicht angenommen hätten, wenn man sich durch lächerliche Äußerlichkeiten vom Schlage nicht hätte abhalten lassen, zu dem man im Innern entschlossen war und mit dem die ganze Welt rechnete. Aus tausendfachen Publikationen ist doch zur Evidenz festgestellt, daß alle diesen Schlag ins Kalkül zogen. Sogar die Romanliteratur und eine ganze Reihe aphoristischer Darlegungen von Männern und Frauen, die in den letzten Vorkriegsmonaten im Auslande lebten, wußten davon zu erzählen. So verschiedenartig die Ansichten auch waren, in dem einen stimmten sie alle überein, daß in jenen Auslandsstaaten eine gehässige Kriegsstimmung herrschte, und daß man über die Sarajewoer Katastrophe gar nicht sonderlich überrascht war.[1])

In den ersten Julitagen reiste ich nach Innsbruck, sah mir das schöne 1. Tiroler Kaiserjäger-Regiment an und fuhr dann per Auto über Kufstein und Reichenhall nach Salzburg zur Besichtigung der 59er, gleichfalls eines unserer Eliteregimenter. Auf der Weiterfahrt nach Linz traf ich Herrn von Bilinski, meinen einstigen Ministerkollegen. Er erzählte die überraschende Tatsache, daß das bosnische Ministerium über die Details der Reise des Thronfolgerpaares eigentlich nur durch die Zeitungen Kenntnis erhalten habe, und schob die ganze Schuld auf den Landeschef, der, blind auf einen Erfolg hoffend, dessen Ehren auch allein einheimsen wollte. Bilinski fuhr auf seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt nach Ischl. Er, als gemeinsamer Finanzminister, hatte also in jenem Momente — 10. Juli — offensichtlich noch keine Ahnung, daß die Monarchie unmittelbar daran sei, sich auf den Kriegspfad zu begeben.

In Linz sah ich eine interessante, mit einem Brückenschlag über die Donau kombinierte Übung, an der auch die dort noch friedlichst stationierte Division der Donauflottille teilnahm. Eines charakteristischen Momentes entsinne ich mich. Der Kommandant dieser Flottillendivision sandte am Schluß der Übung die Schießdetails —

[1]) Eine detaillierte Darlegung der Ursachen, die zum Krieg und Weltbrand führten, fiele außerhalb des Rahmens dieser Schilderung. Wie sich aber die Kriegsmotive sukzessive und von den verschiedensten Seiten aus zusammenschoben, wird keinem aufmerksamen Leser dieses Buches entgangen sein. Die Situation glich einem furchtbaren, sich von allen Seiten zusammenziehenden Gewitter, das mit einem Male zur entsetzlichen Entladung kam.

Ziel, Distanz, Schußanzahl usw. — ein. Einer der anwesenden höchsten Generale spöttelte ein wenig über diese Pedanterie, was ich zur Veranlassung nahm, dies als mustergültig und stets nachahmenswert zu bezeichnen, da nur in dieser Weise die bei den Übungen so sehr vernachlässigte Artilleriewirkung zum Ausdruck gebracht werden könne. Es war mir darum zu tun, bei jeglicher Gelegenheit dringlichst auf die leider erst während des Krieges erfolgte Erkenntnis des notwendigen engen Zusammenwirkens der Infanterie und Artillerie und der Bewertung der letzteren hinzuweisen.

Bei herrlichstem Sommerwetter reiste ich dann durchs Salzkammergut und Pustertal nach Toblach, und, Tirol durchquerend, über den Jaufenpaß nach Meran und Bozen. Am Wege besuchte ich das „Sandwirtshaus" des Nationalhelden Andreas Hofer im Passeiertal. Um alle seine Reliquien lag noch der Glanz und Ruhm der heroischen Taten gebreitet, doch auch die Bitterkeit schwerster Enttäuschungen. „Ade, du schnöde Welt, mir werden nicht einmal die Augen naß, daß ich dich jetzt verlassen muß!" Dies waren die letzten Worte, als er „zu Mantua in Banden" seinen letzten Weg beschritt.

In Bozen sammelten sich alle Teilnehmer der Generalsreise. Darunter befand sich auch Erzherzog Josef Ferdinand. Zur Ausarbeitung und zum Vergleiche im Terrain gelangte die Annahme eines Einbruches überlegener italienischer Kräfte von West und Süd. Hierzu fuhren wir nach Spondinig und Trafoi, hochgelegene, weltberühmte Sommerstationen, die bezeichnenderweise in jenem Jahre nur von ganz wenigen Ausländern besucht waren. Da kurz vorher junge Kameraden der Tiroler Landesschützen von einer Lawine verschüttet worden waren, gedachte ich ihrer mit einigen warmen Worten und legte einen Kranz auf ihr frisches Grab, mitten in der grandiosen Alpenwelt. Im Weltkriege war dann die Brigade der Landesschützen während des letzten Schlachttages von Rawa Ruska meiner Armee zugeteilt und focht tapfer am rechten Flügel. Doch jenes Sumpf- und Sandterrain war nicht das Element der Gebirgssöhne. Wie sehr hätte es mich dagegen befriedigt, wenn die Verhältnisse es mir ermöglicht hätten, sie in ihrem Heimatlande oder über die von ihnen so oft eräugte italienische Grenze zum Siege zu führen!

Vom Ortler fuhren wir über Trafoi und Bozen in die Gegend von Fucine zum Tonalepaß, wo ein Großkampf im Gebirge erörtert wurde. Dann stiegen wir auf die Pressanella und übersetzten den 3000 m hohen Passo Paradiso, — eine scharfe Tour, fast die größte Gebirgstour, die ich je absolvierte. Ich freute mich, daß sie mir in meinem 63. Lebensjahr so gut gelang. Wir versäumten uns am Tonale, so daß es Mittag war, als wir die eigentlichen Schneefelder passierten.

Die oberste Schicht war weich geworden, was die Anstrengung wesentlich vermehrte. Mit Ausnahme eines Generals, der mit dem Herzen zu tun bekam, hielten sich alle vortrefflich, besonders der allerdings noch jugendliche Erzherzog Josef Ferdinand und der gleich ihm touristisch gewandte Generalmajor Herzberg. Genau sechs Wochen später zerriß ein Granatstück Körper und Leben dieses ausgezeichneten Generals, unmittelbar bevor seine Truppen eine russische Artillerielinie eroberten. — Beim Abstieg vom Paradiso kam's zu einer richtigen Abfahrt, wobei Erzherzog Josef Ferdinand und ich regelrecht karambolierten und schließlich kopfüber bei der Mondrone-(Leipziger-) Hütte landeten. Der Erzherzog, liebenswürdig wie immer, ließ sich's nicht nehmen, mich vom Schnee zu reinigen. Abend und Nacht verbrachten wir bei Wind und Kälte sehr behaglich in der Hütte und hatten am folgenden Tag einen herrlichen Abstieg ins Genovatal. Die Mondronehütte ist mittlerweile schon lange zu einem Schutthaufen zerschossen! — Den Schluß der Exkursion bildete ein mehrstündiger Ritt durch das wundervolle Val di Genova, der uns nach Pinzollo brachte, von wo wir nach gemeinsamem Mahle in alle Richtungen heimwärts fuhren. Ich verbrachte noch einige Stunden in Bozen, wo mich Oberst Brosch besuchte. Wir sprachen lange über den Wandel der Zeiten, der durch den Tod des Thronfolgers eingetreten war. Dann trennten wir uns mit herzlichen Worten, und ich versprach, ihn zu besuchen, wenn ich im Herbst den Tiroler Übungen beiwohnen würde. Statt dessen standen wir in den Herbsttagen in schwerster Schlacht, und meinen Freund Brosch sah ich nie mehr wieder.

Ich fuhr per Auto durch das Eisack- und Pustertal, sah die Gegenden wieder, die ich 37 Jahre vorher als Kriegsschüler, gewissermaßen als fahrender Scholast durchwandert hatte, und landete schließlich in Rutzing.

Da seit dem erschütternden Ereignis von Sarajewo nun fast vier Wochen verflossen waren und — trotz Conrads Andeutung — kein erkennbarer Schritt unternommen worden war, glaubte ich felsenfest, daß es auch weiterhin zu nichts Bedeutendem kommen würde. So mutete es mich förmlich befremdend an, als ich gelegentlich eines kleinen Ausfluges nach Bischoflack in einer illustrierten Zeitung mich, gleich den andern Armeeinspektoren, als künftigen Führer abgebildet sah. Jedenfalls störte dies meine Ruhe in keiner Weise.

Da — am 24. Juli, es war just ein Freitag, als wir in Rutzing, um den Kindern meiner Schwägerin einen Spaß zu machen, im Grase beim Erdäpfelbraten zusammensaßen, kam in eiliger Fahrt mein Schwager zu Rad daher, ein Zeitungsblatt hoch in der Hand haltend.

„Die Bombe ist geplatzt . . . das Ultimatum!" Und als wir es lasen, hatten wir alle das Empfinden, daß ein neuer Abschnitt im Leben jedes Einzelnen beginnen würde.

Gewiß, mein altes Soldatenherz flammte auf bei dem Gedanken, daß ich nun erfüllen könne, wofür ich ein ganzes Leben lang gearbeitet hatte. Doch stand der ganze Ernst der Situation so klar vor meinen Augen, daß mich keine Hurrastimmung erfaßte, sondern eine ruhige, in sich gekehrte Entschlossenheit, wie sie sich vor einem Zweikampf auf Leben und Tod kundgibt.

Begreiflicherweise wollte ich sofort nach Wien zurückfahren, doch vorerst mich noch im nahegelegenen Laibach des näheren orientieren. Dort fand ich am nächsten Morgen eine gehobene Stimmung. „Man empfindet's wie eine Erlösung!" hörte man vielfach sagen. Von der großen epochalen Tragweite des Ereignisses dürften sich aber nur wenige eine Vorstellung gemacht haben. Am Nachmittag erschienen Extraausgaben, die die Nachricht brachten, Serbien habe alle Forderungen der Monarchie angenommen. Dies schien mir unwahrscheinlich. Ich war der Überzeugung, daß diesmal Rußland hinter Serbien stünde. So litt es mich nicht länger. Ich packte ein und wollte vollkommen reisebereit zur Stadt fahren, um dann gegebenenfalls mit dem Nachtzug gleich weiterreisen zu können. In Laibach begab ich mich zur Postdirektion und erfuhr, daß schon auf allen Linien und in allen Ämtern der volle Bereitschaftsdienst angeordnet und, wie es den Anschein hatte, der Mobilisierungsbefehl jeden Moment zu gewärtigen sei. Da gab's kein Zaudern mehr. Ich nahm Abschied von den Meinen, erreichte noch just den Mitternachtseilzug und, in die Ecke gelehnt, fuhr ich ernsten Sinnes — dem Schicksal entgegen.

Kapitel XIII

Der Feldzug gegen Rußland

Vorbemerkung

Die folgende Darstellung soll nicht eine kriegshistorische oder kriegswissenschaftliche Beschreibung des Feldzuges 1914 bringen. Dies würde schon der ungebührlichen Länge wegen nicht in den Rahmen einer Autobiographie hineinpassen. Diese Zeilen sind vielmehr unter dem unmittelbaren Eindrucke des persönlich Erlebten und

Gesehenen verfaßt, enthalten daher vornehmlich solche Daten, die mir in jenen aufregenden und wechselvollen Tagen bekannt geworden sind. Die operativen Grundideen und die ausschlaggebenden Dispositionen werden wohl niedergelegt, ab und zu auch kritisch besprochen, doch als Durchforschung im streng kriegsgeschichtlichen Sinne ist dieses Kapitel nicht gedacht. Diesbezügliche Darlegungen sind übrigens bisher schon von mehreren Seiten erfolgt, und auch aus meiner Feder wurde eine ausführliche Abhandlung publiziert („Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege", „Der Feldzug der 4. österreichisch-ungarischen Armee im Beginn des Weltkrieges". Verlag Ullstein & Co., Berlin).

Hier sollen besonders die persönlichen Stimmungen und Gedanken zur Darstellung gelangen. Und es mag vielleicht nicht uninteressant sein, den Führer einer Armee an der Arbeit zu sehen und zu beobachten, wie die Dinge in praxi verlaufen. Vom Katheder der Kriegswissenschaft und Kriegshistorie werden sie meist als geschlossene Einheit hingestellt. In der lebensvollen Wirklichkeit bestehen sie jedoch aus einer Reihe von Einzelhandlungen, die von den laufenden Vorkommnissen und Tagesereignissen wesentlich beeinflußt werden.

a) Mobilisierung

Zusammensetzung und innerer Bestand der 4. Armee

Bei meiner Ankunft in Wien meldete mir mein Personaladjutant, Rittmeister Fongarolli, daß ein allgemeiner Mobilisierungsbefehl noch nicht erlassen, wohl aber ein solcher für den B.-(Balkan-) Fall ergangen sei und folgende Korps betreffe: III., IV., VII., VIII., IX., XII., XIII., XV. und XVI., insgesamt neun Korps, davon allerdings eines, das XII., nur in Anbetracht der Haltung Rumäniens im letzten Jahre auf den Kriegsstand gesetzt worden sein dürfte. Bezüglich Rußlands verband man sich sonach bewußterweise noch immer die Augen, lieferte diesem Staate aber den Vorwand zu scheinbar berechtigtem Anwurf, daß acht, beziehungsweise neun Korps — 27 Divisionen — doch unmöglich allein Serbiens wegen unter die Waffen gerufen würden. Diese teilweise Mobilisierung kann daher vom politischen sowie vom militärischen Standpunkt aus als nichts weniger denn glücklich bezeichnet werden.

Der erste Mobilisierungstag war der 28. Juli. Die folgenden Tage bildeten ein ewiges Steigen und Sinken der Kriegsbefürchtung — bei manchen auch der Kriegshoffnung — namentlich in Hinsicht der

Ausdehnung des Krieges. Es erschien mir damals schon ganz unbegreiflich, wie man sich der Täuschung hingeben oder nur die Möglichkeit in Betracht ziehen konnte, daß es sich um etwas anderes handeln würde, als um das größte kriegerische Ereignis, das je über den Erdball hinweggefegt war. Zum mindesten von dem Momente an, da man die immerhin einlenkende Antwort Serbiens mit Entschiedenheit zurückgewiesen hatte, mußte man doch wissen, wie die Dinge laufen würden. Höchstens über die Art der Mächtegruppierung hätte noch ein Zweifel bestehen können, zumal für jene, die über das diplomatische Kulissenspiel nicht orientiert waren. Allerdings sollte es sich bald erweisen, daß auch die berufsgemäß Orientierten unorientiert waren.

Als charakteristisches Moment führe ich ein Gespräch mit dem Gardekapitän, General der Kavallerie Graf Uxküll, am Abend des 28. Juli an. Der hohe General, der zwar keinen prominenten Dienstposten innehatte, doch immerhin über die Stimmung bei Hof unterrichtet war und überdies durch viele Jahre den Posten eines Militärbevollmächtigten am Petersburger Hofe bekleidet hatte, versicherte mir noch in jenem Zeitmomente, daß er ein Eingreifen Rußlands für ausgeschlossen halte. Auf meinen Einwand, die Nachrichten über die russischen Mobilisierungen könnten doch keineswegs mehr bestritten werden, meinte er, daß solche nie ernst zu nehmen seien und nur den Wert eines Bluffs besäßen.

Leider Gottes hatte man in den maßgebenden Kreisen auch so gedacht, weil man's eben so gewünscht hatte. Doch das Volk dachte in jenen Stunden wohl anders, was sich in allabendlichen Demonstrationszügen fast mit elementarer Gewalt kundgab. Allerdings auch da in der angegebenen Richtung. Immer wie man's eben wünschte. Daß es dabei zu lärmenden Akklamationen vor dem deutschen Botschafterpalais kam, war nur natürlich. Doch schlossen sich daran auch Kundgebungen vor der italienischen Botschaft und der rumänischen Gesandtschaft an, denen ab und zu auch solche vor dem japanischen Palais folgten. Es dauerte geraume Zeit, bis man endlich einsah, in welch grausamem Irrtum man sich befand.

Meine Familie war vom Lande heimgekehrt, und da es nun wohl keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, daß das Flämmchen sich zu einer mächtigen Flamme entwickeln werde, gingen wir alsbald daran, die persönlichen Kriegsvorbereitungen zu treffen. Es wurde vor allem ein drittes Reitpferd, eine importierte irische Stute, zwei Wagenpferde und ein Gepäckswagen angekauft. Weiters ein Kanzleizelt, dessen mobile aufpackbare Einrichtung ein patriotischer Großindustrieller dem Armeekommando kostenlos beistellte.

In jenen denkwürdigen Tagen spielte sich das Leben hauptsächlich auf der Straße, in den Restaurants und Cafés ab. Dort erfuhr man die neuesten wahren und unwahren Nachrichten. Dort trafen sich alle Bekannten zu mehr oder weniger geistreichem Gedankenaustausch. Und dort konnte man noch am ehesten der eigenen Unruhe Herr werden, vielmehr sie übertäuben. Am Abend fand man sich in den großen Gartenrestaurants, im Volks- oder Konzerthausgarten zusammen, wo allabendlich die österreichische und deutsche Volkshymne, doch auch die Marcia Reale gespielt wurden. Alles erhob sich in weihevoller Stimmung. Immerhin gab es auch einzelne unbotmäßige Elemente, die nicht aufstehen wollten und die sich unter Androhungen entfernen mußten. Ich glaube, in Belgrad hätte man sie kurzerhand erschlagen oder mindestens verprügelt.

Am 31. Juli wurde die allgemeine Mobilisierung mit dem 4. August als erstem Mobilmachungstag verlautbart. Natürlich war jetzt die Aufregung im ganzen Volke und namentlich in allen verantwortlichen Kreisen zur Siedehitze gestiegen. Und da trat — jeder Objektive mußte es zugestehen — eine Einmütigkeit des Volkswillens und der Volkseinsicht zutage, wie man sie erfreulicher nicht wünschen und wie sie die kühnsten Träume kaum erhoffen konnten. Alle trennenden Wände, alle scheidenden Gegensätze fielen, und alles war einig in der unbedingten äußersten Abwehr des gewaltsamen Angriffes, der als schwere Ungerechtigkeit und gröblichster Schimpf angesehen wurde. Was der gemordete Thronfolger im Leben kaum erreicht hätte, erreichte er durch seinen Tod! Und diese Erregung, dieses Aufschäumen des Rechtsgefühles war weder erkünstelt noch flüchtig, sondern ging vom Grunde der Millionen Herzen aus, die in ihren heiligsten Gefühlen getroffen waren. Daß unter den Rosen auch Schlangen verborgen waren, daß in beträchtlichen Teilen des Reiches Verrat und Spionage lauerten, wußte man damals noch nicht, vielmehr man beachtete es nicht. Ebenso wenig dachte man an all die namenlosen Fehler und Verkehrtheiten der innern Politik, die so viel Unheil gesät hatten. Man fühlte es nicht, oder wollte es nicht fühlen, daß der Zahltag gekommen sei. Erst später sickerte diese Erkenntnis allmählich und höchst unvollständig in manchen der führenden Köpfe durch. Den Massen aber, die nur das Nächstliegende sehen und begreifen, blieb sie noch lange fern. Nichtsdestoweniger waren jene Juli- und Augusttage eine patriotische Hypnose ohnegleichen. Man sah in den Zentren und in weiten Teilen des Reiches eine Bewegung, wie sie in diesem Staate noch nie jemand gesehen hatte. Wer dies jetzt anders darstellen wollte, spräche bewußt oder unbewußt die Unwahrheit.

Natürlich woben jene Tage auch reichlichen Stoff für die waghalsigsten und konträrsten politischen Kombinationen und Erwägungen. Und sie waren um so mannigfaltiger, als eigentlich niemand etwas Bestimmtes wußte, — höchststehende und berufenste Würdenträger nicht ausgenommen. Zu unserer engsten Gesellschaft zählte beispielsweise Oberstleutnant C. Er wußte alles, was man im auswärtigen Ministerium und im Kriegsministerium kannte und erkannte. Es wechselte kaleidoskopartig. Alle möglichen Kombinationen zeigten oder ergaben sich, bis endlich die traurige Wahrheit die Oberhand gewann, daß die beiden Kaisermächte allein dastünden in einer sie starr umgebenden Welt von Feinden. Besonders bezüglich Italiens und Rumäniens wechselten Hausse und Baisse täglich, und wenn es eine Entschuldigung für die dann folgenden militärischen Fehler gibt, muß man sie vornehmlich in der Unorientiertheit der äußern politischen Leitung suchen.

Die Erkenntnis all dieser Mängel löste von allem Anfang an die schwersten Bedenken in mir aus. Auch die immer deutlicher hervortretende Gruppierung der Armee in zwei nur wenig verschiedene Teile wollte mir nicht gefallen: gegen Rußland drei stärkere Armeen —1., 3., 4. — mit etwa 23 Divisionen, gegen Serbien drei schwächere Armeen — 2., 5., 6. — mit etwa 18 Divisionen, während für zwei Korps — III. und XII. — die Entscheidung noch ausstand.

In jenen Tagen ereignete sich auch folgender Zwischenfall, der von bemerkenswerter politischer Naivität zeugt.

Im steyerischen Bad Gleichenberg befand sich der serbische oberste Heerführer, der Vojvode Putnik. Auf der Rückfahrt wurde er in Budapest angehalten und interniert, da die Beziehungen mit Serbien schon abgebrochen waren. Da kam von maßgebender Stelle der Befehl, ihn frei passieren zu lassen! Wohl selten dürfte in der Geschichte der Fall zu verzeichnen sein, daß die eine Partei bei Beginn des Krieges sich der Person des gegnerischen Oberkommandanten versichern konnte. Und zwar eines Oberkommandanten, der sich als solcher schon bewährt hatte und in der Armee und im Lande das allergrößte Vertrauen und Ansehen genoß. Solch ein überkostbares Pfand mit einer vornehmseinsollenden Geste aus der Hand zu geben, ist doch ein Beweis einer geradezu seltenen politischen und militärischen Unklugheit, die sich dann auch aufs bitterste gerächt hat. —

Am Nachmittag des 30. Juli sahen wir, meine Familie und ich, der Vereidigung und dem Abmarsch des Belovarer Infanterieregimentes Nr. 16 in der nahegelegenen Schwarzenbergkaserne zu. Eine weihevolle Stunde, die besonders den Frauen Tränen erpreßte. Das brave schöne Regiment bedeckte sich dann in vielen heißen Schlacht-

tagen mit Ruhm. Leider dürften wenige, die damals den Fahnenschwur leisteten, zurückgekehrt sein. ...

Am 31. Juli wurde ich zur Audienz bei Erzherzog Friedrich, dem mittlerweile ernannten Armeeoberkommandanten, befohlen. Es war ein kurzer gehaltloser Speech, und wie stets und immer machte der erlauchte Herr auch bei dieser Gelegenheit den Eindruck gewöhnlicher Begabung. Ihn an der Spitze von 2 Millionen Menschen zu wissen, schuf kein zuversichtliches Gefühl, wenngleich man wußte, daß der Erzherzog gewissermaßen nur den repräsentativen Teil zu besorgen haben würde. Der meritorische Teil war seinem obersten Stab, vor allem dem Chef des Generalstabes, Conrad von Hötzendorf, anvertraut. Doch machten sich von allem Anfange an eine Reihe kleinerer und größerer Vorkommnisse geltend, die auch in dieser Hinsicht nicht das Gefühl vollster Sicherheit aufkommen ließen.

Am 2. August wurden die Armeekommandanten mit ihren Generalstabschefs und den Chefs der Generalstabsabteilungen in das Büro Conrads von Hötzendorf gebeten, und der Aufmarsch der gegen Rußland bestimmten Streitkräfte bekanntgegeben. Nur die Aufmarschräume. Und zwar jedem Armeekommandanten nur derjenige, der seine Armee betraf. Über die allgemeine Absicht, über das Verhältnis zu den Deutschen und zur eigenen Balkanarmee und über die politisch-militärische Lage wurde nicht ein Wort gesprochen. Damit begann das System von Geheimtuerei, das auch später die ganze Zeit über waltete. Alles, was bei den Nachbararmeen geschah, erfuhr man oft nur durch Zufall oder weit überholt aus den Zeitungen. Dieses System pflanzte sich unwillkürlich und naturgemäß nach unten fort, so daß die unteren Chargen der jeweiligen Gefechtslage oft nicht das genügende Verständnis entgegenbrachten. Man nannte dies „Nach japanischem Muster".

Über die operative Grundidee, darauf der Aufmarsch aufgebaut war, werde ich später im Zusammenhange mit den ersten Operationen sprechen.

Als Abmarschtag des 1. Staffels des Armee-Hauptquartiers wurde der 8. August festgesetzt. Die Zeit bis dahin verflog mit Vorbereitungen aller Art. Von allen Seiten erhielt ich Glück- und Segenswünsche, vierblättrigen Klee und andere untrügliche Glücksbringer, darunter auch eine Karaffe und einen Trinkbecher aus Rubinglas von meiner Cousine Bruck-Auffenberg, Erinnerungen an den sieggekrönten Marschall Radetzky, der einst in glücklichem Kriege beides täglich im Gebrauch hatte und dann meinem Onkel Josef, dem Vater der Spenderin, geschenkt hatte.[1]) Nach dem Siege von Komarów

[1]) Josef von Auffenberg — vide Kapitel IV.

erhob ich dann auch den mit schlichtem Landwein gefüllten Becher im Kreise meines engeren Stabes zum treuen Gedenken der Helden, die in den opfervollen Kämpfen dahingesunken waren.

Am 8. erfolgte die Abreise ins Feld. Knapp vorher sah ich noch vor dem Kriegsministerium dem Defilement der 25. Landwehrbrigade zu. Sie bildete einen Bestandteil meiner Armee. Ihre beiden Regimenter — 1 und 24 — präsentierten sich ausgezeichnet. Nur die geringe Anzahl Offiziere berührte peinlich. In den Kämpfen schlugen sich die Regimenter dann tapfer und brav. Das Defilement nahm Erzherzog Friedrich ab, in dessen Suite sich der Chef des Generalstabes und der Landesverteidigungsminister befanden. Wir wechselten nur wenige Worte. Mich zog's nach Hause, um von meiner Familie Abschied nehmen zu können.

Ich schied schweren Herzens. Die Trennung von den Meinen und in erster Linie die Sorge um die Zukunft des Staates stimmten mich ernst. Im Verlaufe der Fahrt zwang ich mich zu äußerlicher Heiterkeit und nahm mit lächelnder Miene in den verschiedenen Stationen die Huldigung der Bevölkerung entgegen, die, wenigstens im Anfange, allen durchpassierenden Transporten zuteil wurde. Die letzte in Brzesko (Galizien), wo wir dafür eine dreistündige Verspätung einheimsten. Eine Ortsnotabilität sprach mir einen besonders schwungvollen Willkommgruß aus und prophezeite dabei, „es werde gewiß gut gehen, denn es würden gegen die Russen zwei Armeen kämpfen, die österreichische und — die polnische!" Drollig und bezeichnend. Allerdings zogen letzten Endes tatsächlich die Polen den größten Vorteil aus dem Weltbrande.

Mein Armeestab hatte die normale Zusammensetzung, desgleichen jener des Armee-Etappenkommandos. Ich hatte im Vorjahr bei den Armeemanövern von Tabor schon die Erfahrung gemacht, daß die organischen Bestimmungen für den Dienstbetrieb bei den höheren Kommanden im Felde, besonders bei den Armeekommanden, nichts weniger als glücklich verfaßt waren. In der Stille und Heimlichkeit des operativen Büros des Generalstabes zusammengestellt, gaben sie diesem eine vorherrschende Position, die mit allen Mitteln den Einfluß und das Geltungsgebiet des wirklichen Kommandanten herabzumindern trachtete. Dies resultierte aus dem dezennienlangen Bestreben, dem Generalstabe eine prädominierende Stellung à outrance zu schaffen und ihn gewissermaßen zu einem Staat im Staate zu machen. Sehr zum Schaden der Sache. Dazu kam noch, daß durch die modernen, allerdings ganz unerläßlichen Verbindungsmittel, die dem Generalstab unterstanden, namentlich durch das Telephon, den Generalstabsabteilungen rein technisch und mechanisch eine Gewalt

in die Hand gegeben war, die allzu leicht zum Nachteil, besser gesagt zur Einschränkung der Wirksamkeit des Armeekommandanten mißbraucht werden konnte, der der Öffentlichkeit gegenüber doch der allein Verantwortliche war. Es wurde zwischen den Chefs der verschiedenen Generalstabsabteilungen getuschelt und paktiert, und urplötzlich stand der Armeekommandant vor einem fait accompli, das möglicherweise seinen Wünschen und Ansichten gar nicht entsprach. Dieser Vorgang war eine verunglückte Nachbildung des Systems, das sich in den Jahren 1870/71 in den deutschen Armeen entwickelt hatte. Doch waren eben dort die Verhältnisse wesentlich anders gelegen als bei uns. Auch war unter Moltkes Autorität manches möglich, vielleicht auch zweckentsprechend, was ohne eine solche Autorität nur störend wirken mußte.

Die bemerkenswerten Persönlichkeiten im Hauptquartier waren:

Der Generalstabschef Generalmajor Krauß.

Der Chef der Generalstabsabteilung Oberst von Soos.

Die Oberste: von Lunzer, Baron Albori und Hauser, die Oberstleutnants Marchesani, Zeynek und Bogusz — alle vom Generalstabskorps, letzterer zugleich mein Flügeladjutant.

Der Armee-Etappenkommandant Generalmajor von Schenk. Oberstleutnant Hönigschmidt — dessen Generalstabschef. Generalintendant von Mosing. Generalstabsarzt von Hordynski.

Alle die Genannten sowie auch die hier nicht genannten jüngeren Kräfte entsprachen durchaus und entwickelten einen rühmenswerten, oft aufopferungsvollen Eifer. Insbesondere Oberst von Soos[1]) zeichnete sich durch hohen Intellekt und Ideenreichtum aus. Schade, daß sein inneres Wesen mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften nicht stets im vollen Gleichgewicht stand. Tüchtig und dienstbeflissen waren auch die zahlreichen Ordonnanzoffiziere und Automobilisten. Unter ersteren befand sich Rittmeister Graf Clam-Martinic, der einstige Vertrauensmann des Thronfolgers und nachmalige österreichische Ministerpräsident.

Im allgemeinen herrschte im Armeehauptquartier eine den Dienstgang fördernde ungestörte Harmonie, was ich, ohne Unbescheidenheit, zum guten Teile meinem Einflusse zuschreiben durfte. Im großen und ganzen lebten wir — wenige Tage ausgenommen — wie im Manöver. Die einfachen Mahlzeiten wurden meist zu den gewöhnlichen Tageszeiten eingenommen. Nur die mächtigen Nervenanspannungen gemahnten, daß wir doch nicht im Manöver waren.

Am Morgen des 10. August trafen wir in Radymno ein, merkwürdigerweise als 3. Staffel der Armee, in deren Aufmarschraum außer-

[1]) Soos wurde dann später Kriegsminister und Chef des Generalstabes in Ungarn.

dem nur noch ein Bataillon und ein Reservespital gleichzeitig gelangten. Wenn wirklich einer der befürchteten Raids der russischen Kavallerie zwecks Störung des Aufmarsches erfolgt wäre, hätten sich die eingebrochenen Kavalleriekörper vielleicht eines operierenden Armeekommandos bemächtigen können.

Nachmittag fuhr ich nach Przemysl, um mit dem Kommandanten des X. Korps, General der Infanterie von Meixner, zu sprechen, dessen Korps die Alarmstellung im ganzen Raume bezogen hatte, darin die 4. Armee aufmarschieren sollte. Desgleichen sprach ich mit dem Festungskommandanten Feldmarschalleutnant von Kusmanek, der mir über den günstigen Fortschritt der Instandsetzungsarbeiten berichtete und die Hoffnung aussprach, nach deren Beendigung ein höheres Kommando in der Feldarmee zu erhalten. Diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Dafür war es ihm vergönnt, die Festung wider einen wütenden, doch voreilig unternommenen Ansturm der Russen erfolgreich zu verteidigen.

Die 4. Armee bestand nach mehrfachen Änderungen aus folgenden Armeekörpern:

II. Korps mit der 4. und 25. Infanterie- und 13. Landwehr-Infanterietruppendivision: Truppen aus Niederösterreich und Südmähren, 39 Bataillone, 6 Eskadronen und 26 Batterien, darunter zwei schwere Haubitz- und zwei Gebirgsbatterien. Korpskommandant: General der Infanterie Schemua. Bekanntlich war er Chef des Generalstabes zur Zeit als ich Kriegsminister war und trat gleichzeitig mit mir zurück. Als Divisionäre fungierten Feldmarschalleutnant von Stöger-Steiner, der drei Jahre später das Kriegsportefeuille übernahm (4. Infanterietruppendivision), Feldmarschalleutnant von Kreysa (13. Landwehr-Infanterietruppendivision) und Erzherzog Peter Ferdinand (25. Infanterietruppendivision). Im ganzen war es ein schönes Korps, das zu den besten Erwartungen berechtigte, die sich — namentlich anfangs — auch erfüllten.

VI. Korps mit der 15. und 27. Infanterie- und der 39. k. Landwehr-Infanterietruppendivision: Truppen aus Nordungarn (Magyaren, Slowaken und Ruthenen), 39 Bataillone, 6 Eskadrons, 26 Batterien, darunter zwei schwere Haubitz- und drei Gebirgsbatterien. Korpskommandant: General der Infanterie von Boroević. Er war ebenso begabt als willenskräftig — eine stählerne Führertype. Ehrgeizig bis zum äußersten, ordnete er seinen Zielen und Zwecken alles unter. Frei von jeglichem Gefühlsballast, ging er durch dick und dünn seinen Weg, der ihn ohne Zweifel ans Ziel gelangen ließ. Nach Komarów wurde er an Stelle Brudermanns Kommandant der 3. Armee, später der siegreiche Marschall an der Isonzofront und schließlich in den allge-

meinen Zusammenbruch verstrickt. Divisionäre: Feldmarschalleutnant Baron Wodniansky (15. Division), Feldmarschalleutnant von Gerstenberger (27. Division), Feldmarschalleutnant Hadfy (Honveddivision).

IX. Korps, anfänglich General der Infanterie von Hortstein, vom 26. August an Feldmarschalleutnant Friedl. Truppen aus Böhmen, zwei Drittel Tschechen, ein Drittel Deutsche. 10. Infanterie- und 26. Landwehr-Infanterietruppendivision. Im ganzen 30 Bataillone, $4^1/_4$ Eskadronen, 17 Batterien, darunter zwei schwere Haubitzbatterien. Divisionäre: Feldmarschalleutnant von Hordt (10. Infanterietruppendivision). Die 26. Landwehr-Infanterietruppendivision hatte aber vom Anfange an manches Mißgeschick. Vom Feldmarschalleutnant Friedl hinaufgeführt, war sie nach dessen Ernennung zum Korpskommandanten eigentlich ohne feste Leitung. Zwei Tage lang führte sie Feldmarschalleutnant Kritek, nach dessen Ernennung zum Kommandanten des XVII. Korps Generalmajor Seidler. Dann wurde aus den reduzierten Beständen eine Brigade formiert, die Generalmajor Gößmann befehligte.

XVII. Korps, stand unter stets wechselnder Zusammensetzung. Bis nach Schluß der Schlacht von Komarów war es eigentlich nur aus der 19. Division gebildet, da die dem Korps anfänglich zugedachte 26. Division sofort in den Verband ihres Stammkorps (IX.) überging. Auch die ad hoc zugewiesenen Marschbrigaden mußten während der Schlacht, durch die Verhältnisse bedingt, dem VI. Korps überwiesen werden. Dies traf den ehrgeizigen Korpskommandanten, General der Kavallerie Graf Huyn, sehr schwer. Nach der Schlacht war er krankheitshalber bemüßigt, das Kommando des Korps an Feldmarschalleutnant Křitek abzugeben.

Während der Operationen, und zwar am dritten Schlachttag von Komarów, wurde das XIV. Korps der Armee unterstellt. Es bestand aus der 3. und 8. Infanterietruppendivision und bis einschließlich der Schlacht von Komarów aus der ungarischen 41. Landwehr-Infanterietruppendivision. Oberösterreicher, Salzburger und Tiroler, sowie ein tschechisches Regiment und Ungarn. Erzherzog Josef Ferdinand führte das Korps unter der Benennung: Armeegruppe Erherzog Josef Ferdinand. Josef Ferdinand besaß alle Eigenschaften eines Truppenführers, die noch durch seine wahrhaft spartanische Anspruchslosigkeit unterstützt wurden. Auch persönlich in allen Lagen das beste Beispiel gebend, verlangte er im Dienste nicht die leiseste Berücksichtigung und war stets der gehorsamste, dienstfreudigste Untergebene. Er erwies sich als hervorragend tüchtiger Korpsführer. Ich spreche da aus Überzeugung, auf Grund eingehendster Kenntnis der Persönlichkeit. Und man wird mir kaum nachsagen, daß ich byzantinischem Opportunismus verfallen sei

Die Divisionäre waren Feldmarschalleutnant von Roth bei der 3., Baron Kirchbach bei der 8. und Feldmarschalleutnant Nikić bei der 41. Landwehr-Infanterietruppendivision. Bis einschließlich der Schlacht von Komarów zählte das Korps 41 Bataillone, $6^1/_4$ Eskadrons, 23 Batterien — darunter zwei schwere Haubitzbatterien —, nach der Schlacht, beziehungsweise nach Abgabe der 41. Division an das XVII. Korps, um eine Division weniger.

Der Armee waren noch drei Marschbrigaden zugewiesen. Sie wurden von Generalen des Ruhestandes befehligt und sollten, gegen die bisherigen Bestimmungen, als Armeekörper und nicht als Ersatz verwendet werden. Das bewährte sich jedoch nur wenig und konnte nicht lange aufrecht erhalten werden.

Der 4. Armee waren außerdem noch die 6. und 10. Kavallerietruppendivision untergeordnet. Erstere, von Feldmarschalleutnant von Wittmann befehligt, stand schon vom 1. August an im Grenzsicherungsdienste und war aus 3 Dragoner- und 1 Husarenregiment zusammengestellt. Die 10. Division kam erst am 23. August in den Verband der Armee und wurde aus 3 Husaren- und 1 Ulanenregiment gebildet.

In Summe zählte die Armee — ohne Marschbrigaden — 166 Bataillone, 70 Eskadrons und 100 Batterien.

Am 11. August begann ich mit der Besichtigung der Truppen. Sie erstreckte sich auf alle erreichbaren Truppenkörper der Armee. Selbstverständlich war dies nicht etwa mit taktischen Detailinspizierungen verbunden. Der Zweck bestand ausschließlich darin, daß ich Kenntnis des Aussehens, von der inneren Verfassung und dem innewohnenden Geiste gewänne. Namentlich auf Geist und Stimmung wollte ich wirken. Den richtigen Akkord zu finden war nicht schwer. Wenn man die weiter abliegenden Ursachen, die schweren politischen Fehler zurückstellte und nur die letzten Motive betrachtete, die zum Kriege geführt hatten, klangen einem doch unwillkürlich Töne aus dem Herzen, die in den Gemütern der braven Soldaten ihren Widerhall fanden. „Der heilige Krieg . . .!" Begeisterte Zurufe, die mir überall zuteil wurden, das Verhalten der Truppen in den schwersten Momenten, die bald kommen sollten, und vor allem das Wiederfinden nach solch äußersten Prüfungen, endlich zahllose Stimmen und Äußerungen von Soldaten aller Grade meiner Armee, erbrachten mir den beglückenden Beweis des großen Vertrauens: das wertvollste Geschenk, das mir auch die später zu erduldenden wahnwitzigen Ungerechtigkeiten von anderer Seite mutig ertragen half.

Eingehend befaßte ich mich mit den Regimentern tschechischer Nationalität. Der Eindruck, den ich bei diesen Inspizierungen erhielt, war ein

günstiger, teilweise sogar ein sehr günstiger. Durch besten Geist zeichneten sich durchwegs die deutschen Regimenter aus, durch Strammheit und adrettes Verhalten die Mannschaft der Honvedregimenter.

Der Eindruck der Offizierskorps[1]), namentlich was die Zahl der Berufsoffiziere anlangte, ließ immerhin einen leichten Zweifel aufsteigen, ob sie in der Lage sein würden, die mit so wenig präsenter Mannschaft gefüllten Infanteriekompagnien zu opfervollsten Leistungen zu bringen. Und zur Ehre der alten Armee sei gesagt, daß just darin die einzige wirklich angenehme und positive Überraschung der ersten Kriegsereignisse zu finden war. Ich selbst — einer der aufmerksamsten Beobachter der Armee — hätte nie geglaubt, daß unsere stets drangsalierte, demütige Infanterie, das Aschenbrödel des Heeres und des Staates, von jedermann schief angesehen, bar jeder sozialen Geltung, alle anderen Waffen überragen würde. Sie war es, die im Anfange die Feldschlachten nahezu allein schlug, denn die Artillerie erwies sich vom ersten Gange an der russischen und selbst der serbischen Artillerie gegenüber inferior. Die Motive hierfür sind aus den früheren Kapiteln (IX bis XI) detailliert zu entnehmen. Auch die Kavallerie konnte sich nicht entfalten, wofür man sie allerdings nicht verantwortlich machen kann. Schließlich trug sie doch nicht die Schuld, daß man sie nach Ausrüstung, Bekleidung und Ausbildung rückständig beließ. Doch wo ihr die russische Kavallerie den Gefallen tat, auf eine Attacke alten Stiles in größeren Verhältnissen einzugehen, kam der altritterliche Geist unserer Kavallerie zur Geltung, und sie siegte fast ausnahmslos. Diesen Gefallen taten die Russen aber äußerst selten. Dort, trotzdem, zählte die österreichisch-ungarische Kavallerie ohne viele Gefechte und Gefechtsverluste nach einer etwa achtwöchigen Kampagne kaum ein Drittel des ursprünglichen Gefechtsstandes. In der ersten Phase des Krieges bildete den Höhepunkt der kavalleristischen Leistungen das dreitägige Feuergefecht zu Fuß der 4. und 6. Kavallerietruppendivision in der Schlacht bei Rawa Ruska, wovon ich noch berichten werde.

Wie im gesamten Heere, so wies auch die Bewaffnung und Ausrüstung der 4. Armee große Rückständigkeiten auf. Die Bewaffnung der Infanterie, das Gewehr, war zwar noch kriegsbrauchbar, immerhin aber schon 30 Jahre alt. In zwei verschiedenen Typen — Modell 1888/90 und 1895 — vorhanden, relativ großkalibrig und ohne

[1]) In meinem bei Ullstein & Co. edierten Werke: „Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege" findet sich eine Abhandlung über „Der österreichisch-ungarische Offizier im Weltkriege". Ursprünglich unmittelbar nach Eintritt der Katastrophe verfaßt und auch als Abschiedswort an die deutschen Kameraden gedacht, soll sie — als besonders charakteristisch — auch hier (als Beilage 4) Aufnahme finden. *Beilage 4*

S-Patronen, reichte es weder an Portée und ballistischen Eigenschaften, noch an Durchschlagskraft an das russische Ordonnanzmodell heran. Da die Ordonnanzmodelle überdies auch in den anderen feindlichen Heeren — Serben, Italiener, Rumänen — eine höhere Leistungsfähigkeit als die österreichisch-ungarischen Gewehre aufwiesen, so steigert dies nur den Wert der Leistungen unserer Infanterie, die sich denen der Gegner meist überlegen erwiesen. Dazu gesellte sich noch der Übelstand, daß unsere Reservevorräte sehr gering, daher bald aufgebraucht waren.

Auch die Verhältnisse bezüglich der Munition lagen nicht sehr günstig. Schon in der vierten Mobilisierungswoche, wo erst die ersten großen Schlachten geschlagen waren, ergingen Mahnungen, mit der Munition zu sparen. Sogar das Verlangen nach einer Hülsenabfuhr wurde gestellt. Mangel an Kupfer gab die Veranlassung, da dieses Metall von den seebeherrschenden Engländern nicht durchgelassen wurde.

Die hechtgraue Felduniform bewährte sich nur wenig. Jedenfalls war die russische Felduniform dem Terrain weit besser angepaßt und auch sonst zweckdienlicher als unsere.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich im Laufe des Krieges die Verhältnisse wesentlich besserten, was in erster Linie der Industrie zu danken war. Sie entwickelte eine Leistungsfähigkeit, die alle Welt, am meisten uns selbst, zum Staunen brachte.

Ein wahrhaft fürchterliches Impediment bei allen Operationen, namentlich bei jenen kunstvollen Unternehmungen, die die 4. Armee zu vollführen hatte, bildete der Train. Kein Fernstehender kann sich von dessen Hypertrophie und hierdurch verursachten Schwerfälligkeit einen Begriff machen. Gewiß, bei einem ressourcenarmen und an brauchbaren festen Kommunikationen so notleidenden Lande ist es immer notwendig, große Trains aus leichten, wenn auch wenig fördernden Landesfuhren zusammenzustellen. Ob es aber nötig war, derartige Massen aufzubieten, mag dahingestellt bleiben. Es sei nur konstatiert, daß es eine Zeitperiode gab — Mitte September 1914 — wo auf drei Mann des Gefechtsstandes fast ein Fuhrwerk gerechnet werden konnte. Übrigens war mit wenigen Ausnahmen die Ordnung bei den Trains sowie bei den Landesfuhren trotzdem eine sehr große. Die in Galizien häufig vorgenommenen Manöver dürften da eine gute Vorschule gewesen sein. Doch auch die aus den anderen Reichsteilen herangezogenen Landestrains, besonders jene aus Oberungarn, waren in gutem, viele sogar in vorzüglichem Stande und hielten eine ganz entsprechende Disziplin. Anfänglich erzeugte wohl der Ruf: „Kosaken!" Panik und die meist damit verbundene allgemeine Schießerei. Später legte sich auch diese Nervosität.

Was die Führungsorgane — den Generalstab — betraf, mag gesagt werden, daß dessen Mitglieder technisch und fachlich gut durchgebildet waren und oft einen hingebungsvollen Eifer entfalteten. Leider wohnte vielfach Streberei, Ränkesucht und Selbstherrlichkeit, namentlich aber ein ausgesprochener Hang zu Eigenmächtigkeiten in diesem bevorzugten Korps, das sich sehr zum Schaden der Sache der Truppe entfremdet und sich dadurch bei ihr und wohl auch bei der Bevölkerung mißgünstig gemacht hatte. Beliebt ist wohl kein Generalstab. Das liegt schon in der Natur der Sache. Der österreichisch-ungarische Generalstab war aber in hohem Maße unbeliebt. Das hätte nicht sein müssen.

So war das Kriegsinstrument dem Wesen nach beschaffen, mit dem der große Wurf gewagt, der Kampf um Sein und Nichtsein ausgekämpft werden sollte. Es war das naturgemäße Produkt aller Kräfte des Staates, vor allem aber die Konsequenz seiner inneren Struktur und der äußeren und traditionellen inneren Politik, sowie seiner größeren oder geringeren Bereit- und Opferwilligkeit für den Schutz der Reichsinteressen. Was bisher absichtlich oder unabsichtlich, bewußt, gezwungen, oder durch die Verhältnisse bedingt, verabsäumt worden war, ließ sich jetzt nicht mehr verbessern, geschweige denn ändern. Auch nicht durch Aufwendung hundertfach größerer Mittel als in ruhigen Zeitläuften, wo man gewähnt hatte, sie nicht aufbringen zu können. Der Prüfungs-, Abrechnungs-, vielleicht sogar Zahltag war unausweichlich gekommen. Und auch Kriegsgenies, wo immer sie sich gefunden hätten, würden daran kaum etwas geändert haben. Die Massen waren zu groß, als daß strategische Schlager die Entscheidung im Wesen beeinflußt hätten. Nur vertiefen und in ihren Folgen nachhaltiger gestalten hätten sie sie können. Durch große Ungeschicklichkeit oder unrichtige Auffassung der Gesamtsituation kann operativ viel Unglück angerichtet werden. Doch über Sieg und Niederlage im großen entscheidet letzten Endes doch der gesamte staatliche Organismus, entscheiden die Verhältnisse, unter denen die Gesamtkraft des Staates eingesetzt wird. Der Krieg von heutzutage ist in Wahrheit ein Völkergericht. Ein Weltkrieg, wie wir ihn erlebten — ein Weltgericht!

b) Der Aufmarsch

Beginn der Operationen

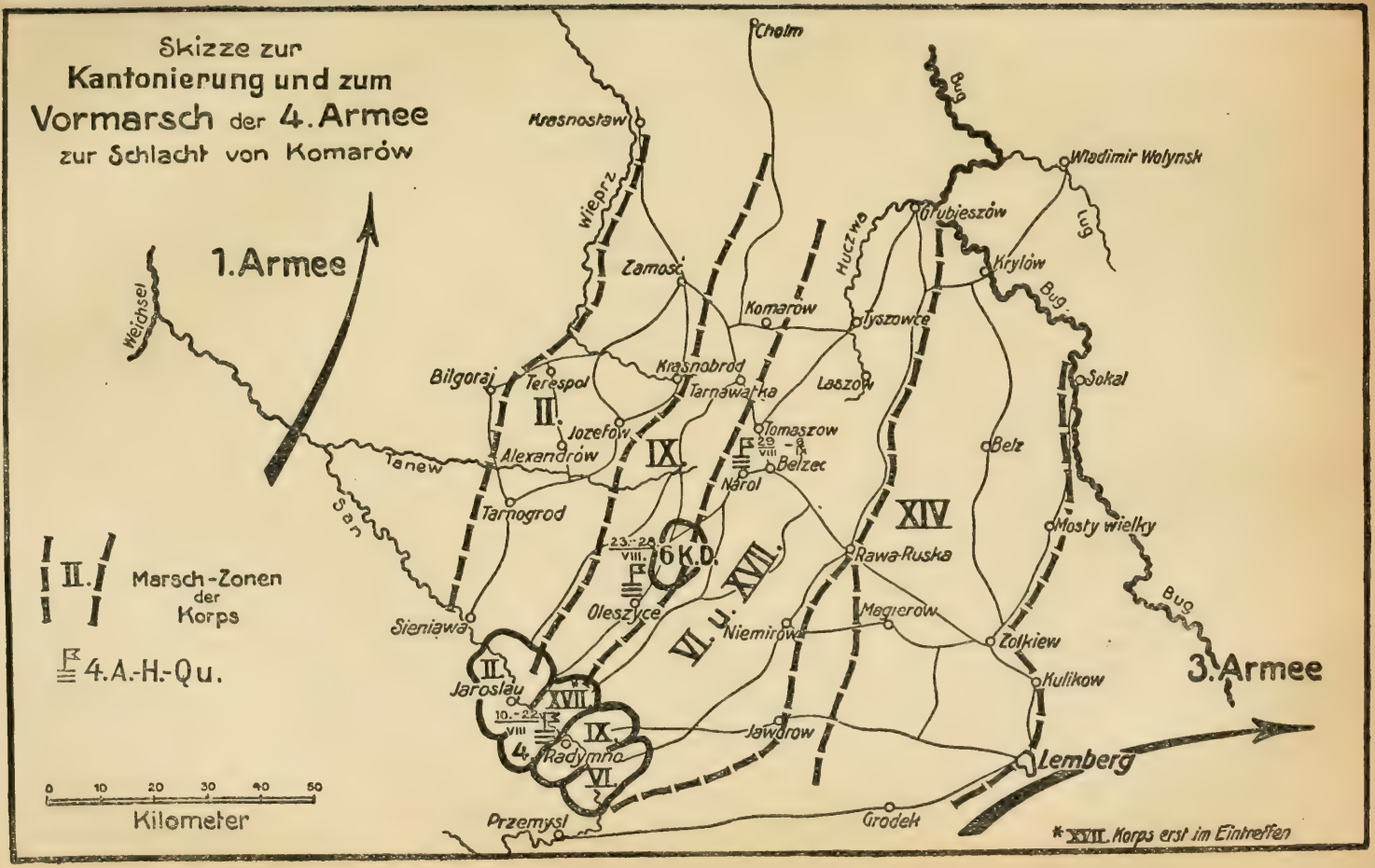
Wie schon erwähnt, war die grundlegende Gruppierung der Hauptkräfte auf den zwei Kriegsschauplätzen eine schwankende. Schuld

daran trug der politisch-militärische Irrtum, in dem man sich anfänglich über die Mitwirkung und die Bereitschaft Rußlands befand, und der Österreich-Ungarn eine Zeitlang des Glaubens sein ließ, der Waffengang würde vorerst mit Serbien allein ausgetragen werden können. Dieser Irrtum zeitigte die beklagenswertesten Folgen. Und wenn Moltke schon vor mehr als 40 Jahren einen richtigen Aufmarsch als Grundstock des Erfolges und in dieser Hinsicht begangene Fehler als kaum mehr verbesserungsfähig erklärt hatte, so war diese Wahrheit seither nur noch herrschender geworden. Die Anordnungen unserer Heeresleitung wurden auch von Maßgebenden und Fachmännern nicht oder nur dahin verstanden, daß eben politische Rücksichten die erste Grundgruppierung beeinflußten. Denn schließlich konnte vom 28. Juli an — also bevor noch irgendwelche Aufmarschtransporte begonnen hatten — kein Zweifel mehr obwalten, daß Rußland mit seiner ganzen Macht am Kriege teilnehmen würde. Da dachte man wohl allgemein an die einfachste Lösung, Serbien sofort als relativ untergeordneten Nebenkriegsschauplatz zu betrachten und alle verfügbaren Kräfte auf den Hauptkriegsschauplatz im Norden zu konzentrieren. Um so mehr, da es ein öffentliches Geheimnis war, daß Deutschland nahezu seine ganze Kraft zunächst nach dem Westen werfen und nur verhältnismäßig untergeordnete Kräfte im Osten belassen würde. Eine Annahme, die dann durch die Tatsachen vollauf bestätigt wurde.

Nicht ohne Besorgnis sah man daher die Konzentrierung so bedeutender Kräfte an der Drina—Save. Später, besonders nach dem Kriege, war man bestrebt, diese Maßnahme als beabsichtigte Demonstration hinzustellen, wofür die sofortige Versetzung der 2. Armee vom serbischen auf den galizischen Kriegsschauplatz den Beweis hätte liefern sollen. Dem muß jedoch entgegengehalten werden, daß die dabei erforderliche hypertrophe Ausnützung unseres ohnedies ungenügend gewesenen rollenden Bahnmaterials sich schwer hätte verantworten lassen. Tatsächlich langte auch die 2. Armee am oberen Kriegsschauplatz erst in einem Momente an, als sich bereits einige recht unliebsame Vorfälle ereignet hatten. Und sie traf mit schon teilweise geschwächten Kräften ein, da das IV. Korps in die verlustreichen Kämpfe von Šabać hereingezogen worden war.

Der Aufmarsch der gegen Rußland bestimmten Streitkräfte er-
Textskizze 1 folgte in jene Räume, die aus der Textskizze 1 auf Seite 275 ersichtlich sind. Er ging plangemäß vor sich, und die Russen versuchten weder die Mobilisierung, noch den Aufmarsch zu behindern.

Die berüchtigten Raids, an die man wie an etwas Unabwendbares geglaubt hatte, blieben in den Anfangsstadien gänzlich aus. Erst



Textskizze 1 (zu Seite 274)

später erfolgte der Einbruch einer starken Kavalleriekolonne über Sokal mit der Direktion Jaworów. Er richtete aber nur geringen Schaden an und brach unter den Schlägen unserer 2. Kavallerietruppendivision vollständig zusammen. Warum die Russen die von uns seit Dezennien so befürchtete Maßnahme des vorzeitigen Einbruches, zwecks Störung der Mobilisierung und des Aufmarsches, unterließen, wurde bis jetzt noch nicht ergründet. Es ist um so weniger zu verstehen, als sie sonst alle Vorbereitungen dazu getroffen hatten, in erster Linie die Unterwühlung der Bevölkerung[1]). Wir mußten darunter sehr leiden. Wo immer wir fochten, waren wir im Feindesland, von Verrat und Spionage umlauert.

Durch Vermeidung der Raids konnten die Russen allerdings ihre Kavallerie sorgfältigst schonen, im Gegensatz zu uns, davon ich noch später erzählen will. Anderseits ließen sie dadurch große Erfolge aus der Hand, die bei ihrer bedeutenden Überzahl an Kavallerie leicht zu erreichen gewesen wären.

Die Wahl des Aufmarschraumes trug, meiner Anschauung nach, den Verhältnissen, wie sie sich einmal gestaltet hatten, vollauf Rechnung. Wollte oder durfte man aus irgendwelchen politischen Gründen die Abrechnung mit Serbien nicht vertagen, konnte man demnach nur einen Teil der Hauptkraft im Norden verwenden, so blieb wohl nichts anderes übrig, als — allen bisherigen Vorbereitungen entgegen — den Aufmarschraum zurück, also an den San zu verlegen. Ob man in dem Momente, als der gewiß schwere Entschluß gefaßt worden war, schon von der frühen Kriegsbereitschaft Rußlands Kenntnis gehabt hatte, ist mir nicht bekannt, doch glaube ich, es verneinen zu können, da sich dies weder mit den später erfolgten Mitteilungen, noch mit den Maßnahmen des Armeeoberkommandos in Übereinstimmung bringen läßt. Man gab also bewußt und geplant Ostgalizien auf, um den Aufmarsch vollkommen gesichert zu bewirken, eventuell im gewählten Raume zu verweilen. Ja, selbst einen Defensivkampf hätte man unternehmen können, um das Nachrücken der vom südlichen Kriegsschauplatz allmählich eintreffenden Verstärkungen abzuwarten und dann, mit ihnen vereint, in die Offensive zu treten. Diese operative Idee wäre nur zu billigen gewesen, doch hätte man dann auch konsequent dabei bleiben müssen und all jene technischen Vorkehrungen treffen sollen, die ein rasches Vorbrechen

[1]) Durch einen bekannten ruthenischen Abgeordneten verschaffte ich mir gleich bei Kriegsbeginn ein Verzeichnis aller russophilen Ortschaften. Danach ließ ich eine Karte anlegen, darauf alle diese Orte bezeichnet waren. Der Weg, den die eingebrochene russische Kavallerietruppendivision nahm, ging in einer Bogenzone darüber hin. Ein Zeichen der genauen Evidenz und verständnisvollen Verwertung des Aufwieglungsresultates.

in breiter Front und ein eventuelles Manövrieren gestattet und gefördert haben würden. Hierzu wäre aber nebst den San-Brückenköpfen bei Jaroslau und Sieniawa sowie der Lagerfestung Przemysl, noch ein Brückenkopf in der Gegend von Ulanów und, sobald es durch das Fortschreiten der Gruppe General der Kavallerie Kummer möglich geworden wäre, ein Weichsel-Brückenkopf bei Sandomierz oder Tarnobrzeg zu schaffen gewesen — natürlich mit fixer Besatzung versehen. Dies war aber — wie wir sehen werden — leider nicht einmal bei Sieniawa und Jaroslau genügend der Fall.

Meine weiteren Ausführungen werden dem Wesen nach nur die 4. Armee betreffen. Erstens will ich hier nur meine Erlebnisse schildern und zweitens wurden wir — wie schon erwähnt — über alles das, was bei den anderen Armeen, selbst bei den Nachbararmeen vorging, nur in homöopathischer Weise informiert. Erst von dem Momente an, als die Funkenstationen bei den Armeekommanden etabliert wurden, besserte sich die Sache.

Das Eintreffen im Aufmarschraum vollzog sich zwar plangemäß, doch nicht ohne Verzögerung.

Über den Gegner erfuhr man bis zum 11. August, daß seine kolossalen Transporte auf allen Linien liefen und daß er die Grenzrayons zu räumen scheine. (?) Dadurch entstand die vielfach ventilierte Frage, ob der Gegner nicht etwa den sogenannten „Kuropatkinschen Kriegsplan" angenommen habe, der darin bestand, unter Umständen bis hinter die Dniepr- und Narewlinie zurückzugehen, dortselbst alle Teile der Armee, einschließlich der asiatischen Korps, zu vereinen und dann erst zur Offensive zu schreiten. Es wird sich jedoch zeigen, daß die gesamte russische Armee zur Verwendung gelangte, ohne daß sie deswegen hinter die genannten Linien zurückzugehen brauchte.

In den folgenden Tagen verdichteten sich die Nachrichten, daß zwischen Bug-Weichsel sehr starke Kräfte versammelt werden, daß das russische operierende höchste Kommando — Großfürst Nikolai Nikolajević — seinen Sitz in Lukow nehmen würde, daß in Podolien und Wolhynien wohl starke, doch nicht überstarke Kräfte den Aufmarsch bewirken und schließlich, daß Polen geräumt würde, wovon letzteres verläßlich sichergestellt war. Überdies hoffte man auf die Wirkung der vom eigenen Armee-Oberkommando gezeichneten Proklamation an die polnische Nation, desgleichen auf die wiederholt prophezeite Erhebung der Ukrainer. Letztere blieb wohl gänzlich aus, was in Anbetracht der in der Ukraine versammelten Kräfte allerdings nur begreiflich war. Die Proklamation aber hatte kaum mehr als einen Achtungserfolg. Mit arrangierten Revolu-

tionen hat es eben stets eine eigene Bewandtnis. Rechtzeitig, sodaß sie die gegnerischen Operationen wesentlich beeinflussen, brechen sie selten oder niemals los. Verliert dann der Teil, der auf sie hofft, ebnet sich die Erregung ziemlich bald und gründlich. Dringt er aber siegreich vor, dann erfolgt allerdings die Erhebung meist explosionsartig. Doch wird dieselbe dem eingedrungenen Befreier häufig recht unangenehm und erschwert letzten Endes immer den Friedensschluß. Revolutionierungen sind also ein höchst zweischneidiges Mittel.

Diese Proklamation wurde gleich bei Beginn des Krieges ausgegeben. Wir erhielten sie während der Fahrt auf den Kriegsschauplatz in Krakau durch den dortigen Polizeipräsidenten überreicht. Sehr schwungvoll gehalten, wurde darin nichts weniger als die „Befreiung des historischen Königreiches Polen" von der Russenherrschaft versprochen. Es impressionierte mich unangenehm, denn es war mir klar, daß wir damit auch auf Galizien verzichten. Geht es schlecht, so nimmt es natürlich Rußland, und geht es gut, so müssen wir das Königreich errichten und unser Galizien als Morgengabe draufgeben.[1])

Am 11. August gelangte vom Armeeoberkommando die erste große Emanation zur Ausgabe: die Bestimmung für die Fernaufklärung größten Stils. Die drei Armeen — 1., 3. und 4. — sowie die beiden Armeegruppen — Köveß rechts, Kummer links — hatten sämtliche Kavalleriedivisionen bis an die großen feindlichen Infanteriekörper vorzutreiben. Beginn am 15. August. Dieser Kavallerieaufklärung hatte jene der Flieger in den gleichen Räumen voranzugehen. Der 4. Armee, die damals erst eine Kavalleriedivision — 6. — besaß, war der Raum zwischen Bug und Wieprz zugewiesen worden.

Dieses weite Vorwerfen der Kavalleriemassen löste bei mir wie bei so vielen anderen Bedenken aus. Meiner und unserer Ansicht nach war damit ein kolossaler Kräfteverbrauch der Kavallerie verbunden, die Aussicht auf Erfolg aber nur eine spärliche. Dabei bedingte die topographische Beschaffenheit vieler Räume ganz unerläßlich, daß diesen Kavalleriekörpern entsprechende Infanteriekräfte beigegeben würden. Dies betraf vor allem die vor der 1. und 4. Armee durch die Tanew-Region vorzutreibenden Kavalleriekörper, die in dieser Sumpf- und Waldregion — nach den bei uns eben herrschenden Ansichten

[1]) Vier Jahre später brach dann nebst der polnischen auch die allgemeine Revolution tatsächlich aus. Doch so, daß sie den Krieg nicht für, sondern gegen die Mittelmächte entschied und die österreichisch-ungarische Monarchie in Trümmer schlug. Das Zündeln mit der Revolution kam uns daher teuer zu stehen. Die Entente errang durch die Revolution den Sieg! Ob sie ihn auch so glanzvoll und unbedingt alles beherrschend in Händen behalten wird, muß das große Weltenschicksal entscheiden! — — —

und Ausbildungsmaximen — ohne infanteristische Beihilfe nicht gelassen werden konnten. Der Effekt dieser Maßnahmen war eine ganz geringe Ergänzung der durch Flieger- und Kundschaftsnachrichten erbrachten Klärung. Der Nachteil dagegen war die Schwächung des materiellen Bestandes der Kavalleriekörper sowie viele Detailgefechte, wobei der numerisch überlegene Gegner unsere mit größter Bravour angehende Infanterie zurückwarf.

Da in jenem Momente — wie erwähnt — bei meiner Armee nur die 6. Kavallerietruppendivision angelangt war, wurde zunächst nur sie von der Fernaufklärung betroffen. Sie hatte die Richtung über Tomaszów nach Zamosć und Cholm zu nehmen und schob zu diesem Zwecke ihre Nachrichtendetachements schon am 12. und 13. bis an die Grenze vor, die 5. Eskadron des Dragonerregiments Nr. 11 nach Narol. Diese wurde am 13. nachmittag in der Nähe dieses Ortes von zwei Sotnien Kosaken überfallartig angegriffen. Rittmeister Fiedler fiel, desgleichen der jüngste Leutnant, Baron Pflanzer Baltin — Sohn des nachmalig bekanntgewordenen Armeekommandanten — und eine große Anzahl Dragoner.

Der 6. Kavallerietruppendivision waren ein Bataillon Deutschmeister, Jäger-Bataillon 17 und ein Bataillon des Infanterieregiments 89 — zum X. Korps gehörig — zugewiesen. Später kam noch ein zweites Bataillon Deutschmeister hinzu, bei dem sich auch der Regimentskommandant, Oberst Baron Holzhausen, befand.

Leider war der 15. August kein glücklicher Tag. Beim Angehen auf Tomaszów traf Wittmann auf Ulanen und Kosaken, die im Anfang für Infanterie angesehen wurden, da sie alle abgesessen waren und versteckt in den Wäldern lagen. Gleich bei diesem ersten Zusammenstoße zeigte sich der kolossale Unterschied des beiderseitigen Ausbildungsmodus, davon wir die Schlagschatten empfinden mußten, da es zur Attacke nicht kam. Unsere Kavallerie fand in dem waldbedeckten, unübersichtlichen Terrain kein richtiges Aktionsfeld, konnte die Artillerie nicht zur Verwendung bringen und scheint auch mit der Infanterie außer Kontakt geraten zu sein. Diese vollführte ihrerseits einen Angriff, wobei der Regimentskommandant, Baron Holzhausen, in der Schwarmlinie fiel. Außerdem wurde die Infanterie — Deutschmeister — von einem wohlgezielten Artilleriefeuer überfallen, dem sie sich allerdings rasch entziehen konnte. So endete die erste Affäre just nicht befriedigend. Noch am Abend kam ein Generalstabsoffizier — Augenzeuge — ins Hauptquartier und erzählte den Hergang. Trotz kleiner Fanfaronaden hatte man das Gefühl, daß die Russen allseits gewaltigen Respekt einflößen. Besonders die Lanzen hatten in den Einzelkämpfen sehr imponiert, ebenso die Ge-

schicklichkeit der Kosaken. Gleichzeitig wurden schon jetzt die heftigsten Klagen über Packung, Ausrüstung und Adjustierung der Kavallerie laut. Versäumnisse auf allen Linien! Um die gesunkene Stimmung zu heben, erließ ich einen Armeebefehl, darin ich das Verhalten der Truppen lobte, deren Moral ja tatsächlich in keiner Weise gelitten hatte. Mündlich befahl ich, daß die Division sich ein bis zwei Tage retabliere, dann aber die Aufgabe wieder aufzunehmen habe.

Am 16. August kam eine Deputation der Stadt Radymno, um mich der Loyalität der Einwohner zu versichern. Es war natürlich Heuchelei und nur die Folge einer scharfen Rüge, die ich an etliche staatliche und kirchliche Ortsfunktionäre hatte ergehen lassen. Ihr Verhalten, besonders das des amtsführenden Postbeamten und des griechisch-katholischen Kaplans, war im höchsten Grade anstößig gewesen, und wieder ein deutlicher Beweis der gewaltigen russophilen Propaganda.

Großzügig in den Mitteln und Zielen, übertrafen die Resultate alle Befürchtungen auf der eigenen, vielleicht sogar die Erwartungen auf der anderen Seite. Alle Gesellschaftsschichten waren infiziert, und es wirkt geradezu packend, wenn man erfährt, daß schon am ersten Mobilisierungstag hohe staatliche Funktionäre teils flüchtig wurden, teils verhaftet werden mußten. Bald darauf folgte am Kriegsschauplatz und im Hinterland eine Razzia. Doch nicht immer konnte man der Schuldigsten habhaft werden, und zweifelsohne fielen auch manche zum Opfer, deren Schuld nicht so tief erwiesen war. „C'est la guerre!" Was aber „la guerre" nicht entschuldigte, war unser famoses politisches System, das zu solchen Konsequenzen führen mußte. Nicht ohne Ursache hatten einst die Ruthenen die Tiroler des Ostens geheißen, und es hatte der Dezennien langen Tyrannei der Polen, vielmehr ihrer Schlachta bedurft, um aus diesem armen, gutmütigen Volk Revolutionäre zu machen. Die Allpolen waren es auch gewesen, welche die nach Fortschritt strebende, doch sonst staatsgetreue ukrainische Fraktion bis aufs Messer verfolgt und deren Antagonisten, die Russophilen, möglichst gefördert hatten. Und letzten Endes — hatte man denn die Folgen der russischen Geldinvasion nicht gesehen? Hatte man wirklich nicht gemerkt, daß sich in jedem ruthenisch-russophilen Nest griechisch-orientalische Dome aufbauten, während in den katholischen Nachbarorten ärmliche Holzkirchlein die Gläubigen oft nur mittels Holzklöppels zur Andacht riefen? Warum hatte man nicht gefragt, wer das Geld für diese festlichen Gotteshäuser mit ihrer imposanten Einrichtung gegeben! Durfte man sich dann wundern, wenn nach Dezennien einer solchen staatlichen Wirtschaft alles drunter und drüber ging? Nein! Man mußte vielmehr

staunen, daß es nicht sofort zu einem jähen Zusammenbruch kam. Wer trug aber die Schuld an dieser Misere?[1])

Am 17. August wurde der Einbruch in Serbien und der volle Sieg über dieses Land in pompöser Weise verkündet, wenngleich nur ein wenig belangreiches Gefecht siegreich beendet worden war. Überhaupt, was da ab und zu an offiziellen Phantasieberichten geleistet wurde, entzieht sich der Kritik.

Natürlich wurde die Siegesepopöe unserer Balkantruppen überall verkündet. Ich selbst tat dies in gutem Glauben bei den 36ern, bei denen ich eben weilte, und die in ein helles Hurra ausbrachen. Am Abend dieses Tages, Vortag zu Kaisers Geburtstag, brachten mir die Ortseinwohner eine Serenade dar, die ich mit dem nötigen Applomb entgegennahm, wenngleich ich mich ob ihrer Aufrichtigkeit keiner Illusion hingab.

Der 18. August selbst war trüb und unfreundlich und erbrachte ein frostiges Hochamt in der katholischen Kirche, wobei der zelebrierende Priester — oh welche Ironie! — eine Jubel- und Dankeshymne über den Niederbruch der Serben anstimmte. Dann fand das Kaiserdiner statt, bei welchem ich den üblichen Speech hielt, der durch die äußeren Umstände eine besondere Weihe erhielt.

Nachmittag traf vom Armeeoberkommando die erste Vormarschdisposition ein. Danach hatte die Armee in die Linie Niemirow—Czieszanow—Chmielek zu rücken und für den Weitermarsch die Direktionen: Nord, Nordost und Ost wahrzunehmen. Die 23. Landwehr-Infanterietruppendivision wurde der Armee zugeteilt. An die 6. Kavallerietruppendivision, die noch nicht angegangen war, wurde ein bezüglicher gemessener Befehl ausgegeben.

In den letzten Tagen hatten sich die Nachrichten verdichtet, daß Rumänien und Bulgarien zu unseren Gunsten losschlagen wollten: eines der vielen in dieser Richtung laufenden Gerüchte, die schon vor Beginn des Krieges schwirrten und sich nie bestätigten. Just damals nahm man aber diese Nachricht ernster, und im Zusammenhange damit mußte man bestrebt sein, beileibe keinen Waffenéchec, womöglich aber einen Erfolg einzuheimsen. Ich war daher auf den Ausgang des Gefechtes, das die 6. Kavallerietruppendivision am nächstfolgenden Tag unternehmen sollte, um so mehr gespannt.

Nach meinem Morgenritt auf der brillanten irischen Stute Irish Molly litt es mich nicht am Platze, und ich fuhr wieder zur Truppen-

[1]) Danach fragt heute wohl niemand mehr. Der allgemeine Umsturz und Zusammenbruch hat alle früheren Anschauungen und Ziele auf den Kopf gestellt, Recht in Unrecht, Unrecht in Recht verwandelt. Und die Ungezählten, die da bluten und sterben hatten müssen, waren für ein Phantom gestorben, das in nichts zerfloß. Wohl die größte Tragödie der Menschheit!

besichtigung. Ich gewann vom bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiment Nr. 1 und vom 11. Honvedregiment den besten Eindruck, desgleichen von zwei Kanonenregimentern. Auch machten sich bereits Anzeichen geltend, daß der Kavalleriekampf bei Tomaszów einen günstigen Verlauf nehmen werde, was tags darauf seine Bestätigung fand. Darob natürlich freudige Stimmung im Hauptquartier.

Als wir plaudernd beim Souper beisammensaßen, wurde die Braut eines Oberjägers des 12. Jägerbataillons gemeldet, die — aus Innsbruck kommend — um alles in der Welt bat, man möchte ihr die Heirat gestatten. Nach Verifizierung des Sachverhaltes erteilte ich die Erlaubnis, und eine sofort eingeleitete Kollekte erbrachte ein paar hundert Kronen, die wir als Hochzeitsangebinde überreichten. Folgenden Tages heiratete das Paar, und vier Wochen später war die Arme wieder Witwe. „C'est la guerre!" Einschneidend in jedes einzelne Menschenschicksal, und doch nicht auszurotten, alt wie das Menschengeschlecht selbst. . . .

Am 20. fuhr ich nach Przemysl, um dem mittlerweile eingetroffenen Armeeoberkommando meine Aufwartung zu machen. Ich fand übelste Stimmung vor, besonders beim Chef des Generalstabes. Er erzählte mir, daß von unten trübe Nachrichten gekommen seien, daß Potiorek Wolken schiebe und nicht vorwärts komme. Über die Verbündeten erging sich Conrad in harten Ausdrücken. Ich meinte im Innern, daß man auf das Ausspringen Italiens und Rumäniens doch mit Sicherheit gerechnet haben mußte. Auch der Umstand, daß die Deutschen anfänglich nicht viel Truppen gegen Rußland stellten, sondern trachteten, sobald als möglich im Westen fertig zu werden, war doch gewiß in den militärischen Abmachungen vereinbart worden. Und da sich die Engländer und Belgier in einer Weise mit engagiert hatten, die weit über das Maß dessen ging, was man im ungünstigsten Falle erwartet hatte, so konnte man's den Deutschen um so weniger verargen, wenn sie alles daran setzten, um rasch zu einem durchschlagenden Erfolg zu kommen. Uns mußte aber die Zwiespältigkeit des Aufmarsches teuer zu stehen kommen. Zwei Hasen nachlaufen ist ein Kunststück, das selbst einem genialen Feldherrn nicht gelingen würde. Über seine operativen Ideen sagte mir Conrad nichts, auch nichts Wesentliches über den Gegner. Vielleicht wußte er selber noch nicht viel. Ich bat ihn, mit den Operationen nicht vor Fertigstellung des gesamten Aufmarsches zu beginnen, was er versprach, ohne es dann halten zu können.

Das Gesicht des Erzherzogs-Oberkommandanten war sorgenvoll verfaltet, und völlig ächzend erzählte er mir die aus Serbien eingelaufene Hiobspost.

Im Hof traf ich den Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Josef, munter und wohlgemut, wie im Korpsmanöver. Schließlich sprach ich noch mit meinem einstigen Widerpart in der Delegation, Grafen Heinrich Clam-Martinic, der vorerst noch als Ordonnanzoffizier beim Armeeoberkommando eingestellt war, kurze Zeit danach aber in meine Armee kam. Auch der deutschen Militärmission begegnete ich: Generalleutnant Baron Freytag-Loringhoven, Graf Kageneck und ein höherer Generalstabsoffizier. Sie schienen auch nicht frohester Laune, dürften just damals die ersten unerfreulichen Nachrichten aus Ostpreußen erhalten haben. So verließ ich Przemysl gedrückter Stimmung. Was man da sah und fühlte, konnte einen unmöglich über die Schwere hinwegtäuschen, die sich auf die Situation herabzusenken begann.

An diesem Tage schrieb ich in mein Tagebuch: „Wir stehen nicht günstig. Der Krieg ist schlecht vorbereitet und schlecht eingeleitet. Auch ist das topographische Element gegen uns. Überdies stellt sich die ganze Welt auf Seite unserer Feinde, hat ja sogar Japan Deutschland den Krieg erklärt!"

Nachmittags sandte ich Oberstleutnant Bogusz aufs Gefechtsfeld der 6. Kavallerietruppendivision. Er kam mit guten Nachrichten heim und brachte einen Kosakenoffizierssäbel samt Mütze mit — beide funkelnagelneu, dem Offizierskasino in Tomaszów entnommen, das von seinen Bewohnern in panischer Flucht verlassen worden war.

Für den Weitermarsch der Armee ließ ich eine vollkommene Linksschwenkung nach der Karte studieren, da ich das Gefühl hatte, die Notwendigkeit dafür würde eintreten.

Einen eigenartigen Zwischenfall möchte ich scherzweise erwähnen. Ich saß am Kartentisch mit aufgestütztem Kopfe und hielt eine eingetauchte Feder in der Hand. Da fiel ein Klecks auf die Karte. In diesem Augenblicke blitzte es mir durch den Sinn, daß dort der entscheidende Punkt liegen würde: zwei Kilometer östlich Dub, bei Komarów, ein Raum, dem damals noch niemand besondere Bedeutung beimessen konnte. Und just an jener Stelle war dann in der Schlacht tatsächlich der wichtigste Punkt, der vom linken Armeeflügel auch bereits erreicht wurde und unbedingt zur Kapitulation von vielen Tausenden Russen geführt hätte, wenn nicht — doch davon später!

Der Abend fand uns gemütlich beisammensitzend. Nur die Situation in Serbien erregte unseren Unmut und wurde lebhaft besprochen.

Liebe Briefe kamen von Hause. Man wird so anders im Felde, in vieler Hinsicht weit besser als unter normalen Verhältnissen. Nur darf man nicht weich werden. Zum mindesten nicht als hoher Führer in verantwortlicher Stellung. Dessen schalt ich mich und verbrannte die Briefe.

Am 21. langten gute Nachrichten aus Tomaszow ein. Gleich frühmorgens ritt ich entlang des San, um die feldmäßigen Brückenanlagen zu besichtigen. In den Mittagsstunden trafen präzise Fliegermeldungen ein, die das Vorrücken starker Kräfte aus Norden von Lublin—Cholm meldeten. Wie gut war es, daß wir die nördlich führenden Marschlinien genau studiert hatten. Ich schrieb in mein Tagebuch: „Also noch vier bis fünf Tage — und dann wie Gott es will! Bin auf Conrads letzten Entschluß neugierig. Hoffentlich kommt er jetzt auf den richtigsten und vor allem glücklichsten Gedanken."

Am 22. fuhr ich nach Jaroslau zum Besuch der Verwundeten. Im allgemeinen leichtere Fälle. Hauptsächlich 54er (1. Armee), die bei Friampol gegen die Übermacht losgelassen worden waren und starke Verluste erlitten hatten. Eine Folge der Kavallerieraids. Schade um dieses brave Regiment.

Jaroslau überflog ein deutscher Zeppelin, den wir bei einem Haar angeschossen hätten.

Die 6. Kavallerietruppendivision ging nach Komarów und am Abend — die Kosaken vor sich hertreibend — bis Zamosć vor — sehr schneidig und im Sinne des vom Armeeoberkommando herausgegebenen Befehles. Nur war die Division jetzt 80 km vor der Armeefront, was in Anbetracht der Nähe der feindlichen Heereskolonnen nicht lange so bleiben konnte.

An diesem Tage wurde ein großer Sieg der Deutschen bei Metz gemeldet, doch auch — was uns näher lag — eine deutsche Niederlage gegen die Russen (Stallupönen). Conrad dürfte dies schwer empfunden haben, denn mit dem erhofften Vorstoß der Deutschen auf Siedlec über den Narew war's jetzt für lange Zeit, vielleicht für immer vorbei.

In der Nacht zum 22. hatten sich Abteilungen des 24. Landwehr-Infanterieregiments (13. Landwehr-Infanterietruppendivision) gegenseitig angeschossen. Es gab Tote und Verwundete, darunter auch zwei Hauptleute. Nervosität! Sollte leider nicht das letztemal gewesen sein. Es kam überall, auch bei den Russen vor, wie wir später bei unserem Einrücken in Zamosć hörten. Am Abend kam die Nachricht, Potiorek hätte 30 Bataillone Serben östlich Višegrad geschlagen. Es erfüllte uns mit Genugtuung. Viele glaubten auch, daß damit ein großer Erfolg errungen war. Ein schwerer Irrtum! Es fanden sich übrigens etliche, die jene Anschauung negierten. Doch selbst der größte Pessimist hätte es damals nicht für möglich gehalten, daß vier Monate nach jener Affäre die serbische Situation so gründlich verfahren sein würde.

Am späten Abend traf die Disposition des Armeeoberkommandos

ein, die eine Bereitstellung zur Offensive anordnete. Den Armeekörpern wurden hierbei tüchtige Märsche auferlegt. Das gegebene Versprechen, zu warten bis alles versammelt sei, wurde also nicht eingehalten. Allerdings, wenn man unbedingt offensiv werden wollte, war's die höchste Zeit. Die Disposition erging sich teils in Details — sie regelte beispielsweise die Marschziele für die vier Divisionen des linken Flügels der Armee —, teils erklärte sie aber keineswegs bestimmt, was eigentlich im Großen beabsichtigt wurde. Vielleicht unterließ man diese Mitteilung der Geheimhaltung wegen. Nur für die 1. Armee wurde das Erreichen und unbedingte Festhalten der die Tanew-Region nördlich begrenzenden Höhenlinie als nächstes Ziel bezeichnet. Gleich nach Einlangen der Disposition — 8 Uhr abends — gab man die daraus resultierenden Maßnahmen dem Wesen nach allen Korps telephonisch bekannt. Die vollinhaltlichen Anordnungen wurden dann um 10 Uhr abends expediert. Dieses System — erst telephonisch avisieren, dann disponieren — wurde der Hauptsache nach stets eingehalten, allerdings nicht immer mit dem gleichen Erfolg.

Es war der letzte Abend in Radymno. Wir waren ein wenig bewegt. Bisher hatte doch alles mehr oder weniger wie ein Manöver angemutet. Man hatte noch nicht das Empfinden vom grausamen Ernst der Situation gehabt. Jetzt wußte man aber, daß er sich nun unwiderruflich einstellen würde.

Am Morgen des 23. brachten die Flieger ausgezeichnete Meldungen. Man sah förmlich, wie die an und für sich tüchtigen, schneidigen Fliegeroffiziere sich rasch einarbeiteten. Von Generalstabshauptmann Rosmann vorzüglich geleitet, übertrafen ihre Leistungen jede Kavallerieaufklärung — vorausgesetzt, daß das Wetter den Aufstieg und die Beobachtung erlaubte. Diese Abhängigkeit von Zeit und Wetter war der Pferdefuß der Fliegerei. Auch konnten durch die Fliegeraufklärung immer nur einzelne Momente fixiert werden, wenn man nicht ganz besonders große Parks zur Verfügung hatte. Die Kavallerieaufklärung war somit als Ergänzung zu jener der Flieger unerläßlich. Unsere Flieger wurden vom Gegner häufig beschossen. Wenn ich mich recht erinnere, meist ohne Erfolg. Dagegen waren die im Inland erzeugten Flugapparate bald gebrauchsunfähig, im Gegensatz zu den deutschen Fabrikaten, die mustergültig funktionierten. Daß bei uns doch so vieles minderwertig und nur fürs Auge erzeugt wurde!

Nach Tisch fuhren wir in unsere nächste Station, Oleszyce. Am Wege dahin traf ich den damaligen Kommandanten des IX. Korps, General der Infanterie von Hortstein. Er kam direkt vom serbischen Kriegsschauplatz, wo er ohne rechtes Kommando mitgetan hatte, da bloß die 29. Infanterietruppendivision seines Korps dort anwesend

war. Sehr erbaulich waren die Dinge nicht, über die er von da unten erzählen konnte. Zwar wußte man sie teilweise schon, doch die Details ließen die Sache nicht günstiger erscheinen. Das erzherzogliche Oberkommando zog daraus die Konsequenzen, indem es einige Unterführer das Bad ausgießen ließ. Diese Generale bildeten die Vorläufer jener Sündenböcke, von denen sich das Armeeoberkommando mit der Zeit eine große Menge anzuschaffen wußte. Jedenfalls war es sicher, daß wir da unten eine Schlappe erlitten hatten, und die „Demonstration" mit der 2. Armee gründlich versagt hatte. Diese Erzählung, im Verein mit dem Anblick der schlechten Wege und Brücken trugen zur Hebung meiner Laune naturgemäß nicht bei, so daß ich verstimmt in Oleszyce eintraf. Am Abend trafen gute Nachrichten[1]) aus Zamosć ein (6. Kavallerietruppendivision), dies hob die Stimmung.

Am 24. August fuhr ich nach Plazow-Narol. Am Wege besichtigte ich die eben einlangende 10. Kavallerietruppendivision. Prächtige Husarenregimenter. Offiziere und Mannschaft in schönster Verfassung, noch alles blitzblank, die Borten und Schnüre glänzend wie bei der Parade. Ich riet den Leuten, sich weniger kenntlich zu machen. Anfangs sträubten sie sich. Dann taten sie's doch. Es gab viel umzulernen in diesem Krieg! Ich erhoffte von dieser Division viel, und just sie wurde wenige Tage später im Lager überfallen und deroutiert. Kriegsglück — Kriegsunglück!

Tagszuvor hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß die 1. Armee im Kampfe stünde. Als ich mittags ins Hauptquartier zurückkehrte, wurde dies durch Meldungen bestätigt, desgleichen, daß das eigene II. Korps in den Kampf eingegriffen habe. Gleichzeitig konstatierten Flieger das Anrücken starker Kolonnen aus der Linie: Lublin—Cholm, also von Norden und Nordosten her. Die 6. Kavallerietruppendivision ging auch bereits von Zamosć zurück, gefolgt von russischer Infanterie und Kavallerie.

Um 8 Uhr abends kam die offizielle Mitteilung, daß die 1. Armee gesiegt, und die eigene 4. Infanterietruppendivision (II. Korps) sehr erfolgreich mitgewirkt habe. Auch der Sieg einer Division bei Czernowitz, sowie große Siege der Deutschen in Frankreich wurden verlautbart. Darob natürlich gehobene Stimmung im Hauptquartier.

Ich war mir bewußt, daß ich mich betreffs meiner Armee zu einem kräftigen operativen Entschluß aufraffen mußte. Da aber eine die

---

[1]) Überbringer dieser Nachricht erzählte auch, daß Feldmarschalleutnant Wittmann in Zamosć eine freiwillige Stadtguardia in der Stärke von 40 oder 60 Mann zur Versehung des Polizeidienstes geschaffen habe. Als die Russen sich dann wieder des Ortes bemächtigten, ließen sie diese armen Teufel kurzerhand aufknüpfen.

Verhältnisse regelnde Disposition des Armeeoberkommandos telephonisch avisiert war, sollte vorerst darauf gewartet werden. Wir blieben bis gegen Mitternacht beisammen, warteten aber vergeblich.

Als ich dann am folgenden Tag — 25. August — um 6 Uhr früh in die Büros ging, meldete mir der Inspektionsoffizier, daß die Disposition eben eingelangt sei. Aus derselben ersah ich, daß eine allgemeine Offensive geplant, beziehungsweise schon im vollen Gange sei. Die erste Armee, durch ein preußisches Landwehrkorps und das Armeedetachement Kummer[1]) verstärkt, sollte auf Lublin vorgehen, die 4. Armee zwischen Bug und Wieprz — also nunmehr Direktion: Nord —, die 3. Armee aus dem Raume Lemberg in der Richtung auf Brody, die zur Stelle befindlichen Teile der 2. Armee im allgemeinen gegen Osten vorstoßen. Die dieser Anordnung zugrunde liegende Leitidee war nicht ausgesprochen. Es ergab sich aber von selbst, daß dem allseitigen konzentrischen also umfassenden Vorgehen des Gegners ein exzentrischer Gegenstoß entgegengesetzt werden sollte.

Die von den Russen geplante strategische Umfassung war eine sehr verständig praktizierte Ausnützung der geographisch-strategischen Grenzverhältnisse und der zweifelsohne vorhandenen absoluten Überlegenheit. Wie groß diese damals war, wurde uns nicht bekanntgegeben. Tatsächlich schien aber auch das Armeeoberkommando diesbezüglich nur wenig orientiert. So wurde beispielsweise vom Armeeoberkommando bei Beginn der Operationen mitgeteilt, daß sich „zwischen Bug und Weichsel etwa acht bis zehn Korps-Frontdivisionen im Aufmarsch befänden, daß aber diese kaum vor Anfang September operationsbereit sein würden." Dies hätte also vom 1. September an im Maximum 20 schlagbereite Divisionen im genannten Raume gegeben. Tatsächlich gehörten aber die ersten Gefangenen, die am 25. August bei Zamość eingebracht wurden, einer sibirischen Reservedivision[2]) an. Somit hatte sich das Armeeoberkommando, zum mindesten was diese Armeegruppe anlangte, der Zeit nach um etwa sieben Tage, der Zahl nach um 20 bis 30% geirrt.

---

[1]) Das Armeedetachement Kummer bestand aus der 7. Kavallerietruppendivision und drei neu aufgestellten Infanteriedivisionen, durchweg Landsturm. Es hatte sich in Krakau gesammelt, schon Mitte August die Grenze überschritten und rückte unter einer Reihe kleiner Gefechte im allgemeinen in nordöstlicher Richtung vor. In Berücksichtigung aller Verhältnisse waren dessen Leistungen sehr bedeutend zu nennen.

[2]) Just dieser Umstand ist außerordentlich bezeichnend und einer der sprechendsten und unwiderleglichsten Beweise, daß die Russen den Krieg schon für 1914 geplant oder wenigstens damit als Definitivum gerechnet hatten. Wenn schon am 22. August russisch-sibirische Reserveregimenter am wolhynischen Kriegsschauplatz in Aktion treten konnten, so hatte der Mobilisierungsbefehl zehn Wochen vorher — gering gerechnet — an sie ergehen müssen.

Ohne in eine regelrechte Kritik der geplanten Offensivoperation einzugehen, sei erwähnt, daß wohl keine zwingende Notwendigkeit hierfür vorlag, und daß weder die Kräfteverhältnisse noch die operative Gesamtsituation für eine derartige Operation günstig lagen. Notwendig wäre sie nur dann gewesen, wenn die Russen einen Massenanfall gegen das in jenem Momente nur schwach beschützte Ostdeutschland geplant und sich die Ansätze hierfür bereits gezeigt hätten. Dies war aber keineswegs der Fall. Im Gegenteil. Alles wies darauf hin, daß es den Russen vor allem darauf ankäme, ihre Rechnung mit Österreich-Ungarn zu regeln. Hinsichtlich der Kräfteverhältnisse wäre jedoch zu bedenken gewesen, daß unser Aufmarsch noch durchaus nicht beendet war, da uns nicht nur die Etappen- und die Besatzungstruppen für die feldmäßigen San-Brückenköpfe, sondern sogar auch starke Armeeeinheiten fehlten. Außerdem war — wie schon angedeutet — zu erwägen, daß diese nun einmal bestehende Grenzkonfiguration den Russen die Möglichkeit gäbe, von Haus aus eine umfassende Grundgruppierung anzunehmen und in weiterer Folge konzentrisch vorzugehen. Jegliche eigene Offensive zwang uns aber zu einem exzentrischen, fächerförmigen Verfahren. Somit barg eine solche von allem Anfange an ein hohes Risiko. In objektiver Weise mag jedoch immerhin zugegeben werden, daß die Russen durch diese Offensive zum Schlage gezwungen wurden, ehe sie noch alle ihre entferntesten Korps herangezogen hatten. Die offensive Grundidee soll daher durchaus nicht getadelt werden. Um so notwendiger war es aber dann, jedem Detailfehler sorgsamst auszuweichen und insbesondere zu vermeiden, daß die eigenen inferioren Kräfte zersplittert an den Feind gebracht würden. Bei den Operationen der 2. Armee — Gruppe Köveß — und bei der 3. Armee traf dies dann leider zu, was schließlich die ganze operative Anlage zum Scheitern bringen sollte.

c) Schlacht bei Komarów

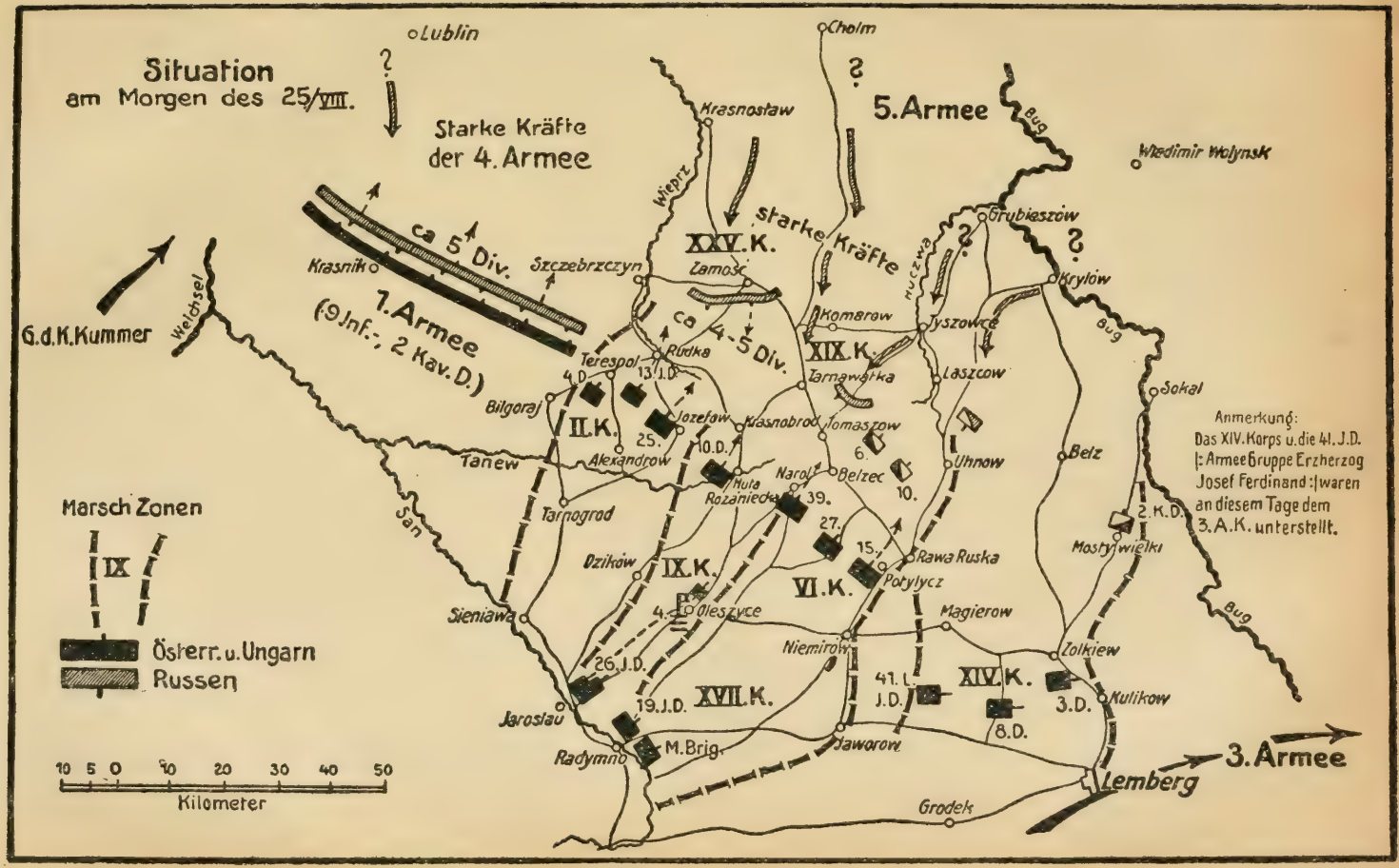
Die allgemeine Situation, wie sie dem 4. Armeekommando annähernd bekannt war, zeigt die Textskizze 2, Seite 291. Danach konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß es zu einem schweren Zusammen- *Textskizze*

Zehn Wochen vor dem 22. August ergibt den 14. Juni. Das ist zehn Tage vor Beginn der verhängnisvollen Reise des Thronfolgers nach Bosnien. Wer hätte damals bei uns oder in Deutschland auch nur annähernd an die Möglichkeit eines so nahen Krieges gedacht. Ist das nicht der überzeugendste Beweis, daß wir den Krieg bewußt nie angestrebt haben?

stoß mit den von Nord und Nordost heranmarschierenden feindlichen Kolonnen kommen müsse. Es war daher der Moment für mich gekommen, dafür die Grundidee festzustellen. Wenngleich vorläufig nur in allgemeinen Zügen, brachte ich diese Grundidee am 25. August auf einer Feldpostkarte zu Papier, und sie wurde auch dann im großen und ganzen bis zum glücklichen Ende durchgeführt. Eine Umzeichnung nach der photographischen Kopie dieser Feld-
extskizze 3 postkarte zeigt die Textskizze 3 auf Seite 293. Das Leitmotiv bestand im allgemeinen aus einem doppelt umfassenden Angriff, wobei das VI. Korps — gestützt durch die 19. Infanterietruppendivision (XVII. Korps) — die Schlachtbasis, die anderen Korps (II. und IX. links, — XIV. rechts) die einschwenkenden Flügel zu bilden hatten. Den Höhepunkt der Ausführung berechnete ich für den 29. August. Tatsächlich reifte derselbe — nach mehrfachen widrigen Zwischenfällen — erst vom 30. an und währte bis zum Abend des 1. Septembers.

Ich will hier nicht auf eine Detailschilderung der Schlacht eingehen, sondern nur den allgemeinen Hergang schildern und will — wie schon im Vorwort dieses Kapitels erwähnt — vor allem niederschreiben, was ich erlebte und wie ich's damals im heißen Pulsschlag der Ereignisse sah und beurteilte. Es soll eine naturgetreue Schilderung sein, wie sich die Führung einer modernen Schlacht beim führenden Feldherrn äußert, was für Sinnen- und Seeleneindrücke er hierbei erhält und empfindet. —

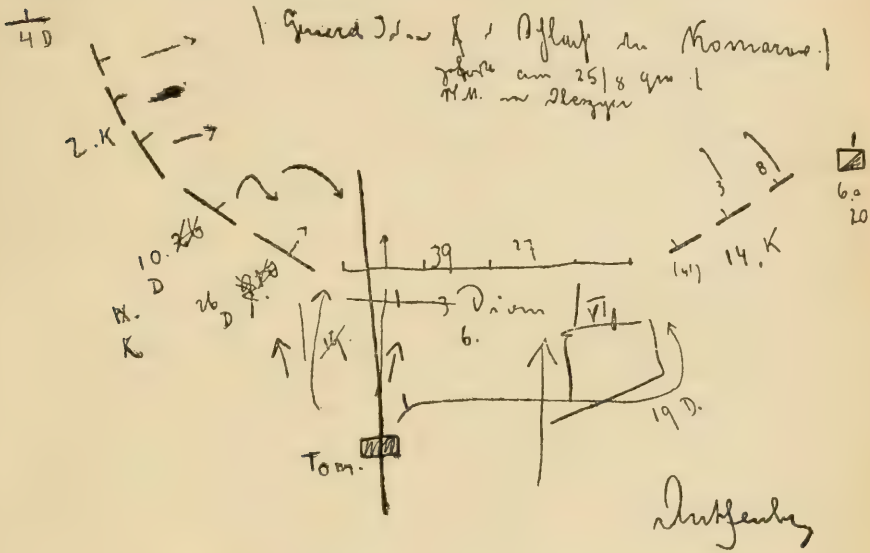
Ich ließ die früher entwickelte leitende Idee am Nachmittag des 25. August dem Armeeoberkommando (beziehungsweise dessen Operationsleitung) telephonieren. Es erklärte sich mit dem Schlachtplane und den dazu nötigen einleitenden Operationen einverstanden. Somit wurden gleich alle Dispositionen ausgefertigt. Kaum war dies geschehen, kamen abändernde Maßnahmen des Armeeoberkommandos, das die Angriffsbewegungen schon am folgenden Tage angesetzt sehen wollte. Mittlerweile war allerdings das II. Korps gegen das heranrückende russische XXV. Korps bei Zamość ins Gefecht getreten, doch war dies nicht die Veranlassung, daß das Armeeoberkommando das Vorrücken und Eingreifen der 4. Armee so forcierte. Die Ursache lag wohl darin, daß es dem Armeeoberkommando doch langsam bange geworden sein mochte, ob die gegen Osten vorgetriebenen Kräfte ihrer Aufgabe auch genügen würden. Daraus erklärt sich die Hast, mit der man die Aufgabe der 4. Armee beendet sehen wollte. Wie dem aber immer gewesen war, jedenfalls wurde die Eile dadurch nur gesteigert, und das, was ich immer vermeiden wollte: das Anjagen der Truppen ins Gefecht, wurde zur unvermeidlichen Notwendigkeit.



Textskizze 2 (zu Seite 289)

An diesem Tage erfolgte noch die Zusammenziehung der 6. und 10. Kavallerietruppendivision zu einem Kavalleriekorps. Eine Formation, die — wie wir sehen werden — nur das Alter von zwei Tagen erreichen sollte[1]).

Am frühen Morgen des folgenden Tages erfaßten mich Skrupel, daß ich den linken Armeeflügel durch Zuweisung der 10. Infanterietruppendivision an das II. Korps zu stark gehalten hätte. In jenem Momente konnte ich jedoch nichts mehr ändern. Die tatsächliche Folge war, daß der Angriff des II. Korps rasch und relativ leicht



Textskizze 3 (zu Seite 290)

Nach eingehendem Studium der damaligen Situation und nach sorgfältiger Kombination der als wahrscheinlich zu erwartenden Ereignisse warf ich am Nachmittag des 25. VIII. 1914 oben dargestellte Skizze zu Papier (auf einer Feldpostkarte).

Ich übergab dieselbe dem Armee-Generalstabs-Chef mit der Weisung, dies als Richtschnur für die weiteren Dispositionen zu nehmen.

Tatsächlich gelangte diese Schlacht-Idee — mit geringen, durch die Umstände gebotenen Varianten — zur Ausführung.

Obiges ist eine nach einer photographischen Reproduktion hergestellte Umzeichnung jener Skizze resp. Feldpostkarte. Die Überschrift darauf wurde einige Wochen später angesetzt.

---

[1]) Vor meiner Abreise aus Wien kam der Kapitän der k. Leibgarde, General der Kavallerie Graf Lonyay, ein alter Freund aus Raaber Zeiten, mit der Bitte zu mir, ich möge ihn ins Hauptquartier für eventuelle Verwendungen mitnehmen. Er war mir als ein schneidiger Mann, offener Kopf bekannt, und ich war gerne dabei. Vorerst mußte aber der Kaiser die Erlaubnis hierzu geben. Der Monarch schlug sie zweimal ab. Und wie gut wäre es gewesen, wenn ich in meinem Hauptquartier einen tüchtigen, routinierten Reiterführer zur Disposition gehabt hätte.

vorwärts getragen werden konnte, doch das VI. Korps einen harten Stand hatte und tagelang nicht durchzudringen vermochte. Wie sich's zeigen sollte, war dies allerdings von keinem operativen Nachteil begleitet, wohl steigerte es aber wesentlich die Spannung in der Leitung der Schlacht.

Die Staffeln — Regimenter der 26. Landwehr-Infanterietruppendivision — marschierten am Vormittag durch Oleszyce. Ich sah mir vor allem das 12. Regiment genau an. Die Leute riefen wohl Hurra und Slava, machten aber im allgemeinen einen gedrückten Eindruck. Schwächliche, ermüdet aussehende Mannschaft. Hitze und Staub waren allerdings sehr groß, und bei den Staffeln dieser Division kam die Eile, von der ich früher sprach, am meisten zum Ausdruck. Tags vorher war das 10. Landwehr-Infanterieregiment durchmarschiert und hatte nach sehr anstrengendem Marsche die Wache fürs Hauptquartier gestellt. Meiner Gewohnheit gemäß, sprach ich mit den Leuten — Čechen und Deutsche aus Nordböhmen — und fand einen frischen, forschen Ton, der mir sehr gut gefiel. Das 9. und 10. Regiment bewährten sich auch glänzend.

Bis Mittag langten keinerlei Nachrichten ein. Ich erwog, daß die dem Anscheine nach vorgeprellten Gruppen des Gegners wahrscheinlich zurückgenommen worden seien und wir den Feind in fester Stellung finden würden. Meine stets überoptimistischen Generalstabschefs antizipierten aber den vollen Erfolg und sahen die Moskauer Grenadierdivision, deren Anmarsch uns bekannt war, schon vollkommen zersprengt von dannen flüchten. Doch gleich nach der Mittagsstunde kam die unerfreuliche Kunde, daß die auf der Straße über Tomaszów gegen Tarnawatka vorrückende 39. ungarische Landwehr-Infanterietruppendivision (VI. Korps) auf starken Gegner gestoßen sei, nach anfänglichen Erfolgen in einen Feuerüberfall geraten und unter schweren Verlusten zurückgedrängt worden war. Wie später ermittelt wurde, bezog sich dies zum Glück nur auf das Têteregiment, vor dem die Russen listig die Waffen gestreckt hatten, um dann die herankommenden Offiziere aus nächster Distanz niederzumachen.

Die allgemeine Situation hatte sich mittlerweile dahin entwickelt, daß das II. Korps und die 10. Infanterietruppendivision bei Zamość auf das vom General Zujew befehligte russische XXV. Korps gestoßen, in das Gefecht getreten waren, das schon an diesem Tag einen günstigen Verlauf nahm und am darauffolgenden Tag — 27. August — mit dem vollen Rückzuge des Gegners endete. Das eigene VI. Korps, das mit links vorwärts gestaffelten Divisionen (39., 27., 15.) über Tomaszów und Rawa Ruska vorgerückt war, stieß — wie

geschildert — mit der linken Flügeldivision — der 39. — auf das russische XIX. Korps, das allem Anscheine nach über Tyszowce auf Komarów vorrückend den Gefechtsanschluß mit dem russischen XXV. Korps suchte. Wir erfuhren es später aus einem aufgefangenen Brief des Generals Zujew an den Kommandanten des russischen XIX. Korps. Zujew[1]), der durch lange Jahre in Wien Militärattaché gewesen war und dabei als sehr selbstbewußt gegolten hatte, schrieb an seinen Kameraden, „daß er (Zujew) am nächsten Tage (25. August) das österreichische II. Korps angreifen werde. Käme das XIX. Korps rechtzeitig heran, so sei die Schlacht gewonnen!" In nicht ganz verständlicher Weise schrieb der General von einer „eventuellen österreichischen Kriegslist", bestimmt, das österreichisch-ungarische II. Korps der Waffenentscheidung zu entziehen, und betonte, „daß man vor der Richtung über Tomaszów keine Besorgnis zu haben brauche, da die Fliegeraufklärung dort keinen Feind wahrgenommen hätte!" Das mochte am 26. August dann eine Überraschung gegeben haben! Im ganzen war der Ton des Briefes schnodderig. Wir wurden darin nicht mit sehr viel Respekt behandelt. Die Jahre schienen daher den General nicht geändert zu haben.

In der Disposition des Armeeoberkommandos, die am Abend einlangte, wurden bereits alle möglichen Erfolge eskomptiert und Weisungen für den Angriff auf Cholm (!) ausgegeben. Dafür entzog man mir das XIV. Korps und die 23. ungarische Landwehr-Infanterietruppendivision — also etwa ein Drittel meiner Armee — und wies sie der 3. Armee zu. Gewiß, letztere, die an diesem Tage eben das unglückliche Treffen bei Zloczów bestanden hatte, bedurfte einer Unterstützung. Dieselbe aber einfach einer anderen Armee wegzunehmen, die bereits in die Schlacht mit starken gegnerischen Kräften eingetreten war, hieß das System des Schuldenmachers adoptieren, der ein Loch aufmacht, um ein anderes zu schließen. Doch hierüber noch später.

Durch all dies war meine Stimmung verärgert, und um die so nötige äußere und innere Ruhe aufrechtzuerhalten, hielt ich mich viel im geräumigen, wenngleich ungepflegten Schloßgarten auf, dessen Wege ich wohl einige hundertmal durchquerte, oft in Gesellschaft des

---

[1]) Im Jahre 1887 wohnte ich den Kavalleriemanövern bei Csakathurn bei. Gelegentlich eines scharfen Rittes des Kaisers traf ich zufällig mit dem deutschen Militärattaché, Major Deines, zusammen. Vor uns ritt Zujew auf einem sehr guten Dienstpferd, das aber wiederholt ausfeuerte, so daß Zujew, an der Sattelkapa angeklammert, kein sehr erhebendes Reiterbild bot. Deines rief mir in seiner spöttischen Art zu: „Herr Kamerad, wenn die alle so reiten, werden sie uns nicht schlagen!" Und just Zujew sollte 27 Jahre später mir gegenüber stehen und geschlagen werden. Freilich nicht des Reitens wegen.

Generalstabschefs Krauß, dem die in Kraft befindliche Geschäftsordnung für die Armee im Felde eigentlich nur wenige Agenden zuwies. Krauß, dieser hochverständige Mann, hatte einen herrlichen Optimismus, der zustatten kam.

Am Abend traf der Armee-Etappenkommandant, Generalmajor von Schenk, aus Tomaszów ein. Dieser, wie stets sehr rührig, hatte in Tomaszów bereits ein Etappenmagazin etabliert. Er berichtete von den starken Verlusten der 39. Infanterietruppendivision, deren Unterabteilungen bis zu 50% eingebüßt hatten. Ich wollte es anfänglich nicht glauben, doch lieferten die späteren Erfahrungen den traurigen Beweis, daß diese enormen Verlustprozente bei manchen Abteilungen tatsächlich zutrafen.

Ich möchte meine Leser bitten, den nun in rascher Reihe folgenden Tagebuchnotizen Aufmerksamkeit zu schenken. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse, fast durchwegs am gleichen Tage verfaßt, geben sie ein deutliches Bild meiner Auffassung und Impressionen. Sie erbringen aber hierdurch den geradezu mathematischen Beweis, wie vollkommen unrichtig der Erzherzog-Armeeoberkommandant urteilte, als er mir später allzu großen Optimismus und Überschwenglichkeit imputieren wollte, wie dies am Schluß dieses Kapitels dargelegt werden wird.

Tagebuch, 27. August (2. Schlachttag): „Als ich in der Früh in die Büros trete, finde ich günstige Nachrichten. Besonders von Zamość (II. Korps). Aber vom Kavalleriekorps kommen eigenartige, nicht ganz verständliche Meldungen. Es soll am Vortag gegen etwa 8 feindliche Bataillone gekämpft haben, die stark verschanzt waren. Woher kommen diese 8 Bataillone? Warum greift übrigens Kavallerie verschanzte Infanterie an? Wir argumentieren während des Frühstücks darüber. 7 Uhr früh Kanonendonner aus nördlicher Richtung. Die ersten Kanonenschläge, die ich in diesem Feldzug höre! Stimmung ernst und feierlich. Dann kommt wieder das sachliche Moment obenauf. Vor allem die Frage, was die Kanonenschläge bedeuten. Luft ist klar. Täuschung über Schallrichtung ausgeschlossen. Somit können sie nur von der Artillerie der 26. Infanterietruppendivision herrühren. . . ."

Diese Division war — wie schon erwähnt — staffelweise in Marsch gesetzt worden, um die Lücke zwischen der Zamośćer Gruppe und dem über Tomaszów vorrückenden Korps bald zu schließen. Dieser Entschluß bewährte sich sehr, da der Gegner, durch seinen Spionagedienst unterstützt, möglicherweise von dieser Lücke schon Kenntnis gehabt hatte. Darauf ließen die vehementen Angriffe schließen, die er an diesem, namentlich aber an den folgenden Tagen wiederholt in

der Richtung der 26. Infanterietruppendivision vollführte. Es war daher ein Glück, daß Teile dieser Division und die Divisionsartillerie bald zur Stelle standen.

Tagebuch: „... 8 Uhr 30 verstummt der Kanonendonner. Wir deuten es im günstigen Sinne. Vom Armeeoberkommando langt Mitteilung ein, daß Situation der 3. Armee östlich Lemberg ungünstig sei. ..."

Das Armeeoberkommando raffte jetzt alles zusammen, was sich in der Nähe dieser Armee befand. Hierdurch verlor die 4. Armee — wie früher erwähnt — gleich 4 Divisionen, die der 3. Armee zugeteilt wurden.

Tagebuch: „Generalstabschef der 3. Armee (Generalmajor Pfeffer) wird enthoben und bekommt 8. Infanteriebrigade. Deren Kommandant, Boog, kommt an Pfeffers Stelle. Flieger bringen ernste Meldungen. Erzählen, daß von Grubieszów her starke Kolonnen im Anrücken seien. Schätzen sie auf mindestens 3 Infanteriedivisionen mit viel Artillerie und Train. Auch in den Wäldern, nördlich Komarów—Tyszowce von Cholm her, sollen schwächere Kolonnen auf Parallelwegen heranmarschieren. Wahrscheinlich Vorhuten stärkerer Kräfte." (Erwies sich dann als richtig.) „Kanonendonner ist ab und zu wieder vernehmbar. Im Bewußtsein, daß — im Sinne der Armeedisposition vom Vortage — gegen Gegner bei Komarów (russisches XIX. Korps) das VI. Korps von Süden, verfügbare Teile der 26. Infanterietruppendivision aus Südwest und Generalmajor Reymann mit 6 Bataillonen und 2 Batterien von Norden aus zu umfassendem Angriff angesetzt wurden, erhoffen wir günstige Meldungen. Wollen sich aber nicht einstellen! Armeeoberkommando gibt XIV. Korps wieder frei! Wahrscheinlich auf die Mitteilung hin vom Vormarsch starker russischer Kräfte aus Grubieszów. Korps muß jetzt natürlich wieder uminstradiert werden. Was werden sich die Truppen denken, wenn sie so im Zickzack herumgeführt werden? Obendrein in der fürchterlichen Sandzone bei glühender Hitze. Truppen aus der Hochgebirgsluft!"

„Durch Ausbleiben der von Norden erwarteten Nachrichten gibt's wieder peinliche Nachmittagsstunden. In den verschlungenen Gartenwegen verberge ich meine begreifliche Ungeduld. Abends trifft höchst unerfreuliche Nachricht ein. 6 Uhr früh, also schon am hellen Tage ist 10. Kavallerietruppendivision (äußerer Flügel des Kavalleriekorps) auf ganz nahe Distanz von Maschinengewehrfeuer überfallen worden, teils nach Narol, teils gegen Rawa Ruska geflüchtet. Husaren, großenteils auf ungesattelten Pferden daherjagend, haben bei Narol einen Teil des Trains vom VI. Korps zersprengt, der jetzt

panikartig daherjagt." (Später erfuhr ich von Augenzeugen dieser Episode, daß versprengte Patrouillen bis Krakau ritten!) „Unser unglücklicher veralteter Kavallerieausbildungsmodus! Immer nur Reitschule und Pferdedressur! Schade um diese schöne Division!

Meldung des II. Korps trifft ein, daß Zamosć genommen sei. Freude und Genugtuung im Hauptquartier. Zahlreiche Gefangene und Trophäen. Über 20 Geschütze, darunter auch schwere, Gegner zieht sich gegen Norden zurück. Schemua und sein Korps haben gut gearbeitet. Auch aus dem Raume Komarów, speziell Tarnawatka, kommen günstigere Nachrichten. Erhoffter Niederbruch des Gegners ist aber daselbst noch nicht erfolgt."

(Sollte auch erst drei Tage später erfolgen.)

„Damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, langt Meldung ein, daß gegnerisches Detachement, welches 10. Kavallerietruppendivision überfallen hat, weitere Fortschritte in Richtung Tomaszów macht und auch Train der 15. Infanterietruppendivision gründlich deroutiert hat." (Das kühne feindliche Detachement wurde noch immer für Infanterie mit Artillerie gehalten.) „Am Abend kommt ein höherer General. Erzählt Details des Traindebâcle beim VI. Korps mit grausiger Plastik. Schwelgt förmlich in den Bildern der dahinsausenden Fuhrwerke und flüchtenden Husaren. Ist ja unangenehm, aber schließlich noch kein so fürchterliches Unglück."

Den Entschlüssen nach war der 28. August der wichtigste Tag, der zur Schlachtentscheidung führte. Ich will daher ausführliche Auszüge meines Tagebuches wiedergeben.

Tagebuch, 28. August (3. Schlachttag): „Schlechte Nacht. Nach den gestrigen Tagesereignissen natürlich! Während der Nacht sind häufig Berichte und Meldungen eingelaufen. Hätte am liebsten alles selbst übernommen. Hab' es aber vermieden, um Ruhe zu markieren und um Generalstabs- und Kanzleioffiziere nicht mehr als unbedingt nötig wach zu erhalten. Schon vor 6 Uhr früh habe ich nach dem Stand der Dinge gefragt und bin froh gewesen, wieder an der Arbeit zu sein. Gute Nachricht. Situation viel günstiger. 5 russische Divisionen sind geworfen, wenn auch nicht vernichtet. Doch jetzt kommen wesentliche gegnerische Verstärkungen. Kann zunächst nur geschädigte Kräfte entgegenstellen. Vermag vom Angriff Erzherzog Josef Ferdinand (XIV. Korps) noch keinen besonderen Erfolg zu erwarten. Ist durch die wechselnden Dispositionen des Armeeoberkommandos zu weit abgeblieben. Auch wirft man russische Truppen nicht nur so über den Haufen. Die Aktion bei Zamosć hat wohl vollen Erfolg gehabt. Aber das II. Korps ist dadurch in eine

stark nördliche Richtung gekommen. IX. Korps ist abgenützt, desgleichen VI. Korps. Kavalleriekorps existiert aber nur mehr zur Hälfte."

„7 Uhr früh trifft Oberleutnant von Czernin, Generalstabsabteilung der 10. Kavallerietruppendivision, ein. Berichtet über Zusammenbruch derselben. Personalveränderungen werden unausweichlich sein. Freilich wird das nicht ändern, daß die Division zunächst nicht gebrauchsfähig ist. Um 8 Uhr wird das seit früh hörbare Geschützfeuer stärker. Vom VI. Korpskommando trifft die telephonische Meldung ein, daß die am rechten Flügel postierte 15. Infanterietruppendivision unter Geschützfeuer furchtbar gelitten hat und zurückgenommen werden muß. . . ." (Dies berührte mich aber damals weniger, da ich des Glaubens war, daß die 19. Infanterietruppendivision schon in der Nähe sei, wodurch die 15. Infanterietruppendivision eine Stütze finden mußte. Den wirklichen Sachverhalt erfuhr ich erst später.) . . .

„Vom Armeeoberkommando kommt um 10 Uhr vormittags die telephonische Weisung, daß das XIV. Korps doch der 3. Armee abzugeben sei!!! Oberst von Soos ist knapp vorher mit dem Kommando dieses Korps in telephonischer Verbindung gewesen. Hat daraus entnommen, daß es nach einem Nachtmarsch sei, rasten müsse, dann aber sofort in Aktion treten wird, da es mit gegnerischen Vortruppen schon im Gefechtskontakt steht."

Dieser Zufall war ein Glück! Er und mein Entschluß, das Korps bei seiner geplanten Aktion nicht beirren zu lassen, war zum guten Teil die Veranlassung, daß die Schlacht von Zamość-Komarów einem erfolgreichen Ende zugeführt werden konnte. Ohne das XIV. Korps hätte ich die Schlacht spätestens am folgenden Tage aufgeben müssen. Dabei hätte aber die 100 km entfernt stehende 3. Armee daraus doch keinen Vorteil ziehen können, da das XIV. Korps am Wege dahin fraglos gestellt worden wäre. Somit wären in diesem Falle am 29. oder 30. August zwei Armeen gleichzeitig geschlagen worden. Ich muß bekennen, daß dieses Schwanken der obersten Heeresleitung in den allerwichtigsten Entschließungen mich in die peinlichste Situation brachte. Da ich jedoch das XIV. Korps in der Nähe wußte und in dessen Tüchtigkeit das größte Vertrauen setzte, sah ich die Gesamtsituation immerhin in günstigem Lichte, wenngleich ich bis zu jener Stunde vom Verbleib der 19. Infanterietruppendivision noch keine Nachricht hatte.

„. . . Man bringt mir eine abgefangene russische Radiodepesche. Ich entnehme daraus, daß die gegnerische Gruppe, welche die 10. Kavallerietruppendivision überfallen und deroutiert hat, nicht aus acht

Bataillonen besteht, sondern die 13. Kosakendivision ist[1]). Kein sehr erfreuliches Zeichen der Aufklärungstätigkeit unserer Kavallerie. Doch dieses Vorkommnis regt mich nicht sehr auf, ja ich freue mich sogar, daß es doch nur eine Kosakendivision ist. Schlagkraft daher beschränkt. Acht Bataillone wären böser gewesen. Habe sie als die Vorhut eines starken Heereskörpers gedeutet, der aus Osten vorrückt. Mittag kommt vom VI. Korps die Meldung, daß beide Divisionen des rechten Flügels (27. und 15.) vor einem überlegenen Angriff zurückgehen müssen. Um 1 Uhr wird Meldung ergänzt, daß die Truppen fluchtartig zurückfluten. 15. Infanterietruppendivision soll vollkommen gefechtsunfähig sein. . . ."

So unangenehm und schwerwiegend diese Nachricht auch war, niederdrückend wirkte sie sichtlich nicht. Speziell in mein Tagebuch setzte ich danach nur ein: „Ich beschließe auszuharren und auf das Eingreifen der 19. Division und des Erzherzogs (Josef Ferdinand) zu warten."

Mitteilungen, die ich einundeinhalb Jahre später erhielt, ließen mich erkennen, daß am Morgen des 28. August auch die 27. Infanterietruppendivision in eine höchst prekäre Situation geraten war. In der Nacht gab's einen blinden Alarm, der zu einer ungeheuern Konfusion und zu schweren Verlusten führte. Zum Glück brachte der brave Oberstbrigadier von Sterz starke Teile der Division selbsttätig auf die Pawlowkahöhe. Sie kamen gerade zurecht, um den schon von Süden kommenden Angriff einer russischen Division abzuwehren und so die Situation bis zum Eingreifen der 19. Infanterietruppendivision zu retten. Jedenfalls eine verdienstvolle Tat.

Anscheinend machte sich auch bald ein Umschwung geltend, denn es wurde gemeldet, daß die Divisionen des VI. Korps wieder vorgeführt werden und daß Erzherzog Josef Ferdinand eingegriffen habe. Laute Hurrarufe der sich eben trennenden Tischgesellschaft. Leider war der Jubel voreilig. Schon um 3 Uhr nachmittags wurde wieder der Rückzug der Mitte und des rechten Flügels des VI. Korps gemeldet. Auch das IX. Korps, dem sich der Gegner auf den Höhen von Komarów wieder gestellt hatte und der dort fest und tief eingegraben lag, kam nicht vorwärts. Ein von Generalmajor Gößmann durchgeführter Angriff wurde abgeschlagen und bis in die Gegend von Krasnobrod verfolgt. Dadurch gelangte die Straße Tomaszów—Zamość wieder voll in Besitz des Gegners. Dabei ging auch das Kanonenregiment dieser Division (26. Landwehr-Infanterietruppen-

[1]) Später ersah man auch aus den Geschützprojektilen größeren Kalibers, die man fand, daß es eine Kosakendivision war. Die Kosakendivisionen waren nämlich mit älteren Geschützen, jedoch stärkeren Kalibers, ausgerüstet.

division) fast fluchtartig zurück, wurde aber vom Artilleriebrigadier aufgefangen und energisch vorgebracht. Und selbst vom äußersten linken Flügel kamen unerwünschte Nachrichten, wonach die 45. Landwehr-Infanterietruppendivision des X. Korps (1. Armee) einen harten rückgängigen Kampf bei Krasnostaw zu bestehen hatte, in den die 4. Infanterietruppendivision eingreifen mußte.

Tagebuch: „4 Uhr nachmittags jagen viele herrenlose Pferde und etliche Reiter vorbei. Man kann nicht erfahren, woher sie kommen. Wahrscheinlich vom Schlachtfeld versprengt. II. Korps meldet Munitionsmangel. Begreiflich! Doch aus dem reichgefüllten Munitionsdepot kann man nichts zuschieben. Straße gegen Zamość ist ja in Feindeshänden. 6 Uhr abends kommt erneuert Mitteilung, daß der Gegner VI. Korps bedrängt. Gleichzeitig wird wahrer Tatbestand über die 15. Infanterietruppendivision gemeldet. Ist am Morgen in mächtiges Artilleriefeuer geraten und vollkommen deroutiert. Fast die ganze Artillerie in einen Sumpf versprengt. Rettungslos steckengeblieben. Truppen panikartig geflüchtet. Konnten erst später durch das tatkräftige Eingreifen der beiden Brigadiere halbwegs ralliert werden. Divisionär Feldmarschalleutnant Baron Wodnjanski und sein Generalstabschef, Major Graf Christalnigg, haben den Tod am Schlachtfeld gefunden!"

Unter all diesen Meldungen und Erkenntnissen war es 7 Uhr abends geworden, und die Dispositionen für den nächsten Tag mußten ausgegeben werden. Die Prämissen hierfür lagen jetzt, im Höhepunkt der Schlacht, nichts weniger als günstig. Zwei Armeeeinheiten — die 15. Infanterietruppendivision und die 10. Kavallerietruppendivision — waren nicht ohne eigene Schuld zersprengt, zwei andere — 26. und 27. Infanterietruppendivision — hatten zwar tapfer, doch erfolglos gekämpft, und von den vier Divisionen des XVII. und XIV. Korps wußte man in diesem Momente nur, daß sie im Gefechtsraum eingetroffen waren, fraglos aber einen starken Gegner vor sich finden würden. In diesem Moment war nämlich schon bekannt, daß außer den russischen Korps XXV und XIX noch die feindlichen V., XIII. und XVII. Korps — zum mindesten starke Teile davon — am Schlachtfeld eingelangt waren. Unter diesen Auspizien entstand die wichtigste Disposition der ersten Feldzugsperiode: das Einsetzen der ganzen Armee in die Schlacht. Die Disposition trug zufälligerweise die wohlabgerundete Geschäftszahl Op. 300 und ist als besonders wichtiges Dokument in der Beilage 5 enthalten. Die Basis hierfür bot die Situation, wie sie sich laut Textskizze 4, Seite 303 dem Armeekommando präsentierte. Genau genommen war diese Disposition nichts anderes als die schriftliche Übersetzung der in der Feldpostkarte am 25. Au-

Beilage 5
Textskizze

gust (Textskizze 3) skizzierten Schlachtidee. Die Verfassung der Disposition verlief ruhig, glatt und sicher, was schon daraus erkannt werden mag, daß das Konzept keinerlei Korrekturen oder Änderungen aufweist.

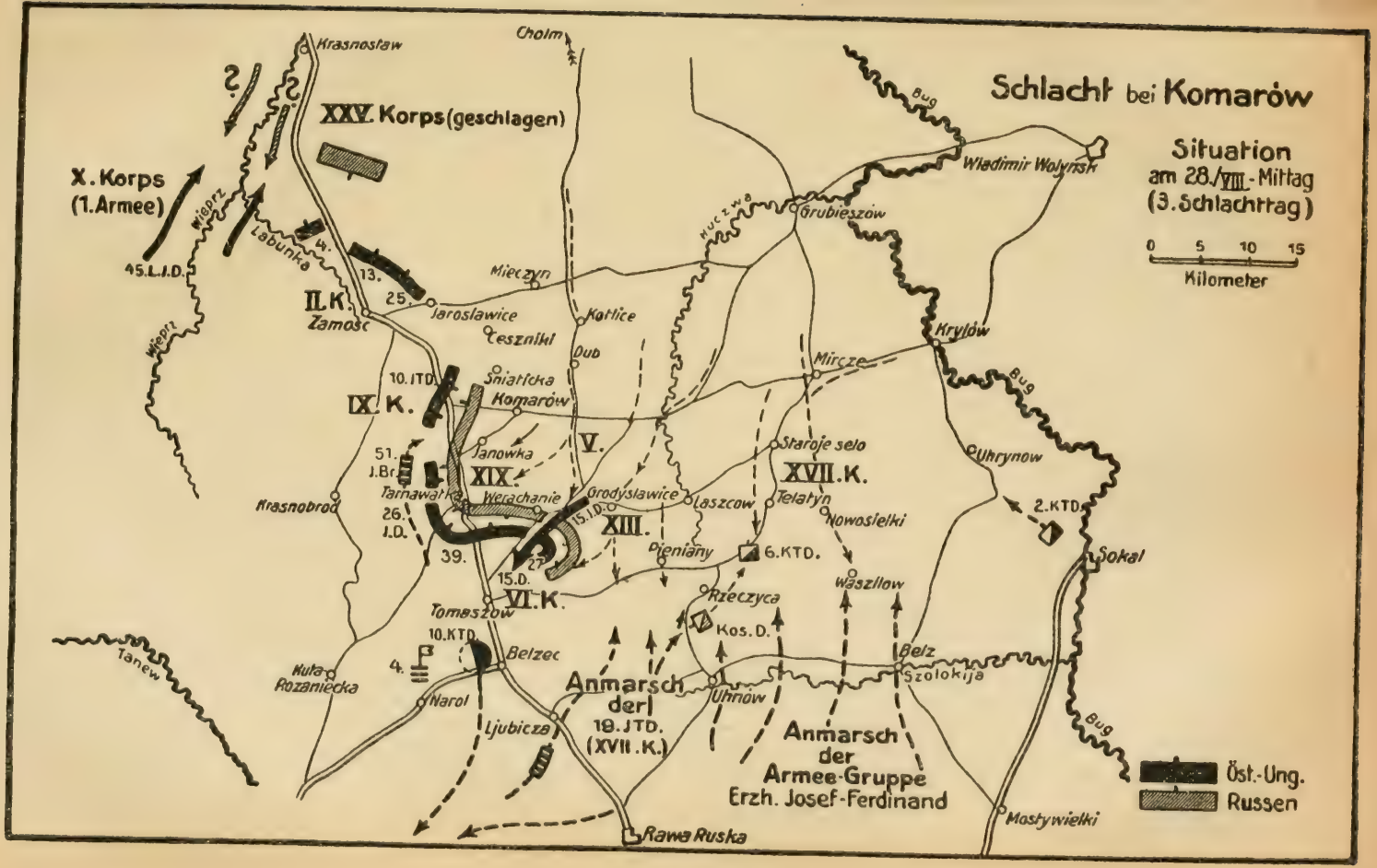
In der Disposition ist von zwei Marschbrigaden die Rede. Dieselben trafen nach stärkeren Märschen im Raum des VI. Korps ein. Zwei Tage vorher, als sie sich noch in der Nähe von Oleszyce (Armeehauptquartier) aufgehalten, hatte ich sie unangesagt besichtigt und in der Lubaczówka beim Baden gefunden. Ich hatte mich gefreut, die Leute nicht kopfhängerisch, sondern frohgemut in dem nicht allzu klaren Wasser herumplätschern zu sehen. Es war gewissermaßen noch die Maienzeit in diesem fürchterlichsten aller Kriege gewesen.

Am späten Abend kamen Meldungen, daß die 19. Infanterietruppendivision und das XIV. Korps eingegriffen haben. Die Dinge schienen gut zu gehen. Desgleichen waren die mündlichen Mitteilungen des Generals der Infanterie von Hortstein nicht ungünstig, die er über die Ereignisse beim IX. Korps brachte. Der General, obwohl bereits erkrankt, hatte die beiden letzten Tage noch bei seinem Korps zugebracht und von der Abendsituation trotz all der Wechselfälle einen erfreulichen Eindruck gewonnen.

Der ereignisreiche 28. August war zugleich auch der letzte Tag unseres Aufenthaltes in Oleszyce. Die Notwendigkeit, den Schlachtereignissen näher zu sein, veranlaßte das Hauptquartier, nach Narol vorzugehen.

Tagebuch, 29. August (4. Schlachttag): „Im Begriff das Auto zu besteigen, meldet sich Generalstabshauptmann Rosmann. Er leitet das Flugwesen der Armee auf das ausgezeichnetste, ist ein charaktervoller, sehr sympathischer Offizier. Auf meine Frage, warum er die weitgehendsten, oft gefährdeten Flüge stets persönlich unternehme, antwortete er, er halte es als Chef für seine Pflicht. Ist eben gestern mit Militärverdienstkreuz (Kriegsdekoration) ausgezeichnet worden. Erstdekorierter der Armee. Verabschiede ihn mit herzlichem Händedruck und rekommandiere ihm die Richtung von Grubieszów her. Fünf Minuten später kommt Meldung, daß Hauptmann Rosmann abgestürzt und tot ist. Aufrichtig leid tut es mir um den ausgezeichneten Mann. Doch fast gleichzeitig kommt mir der Gedanke, wo nehme ich jetzt schnell einen Leiter des Flugwesens her. Schrecklich sachlich wird man im Krieg! . . ."

Wir übersiedeln nach Narol. Die Sitzeinteilung im Auto war wie gewöhnlich. Ich und der schwerlastende Armeegeneralstabschef, Generalmajor Krauß, und der federgewichtige Chef der Operationsabteilung, Oberst von Soos, saßen im Wagen, während an der Seite



Textskizze 4 (zu Seite 301)

des Chauffeurs Generalstabshauptmann Schitler mit der Dienst- und Kartentasche plaziert war. In den nachfolgenden Autos fuhr der engere Stab. Der enorme Troß und das Armee-Etappenkommando kamen erst später teils in Autos, teils zu Wagen nach. Meiner Anschauung nach litten alle unsere höheren Kommanden an Personalhypertrophie. Ein Armeekommando beispielsweise bedurfte nicht weniger als drei 100-achsiger Militärzüge. Dabei wurde aber nur dem Armeekommandanten ein Separatcoupé zugewiesen. Noch zahlreicher war das Personal bei den Armee-Etappenkommandos, so daß ich einen guten Teil davon rücksandte. Im Laufe des Krieges steigerte sich dieser Unfug noch mehr.

In Narol war das Armeekommando im Schlosse des Fürsten Puzsyna sehr gut untergebracht. Ich hatte zwar kein Bett, doch eine ganz komfortable Schlafstelle. Sie hatte nur den Nachteil, daß man von ihr auf ein Bild sah, das eine Flucht vor Kosaken darstellte. Nun, dazu kam's allerdings nicht. Im Gegenteil. Von hier aus sollte sich die Schlacht von Komarów entscheiden. Aber harte, heiße Tage und Nächte waren es, die ich in diesem Gelasse verbrachte. Die Kanzleien des Hauptquartiers waren in hohen, hellen Sälen untergebracht. Als Speiseraum diente der Bibliotheksaal, der zwar keine überreiche Bibliothek, aber hübsche Sgraffitos bot. Das existiert nun alles nicht mehr. Vandalische Russenhände brannten es nieder.

Herrlich, mit alten Bäumen bestanden, wenn auch wenig gepflegt, war der Schloßpark, in dem ich mich viele Stunden des Tages aufhielt. Am nördlichen Ende des Parkes stand die Feldwache zur Bedeckung des Hauptquartiers vom halben Marschbataillon des Infanterieregiments 81. Ich sprach oft mit den Leuten, die einen sehr guten intelligenten Eindruck machten. Mit feinem Ohr horchten sie auf den deutlichen, vielfach variierten Kanonendonner und wußten immer genau anzugeben, aus welcher Richtung die Schallwellen kamen.

Kaum in Narol angekommen, trafen Meldungen ein, daß das XIV. Korps wohl vordringe, aber überall auf hartnäckigen Widerstand des Gegners stoße, der von Grubieszów angerückt war (Russisches XVII. Korps). Mit dem erhofften Einschwenken gegen West hatte es also vorerst noch seine guten Wege. Ich ließ mir aber dadurch das Konzept nicht stören.

Als wir uns zum Mittagessen begaben, kam Generalmajor Schenk von Tomaszów zurück und berichtete über den Zustand der 15. Infanterietruppendivision unliebsame, direkt betrübende Dinge. Wohl hatte General der Infanterie von Boroević kräftig und wirksam eingegriffen, doch der Mangel eines Divisionskommandanten hatte sich

schwer geltend gemacht. Halb im Scherz, halb im Ernst schlug ich Schenk vor, er möge auf die Dauer der Schlacht das Kommando der Division übernehmen. Seine sofortige Bereitwilligkeit wurde mit allseitigem Bravo quittiert. Nach eiligem Imbiß fuhr der General von einem Generalstabsoffizier des Etappenkommandos begleitet an die Front zur Division.

Tagebuch: „Vom IX. Korps, speziell 26. Infanterietruppendivision kommen wenig befriedigende Meldungen. Nachmittag hört man aus der Richtung des Korps lebhaftes Geschützfeuer[1]). Erfahre spät abends, daß Gössmann (26. Division) angegriffen hat, doch leider wieder nicht durchgedrungen ist. Starke Verluste! Darunter zwei Regimentskommandanten tot. Der tapfere Oberst von Rayl (9. Landwehr-Infanterieregiment). Angriff des II. Korps, vielmehr die Neugruppierung desselben, macht zwar nicht sehr rasch, doch leicht Fortschritte. Schemua meldet, daß er mit der Durchführung des Hauptangriffes, Einschwenken gegen Süden (13. und 25. Division), Erzherzog Peter Ferdinand beauftragt hat, selbst aber zur allgemeinen Leitung des Korps und auch der nach Norden detachierten 4. Infanterietruppendivision in der Nähe von Zamość bleiben will . . ."

Vom ersten Moment an war mir dies nicht recht. Die 4. Division hatte eine ganz bestimmte Aufgabe, deren Lösung man ihrem Kommandanten, Feldmarschalleutnant von Stöger-Steiner, ruhig hätte überlassen können. Dagegen war vorauszusehen, daß die beiden anderen Divisionen wechselnden Verhältnissen gegenübertreten würden. Bei der außerordentlichen und entscheidenden Wichtigkeit, die deren Eingreifen haben mußte, war es aber dringendst geboten, sie einheitlich, geschickt und energisch zu führen. Da überdies die 9. Kavallerietruppendivision (aus dem Verband der 1. Armee) hinzutrat, wäre es höchst wünschenswert gewesen, daß eine Autorität — also ein höherer Kommandant selbst — sich voll geltend gemacht hätte, schon um diese, in keinem organischen Verbande stehenden, aber an wichtigster Stelle agierenden Heereseinheiten zu einer gesammelten Kraftäußerung zu veranlassen. Darauf wies auch der Umstand hin, daß der ranghöchste Divisionär eben Erzherzog Peter Ferdinand war, der, von seiner Persönlichkeit ganz abgesehen, erst kürzlich die Funktion eines Divisionskommandanten übernommen

---

[1]) Durch die stetigen Beobachtungen bildete sich eine eigene Horchpraxis heraus, die sehr wertvolle Anhaltspunkte bot. Ich konnte zum Schluß eigenes und feindliches Geschützfeuer gut unterscheiden, Positionsänderungen der Artillerielinien und durch Kombination auch jene der Gefechtsfronten erkennen oder wenigstens vermuten, bevor noch die bestätigenden Meldungen einlangten.

hatte. Doch ich wollte in die nun einmal gegebene Detaildisposition nicht eingreifen und beließ die getroffene Verfügung.

XIV. Korps meldete, daß es dispositionsgemäß angriffsweise vorgehe und Terrain gewinne — allerdings unter harten Verlusten, namentlich bei der 41. ungarischen Landwehr-Infanterietruppendivision. Tags vorher hatte die 3. Division bei Wassilow schwer gekämpft, doch einen vollen Erfolg errungen. Dabei hatte sich das 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger besonders hervorgetan und russische Batterien genommen, desgleichen das 1. Regiment der 8. Infanterietruppendivision. Dieses hatte schon Tags zuvor eine russische Artillerielinie (16 Geschütze) erobert. Nachdem der Sturm geglückt und die feindliche Position besetzt war, hatten sich die biederen Tiroler spontan auf die Knie geworfen und mit abgenommenen Mützen die Volkshymne und das Andreas-Hofer-Lied gesungen. Konnte es einen sprechenderen Beweis für den Geist solcher Regimenter geben, und klingt es da nicht frevlerisch, wenn man auf die alte Armee das Wort „Kadavergehorsam" anwendet? Wird solch selbstlose Heldentreue noch jemals erzogen werden?

Tagebuch: „Abends wird ein großer Trupp Gefangener avisiert. Ich besichtige sie. Auf 200 Schritt kann man sie vom Erdboden kaum mehr unterscheiden. So ausgezeichnet paßt sich die Farbe ihrer Kleidung dem Terrain an. Im allgemeinen sympathische Leute. Etliche sprechen deutsch. Sie bitten fortwährend um Essen und Zigaretten. Ich rede mit mehreren gefangenen Offizieren, die abseits stehen. Machen günstigen Eindruck. Einer spricht fließend deutsch, schildert die Greuel der Schlacht, sagt zum Schluß: ‚Und dies alles — wozu?' Ich antworte: ‚Bei Ihnen ist die Frage berechtigt. Doch wir kämpfen einfach um unseren Bestand. Verteidigen nur unseren Herd!' Auf dem Heimweg begegne ich Verwundetentransport. Einem Honvedinfanteristen vom 16. Regiment ist die Kugel quer über das Gesicht gestrichen. Beide Augen sind verloren. Ich drücke dem armen, regungslos daliegenden Mann die Hand, suche nach Trostesworten. Er sagt kurz und treuherzig: ‚Hazá ért! (Fürs Vaterland!)' Ich bin tiefbewegt . . ."

Von allen Gefechtsgruppen liefen Meldungen ein, daß die Russen allseits in befestigten Stellungen stünden, die an manchen Stellen etagenförmig angelegt, den Charakter provisorischer Befestigungen trugen. Wir fanden dafür keine Erklärung, da im Beginn der Schlacht die Kämpfe doch ausschließlich als Renkontre aufgetreten waren. Die Russen besaßen wohl eine außerordentliche Geschicklichkeit und Übung im Aufwerfen flüchtiger und feldmäßiger Verstärkungen, doch eine derartige Schnelligkeit wäre Zauberei gewesen. Später

bot sich uns der Schlüssel. Die Schlacht wurde nämlich zu gutem Teil auf dem ständigen Artillerieschießplatz des Lubliner Korps geschlagen. Die Russen kannten daher nicht nur alle Schußdistanzen, sondern fanden auch in den zahlreichen Zielergräben die vorzüglichsten Dekkungen. Einer der vielen Glücksfälle, die ohne Ausnahme den Russen in den Schoß fielen.

Immerhin waren die Resultate und Ereignisse des Tages befriedigend.

30. August (5. Schlachttag). Die Frühmeldungen, die sich auf die Abendsituation des Vortages bezogen, lauteten nicht ungünstig. Die 4. Division hatte für diesen Tag den Auftrag erhalten, in östlicher Richtung auf Grabowiec zu marschieren, mit der Absicht, den Rücken der gegen Süden einschwenkenden Divisionen des II. Korps auf weite Distanz zu decken. In weiterer Folge sollte sie — ebenfalls gegen Süden einschwenkend — die Einkreisung des Gegners vervollständigen. Natürlich unter der Voraussetzung, daß das X. Korps, besonders die 45. Infanterietruppendivision — beide der 1. Armee angehörend — die Deckung der linken Flanke der 4. Armee übernehmen würde.

Tagebuch: „XVII. Korps meldet das Vorgehen der 19. Infanterietruppendivision und des Erzherzogs Josef Ferdinand. Günstige Ergebnisse. Das verdächtige, überaus starke Artilleriefeuer aus der Richtung des IX. Korps fängt wieder an. Russische Artillerie nach Zahl und Kaliber zweifelsohne überlegen. Ich besorge einen gegnerischen Vorstoß aus der Richtung von Komarów. VI. Korps meldet das Zurückgehen der Artillerie des IX. Korps. Ist auch aus der Schallrichtung und der Stärke des Geschützdonners zu entnehmen. Nach Berechnung der Evidenzgruppe stehen mir jetzt 4 großrussische Korps (Armee von Moskau) gegenüber. 150—180 feindliche Bataillone und ca. 50 weitere Bataillone sind am 26. und 27. gegen Norden abgedrängt worden, doch meine Truppen (inkl. der Marschbataillone ca. 180 Bataillone) sind durch den furchtbaren 5tägigen Kampf schon stark hergenommen. Daher plötzlicher Umschwung der bisherigen sehr guten Haltung nicht ganz ausgeschlossen. Ich hätte aber nicht ein Gewehr mehr zur Verfügung. Alles einsetzen, war ebenso richtig als notwendig. Doch nicht die Manöver allein entscheiden, sondern auch die Truppen. Ob auch alle Regimenter des IX. Korps weiter durchhalten werden? Die rein tschechischen Regimenter der 19. Infanterietruppendivision kämpfen sehr brav. Ein schwerer Schlag ist der völlige Zusammenbruch der 15. Infanterietruppendivision.

Kanonendonner steigert sich zu gewaltiger Höhe, flaut dann plötzlich wieder ab. (Russisches XIX. Korps hat tatsächlich Gegen-

stoß gemacht. Dadurch ist VI. und IX. Korps zeitweilig getrennt worden.)"

Nach späteren genauen Berichten handelte es sich um Stoß und Gegenstoß, wobei eine Divisionsartillerie des VI. Korps flankierend eingriff, doch statt der gegnerischen Front die eigene beschoß, so daß diese zurückflutete. Der Brigadegeneral Gössmann sammelte dann persönlich die Versprengten und führte sie in die vorderste Linie, mit der er im Bajonettangriff die gegenüberliegende Waldlisiere eroberte. Die ganze Linie erhob sich darauf jubelnd, die Musik des Infanterieregiments Nr. 98 setzte mit der Volkshymne ein, und alles drängte nach vorwärts, bis der Höhenrand erstiegen war.

Tagebuch: „Soos spricht telephonisch mit Armeeoberkommando und erbittet Mitwirkung des X. Korps zur Deckung des linken Flügels unserer Armee gegen Norden. Armeeoberkommando entscheidet nichts. Wir sollen mit 1. Armeekommando verhandeln. Mittag erscheint Situation freundlich. Wir hoffen auf Erfolg der beiden Erzherzoge. Peter Ferdinand links, Josef Ferdinand rechts."

„Überraschender Brief des General Schenk. Schildert Zustand der 15. Infanterietruppendivision in düstern Farben. Ernste aufmunternde Worte festigen wieder die Zuversicht des Divisionärs."

„Boroević erweist sich als äußerst tüchtiger Führer."

„4 Uhr nachmittags wieder unangenehme Nachricht. 4. Division ist nicht nach Osten abmarschiert, mußte sich gegen überlegenen Angriff von Norden her stellen und sogar hinter die Labunka zurückgehen . . ."

Später stellte sich's heraus, daß die 4. Infanterietruppendivision wohl an Terrain verlor, aber in heldenmütigem Kampf weit überlegenen gegnerischen Kräften standhielt und hierdurch ihrer Aufgabe vollkommen entsprach. Sie bildete den Schild, unter dessen Deckung die 13. und 25. Infanterietruppendivision zur vollständigen Umfassung des Feindes einschwenken konnten. In jenem Kampfe zeichneten sich die Regimenter 49 und 99 besonders aus.

„6 Uhr abends. Conrad teilt mir mit, daß von Zolkiew her — also gegen meinen Rücken — eine russische Division im Anmarsche ist. Er will zwei Kavalleriedivisionen meiner Armee (2. und 6.) dagegen verwenden. Ich schicke die 6. an die Solokija. Kann nicht mehr hergeben. Brauche die 2. zur Deckung meiner rechten Flanke. Von Feldmarschalleutnant Ziegler sehr gut geführt, ist ihr das Malheur passiert, daß eine ihrer Brigaden in der Nacht von eigenen Truppen beschossen wurde. Ein Zwischenfall nach dem andern. Nerven muß man haben!"

Es sei erwähnt, daß sich die Nachricht des Armeeoberkommandos vom Heranmarsch einer Division gegen den Rücken des XIV. Korps als eine vom Gegner beabsichtigte Fälschung erwies. Solche kamen wiederholt vor. Urheber waren kleine Grundbesitzer, Lehrer usw., doch auch Gendarmen. Sie wurden gefaßt, soweit Zeit und Umstände dies ermöglichten. Diese Falsifikate, ein Teil des groß und geschickt angelegten russischen Spionagesystems, brachten uns namentlich im Anfang erhebliche Nachteile. Zum mindesten verursachten sie Störungen und nervenspannende Erregungen. Die erwähnte Nachricht wurde naturgemäß am meisten beim XIV. Korps empfunden, das bei Rückenbedrohung aus südöstlicher Richtung am schwersten gefährdet gewesen wäre. Tatsächlich war dies auch die Ursache, daß seitens des Korps eine Reihe von Detailverfügungen getroffen wurden, wodurch große Teile des Korps von ihrer eigentlichen Aufgabe abgezogen wurden, was in Summa eine ganz wesentliche Störung verursachte. Merkwürdigerweise bildete dann auch am andern Flügel der Schlachtfront die ganz unrichtige Meldung von dem Anmarsch dreier feindlicher Bataillone einen der Gründe für das den Schlußeffekt so störende Abschwenken der Gruppe des Erzherzogs Peter Ferdinand, von dem gleich gesprochen werden wird. Das sind eben die Imponderabilien, die im Kriege oft eine so tiefgehende Bedeutung erlangen können. Am Nachmittag brachte mir ein zufällig eintreffender Spezialkurier Briefe meiner Frau und Tochter, sowie von Wiener Bekannten. Man gratulierte mir zum Sieg von Krasnik. Später erfuhr ich, daß man mir in Wien diesen Sieg vielfach imputiert hatte. Es traf nicht zu, war aber vielleicht doch ein Zeichen, daß die Bevölkerung mir vom Anfang an Zutrauen entgegenbrachte.

Die Abendsituation ließ erkennen, daß der feindliche Durchbruch zwischen dem VI. und XI. Korps fast geglückt sei, und daß die 26. Landwehr-Infanterietruppendivision wieder bis Krasnobrod zurückgegangen war. Die brave Division hatte während ihres Angriffes zunächst an dem Hügel, darauf Tarnawatka liegt, ein vollkommen glacisartiges Angriffsterrain gefunden, das man später mit Schrapnells und Infanteriegeschossen buchstäblich besät sah. Der hierauf geführte feindliche Gegenstoß brachte dem Gegner jedoch keinen taktischen Vorteil, da er nach furchtbaren Verlusten doch vor Krasnobrod zum Stehen kam. Das Netz, das um den Kopf des Gegners geworfen worden war, konnte eben nicht mehr zerrissen werden. Allerdings, gar zu rosig sah die Situation an jenem Abend noch nicht aus. Nichtsdestoweniger ordnete ich für den nächsten Tag die Wiederholung des allgemeinen Angriffes an. Um 5 Uhr früh sollte auf der ganzen riesigen Schlachtlinie die Angriffsbewegung angetreten werden.

Tagebuch: „Ein russischer Generalstabsoffizier wird eingebracht. Äußert zu Hauptmann Aichinger (Kundschaftsoffizier) im spöttischen Tone: ‚Herr Kamerad, ich habe bei Ihnen nirgends mehr Reserven gesehen. Da werden Sie uns kaum niederzwingen!'"

Nun, sie wurden doch niedergezwungen. Auch ohne Reserven. Und schließlich halfen die starken Frontreserven, die die Russen zum teilweisen Durchbruch des IX. Korps befähigt hatten, ihnen doch nichts. Die Abnützung einer frontal angreifenden Truppe ist eben so stark, daß sie Teilerfolge nicht vollständig zu verwerten vermag. Wird sie dann doch umfaßt, muß sie schließlich zurückgehen, gelangt dann aber leicht in verfänglichste Situation!

„Spät abends kommt Oberstleutnant Bogusz vom VI. Korps heim. Berichtet böse Dinge über den Zustand der 15. und 27. Infanterietruppendivision. Dem ist nicht abzuhelfen. Natürliche Folge der Schlacht gegen überlegenen eingegrabenen Gegner. Der ist nun vollkommen umfaßt. Wird jedenfalls auch schwere Verluste haben. Da kann eben nur die Fortsetzung des allgemeinen und konzentrischen Angriffs zum Erfolg führen. Drum also — drauf los!"

Große Sorge machte mir die erneuerte Bedrohung von Norden her, derentwegen die 4. Division bis hinter die Labunka zurückgehen mußte. Dadurch hätte die bereits großenteils bewirkte Einkreisung des Gegners illusorisch gemacht werden können. Ich schrieb schon am Nachmittag dem Chef des Generalstabes diesbezüglich einen dringenden Brief und rief ihn nun — 11 Uhr nachts — auch noch telephonisch an, um ihm die Lage abermals darzustellen und um ihn zu ersuchen, die 1. Armee[1]) anzuweisen, mit mindestens einer Division in den Kampf der 4. Armee einzugreifen. Nach längerem Debattieren willigte er ein und gab der 1. Armee in diesem Sinne den nötigen Befehl. Am folgenden Tage stellte es sich allerdings heraus, daß diese Unterstützung nicht nötig gewesen war, da das effektvolle Auftreten der 4. Infanterietruppendivision am 30. August dem Feind jegliche Lust zu einem nochmaligen Angriff benommen hatte. Dies hatte man aber am Vortag nicht voraussehen können.

Ich möchte die Aufmerksamkeit des Lesers ganz besonders auf dieses Detail lenken. Hieraus erhellt mit apodiktischer Bestimmtheit und Sicherheit, daß ich die Situation in keinem Momente „zu rosig" ansah oder in diesem Sinne an das Armeeoberkommando einen Bericht gegeben hätte. Man wollte mir nämlich dies später imputieren, um

[1]) Die 1. Armee bestand zu jener Zeit aus dem I., V. und X. Korps zu drei Divisionen, dem Detachement des Generals Kummer und aus einem im Anmarsch befindlichen preußischen Landwehrkorps, wozu noch drei Marschbrigaden getreten waren. Dies gab eine Gesamtschlagkraft von 14 Divisionen!

für das in den Verhältnissen nicht begründete Herbeiführen einer Entscheidungsschlacht bei Grodek eine Ausrede zu finden.

Tagebuch: „Schlaflose Nacht. Die vielen unliebsamen Zwischenfälle geben zu denken. Kanonendonner ist um 2 Uhr und 1/25 Uhr früh derart heftig gewesen, daß die Erde gezittert hat. Ich habe großenteils am Kartentisch gewacht. Situation sehr ernst. Mache mir keine Illusionen. Verharre aber in trotziger Ruhe. Habe das Bewußtsein, das Möglichste und Richtigste getan zu haben. Bin halb verbissen, halb ergeben. Im Grunde fühlt man, daß auch ein Heerführer nur ein Geführter von höherer Macht ist. .Und schließlich, hat man das letzte Atout aus der Hand gegeben, heißt es ruhig und — wenn man kann — gottergeben ausharren. Und meistens kann man es, denn ‚Not lehrt beten', sagt ein alter Spruch . . ."

Es greifen bei großen Aktionen die Schicksalsräder eben selbsttätig und selbstherrlich ineinander und bestimmen das Los von Menschen, Armeen und Staaten. Die Zufälle wogen hin und her. Die besten Anordnungen sind von guten und bösen Taten der Untergebenen und Truppen abhängig. Und wenn man eine Situation mit aller Kombinationsgabe haarscharf zurechtgelegt hat, kann man überzeugt sein, daß sie in vielen Teilen nicht oder wenigstens schon nicht mehr richtig ist. Darum bildet die Divinationsgabe eine der schätzenswertesten Eigenschaften jedes obersten Führers. Sie muß aber angeboren sein, denn sie läßt sich nicht anerziehen, kaum durch noch so gründliches Studium vervollkommnen. Das Kriegsmetier ist eben undankbar. Glück und Unglück spielen eine einschneidende, launenhafte Rolle. Und letzten Endes kann doch nur immer einer gewinnen. Das mag banal klingen, doch betrachtet man den abgrundtiefen Unterschied, der sich zwischen dem siegreichen und dem geschlagenen Heer und dessen verantwortlichen Feldherren auftut, und erkennt man, wie schmal und verwischt oft der Pfad ist, der zu Erfolg oder Mißerfolg führt, so wird man skeptisch in der Beurteilung des einen, milde in der Verurteilung des anderen.

Tagebuch, 31. August (6. Schlachttag): „5 Uhr früh Kanonendonner. Kann auch Vorbereitung meines Angriffes sein. Flaut um 1/27 Uhr ab. Aufatmen. Besonders da vom 11. Korps die Meldung kommt, daß vor Erzherzog Peters Front gestern abend nur schwächere Abteilungen gestanden sind, so daß er bis über Dub vorrücken, also komplett gegen Süden einschwenken hat können. Damit ist aber die Einkreisung des feindlichen Hauptflügels vollendet! Auch meldet Oberst Stöhr (Interimskommandant der am äußersten linken Flügel kämpfenden Brigade der 25. Infanterietruppendivision), daß er gestern nachmittag (30. August) eine lange Kolonne von mindestens einer

Division im Marsch von Komarów gegen Osten beobachtet und beschossen hat. Also schon der Beginn des Rückmarsches beim Gegner. Alles läßt sich auf das glänzendste an . . ."

Diese Meldung ist von ganz besonderem historischen Wert. Daraus ist zu entnehmen, daß der Russe sich schon Mittag des 30. August zum Rückzug entschlossen und diesen auch begonnen hatte. Eine naturgemäße Konsequenz des gegenseitigen Kräftespieles, das zur Einkreisung eines Hauptteiles der feindlichen Kraft geführt hatte und im weiteren Verlaufe einen vollständigen Niederbruch dieses eingeklemmten Teiles zur Folge hätte haben müssen. Der Vorstoß, von dem gleich gesprochen werden wird, den die 15. Infanterietruppendivision am Abend des 30. August und am Morgen des 31. August direkt vom Süden her gegen Komarów unternahm, traf also auf einen bereits zum Rückzug entschlossenen Gegner, welch ersterer hierdurch noch beschleunigt wurde. Das mag aber nicht hindern, diesen Vorstoß als eine besonders herzhafte, im richtigen Moment eingesetzte Waffentat anzuerkennen.

Tagebuch: „8 Uhr früh erneuertes Aufleben des Artilleriefeuers aus derselben Richtung. 9 Uhr sehr heftiger Kanonendonner von Komarów her. Flaut gegen 11 Uhr ab. Jetzt kommen nacheinander Nachrichten, die den Rückzug der Russen als höchst wahrscheinlich erscheinen lassen. So berichtet auch Oberst Hauser, der zu Boroević abgesendet gewesen ist. Wir setzen uns daher vergnügt zum feldmäßigen Imbiß. Da kommt Depesche des IX. Korps, daß Angriff noch gar nicht begonnen, da Truppen noch nicht angriffsfähig sind. Unsere Freude sinkt fast auf den Gefrierpunkt herab. Jeder fühlt instinktiv, daß jedes weitere Manöver ausgeschlossen und undurchführbar ist. Jetzt liegt alles nur mehr an der Angriffs- und Opferfreudigkeit der Truppen. Die können Entscheidung bringen. Gedrückte Stimmung. Man ißt mechanisch. Wir erheben uns vom Tisch, da kommt telephonische Mitteilung vom VI. Korps, daß 15. Infanterietruppendivision angegriffen habe[1]) und bis in die befestigte Front südlich Komarów eingedrungen sei. Links im Anschlusse die 26. Landwehr-Infanterietruppendivision. Russen ergeben sich haufenweise. Allgemeines Hurra, gegenseitiges Beglückwünschen. In diesem

[1]) Dieser Angriff erfolgte, bevor die Weisung hierfür vom Armeekommando eingelangt war. Er entsprang einem selbständigen, herzhaften Entschluß des Korpskommandanten und wurde mit großer Tapferkeit durchgeführt. Um so bedeutungsvoller, als er von jener Division (15.) durchgeführt wurde, die zwei Tage früher den schweren Echec erlitten hatte. Bei voller und nun wiederholt ausgesprochener Anerkennung sowohl des Entschlusses als auch der Durchführung wäre es aber grundfalsch, diesem Vorstoß die schlachtentscheidende Rolle zuzuerkennen, wie dies von maßgebenden Persönlichkeiten tatsächlich

Moment kommt zufälligerweise die Feldpost und bringt mir Fetische aller Art: vierblätterigen Klee, Sinnsprüche usw., Gaben patriotischer Frauenhände. Lachend übernehme ich diese à tempo Sendung und habe trotz Skepsis und Vorsicht einen Moment lang den wohligen Gedanken eines gewaltigen, endgiltig entschiedenen Erfolges. In dieser behaglichen Stimmung ziehe ich mich auf eine Stunde zurück, um zu ruhen . . ."

Kaum erwacht, betrat ich die Büros und finde lauter verdutzte Gesichter vor. Die Veranlassung war aber auch danach! Vom II. Korps war die telephonische Meldung eingelangt, daß die ganze Gruppe Erzherzog Peter Ferdinand nach links rückwärts, also nach Westen, abgeschwenkt sei und dadurch den Rücken des Gegners wieder freigegeben habe. Die so mühsam zu Wege gebrachte Zange war also aufgemacht! Mein Tagebuch schildert die ersten Momente nach Erhalt dieser Hiobspost folgendermaßen:

„Fürchterliche Enttäuschung. Ohnmächtige Wutausbrüche. Die schönsten Früchte des Sieges dahin! Unterführung! Finde keine Worte! Es ist unbegreiflich, welche Umstände für diesen Entschluß maßgebend gewesen sein mochten. Was geschehen, ist zum Rasendwerden! Peter Ferdinand bekommt Befehl zu nochmaligem Vorgehen. Aber natürlich, wann wird dieser Befehl zur Ausführung kommen, wo doch Truppen nun schon den sechsten Tag kämpfen und durch den weiten Rückmarsch (linker Flügel bis 17 km) vollkommen ermüdet sein werden?"

Und in der Tat bedeutete dieses eigenmächtige Abschwenken eines der einschneidendsten und folgenschwersten Vorkommnisse der ersten Feldzugsperiode. Des vollen Verständnisses halber sei daher alles nochmals zusammengefaßt.

Vorausgeschickt sei, daß der Führer dieser Gruppe sich später bestimmen ließ, für eine Reihe seiner Verfügungen um den Maria-Theresien-Orden einzukommen, darunter auch für seine Aktion am 31. August. Er stellte diese Aktion im diesbezüglichen Bericht so dar, wie er sie beurteilte, und zog daraus seine Konklusion — selbstverständlich für ihn so günstig, wie nur möglich. Wenn ich daher diese seine eigene Konklusion hier zu meinen Darlegungen be-

---

ausgesprochen wurde. Diese irrige Anschauung gelangte auch dadurch zu praktischem und überraschendem Ausdruck, als das einzige Maria Theresien-Ordenskreuz, das für diese größte Schlacht verliehen wurde, einem der beiden Brigadiere galt, die bei diesem Angriffe führten. Also hat in dieser blutigen, harten Schlacht nur ein Mann sich ein besonderes Verdienst erworben, also haben bei einem Kampf von 200 Bataillonen, 600 Geschützen und 120 Eskadronen 6 Bataillone die Entscheidung gebracht! Difficile est satiram non scribere!

nütze, wird mir jeder glauben, daß ich nicht im negativen, also nicht im ungünstigen Sinn schildern werde.

Wie erinnerlich, wurde durch die Disposition für den 29. August das II. Korps in zwei Gruppen geteilt. Eine schwächere Gruppe — die 4. Division — hatte die Aufgabe, den von Norden andrängenden Gegner abzuhalten. Die stärkere Gruppe — 13. und 25. Division — sollte den Vormarsch gegen Osten und die Einschwenkung gegen Süden bewirken, um den im Raum südlich von Komarów kämpfenden Feind im Rücken zu fassen. Bis zum Vormittag des 31. August ergab sich daraus die in der Textskizze 5, Seite 317 dargestellte Situation. Danach war es der Gruppe Erzherzog Peter tatsächlich gelungen, sich mit etwa 24 Bataillonen und 100 Geschützen dem Gegner direkt in den Rücken zu stellen, wobei diese Gruppe rechts in unmittelbarem Anschluß mit dem IX. Korps stand. Dieses Korps bedrohte also die rechte Flanke des Gegners, während gegen die Front des Feindes — mit der Direktion Nord — das VI. Korps stand. Der Gruppe Peter Ferdinand gegenüber hatten sich nach seiner eigenen Schätzung (also gewiß im Maximum) 18 bis 20 Bataillone mit drei Batteriegruppen eingegraben. Nach der Schilderung im Bericht des Erzherzogs Peter sollte die gegnerische Artillerie eine überwältigende Wirkung ausgeübt haben, gegen die das eigene Artilleriefeuer nicht aufzukommen vermochte. Dessen Effekt wird verbis expressis mit Null charakterisiert! Ein bis zwei Batterien der Landwehr-Infanterietruppendivision sollen direkt zusammengebrochen, vielmehr vernichtet worden sein. Der Einwirkung der feindlichen Kosakendivision wurde übrigens eine ganz besondere Bedeutung beigelegt. So wird ausdrücklich betont, daß die ebenso tapfer wie wirksam fechtende Gruppe des Obersten von Stöhr einen schwierigen Stand hatte, da sie ohne Artillerie focht (!), während die Geschütze der Kosakendivision sich namentlich durch Flankenfeuer geltend machten. So betrübend, ja fast beschämend diese Darstellung klingt, so wenig verständlich ist sie, zumal dem Verhalten der Truppen wiederholt vollstes Lob gespendet wurde. Hier standen österreichisch-ungarische Bataillone in Überzahl den russischen Bataillonen gegenüber — ein Fall, der in diesem Feldzugsabschnitte selten zu verzeichnen war. Zugegeben, daß erstere trotz ihrer numerischen Überlegenheit den Angriff nicht durchführen konnten, ja selbst konzediert, daß sie dem übermächtigen Artilleriefeuer nicht standhalten konnten — also aus dem wirksamen Feuerbereich zurückgenommen werden mußten —, doch von da bis zu einem völligen Rückzug in die Linie: Sniatička—Jaroslawiec zum direkten Anschluß an die 4. Infanterietruppendivision ist ein himmelweiter Unterschied. Im ersteren Falle wäre die Rückzugs-

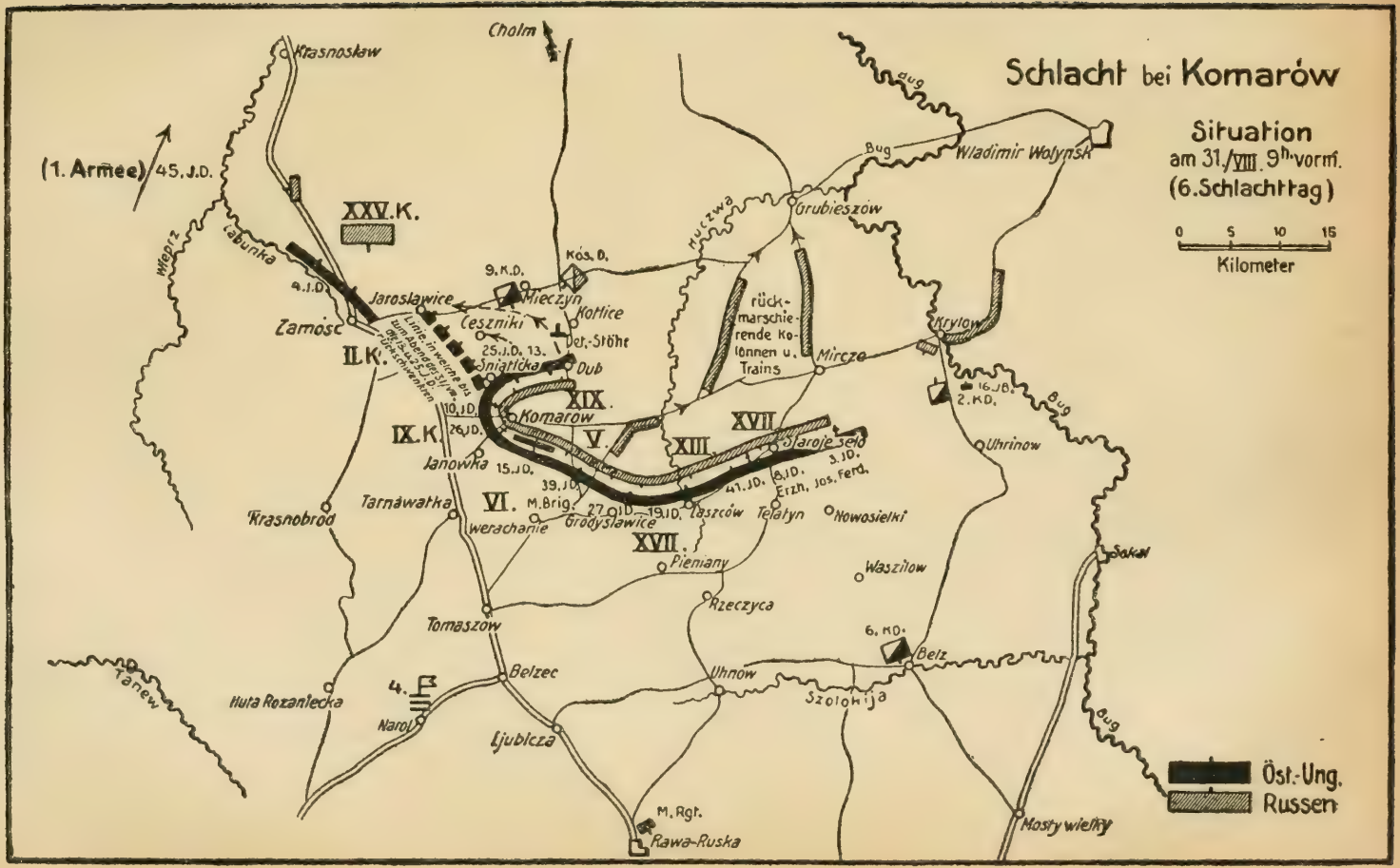
Textskizze

linie des Gegners nach wie vor gesperrt geblieben, da man die Front nach Süden beibehalten hätte, die man doch mit so viel Mühe erzielt hatte. Im zweiten, leider zur Ausführung gekommenen Fall gab man aber dem Gegner den Rücken frei und verzichtete freiwillig auf die bereits eingeleitete Deroutierung des Gegners.

Nicht minder unbegreiflich, ja vielleicht noch viel unbegreiflicher war aber das Verhalten der 9. Kavallerietruppendivision. 6 km von ihr entfernt bedrängte eine Kosakendivision den linken Flügel, sogar den Rücken einer eigenen höchst wichtigen und erfolgreich kämpfenden Gefechtsgruppe. Und die österreichisch-ungarische Kavalleriedivision wußte dem in keiner Weise zu begegnen und hielt unentwegt hinter der Mitte der Infanterielinie! Wie nützlich und notwendig wäre da ein richtiges Erkennen und ein eiserner Wille am Platze gewesen! Die Rückschwenkung der Gruppe Peter Ferdinand war um so bedauerlicher, als in jenem Momente (Morgenstunden des 31. August) die 15. Infanterietruppendivision ihren erfolgreichen, aus südlicher Richtung angesetzten Stoß bereits durchgeführt hatte, so daß sehr starke feindliche Kräfte auf engem Raum zusammengedrängt standen und ihnen jegliche Bewegungsmöglichkeit genommen war.

So kam's, daß die Früchte einer wohldurchdachten und konsequent durchgeführten Operation nicht voll reifen konnten, und daß der geschlagene Feind seinen Rückzug nur wenig belästigt ausführte. Es war ein nicht wieder gut zu machendes Versäumnis. Grundbedingung und Gelegenheit für einen wahrhaft durchschlagenden Erfolg waren die besten. Und wie selten ergibt es sich, wie hier, daß man einen gleich starken Gegner im offenen Felde vollständig niederwerfen kann. An der mittleren Führung lag's nun, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Welch Verhängnis, daß gerade an dieser Stelle ein so großer taktischer Fehler begangen wurde. Fehler kommen schließlich immer und überall vor. Mitten in der Schlachtfront verlieren sie aber an Bedeutung, lassen sich oft auch wieder gut machen. In diesem Falle aber und in diesem eminent entscheidenden Raum waren die Folgen von größter Tragweite. Ich spreche es unumwunden aus, daß bei strammer konsequenter Ausführung der vom Armeekommando ergangenen Aufträge nicht nur der taktische Waffenerfolg der Schlacht sich bis zum Niederbruch des Gegners gesteigert hätte, sondern daß in weiterer Folge selbst das Resultat des ersten Feldzuges wahrscheinlich ein anderes geworden wäre.

Damals schwebten mir naturgemäß die Folgen der geschilderten Abschwenkung noch nicht so klar vor Augen, um so weniger, da ich noch nicht alle Einzelheiten kannte. Doch kein Zweifel herrschte bei



Textskizze 5 (zu Seite 315)

uns allen, daß der Sache dadurch schwerer Schaden zugefügt worden war[1]).

Tagebuch: „Nachmittag wird dem IX. Korps nochmals Befehl zum energischen Angriff erteilt. 1/26 Uhr schweres Geschützfeuer. Hält nicht lange an. Abends kommt Meldung des Erzherzogs Josef Ferdinand, daß er den ganzen Tag im schweren Kampfe gestanden ist, mit einem Teil sogar hat zurückgehen müssen. Russische Kräfte erneuern sich immer wieder. Scheinen aus dem Boden zu wachsen. Trotzdem allgemeiner Befehl, auf der ganzen Linie 4 Uhr früh Angriff wieder aufzunehmen, da die große Menge der eingebrachten Gefangenen auf Herabminderung der feindlichen Widerstandskraft schließen läßt.

Der Tag ist sehr bewegt gewesen. Hoffnungen groß. Gesamtresultat nicht so durchschlagend, als man es hat erwarten können. Abend kolossaler Feuerschein aus der Richtung Komarów (war Janówka, das die 15. Infanterietruppendivision erobert hatte)."

Tagebuch, 1. September (7. Schlachttag): „Zeitlich auf. Von Gefechtslärm keine Spur. Dafür ungünstige Meldung über Abendsituation bei 3. Armee. . . . 1/27 Uhr früh Beginn des Geschützfeuers aus dem Raum von Komarów. Generalmajor Pfeffer (früher Generalstabschef der 3. Armee) meldet sich zur Übernahme der 8. Infanteriebrigade. Großer Sieg der Deutschen über die Russen. Hindenburg! Welche Schande, wenn wir nicht durchdringen!"

Diese Mitteilung erhielt ich durch Obersten von Lunzer am frühen Nachmittag. Sie erfüllte mich mit einem gewissen zornigen Trotz. Und ob der fortwährenden widrigen Zwischenfälle verärgert, rief ich aus: „Jetzt halte ich erst recht durch!" Oberst Lunzer stimmte mir wärmstens bei.

Tagebuch: „2 Uhr nachmittags Meldung des VI. Korps, daß auch Komarów genommen ist. Auch Truppen des IX. Korps dringen vom Westen in den Ort ein. Erhebender Moment[2]). Gleichwohl bin ich

[1]) Diese Gedächtnisblätter später revidierend, kann ich all das Dargelegte nur bekräftigen. Namentlich die unberücksichtigt gebliebenen Militär-Maria-Theresienordens-Ansuchen der Generale Stöger-Steiner und Stöhr, sowie die Schilderungen des damaligen Kommandanten des 25. Feldjägerbataillons Barwik von Dub, bestätigen vollinhaltlich die kritische, ja verzweifelte Situation, in der sich der Gegner in den Morgenstunden des 31. August befand.

[2]) Der langwierige Krieg verhinderte, daß ich Details über den Verlauf der Kampfesaktionen erheben und sammeln konnte. Vom Kriegsarchiv wurde in dieser Richtung nur äußerst wenig und selbst das Wenige nur zögernd eingeleitet. Doch der Zufall erbrachte, daß ich vier Jahre nach der Schlacht einen Kronzeugen traf, General Uherek. Er hatte 1914 die Artillerie der 2. Kavallerietruppendivision befehligt. Er berichtete, daß seitens dieser Division schon vom Nachmittag des 29. August an ununterbrochen Verfolgungskämpfe gegen retirierende russische Kolonnen durchgeführt wurden.

mir bewußt, daß dadurch Entscheidung noch immer nicht vollständig gegeben ist. Meldungen vom Rückzug des Gegners laufen nacheinander ein. Artilleriefeuer entfernt sich immer mehr gegen Osten. Alles Zeichen eines großen Sieges."

„Linker Armeeflügel geht noch immer zu langsam vor, statt fest anzusetzen. Habe Befehl gegeben, daß er an der Verfolgung mitwirken müsse."

„Schemua erhielt Auftrag, die 13. und 25. Division persönlich vorzuführen. Wenn wir Gegner jetzt nicht gründlich abtun, ist wenig erreicht. Denn wahrscheinlich müssen wir doch gegen Lemberg zur Degagierung Brudermanns."

„Am Abend referiert Soos, daß ihn Metzger (Chef der Operationsabteilung des Armeeoberkommandos) über den hochkritischen Zustand der 3. Armee informiert hat, die heute im schweren Kampf bei Lemberg steht, dessen Ausgang nahezu sicher wieder ein ungünstiger sein werde. Russen sollen Tournierung des Nordflügels der 3. Armee versuchen. Würde auch Bedrohung meiner Armee bedeuten. Es wird immer urgenter, mit meinem Gegner endgültig fertig zu werden. Leider läßt sich dies nicht nur so befehlen. Um Möglichstes zu tun, akzeptiere ich Soos' Vorschlag, morgen zeitlich früh überfallsartig anzugreifen."

„Nacht ziemlich ruhig. Durch all die Erfahrungen mißtrauisch geworden, bin ich in Sorge, warum über Verbleib und Verhalten des russischen Korps Zujew keine Meldung eingelaufen."

2. September (8. Schlachttag): „. . . Ins Büro tretend, erfahre ich gleich über Korps Zujew. Er hat es gar nicht mehr versucht, gegen 4. und die zu ihrer eventuellen Unterstützung bereitgestellte 45. Landwehr-Infanterietruppendivision etwas zu unternehmen. Die Grundlosigkeit von Erzherzog Peters Rückmarsch wird dadurch noch deutlicher. 10 Uhr vormittags kommt Depesche des Erzherzogs Josef Ferdinand, daß Gegner während der Nacht von allen Punkten, teilweise fluchtartig, das Schlachtfeld geräumt hat. Über 80 Geschütze erobert. Jetzt endlich kann ich mich dem Bewußtsein hingeben, Sieger in einer der größten Schlachten geworden zu sein und meinem Vaterland einen wirklichen Dienst erwiesen zu haben!!!" —

Die tatsächliche Schlußsituation in der Nacht vom 1. zum 2. Sep-
Textskizze 6 tember ist aus der Textskizze 6, Seite 323 zu entnehmen. Jedenfalls war es der Zahl der Streiter nach die weitaus größte Schlacht, in der

---

Somit hatte er seine reitende Batteriedivision wiederholt bis auf 1500 Meter heranführen und, offen auffahrend, ganze Breschen in jene Kolonnen schießen können, die sich endlich fluchtartig auflösen und gegen Krylów und Grubiczów abfluten mußten.

Österreicher bisher Sieger geblieben waren[1]). Ich führte in derselben etwa 200 000 Mann mit 600 Geschützen. Die Russen waren etwa um 20 000 Mann und 100 Geschütze stärker als wir und fochten überdies teilweise auf ihrem, ihnen wohlbekannten und wohlhergerichteten Artillerieschießplatz, während uns das Glück in den Einzelheiten wahrlich nicht allzu sehr begünstigte.

Den Truppen zolle ich größtes und vollstes Lob. Sie fochten mit beispielgebender Bravour, Tapferkeit und Ausdauer. Doch ohne Unbescheidenheit glaube ich, daß der richtigen Auffassung, sowie der Konsequenz und Festigkeit der obersten Führung ein guter Teil am Erfolge zugekommen war. Auch in der mittleren Führung bewährten sich die meisten Kommandanten sehr. Was die Nationalitäten betrifft, hat man in dieser Schlacht, in Summe genommen, keinen Unterschied im Verhalten konstatieren können. Die Deutschen, Magyaren, Tschechen und Slowaken haben hervorragend gefochten. Desgleichen sind Paniken und Rückschläge bei Regimentern der verschiedensten Nationalitäten vorgekommen. Ich betone daher, daß in dieser Schlacht eine Differenz des Verhaltens nach Stämmen und Nationalitäten nicht zu beobachten war.

Das offizielle Communiqué des Generalstabes über den Sieg von Komarów lautete:

„Einwöchige erbitterte Schlacht im Raume Zamość—Tyszowce führte gestern zum vollständigen Sieg der Armee Auffenberg. Scharen von Gefangenen, bisher 160 Geschütze erbeutet. Russen im Rückzug über den Bug.

Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, ununterbrochene Erfolge.

In Ostgalizien Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl dort Lage gegenüber stark überlegenem russischen Vorstoß sehr schwierig."

Der Schlußsatz war insofern unrichtig; als in jenem Momente Lemberg schon geräumt worden war. Er bedeutete einen Wermuts-

---

[1]) Bei Custozza kämpften zirka 60 000 Österreicher gegen 70 000 Italiener. Bei Trautenau 30 000 Österreicher gegen 25 000 Preußen. Bei Novara 50 000 Österreicher gegen 60 000 Italiener. In den anderen Schlachten des Feldzuges 1848/49 standen einander noch geringere Kräfte gegenüber. Bei Aspern, der nächstgrößten gewonnenen Schlacht, zirka 100 000 Österreicher gegen 70 000—80 000 Franzosen. Bei Leipzig allerdings 250 000 Verbündete gegen 170 000 Franzosen. Erstere bestanden aber aus vier Kontingenten. Bei Königgrätz kämpften auf jeder Seite etwas über 200 000 Mann, ähnlich wie bei Komarów. Bei Gravelotte, der größten Schlacht des deutsch-französischen Krieges, auf deutscher Seite zirka 230 000 Mann gegen 180 000 Franzosen. Liaojang weist gleiche, Mukden größere Verhältnisse auf wie Komarów. Erst die größten Schlachten des Weltkrieges zeigten wesentlich größere Dimensionen als Komarów.

tropfen. Trotzdem wurde das Communiqué im Hinterland mit großem Jubel aufgenommen. Hunderte von Zuschriften, Telegrammen, Adressen aus Österreich-Ungarn, Bosnien und auch aus dem Deutschen Reiche kamen mir zu.

Nun wieder zu meinem Kriegstagebuch:

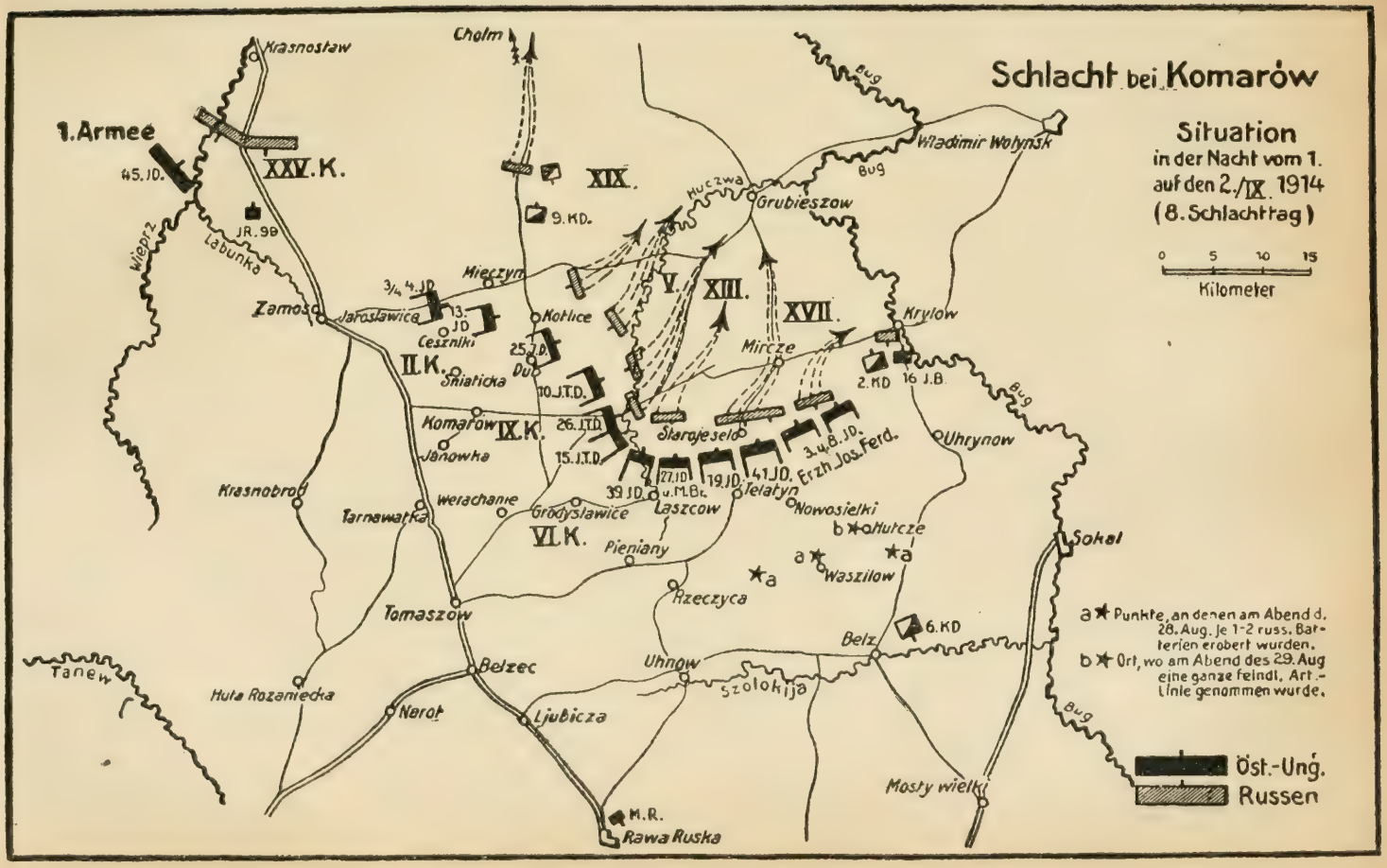
„Nach Erhalt der Meldung des Erzherzogs Josef Ferdinand in froher, ja freudiger Stimmung, telegraphierte ich nach Hause: ‚Adolf kerngesund.' (Das bedeutete in unserer vereinbarten Chiffernsprache, daß ich einen Sieg in einer großen Aktion errungen habe.) Heute ist der Geburtstag meines lieben Mädels Erika. Ich weiß, daß ihr meine Nachricht eine große, seltene Freude bereiten wird.

Nun folgt wieder unerquickliche Kunde. Armeeoberkommando schickt eine gewundene Disposition, welche Niederlage der Armee Brudermann offiziell bekanntgibt. Ein vom Armeeoberkommando kommender Generalstabshauptmann bringt böse Details. XII. Korps ganz derout. Hat seine Artillerie verloren. Speziell der Südflügel der 3. Armee ist hart hergenommen. Über Auftrag des Armeeoberkommandos soll eine Alternativdisposition a) für ein Eingreifen in den Kampf der 3. Armee, b) für den Rückzug hinter den San vorbereitet werden. Vormittag kommt dann Mitteilung vom Armeeoberkommando, daß nun auch der Nordflügel der 3. Armee deroutiert ist. Scheußlich!"

Dieser wichtigste Auftrag des Armeeoberkommandos und die Situation der 4. Armee in diesen kritischen Tagen sei einer Betrachtung unterzogen. Die strategische Situation ergibt die Textskizze 7, Seite 327.

Textskizze 7

Die operative Idee des Armeeoberkommandos, mit der 1. und 4. Armee die zwischen dem Bug und der Weichsel versammelten gegnerischen Kräfte zurückzuwerfen, war in den Kämpfen bei Krasnik—Lublin und in der Schlacht bei Komarów verwirklicht worden. Allerdings schienen nun gegen die 1. Armee neue beträchtliche Kräfte zur Unterstützung der bei Krasnik wohl geschlagenen, doch nicht deroutierten Einheiten vom Norden her im Anrücken zu sein, während die 4. Armee alle ihr direkt gegenüber befindlichen gegnerischen Kräfte besiegt, doch durch die geschilderten Vorgänge in der Schlacht nicht so entscheidend niedergeworfen hatte, daß sie für weiterhin gänzlich außer Rechnung hätten gestellt werden können. Das wäre nur dann noch zu erreichen gewesen, wenn der 4. Armee die Möglichkeit gegeben worden wäre, mit ihrem Großteil eine rücksichtslose Verfolgung einzuleiten. Die 3. Armee und die zur Stelle befindlichen Kräfte der 2. Armee waren aber nicht imstande, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Überdies waren sie in mehreren größeren Einzel-



Textskizze 6 (zu Seite 320)

gefechten geschlagen worden. Die Erforschung der Ursachen der Niederlage steht außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Nur folgendes Resumé sei der Vollständigkeit halber hier niedergelegt.

Trotz der allgemeinen Überlegenheit der Russen lagen — in den letzten Augusttagen — die Verhältnisse für eine erfolgreiche Abwehr nach Osten hin nicht gar so ungünstig. Das Armeeoberkommando konnte doch, sei's im Raum bei Lemberg, sei's äußersten Falles westlich hiervon, direkt und indirekt zur Geltung bringen: das III., XI., XII., VII. Korps, die 23. ungarische und 44. österreichische Landwehr-Infanterietruppendivision und die 88. Schützenbrigade, vom etwa 5. September an auch das IV. Korps, überdies eine Anzahl von Marsch- und Landsturmformationen. Das gab in Summe mindestens 16 Infanterietruppendivisionen, zu denen dann noch 6 Kavallerietruppendivisionen und schließlich die als place du moment eingerichtete Stadt Lemberg und der Brückenkopf von Mikolajow getreten wären. Ordentlich arrangiert, hätte dies eine Barriere geschaffen, welche die im Angriff schwerfälligen Russen kaum in zehn Tagen durchbrochen haben würden.

Angenommen, der Beginn der Schlacht wäre etwa am 3. September angesetzt worden — für uns der ungünstigste Fall —, so hätte die Entscheidung nicht vor dem 10. oder 11. September heranreifen können, also zu einer Zeit, wo die 4. Armee schon lange in der Lage gewesen wäre, mit voller oder weitaus genügender Kraft einzugreifen. Denn bishin hätte sie den Gegner nicht nur besiegen können, was sie ja tatsächlich auch tat, sondern sie hätte ihn auch gründlichst verfolgt, was man ihr leider verwehrte. So waren es aber schließlich nur mehr die beaux restes der 2. und 3. Armee, die in der am 6. September beginnenden Schlacht bei Grodek—Rawa Ruska den Kampf aufnahmen, wodurch sich die Verhältnisse für das Eingreifen der 4. Armee naturgemäß anders und ungünstiger gestalten mußten.

Dies als allgemeine Betrachtung hingestellt, gehe ich zu den konkreten Verhältnissen über, wie sie nach der Schlacht tatsächlich bestanden.

Die 3. Armee und die am Kriegsschauplatz befindlichen Teile der 2. Armee waren im Rückzug über Lemberg gegen Westen begriffen, die Brückenköpfe bei Halicz und Mikolajew verloren. Lemberg, das noch in letzter Zeit ziemlich stark befestigt worden war, wurde kampflos geräumt. Hierdurch gelangten die Russen in den Besitz zweier prächtiger Stützpunkte, Lemberg und Mikolajew, die ihnen von unmittelbarem großem Nutzen sein sollten. Die 4. Armee hatte ihren schweren Kampf soeben beendet und stand teilweise in der Verfolgung, im allgemeinen in einer nach Norden offenen Ellipse. Durch die vom Ar-

meeoberkommando zuerst ergangenen Disposition war das Abschwenken gegen Süden und das Eingreifen zur Degagierung der 3. Armee oder das Rückgehen über den San gewissermaßen zur Wahl gestellt.

Objektiv betrachtet lagen die Verhältnisse folgendermaßen:

Im ersteren Falle mußte aus mehrfach erwähnten Gründen unbedingt für eine entsprechende Rückendeckung vorgesorgt werden. Das 4. Armeekommando berechnete die dafür erforderlichen Kräfte mit mindestens 4 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen[1]), unter der Voraussetzung, daß die 1. Armee den Schutz der linken Flanke im operativen Sinne bewirken müsse. Für die Offensive nach Süden blieben daher 8 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision zur Verfügung. Immerhin eine sehr beträchtliche Kraft, wenngleich nicht übersehen werden durfte, daß alle diese Divisionen durch Schlachten und Märsche abgenützt waren. Die Stoßrichtung Nord zu Süd wäre für den Gegner sehr empfindlich gewesen. Allerdings war es erforderlich, den linken Flügel stark zu staffeln, da man auf Stöße der im weiten Bogen von Osten herangeführten russischen Hauptkräfte gefaßt sein mußte. Hauptsache blieb aber doch die Rückendeckung im engeren und weiteren Sinne. (Eigene Armeegruppe Erzherzog Josef Ferdinand und 1. Armee.)

Wendete man sich der zweiten Alternative zu, „Abschwenken gegen den San", so hätte man vorher noch die taktische Verfolgung des geschlagenen Gegners mindestens 1—2 Tage durchführen und ihn hierdurch gründlich deroutieren können. Möglicherweise wäre der darauffolgende Rückmarsch der 4. Armee an den San nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen gewesen. Doch im Vergleich zu den Verhältnissen, unter denen acht Tage später — nach der Schlacht von Rawa Ruska — der Rückzug tatsächlich durchgeführt werden mußte, wäre ein Rückmarsch nach der Schlacht von Komarów, vom etwa 4. September an, als ein einfacher Friedensmarsch erschienen.

Summa summarum: der Stoß gegen Süden blieb immer ein Wagnis. Wollte man ihn aber in Anbetracht der großen Ziele doch wagen, so wäre die Grundbedingung dazu eine genügend starke Rückendeckung und eine weitere Deckung im operativen Sinne durch die 1. Armee gewesen. Wir werden jedoch alsbald sehen, daß diese Operation auch ohne die erwähnten Bedingungen angeordnet wurde, ihr daher von Haus aus große Gefahren erwuchsen.

Am 2. September kam um die Mittagsstunde ein telephonisches Aviso des Armeeoberkommandos, das die Absendung der Disposition

[1]) Armee-Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand.

Textskizze 7 (zu Seite 322)

ankündigte: „Abschwenken gegen Süden zur Degagierung der 3. Armee."

Vorher langte jedoch noch folgender Befehl des Armeeoberkommandos ein:

„Die 4. Armee hat sich durch ihre glänzenden Waffentaten das Anrecht auf höchste Anerkennung und Dank des Vaterlandes erworben. Aber es harrt ihrer noch eine zweite große Tat, das Schicksal des Feldzuges dadurch zu entscheiden, daß sie sich nunmehr gegen den in Ostgalizien eingebrochenen Feind wende, um der im Kampfe stehenden 3. Armee rechtzeitig Unterstützung zu bringen. Entscheidende Operation wird an alle Truppen noch hohe Anforderungen stellen, aber ich bin gewiß, daß die tapfere 4. Armee diesen Anforderungen nachkommen wird, in dem Gedanken, daß sie ihren bedrängten Kameraden Hilfe bringt und den Sieg endgültig an unsere Fahnen fesselt. Dieser Befehl ist allen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten vollinhaltlich zu verlautbaren. Erzherzog Friedrich."

Wesentlich mehr als diese schönen Worte, die natürlich gleich verlautbart wurden, interessierten mich jedoch die weiteren Verfügungen des Armeeoberkommandos über den Abmarsch nach Süden. Diese Verfügungen waren eigentlich schon durch die als Beilage 6 allegierte *Beilage 6* Disposition vom späten Abend des 1. Septembers präjudiziert, denn darin war angeordnet worden, daß die Armeetêten schon am 3. September in die Linie Uhnow—Belzec zu bringen seien. Dadurch war die Armee bereits in die Direktion ausgesprochen Süd zu stellen, so daß man sich fragen mußte, wie ein eventuelles Abschwenken gegen West zur Gewinnung des Raumes Jaroslau—Lezajsk noch durchführbar gewesen wäre? Auch für die Sicherung des eigenen Rückens, sowie für den Ostflügel der 1. Armee waren detaillierte Weisungen beigegeben. Leider harmonierten sie mit meinen Anschauungen keineswegs. Doch das Armeeoberkommando blieb bei der Auffassung, es würden 3 Infanterietruppendivisionen und 1 Kavallerietruppendivision für die Durchführung der Rückendeckung genügen. Gleichzeitig sollten diese aber auch eine ausreichende Flankendeckung der 1. Armee bilden! Der Zwischenraum der eigenen und 1. Armee betrug jedoch in jenem Zeitmoment schon etwa 50 km und mußte sich im Weiterverlauf der Operationen noch beträchtlich vergrößern.

Dies alles ließ mich die Situation in keinem erfreulichen Lichte sehen, um so weniger, als über die Verhältnisse der 1. Armee keine genaueren Daten zu erhalten waren, weder beim 1. Armeekommando noch beim Armeeoberkommando. Man erzählte nur vage Dinge von Bedrohung im allgemeinen usw. Da aber bisher die Situation der 1. Armee immer glänzend geschildert worden war, so daß man den

Eindruck hatte, es befände sich dort alles im besten Gange, wurde die Deckung der östlichen Flanke dieser Armee anfänglich nur als konventionelle Dispositionsfloskel angesehen. Es war doch nicht gut anzunehmen, daß das Armeeoberkommando wirklich des Glaubens sein könnte, es würde der schwachen Armeeabteilung des Erzherzogs Josef Ferdinand gelingen, zwei ganz verschiedenen Aufgaben zu entsprechen.

In Ausführung der Dispositionen des Armeeoberkommandos wurden die eigenen Weisungen und Maßnahmen getroffen, die eine teilweise Neugruppierung der Armee bezweckten. Zu deren Formierung mußten die Truppen schon am 3. September zu starken Märschen, leider mitunter sogar zu Gewaltmärschen, veranlaßt werden. So kam's, daß beispielsweise die auf dem ungeheuern Schlachtraum von fast 4000 Quadratkilometern verstreuten 150 eroberten Geschütze nur zum Teil eingebracht werden konnten, und daß nicht einmal die Perlustrierung des Schlachtfeldes stattfand.

Zur Vorrückung gegen Süden wurde die Armee in drei große Kolonnen gegliedert. Westliche Kolonne: IX. Korps, dem auch die 25. Infanterietruppendivision des II. Korps zugewiesen wurde. Links davon VI. Korps. Östliche Kolonne: XVII. Korps, nunmehr endgültig aus der 19. Infanterietruppendivision und der 41. ungarischen Landwehr-Infanterietruppendivision zusammengesetzt, mit Zuweisung der 2. Kavallerietruppendivision, sowie der beiden Marschbrigaden 2 und 9. Die 6. Kavallerietruppendivision, der einige bei Rawa Ruska eingetroffene Marschbataillone unterstellt wurden, zog voraus. Die 3. Infanterietruppendivision des XIV. Korps folgte als Staffel links rückwärts. Zur Rückendeckung wurden — wie erwähnt — unter Kommando des Erzherzogs Josef Ferdinand das II. Korps mit der 4. und 13. Infanterietruppendivision und die 8. Infanterietruppendivision des XIV. Korps, sowie die 9. Kavallerietruppendivision verwendet. Sie hatten zunächst noch die Verfolgung offensiv zu bewirken und später nur nach Maßnahme eines gegnerischen Druckes zu weichen.

Ungeheure Schwierigkeiten verursachte die Traindisponierung, in deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden soll. Besonderer Wert wurde auf den Fortbetrieb der Lokalbahn Jaroslau—Rawa Ruska gelegt. Auf derselben wurden dann bis zum letzten Moment, also noch während der Schlacht bei Rawa Ruska—Grodek, auch tatsächlich Verpflegungs- und Munitionstransporte den Truppen zugeführt.

Nach diesen Leitmotiven wurde die Disposition für den 3. September verfaßt und am Abend des 2. September den Truppen hinausgegeben.

Ursprünglich plante ich für den 3. September einen Besuch der Truppen auf dem Schlachtfelde. Die Weisungen dafür waren schon erlassen worden. Ich hätte mir und meinem Stabe diese via triumphalis gerne gegönnt. Es wäre der erhebendste Moment meines Lebens gewesen. Auch ist der Kontakt zwischen Truppen und deren höchstem Führer für gegenseitiges Verstehen und Vertrauen stets von Vorteil. Doch die mittlerweile eingelangten Weisungen des Armeeoberkommandos und die hieraus entspringenden Maßnahmen und Arbeiten ließen diese Absicht nicht zur Ausführung kommen.

Am denkwürdigen 2. September vertraute ich mich oft meinem Freunde, dem Tagebuch, an. Und wenn ich es jetzt überblättere, würde ich kaum glauben, daß diese Zeilen in den Jubeltagen eines siegreichen Feldherrn niedergeschrieben wurden. Leichtlebig veranlagt, ersparte ich mir in ernsten Momenten doch nie die volle Wahrheit, rechnete auf keine günstigen Zufälle. Eine strenge Mathematik schuf ich mir bei Beurteilung jeder Situation, besonders der militärischen. Deren Ernst erkannte ich aber trotz des errungenen Sieges voll und ganz!

Am Abend kam General der Kavallerie Graf Huyn, der das Kommando des XVII. Korps krankheitshalber abgegeben hatte. Ich bedauerte dies aufrichtig, denn Graf Huyn war ein hochbegabter General. Im Laufe des Nachmittags und Abends vernahmen wir viele erhebende Kampfdetails der Schlacht. Es stellte sich daher bei uns allen nun doch eine Siegesstimmung ein. Es war aber kein Bramarbasieren, nur ein Aufatmen nach schwerer harter Arbeit, an der man mit besten Kräften mitgetan hatte.

So endete der 2. September 1914, der eigentliche Schlußtag der Schlacht von Komarów. Sie war ein unendlich mühevolles Ringen mit vielen unliebsamen Zwischenfällen. Bei gleicher Bravour der Truppen, doch bei Überlegenheit des Gegners in den Kampfmitteln, behielten die eigene bessere Schlachtanlage und größere Beharrlichkeit und Zähigkeit der Durchführung schließlich doch die Oberhand. Dies darf man ohne Unbescheidenheit sagen, da es logischerweise der Schlachtverlauf selbst ergibt.

Der operative Erfolg der Schlacht prägt sich am besten in der Frage aus: Was wäre die Folge gewesen, wenn Komarów mit einer Niederlage geendet hätte? Zweifelsohne der Verlust des ganzen Feldzuges. Denn ein siegreicher Vorstoß der Russen aus dem Raume von Komarów gegen den San hätte zu einem allgemeinen Debacle führen müssen. Der Sieg konnte aber von dem Momente an keine größeren operativen Erfolge erbringen, als die 3. Armee geschlagen war, wodurch der eigene direkt gegenüberstehende Gegner nicht durchzügig

und energisch verfolgt werden durfte und auch die 1. Armee durch einen glücklicheren Gegner gebremst und bald darauf auch zum Rückzug genötigt worden war[1]).

Doch eines bleibt unbestritten. Komarów war die einzige wirklich große Bewegungsschlacht des Weltkrieges, in der österreichisch-ungarische Truppen allein, ohne Mitwirkung eines einzigen deutschen Soldaten einen überlegenen Gegner niederwarfen, der ausschließlich aus russischen Kerntruppen bestand. Dies kann nicht laut und eindringlich genug betont werden, weil es einen Anker für das staatliche und militärische Prestige der alten Armee bedeutet.

d) Abschwenken der 4. Armee zur Schlacht bei Rawa Ruska (Grodek)

Tagebuch, 3. September: „Die starken schwerfälligen Marschbataillone, die sich als taktische Körper nur wenig bewährt haben, machen mir Sorge. Desgleichen die stark reduzierten Stände der Feldbataillone. Werde tun, was möglich ist, um Ausgleich zu treffen. Viel schaut dabei allerdings nicht heraus, denn heute soll doch schon alles marschieren. Drum müssen wir auch beinahe alle Trophäen zurücklassen. Ewig schade!

Nach starkem Regen wieder wundervolles Herbstwetter. Freu' mich für die armen Truppen, die marschieren müssen. Manche bis zu 40 km. Auch für die Fliegerbeobachtung ist Wetter günstig. Mein Stab drängt, ich soll um den Maria-Theresien-Orden einkommen. Könnt' mir gar nicht einfallen. Möge der Allerhöchste Herr aus eigenem verleihen, wenn er will. Nachrichten von der 3. Armee lauten immer bedenklicher. Der reine Zusammenbruch! Wie soll sich da das Blatt wenden. Verluste unserer Armee sind auch sehr groß. Genaues ist noch nicht bekannt. Aber man schätzt annähernd gegen 40000 Mann."

---

[1]) Der Mangel des durchschlagenden operativen Erfolges charakterisiert übrigens alle von den Zentralmächten erkämpften Siege. Selbst die Hindenburgschlachten im Herbst und Winter 1914/15, die durch das vortreffliche Zusammenwirken aller Führer zum taktischen Niederbruche des Gegners geführt, hatten gleichfalls nur einen mittelbaren operativen Wert. Sie hinderten den eigenen allgemeinen Niederbruch, der die notwendige Folge jedes bedeutenden taktischen Echecs der Zentralmächte gewesen wäre. Diese organische Eigentümlichkeit kann man während des ganzen Krieges beobachten. Sie resultierte zum guten Teil aus der ungeheuren Diskrepanz der Kräfte und Räume, die zwischen den Zentralmächten und ihren Gegnern bestand. Darin liegt auch einer der Schlüssel zum Verständnis des entsetzlichen militärischen Niederbruchs der Mittelmächte. Ihre zahllosen Siege wurden durch einen politischen und moralischen Echec im Schlußmoment ausgelöscht.

Am Abend traf die Disposition des Armeeoberkommandos für den 4. September ein, die in Beilage 7 dem Wortlaute nach als besonders charakteristisch wiedergegeben wird. *Beilage 7*

Diese eigenartige Disposition erweckte mein Kopfschütteln. Die künstlich zusammengefügten Sätze enthielten eine ganze Reihe von Widersprüchen. Zum allermindesten kam aber die ursprünglich leitende und einfache Idee: „Stoß von Nord zu Süd" nur mehr ganz verschwommen und mit allen möglichen Kautelen umgeben zum Ausdruck. Diese Disposition war zweifelsohne das Resultat eines Kompromisses von verschiedenen Vorschlägen, Meinungen, Wünschen und wahrscheinlich auch von vielen telephonischen Wechselgesprächen. Die Folge war im allgemeinen ein Staffelvormarsch der Armee vom rechten Flügel aus. Dadurch, daß die westliche Kolonne, das IX. Korps, drei Divisionen stark war, wurde den Weisungen des Armeeoberkommandos eo ipso entsprochen. Doch dadurch, daß ich bei der östlichen Kolonne zwei schwere Batteriedivisionen (vom VI. und XIV. Korps) einteilte und schließlich auch noch auf die flankierende Einwirkung der 3., vielleicht sogar der 8. Division hoffen konnte, glaubte ich die ursprüngliche, mit meinen Ansichten ganz übereinstimmende Idee des Flankenstoßes doch noch realisieren zu können. Es kam dann allerdings ganz anders.

Am Abend traf eine Depesche des Armeeoberkommandos ein, die in ihrem ersten Teile folgendermaßen lautete: „Auf Grund aufgefangener Radiodepesche Plehwe (Kommandant der russischen 5. Armee) einwaggonieren in Wladimir Wolhynsk für Brest Litowsk. Nach Anschauung des Armeeoberkommandos, feindliche Offensive von Grubieszow und Krylow zunächst keine zu erwarten."

Es ist dies aus dem Grunde hoch bemerkenswert, weil dadurch die Auffassung des Armeeoberkommandos in ganz präziser Weise zum Ausdruck gelangt. Später aber, als diese Auffassung sich als irrig herausstellte, waren Personen des Armeeoberkommandos heftig bemüht, die Schuld am Verkennen der Situation von sich abzuwälzen und anderen aufzubürden. Davon soll noch die Rede sein.

Tagebuch, 4. September: „In der Nacht heftiges Gewehrfeuer. Ganz nahe am Hauptquartier. Mag sein, daß sich Kosaken herumtreiben. Wahrscheinlich aber aufgeregte eigene Patrouillen und Posten. Armeeoberkommando will noch eine Division nach Süden heranziehen. Dann darf man mir aber nicht auch noch den Flankenschutz der 1. Armee aufbürden. Eher umgekehrt."

„Fahre bei ungünstigem kalten Wetter zur Truppenbesichtigung nach Tomaszów. Lasse dort Regimenter vom IX. und II. Korps vorbeipassieren. Spreche wie stets mit Leuten aus der Einteilung.

Kommen gerade vom Brotfassen, mit Wecken vollgepackt. Sollen durch meine Anwesenheit nicht gestört werden. Ich winke ihnen zu und quittiere die Hoch-, Hurra-, Živio-, Slava-, Eljenrufe. Freue mich über gute Stimmung unter den Leuten. Ein langer Korporal von den 84ern entpuppt sich als Marqueur des Café de l'Europe am Stefansplatz. Mein Stammcafé. Ich begrüße ihn als guten Bekannten, was er stolz schmunzelnd entgegennimmt und Hurra ruft!" (8 Tage später lag der arme Mann in einem Leichenhügel nördlich Grodek.)

„Ich berufe den anwesenden Korpskommandanten Friedl und den Divisionär Erzherzog Peter Ferdinand zu mir, um den Verlauf der Schlacht zu besprechen. Befrage ersteren über seine Eindrücke bezüglich Verhaltens und Geist der Leute." (Bei den wechselvollen, in den Einzelheiten nicht durchaus erfolgreichen Kämpfen, die sich bei diesem Korps abgespielt hatten, war ich in jenem Moment über dessen Gesamtleistung noch nicht völlig im Klaren.) „Spreche aber anerkennende Worte[1]) und appelliere für weiterhin an Tüchtigkeit."

„Dann nehme ich Erzherzog Peter Ferdinand vor. Ich wies vorerst darauf hin, daß wir uns doch nicht im Manöver, sondern im Kriege befänden, der von uns allen unter Umständen auch die vollste Aufopferung verlangt, und sagte dann mit ernster Miene: ‚Kaiserliche Hoheit, ich bedaure! Sie haben Gelegenheit gehabt, dem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen und sich selbst den Theresienorden am Schlachtfelde zu erringen. Sie haben beides an sich vorübergehen lassen. Durch Ihren Rückzug am 31. August haben Sie die Armee um ihre wertvollsten Früchte gebracht!' Der Erzherzog ist auf diese Reprimande sichtlich vorbereitet. Er steht schon mit einer Spezialkarte da, auf der sein Generalstabschef, Oberstleutnant Heller, die Situation vom Mittag des 31. eingezeichnet hat. Auf Grund dieser Skizze redet sich Peter auf die 9. Kavallerietruppendivision aus. Deren Gefechtsarbeit am 30. und 31. war allerdings sehr minderwertig, trotzdem läßt sich Peters verhängnisvolles Abschwenken nicht gut entschuldigen. Ich sage ihm das mit ernsten Worten, stelle weitere Erhebungen in Aussicht und empfehle mich von ihm in kühler Weise."

Dies war mein Recht und es war sogar meine Pflicht. Außerdem war es das Geringste, was ich tun konnte. Ob's aber für österreichische Verhältnisse lebensklug war, ist eine andere Sache. Jedenfalls verdarb ich mir es durch dieses, sowie durch mein weiteres Verhalten zu diesem kaiserlichen Prinzen endgültig mit allen maßgeben-

[1]) Ich hatte daran wohlgetan. Denn nach Klärung vieler Details sah man, daß das Korps, namentlich die 10. Infanterietruppendivision, unter schwierigen Verhältnissen ganz Erhebliches geleistet hatte.

den Faktoren. Was dann zu einem allgemeinen Kesseltreiben führte.

Eine sehr alte Dame, Mutter eines der höchsten militärischen Funktionäre, die in der Lage war, vieles zu wissen, die Dinge aber in ihrer naiven Altersvorstellung sah, äußerte sich später einmal: „Ja ja, der Auffenberg hätte halt folgen sollen. Einem Erzherzog muß man immer folgen, wenn er auch noch so unrecht hat. Mein Sohn hat das immer so g'sagt." Im Prinzip und auf unsere damaligen Verhältnisse angewendet hatte die gute Dame vollkommen recht. Aber mir lag die Katzenbuckelei einmal nicht. Außerdem hatte ich in diesem Falle das Gefühl, in der allermildesten Weise geurteilt zu haben.

Mein Tagebuch erzählt: „Von den Truppen, die ich gesehen, gefielen mir die 36er, 98er und 84er, desgleichen die Artillerie sehr gut. Deutschmeister soll große Verluste haben. Nur mehr 1000 Mann sollen da sein. Desgleichen die 18er. Ein Bataillon von bosnisch-herzogowinischem Nr. 1, das in die Katastrophe der 15. Infanterietruppendivision verwickelt war, hat gar nur mehr zwei Offiziere und 117 Mann. Viele Kommandanten machen gedrückten Eindruck. Sind durch russisches Artilleriefeuer impressioniert, dessen große Präzision und richtige taktische Verwertung allgemein anerkannt wird. Wie wär's erst, wenn ich als Minister die 76 Batterien nicht geschaffen hätte? Und warum sind die Haubitzen nicht eingeführt worden? Die Kredite dafür habe ich ja damals beschafft. Leider läßt sich jetzt nichts ändern."

„Fürchterliches Wetter. Ein kalter Regenschauer nach dem andern. Wo ich einen Truppen- oder höheren Kommandanten sehe, nehme ich ihn ins Auto und wirke auf Stimmung. In Ljubica besuche ich kleines Feldspital. Meist leichtere Fälle. Verwundete liegen schon mehrere Tage hier und wissen nichts über den Ausgang der Schlacht. Als ich davon erzähle, jubeln sie. Ich sehe einen leichtverwundeten russischen Oberstleutnant. Er spricht nur russisch. Macht sympathischen Eindruck. Da er sein Augenglas verloren, helfe ich ihm mit einem Zwicker aus. Wird ihn wohl als Souvenir aufbewahren. Am Nachmittag trifft Weisung ein, daß Boroević Kommando der 3. Armee übernehmen soll."

Die Amovierung Brudermanns war die erste Enthebung eines Armeekommandanten. Durch diese Maßnahme des Armeeoberkommandos wurde die Volksstimme gegen den General mobilisiert, was dieser vom Geschick bishin favorisierte Mann sehr tief und schwer empfand. Eine teilweise Entlastung wurde ihm schon im November 1914 zuteil, als er vom alten Kaiser in Disponibilität, also nicht in den Ruhe-

stand versetzt wurde. Allerdings half ihm dabei auch die große Gunst, deren sich seine sympathische Persönlichkeit mit Recht stets zu erfreuen hatte. Später wurde ihm die vollständige Rehabilitierung durch den jungen Kaiser, in dessen Gunst er immer gestanden war, zuteil.

Tagebuch: „Boroević nunmehr Kommandant der 3. Armee. Vermisse ihn schwer. Sein Nachfolger Feldmarschalleutnant Arz. Kenne ihn als Führer noch wenig. Desgleichen Křitek, der das XVII. Korps übernommen hat. 15. und 26. Infanterietruppendivision sind ohne Führer. Auch sonst eine Menge Stellen bei Brigaden und Regimentern unbesetzt. Dazu die Ungunst des Terrains, das den Russen alle Vorteile für ihre Defensivtaktik und ihre starke Artillerie einräumt. Sehr viel Glück haben wir nicht. Belohnungsanträge. Bin sehr large." (Allerdings war ich ein Knauser gegen die Verhältnisse, die später insbesondere unter dem jungen Kaiser Platz griffen.) „Beantrage Boroević, Schemua und Erzherzog Josef Ferdinand für Eis.-Kron.-Orden 1. Klasse. Fordere überdies Boroević und Josef Ferdinand auf, um Maria-Theresien-Orden einzukommen. Desgleichen meine nächsten Mitarbeiter Kraüß und Soos.

Am Abend passiert Boroević Narol. Erzählt über sein Korps. In erster Linie aber über sich. Beziffert Verluste seines Korps auf 15 000 Mann. Ich kann's nicht glauben. Er ist zweifelsohne eine stählerne Führernatur. Wenn aber die 3. Armee wirklich so heruntergebracht ist, wie Berichte sagen, dann wird auch er sie in den zwei bis drei Tagen bis zu Beginn der Schlacht nicht zusammenraffen. . . ."

An diesem Tage wurden alle angestrebten Marschziele erreicht. Ein direkter Kontakt mit dem Gegner erfolgte aber nur seitens der weit vorgeschobenen Abteilungen.

Für den 5. September sagte die um 7 Uhr abends eingelangte Disposition, daß der Vormarsch — in Staffeln vom rechten Flügel vorwärts — fortzusetzen sei, und daß die Armee am 6. September mit zusammengehaltener Kraft in den Kampf der 3. Armee eingreifen müsse. Vom Armeeoberkommando erfolgte die Mitteilung, daß vom 7. September an sechs Infanterie- und eine Kavallerietruppendivision am linken Flügel der 3. Armee vollkommen schlagfertig bereitstehen würden, der Rest der Armee westlich der Wereszyca. Demnach war ich, genau genommen, einen ganzen Tag voraus, was nicht notwendig, nicht einmal gut genannt werden konnte. Dies ergab sich aus der vom Armeeoberkommando für den 3. September fixierten Ausgangssituation (Armeetêten in der Linie Belzec—Uhnow), sowie als Folge all der vielen, zur Eile anspornenden Wei-

sungen und Wünsche der höchsten Kommandostelle. Wenn meine Armee noch einen Tag (3. September) im Raume von Komarów verblieben wäre, hätte sie sich weit besser retablieren können. Außerdem hätte sie den Gegner in der Täuschung belassen, daß eine Verfolgung mit der ganzen Armee oder wenigstens mit deren größtem Teil geplant sei, und letzten Endes wäre der Stoß gegen Süden für den Gegner weit überraschender erfolgt, was von ganz besonderem Nutzen geworden wäre. Diese Ansicht äußerte ich bald nach jenem Tag zu meinem Generalstabschef und fügte mit dürren Worten meine Überzeugung bei: „Ich hätte damals einfach einen operativen Ungehorsam begehen sollen."

Tagebuch, 5. September: „Briefe an Arz (VI. Korps) und Křitek (XVII. Korps) teils zur Begrüßung, teils zur Festigung der Beziehungen in den bevorstehenden kritischen Tagen.

Schöne Bescherung, daß der rechte Flügel der 1. Armee zurückgehen muß! Hoffentlich wird er sich hinter der starken Porlinie halten. Gruppe Josef Ferdinand soll über Weisung Armeeoberkommandos, Op. 1667, mit allen drei Divisionen gegen Zamość abschwenken!!! Ja, unter diesen Umständen wird der Angriff meiner Armee wirklich zu einem Hazardspiel unter dem Einsatz der Existenz. Dazu das elende Wetter! Gegner soll heute mit nördlichster Kolonne von Zolkiew in westlicher Richtung vorgestoßen sein. Haben wir ein direkt rasendes Glück, so kann's vielleicht gehen, vorausgesetzt, daß Truppen sich weiter so gut halten. Alles auf eine Karte gesetzt. Va banque!

Von Hause keine Nachricht. Nachmittag kommt Brief Teresina, vom 27. datiert. In Wien halten sie mich noch immer für den Sieger von Krasnik. Merkwürdig. — Nach Norden zurückgegangener Gegner postiert, wie mir eben gemeldet wird, starke Nachhuten, je eine Division à cheval der Huczwa. Ihnen gegenüber steht noch Gruppe Josef Ferdinand mit drei Divisionen. Die soll aber gegen Zamość abschwenken, um rechten Flügel der 1. Armee zu decken. Kundschaftsnachrichten besagen, daß Gegner zu einem Gegenstoß nach Süden vorbereitet.[1]) Hat jedenfalls schon Kenntnis vom Abmarsch meines Gros."

„X. Korps von 1. Armee ist bis hinter den Por zurückgegangen. Hat heute Reservedivisionen und Kaukasier gegen sich gehabt. Also auch schon die kaukasischen Korps am Kriegsschauplatz!"

---

[1]) Diese Nachricht wurde von einem Artillerieoberleutnant überbracht, der in Friedenszeit in Rußland als Ingenieur tätig gewesen und dem es jetzt gelungen war, durch die russischen Linien hin und zurück zu schleichen. Seine Mitteilungen waren von größtem Wert.

„Liebenswürdiger Brief Berchtolds angelangt. Der glaubt jetzt sicher, daß alles gewonnen sei und seine Politik obenauf ist. Schön gemach! Wir halten erst am Anfang."

„Kalt. Steppenwind. Von den Marschbrigaden wird jene des VI. Korps aufgeteilt. 2. und 9. bleiben noch geschlossen. Sollen sehr gut beisammen sein. Beim VI. Korps werden Kompanien durchschnittlich 150 Mann haben. Bei Honveddivision sind alle vier Regimentskommandanten und ein Brigadier außer Gefecht. Beim Infanterieregiment Nr. 21 alle Bataillonskommandanten. Teufel, Teufel! Und in zwei bis drei Tagen sollen wir wieder zu einer großen Schlacht antreten."

„10 Uhr abends. Und Disposition des Armeeoberkommandos noch immer nicht da. Glaub's gerne, daß sie sich's hundertmal überlegen. Ist einer der entscheidendsten Schritte in diesem Kriege, der schon bisher viele negative Überraschungen gebracht hat. Mit halbem Herzen und mit halben Mitteln darauf vorbereitet, hat man eigentlich nie an ihn geglaubt. Dann ist er gewissermaßen über Nacht hereingebrochen, ärger als man sich's je hat vorstellen können. Und nun sind Russen weit über alle Voraussicht vorbereitet. Seit Rußland existiert, haben sie jetzt zum erstenmal alle ihre ungeheuern Massen wirklich im Feld. Ihr vorzüglich vorbereiteter Operationsraum, die leistungsfähigen Eisenbahnen, die starke Artillerie mit ihrer klugen Verteidigungstaktik . . .! Auch operativ gehen sie diesmal aktiv vor. Zug folgt dem Zug, Gegenstoß dem Stoß!"

So mein Tagebuch. Jedenfalls gab ich mich keiner Illusion hin, erkannte die Situation und beurteilte sie ganz vorurteilslos.

Tagebuch: „Rein objektiv betrachtet, wäre es das vernünftigste, noch jetzt hinter den San zu gehen. Russen würden diese Linie ganz gewiß nicht durchstoßen. Man könnte dann ruhig auf Kooperation mit Deutschen warten. Werden ja nicht mehr lang ausbleiben."

„Herrgott, schon $^1/_2$11 und noch immer keine Disposition des Armeeoberkommandos. Was werden sich die Truppen denken!"

„Kommt endlich — 11 Uhr nachts! Also Angriff! Leitende Idee über das Zusammenwirken der Armeen nicht sehr präzise, dafür allgemeine Thesen. Ist doch nicht die Zeit zu Abhandlungen."

„Angriffsterrain ungeheuer schwierig und überdies beengt, weil man den Riesenknopf bei Zolkiew nicht angehen kann. Ziel und Direktion werden von mir nur für eine nähere Linie angegeben, die bis 10 Uhr vormittags zu erreichen. Unter den gegebenen Umständen nicht zu vermeiden."

„6. September. Weisung des Armeeoberkommandos mit Direktion für 3. Armee kommt erst nach 8 Uhr früh. Man will meine Armee

— immerhin noch 130 Bataillone, exklusive Armeegruppe Josef Ferdinand — auf Raum von kaum 18 km Front zusammenpressen. Das tu' ich nicht! Will und muß aber mit XVII. Korps und 3. Infanterietruppendivision östlich Zolkiew ausgreifen. Zwiegespräche hierüber mit Chef des Generalstabes! Ich bleibe bei meiner Ansicht. Dabei ist eine zweistündige Verspätung entstanden. Nun ist der Befehl draußen! Die ganze Armee greift an. Gott schütze sie!"

e) Schlacht bei Rawa Ruska—Grodek (2. Schlacht bei Lemberg)

7. September: Zu diesen unmittelbar nach den Ereignissen, Dispositionen und Befehlsausgaben geschriebenen Tagebuchnotizen sei folgendes erwähnt. Das Armeeoberkommando verlangte am 6. — für den 7. — den Angriff der ganzen 4. Armee als Flankenstoß. Desgleichen noch immer mit der Hauptdirektion „Süd", beziehungsweise Südwest. Schon am nächsten Tage wurde aber daraus — wie wir sehen werden — eine „festhaltende Gruppe" mit der Front gegen „Ost" Gewiß trugen die am 6. September eingetretenen Ereignisse einiges zu diesem Ideenwechsel bei. Doch Armeen sind eben nicht Schachsteine!

Tagebuch: „Zwischen 5 und 7 Uhr heftiges Geschützfeuer vom Norden her. Was bedeutet das? Hoffentlich läßt es nur Windrichtung so deutlich erscheinen! Ein Entwirren des Waldkampfes brächte jetzt kein Mensch mehr zuwege. In diesem Moment muß übrigens der Zusammenstoß schon stattgefunden haben. —"

„Glückwunschtelegramm von Bolfras und Montenuovo. Ist mir jetzt gleichgültig." —

„Nachricht vom XVII. Korps. Gegen dessen linke Flanke geht eine russische Division vor. Dort müssen aber doch schon eine Menge Kräfte entgegenstehen. Speziell die direkt aus Norden anrückende 3. Division (linker Flügelstaffel). Doch weiß man nie, wie so etwas ausgeht. Im unübersichtlichen Wald- und Sumpfterrain! Armeeoberkommando unterstellt mir drei Kavallerietruppendivisionen. Retablieren sich hinter Waldzone. Sollen dann an den linken Armeeflügel kommen."

„Vom Erzherzog Josef Ferdinand ein nicht verständliches Telegramm. Bin daher im Unklaren, was vom Norden kommt."

„Luftschifferkompanie samt Park angekommen. Inspiziere. Sehr imposant! Wird aber hier nicht lange bleiben können, da sie, gleich uns, schon sehr gefährdet ist. Offiziere und Mannschaften machen

einen ausgezeichneten Eindruck. Da Dekorationen just angelangt sind — 3 Militärverdienstkreuze, 5 Medaillen — nehme ich die Dekorierung persönlich vor. Ansprache. Dann Defilement vor den Dekorierten."

„Nachmittag ziemlich heftiger Kanonendonner aus nördlicher Richtung."

„Automobilist Oberleutnant Schönthan geht nach Wien ab. Übergebe ihm Briefe an die Meinen."

„Meldungen, die bis 7 Uhr abends einlangen, lassen erkennen, daß IX. und VI. Korps — die beiden westlichen Kolonnen — nur geringen Gegner vor sich haben. Weiteres Vorstoßen in der Richtung „Süd" wäre also voraussichtlich Luftstoß. Dagegen meldet XVII. Korps — östliche Kolonne —, daß es mit beträchtlichem Gegner im Kampf steht. Sollte Gegner zum Gegenstoß von Osten her ansetzen? Wäre nur selbstverständlich!"

Die Beurteilung war richtig. Dadurch, daß vom Armeeoberkommando die Direktion der 4. Armee nach „Süd" — „Südwest" — innerhalb der Linie Magierow—Niemirow verlegt worden war, kam's eben nicht zum Angriff auf die gegnerische rechte Flanke. Diese war nämlich nicht dort, wo man sie wünschte und supponierte, sondern einerseits noch viel weiter östlich, anderseits viel weiter nördlich ausgreifend. Nur ein breit gegen Osten gegliederter, von Nord zu Süd führender — nicht zu früh angesetzter — Stoß hätte die feindliche Flanke möglicherweise treffen können.

Vielleicht war eben die Eile, mit der meine Armee herangehetzt worden war, gerade die Ursache, daß man dem Gegner gar nicht Zeit gelassen hatte, die uns erwünschte Linie zu erreichen. Wie immer dem aber gewesen sein mochte, mein Empfinden vom 6. abends, daß wir im Begriffe waren, mit der Mitte und dem rechten Armeeflügel einen Luftstoß auszuführen, schien nicht unberechtigt. Daher sah ich's auch kommen, daß die Armee nach Osten weiter einschwenken müsse.

Tagebuch: „Peremptorischer Befehl des Armeeoberkommandos, daß Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand zur Unterstützung der 1. Armee abgehen muß! Was ist dort nur geschehen? Und ich habe doch just auf den Schutz meines Rückens und der östlichen Flanke durch den Erzherzog gerechnet!"

„Am Abend erzählten Berichterstatter, daß XVII. Korps sehr brav gekämpft. Artillerie ausgezeichnet gewirkt. Endlich etwas Erfreuliches über unsere brave Artillerie. Eintreffende Meldungen besagen, daß XVII. Korps gegen Flankenstoß kämpft und daß 3. Division durch einen von Osten kommenden Flankenstoß gestellt ist. Links sind wir eben schwach, können übermächtige Stöße schwer aushalten.

Dazu rufen noch 1. Armeekommando und Armeeoberkommando fortwährend um Hilfe nach der Gruppe Josef Ferdinand. Armeeoberkommando wird dabei völlig poetisch und elegisch. Und es ist ja doch vor allem meine Rückendeckung, ohne die ich niemals nach Süden abmarschieren hätte dürfen. Begreifen denn die das nicht?"

(Mit Disposition Op. 1667 vom 6. September ordnete das Armeeoberkommando einfach die Unterstellung der Armeeabteilung des Erzherzogs Josef Ferdinand unter das Kommando der 1. Armee an! Diese wäre hierdurch auf die Stärke von 17 Infanterietruppendivisionen (!) angewachsen, die Deckung des Rückens der 4. Armee wäre aber bloß der 9. Kavallerie-Division überantwortet worden. Es kam ja nicht dazu, weil die Armeeabteilung bereits in heftige Kämpfe verwickelt war. Aber es ist unerfindlich, wieso es überhaupt zu einer solchen Weisung hatte kommen können.)

„1/2 8 Uhr früh russischer Flieger über uns. Der erste, den ich sehe. Ist von unseren leicht zu unterscheiden."

„9 Uhr vormittags Meldung: Linker Flügel des XVII. Korps eingedrückt. D. h. muß scharf Front nach Osten nehmen. Nach wie vor kann nur 3. Division Ordnung und alte Direktion wieder herstellen. Ich habe jetzt auch die drei Kavallerietruppendivisionen über Niemirow an linken Armeeflügel dirigiert. Bis abends werden fünf Kavallerietruppendivisionen dort vereint sein. Doch in welchem Zustand befinden sie sich und wer ist der Murat oder Seydlitz, der diese Masse zu führen versteht? Im modernen Geist!"

„10 Uhr vormittags. Armeeoberkommando zieht jetzt auf einmal den armen Erzherzog Josef Ferdinand mit der 8. Infanterietruppendivision doch noch nach Süden. Ist fraglich, ob Erzherzog zu erreichen sein wird, da er durch gestrige Abenddisposition gegen Westen zur Unterstützung der 1. Armee dirigiert wurde. Ich sende Oberst Lunzer hin, damit er Josef Ferdinand über alles unterrichtet und verläßliche Daten über Situation im Norden bringt. Dieser Wirrwarr! Und alles hätte so leicht geordnet ablaufen können!"

„10 Uhr 20 Minuten starker Geschützlärm von Rawa Ruska her. Vom Schloßbalkon hört man's besonders deutlich. Bei diesem Orte müssen jetzt stehen: XVII. Korps mit 30 Bataillonen und 14 Batterien, die 2. und 6. Kavallerietruppendivision mit 6 Batterien, bald auch 6 bis 9 Batterien von 4., 10. und 11. Kavallerietruppendivision, die ich vorgesendet habe. Also weit über 100 Geschütze! Vielleicht macht sich dort auch bald die 3. Division geltend."

„12 Uhr mittags. Ließ mich nun doch bewegen, um Theresienorden für Komarów einzukommen. Hauptsächlich aus dem Grund, weil

sonst keiner meiner Untergebenen einreichen könnte. Habe aber vier von ihnen bereits aufgefordert."

„12 Uhr 30. Meldung Josef Ferdinands, daß starke gegnerische Kräfte aus Nord und Ost anrücken. Gegen letztere steht 8. Infanterietruppendivision in heftigem Kampfe. Bis jetzt siegreich. II. Korps ebenfalls engagiert. Habe leider braves Regiment 99 mit einer Batterie auf Zamosć senden müssen. Diese Gruppe wird sich gewiß der 1. Armee anschließen. Geht mir daher verloren."

„1 Uhr nachmittags. Brigade Schneider der 3. Infanterietruppendivision hat in den ersten Morgenstunden einen Überfall unternommen. Anfänglich Erfolg, dann Panik. Daher geht ganze 3. Infanterietruppendivision an den linken Flügel des XVII. Korps zurück, dessen Angriff nicht mehr weiter vorwärts kommt. Ich beschließe von den dort befindlichen fünf Kavallerietruppendivisionen zwei unter Wittmann zum Feuergefecht zu verwenden. Zwei andere zu einem Kavalleriekorps unter Feldmarschalleutnant Baron Nagy zu vereinen..."

Die beiden ersteren Divisionen kämpften, gut geführt, tatsächlich mehr als zwei Tage in den Schützengräben und hielten sich ausgezeichnet. Die Kampfesleistungen, namentlich des 6. Dragonerregiments, bilden Ruhmesblätter für die hierbei beteiligt gewesenen Truppen. Es war das erste Mal in der österreichischen Armee, daß Kavallerie in so großem Maßstab im Fußgefecht verwendet wurde. Ich fühle Genugtuung, dies angeordnet und damit die veraltete Tradition durchbrochen zu haben. Im Manöver hatte ich es schon bei Tabor getan. Hätte es nur auch die Maßgebenden bestimmt, die taktischen Vorschriften, vor allem aber Ausrüstung und Bewaffnung der Kavallerie zu modernisieren. Doch das wäre Versündigung an den heiligsten Überkommnissen der Kavallerie gewesen! Der Krieg schuf dann Wandel.

Tagebuch: „Allgemeiner Angriff der Armee geht äußerst langsam vorwärts. Natürlich! Artilleriewirkung in den großen Waldkomplexen sehr beschränkt. Wußte es. Wies auch im Armeebefehl darauf hin, daß Überlegenheit der russischen Artillerie sich nicht geltend machen kann, dafür ist Tätigkeitsfeld für unsere überlegene Infanterie jetzt gekommen."

„2 Uhr 30 Telegramm des Armeeoberkommandos, daß ich Großkreuz des Leopoldordens mit Kriegsdekoration erhalten habe. Schön! Aber mir geht es jetzt vor allem um die Sache."

„3. Division schickt detaillierte Meldung, daß gestern spät abends von Brigade Schneider Oberst Brosch mit zwei Bataillonen seines Regimentes russisches Lager überfallen und zersprengt hat. Bei weiterem Vordringen ist Brosch umzingelt und mit seinen braven

Jägern aufgerieben worden. Oberst soll tot sein. Der brave Brosch! Einer der talentvollsten, tapfersten Offiziere der Armee. Verlust geht mir sehr nahe. War guter, erprobter Freund. Ganze 3. Division im Nachtkampf verwickelt, hat sich am Morgen gegen den linken Flügel des XVII. Korps zurückgezogen. Ist stark hergenommen."

„7 Uhr abends Disposition des Armeeoberkommandos für den 8. September und weiterhin."

Diese Disposition hatte eine ganz besondere Bedeutung, da sie die bisherige Aufgabe, ja das gesamte operative Angriffsverfahren änderte. Sie soll aus diesem Grunde in Beilage 8 vollinhaltlich dargelegt und hier besprochen werden. *Beilage 8*

Bis nun hatte die 4. Armee die Obliegenheit, den im allgemeinen von Nord zu Süd vorgehenden Stoßflügel zu bilden, der die 3. Armee direkt stützen, gleichzeitig aber auch des Gegners rechte Flanke umfassend angreifen sollte. Jetzt mußte aber die Armee dem feindlichen Angriff mit ostwärts gestellter Front frontal entgegentreten und den zähesten Widerstand leisten, falls es ihr nicht gelingen sollte, vorwärts zu kommen. Ins Taktische übersetzt: „Festhaltende Gruppe und nicht mehr Stoßflügel!" Dabei allerdings wieder die Weisung: „Den eigenen linken Flügel möglichst zu verstärken", während bisher dispositionsgemäß die Schwere auf den rechten Flügel verlegt worden war! Weiter sollte nunmehr die 3. Armee, und besonders die 2. Armee zur Entscheidungsgruppe, und die Stoßrichtung von Nord zu Süd auf Süd zu Nord verschwenkt werden. Der radikalste Wechsel des bisherigen operativen Angriffsverfahrens! Es läßt sich nun darüber rechten, welches Verfahren vom operativen Standpunkte aus das bessere gewesen wäre. Vom rein taktischen Gesichtspunkte genommen, stieße jedoch der von Süd aus geführte Stoß schließlich auf Lemberg, dessen Befestigungswerke für eine Feldschlacht von ganz hervorragender Bedeutung sein mußten. Für uns von negativer Bedeutung, obwohl gerade wir sie angelegt und in letzter Zeit sogar recht widerstandsfähig gemacht hatten. Auch konnte nicht übersehen werden, daß bei einem Vorstoß von Süd der Brückenkopf Mikolajow — vom Gegner besetzt — in der rechten Flanke des Stoßflügels verblieben wäre, was zum mindesten eine entsprechend starke Flankensicherung erfordert haben würde.

Betrachtete man weiters den Raum von Grodek objektiv, mußte man sich sagen, daß die Wereszica-Linie ein vortreffliches Fronthindernis abgeben würde, wenn eine große Schlacht gegen einen aus Ost anrückenden Gegner geschlagen werden sollte. An, beziehungsweise hinter diese Linie gehörte daher dem Terrain nach der Defensivflügel. In diesem Falle hätte sich daher für den Südflügel, also gerade

für die 3. und 2. Armee die defensive Aufgabe ergeben, wie sie ursprünglich tatsächlich vom Armeeoberkommando angeordnet worden war. Um taktisch offensiv vorzugehen, wird man doch nicht einen Raum aussuchen, in dem eine große Angriffsgruppe sich vorerst in schmale und tiefe Kolonnen teilen und ein Hindernis passieren muß, um an den Gegner heranzukommen.

Mag man's drehen und wenden, wie man will, der ursprünglich gar nicht beabsichtigte Angriff mit starkem, entscheidendem Südflügel bot weder strategische noch taktische Vorteile und wurde nur gewählt, da eine andere Wahl einfach nicht mehr übrig blieb. Links ging's nicht, so versuchte man es eben rechts, da man sich's einmal in den Kopf gesetzt hatte, eine Schlacht zu riskieren. Man wollte eben mit der Befreiung Lembergs[1]) vor der Öffentlichkeit paradieren. Andererseits wollte man die Scharten auswetzen, die eine wenig glückliche Führung sich östlich Lemberg geholt hatte.

Textskizze 8 In der Textskizze 8, Seite 347 ist eine schematische Darstellung der Operationen der 4. Armee zwischen dem 2. bis etwa 15. September 1914 gegeben. Daraus ist zu entnehmen, daß die 4. Armee zuerst eine Schwenkung von 180 Grad, im Anschluß daran eine solche von 90 Grad ausführen und sodann eine sechstägige Schlacht schlagen mußte. Und besieht man's logisch, kommt man zu dem Schlusse, daß im Momente, da die 4. Armee sich zu einer Frontalschlacht stellen mußte, auch schon der Stab über die ganze Operation, die zur Schlacht von Grodek führte, gebrochen war. Konnte man keine Schlacht liefern, in der die 4. Armee mit einem großen Flankenstoß einsetzte, war eine solche im Raume von Grodek überhaupt nicht mehr zu schlagen. Und nur wenn das Armeeoberkommando den Nachweis hätte erbringen können, daß der Rückzug der 1. Armee ein übereilter war, daß diese Armee also in der Zeit vom 2. bis 12. September nicht das tat, was man berechtigterweise von ihr zu erwarten hatte, wäre jene oberste Kommandobehörde teilweise exkulpiert gewesen, indem sie hätte sagen können, daß einer der namhaften Unterführer den Anforderungen nicht entsprochen hatte. Davon war aber in jenen Tagen niemals die Rede. Im Gegenteil, die Operationen der 1. Armee wurden als gänzlich einwandfrei erklärt. Somit fällt aber das Odium der ungenügend basierten Schlacht auf das Armeeoberkommando zurück.[2])

[1]) Am 5. und 6. September war in Wien das gerngeglaubte Gerücht verbreitet, ich hätte Lemberg entsetzt. Eine Erzherzogin rief sogar aus offenem Wagen dem Volke zu: „Betet und danket Gott, Lemberg ist entsetzt!" Als man die Wahrheit erfuhr, wendete sich dann der Ärger des Hofes just gegen mich.

[2]) Im Gefühl, daß im operativen Konzept große Mißgriffe Platz gegriffen hätten, wurde schon 1915 in verschiedenen offiziösen Emanationen das Motiv

Darum nochmals. Die Schlacht von Grodek war nicht zu schlagen, zum mindesten aber vom 7. September an abzubrechen, da von diesem Momente an die Chancen für den Erfolg nahezu Null waren!

Hierbei mußte der Armeeoberkommandant auch des ausschlaggebenden Umstandes gedenken, daß in jenem Momente alles, was der Staat an verfügbaren Kräften besaß, in Kampfesaktion gebracht war, sodaß der unglückliche Ausgang einer Schlacht, in der fast alle Armeen engagiert wurden, eine höchst fatale allgemeine Situation schaffen mußte. Der Moment, alles auf eine Karte zu setzen, war daher weder in den Kräfteverhältnissen motiviert, noch auch durch die allgemeinen operativen oder politischen Verhältnisse aufgenötigt. Doch so, wie man sich bei Beginn und Einleitung des Krieges des ungeheuern Ernstes der Situation nicht genügend bewußt war und bei voller Kenntnis der Unzulänglichkeit der eigenen Kraftkomponenten in den Existenzkampf eintrat, so wagte man auch hier ein schweres Spiel. Nur die geradezu staunenswerte innere Festigkeit der Armee, sowie die Bedächtigkeit, selbst Schwerfälligkeit der feindlichen Armeen half aus der furchtbar schwierigen Situation heraus, in der die Konzeption von Grodek—Rawa Ruska die eigenen Kräfte gebracht hatte. —

In der am Abend ausgegebenen eigenen Disposition wurde das offensive Moment noch festgehalten, wenngleich ich mich keiner Täuschung hingab, daß die Ereignisse selbst ein Stoppen des Angriffes erbringen würden, namentlich am eigenen linken Flügel. Durch das hartnäckig eingehaltene Angriffsverfahren sollte aber dem uralten taktischen Grundsatz entsprochen werden, den Entscheidungsflügel tunlichst zu entlasten. Dies gelang vollkommen, denn die Russen holten von ihrem äußersten linken Flügel Kräfte nach Norden hinauf. So berichtete beispielsweise eine Fliegermeldung, daß die Straße Mikolajów—Lemberg der Breite und Länge nach mit dicht aufgeschlossenen Kolonnen bedeckt sei, die alle nach Norden marschierten. Tatsache war, daß meiner Armee, die einschließlich der Armeegruppe Josef Ferdinand zwölf schon recht reduzierte Infanterietruppendivisionen stark war, siebzehn vollzählige russische Divisionen gegenüberstanden, wobei die von Norden nachrückenden

---

lanziert, man hätte die Schlacht wagen müssen, um alle russischen Kräfte von den Deutschen abzuziehen. Also eine Art strategischer Winkelriedpose. Vergebliche Mühe! An dieses Argument wird kein Denkender glauben, denn erstens war um jene Zeit die Tannenberger Schlacht schon geschlagen worden, die mit einer vernichtenden Niederlage für die gegen Deutschland vorgebrochenen Russen geendet hatte, und zweitens war ja weitaus das Gros des Russenheeres schon in Österreich drin gewesen.

Kolonnen der feindlichen 5. Armee nur teilweise eingerechnet sind. Insoweit es meine Armee betraf, dürfte das Verhältnis der Infanterie sich in dieser Schlacht auf etwa 5 : 8, jenes der Artillerie auf etwa 2 : 3 gestaltet haben. Dagegen hatte der eigene Stoßflügel, die 2. und 3. Armee, fraglos inferiore Kräfte gegen sich. In dieser Richtung stimmte also das Kalkül des Armeeoberkommandos. Trotzdem waren diese beiden Armeen nicht imstande, daraus jenen taktischen, in weiterer Instanz auch operativen Nutzen zu ziehen, der zu einem glücklichen Endresultat hätte führen können. In der Textskizze 9, Seite 351, die auch die Schlußsituation weist, sind die Verhältnisse deutlich dargestellt. Ich glaube, es unterliegt keinem Zweifel, daß meine brave 4. Armee alles getan hat, um den wechselnden taktischen und operativen Wünschen der Oberleitung Rechnung zu tragen.

Textskizze 9

Ich folge nun wieder meinem Tagebuch.

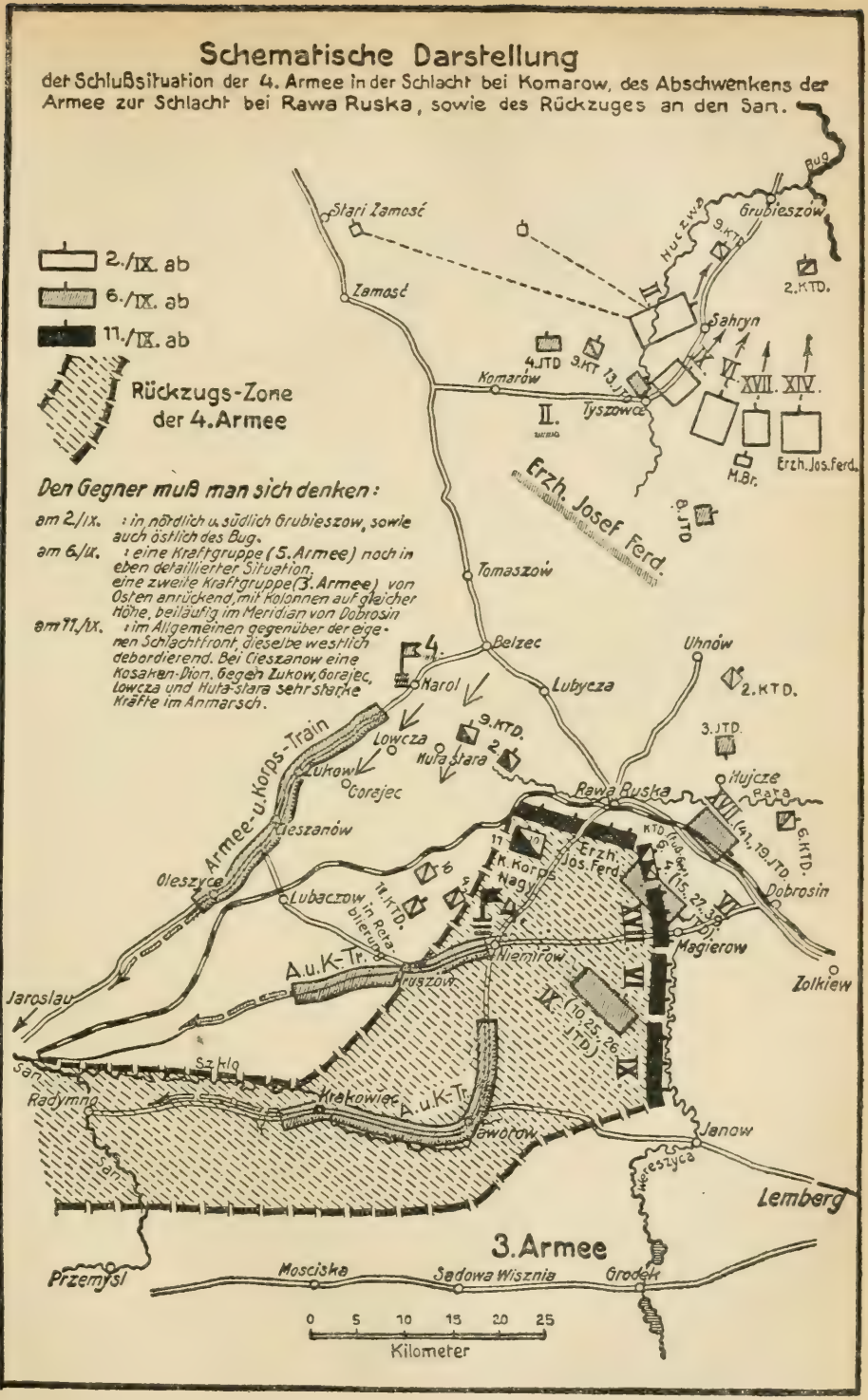
„7 Uhr abends Disposition ausgegeben.[1]) Danach wird Armee von 6 Uhr früh an angreifen. Chancen erscheinen immer gering. Krauß und Soos voll weitgehendem Optimismus. Meldungen von Berichterstattern der Korps und Gefechtsgruppen weniger günstig. Wandle in der Nacht wiederholt zum Kartentisch. Staune eigentlich, daß ich mich bei den kontinuierlichen Nervenanspannungen körperlich so wohl fühle."

„8. September. Hauptquartier rückt nach Niemirow ab. Liegt ungünstig zur Front, doch findet sich im Raum nichts anderes." (War ein Irrtum, Hruszow mit Kavalleriekaserne war viel besser. Wir gingen noch am selben Tag dahin. Merkwürdigerweise kannte es niemand im Hauptquartier.) „Flieger melden, daß XVII. Korps Fortschritte gemacht hat. Kanonendonner auch schwächer. Schwerer Kampf bei 1. Armee. Deren rechter Flügel ist bedrängt. Auch gegen meine Armee dürfte Stoß von Zamość kommen. Dort steht bei Tarnawatka gemischtes Detachement Major Tuczay. Vom Erzherzog Josef Ferdinand und der 8. Division ist — nichts bekannt. Verhalten dieser Gruppen, speziell II. Korps paßt mir nicht recht. Möchte persönlich hin. Enorme Distanz. Das erhöht die Schwierigkeit bei Leitung und Befehlsgebung. Dazu in kommunikationsarmem Lande."

„2. und 3. Armee befinden sich in Angriff. 3. Armee soll sich schon etwas geltend machen. Schenke keinen rechten Glauben. Kenne

---

[1]) Diese Disposition ordnet an, daß Erzherzog Josef Ferdinand mit der 3. und 8. Division und dem zusammentretenden Kavalleriekorps Nagy doch noch von Nord-Uhnow gegen die rechte Flanke des Gegners zu stoßen hat. Das Malheur der beiden Divisionen war daher in diesem Moment dem Armeekommando noch nicht bekannt.



Textskizze 8 (zu Seite 344)

solche „ermunternde Bekanntgaben". Nach frugalem Mahl Abfahrt von Narol. Scheide ungern. Sieg von Komarów wurde doch hier entschieden. Aber es ist höchste Zeit, wir sind schon ganz isoliert. Darum mußte früh auch Fliegerkompanie abrücken. Zahlreiche Trains im Rückmarsch gegen Jaroslau. Marschieren in guter Ordnung. Meldung, daß halbes Bataillon vom Detachement Tuczay[1]) Gehorsam verweigert. Ordne telegraphisch genaueste Untersuchung an. In Lubaczów enorm viel Verwundete. Veranlasse schnelle Evakuierung. Bei Ankunft in Niemirow von Trains und Verwundeten alles dicht belegt. Divisionstrain der drei Kavallerietruppendivisionen, die gegen den linken Flügel abmarschierten, ziehen durch. Per Regiment 200 bis 250 marode Handpferde. Wir versuchen uns im Gebäude des Bezirksrichters einzurichten, aus dem alle Beamten entflohen sind. In den Abendstunden Abfahrt nach Hruszów. Unterkunft in verlassener Offizierswohnung der 6er Dragoner." (Wenige Tage darauf wurde das Haus von Russen erbrochen, und was nicht gestohlen und geraubt, wurde verbrannt.)

„In Niemirów habe ich noch Meldung erhalten, daß aus der 26. Landwehr-Infanterietruppendivision eine Brigade formiert worden ist. Führender General meldet, daß die Division fast gar keine Offiziere mehr hat. Ist eben bei jeder Gelegenheit im Feuer gewesen. Und zwar in dem der russischen Artillerie, Minengranaten. Situation auf ganzer Linie sehr gespannt. Hoffentlich macht sich morgen Angriff der 3. und 2. Armee kräftig geltend."

„Ich disponiere: ‚Armeegruppe Erzherzog Josef Ferdinand sowie linker Flügel — XVII. Korps, Marschbrigaden und die abgesessenen Kavallerietruppendivisionen 4 und 6 — verteidigungsweises Gefecht, rechter Flügel — VI. und IX. Korps — setzen Angriff fort.'"

„Bin sehr ermüdet. Finde aber trotzdem keinen Schlaf. Natürlich."

„9. September. 1/25 Uhr früh. Starker Kanonendonner läßt auf Beginn eines russischen Angriffes schließen. Situationsbericht der Korps wenig günstig. Josef Ferdinand gedrückt, da seine beiden Divisionen 3 und 8 sehr stark gelitten haben. Auch moralisch. Kämpfen eben ununterbrochen und intensiv, schon den 14. Tag. Von mehreren Teilen des Schlachtfeldes Meldung über Munitionsmangel. Was an Zuschub möglich gewesen, ist geschehen. Doch dieser furchtbare Verbrauch spottet jeder Anstrengung. Artilleriereferent, Oberst Rot-

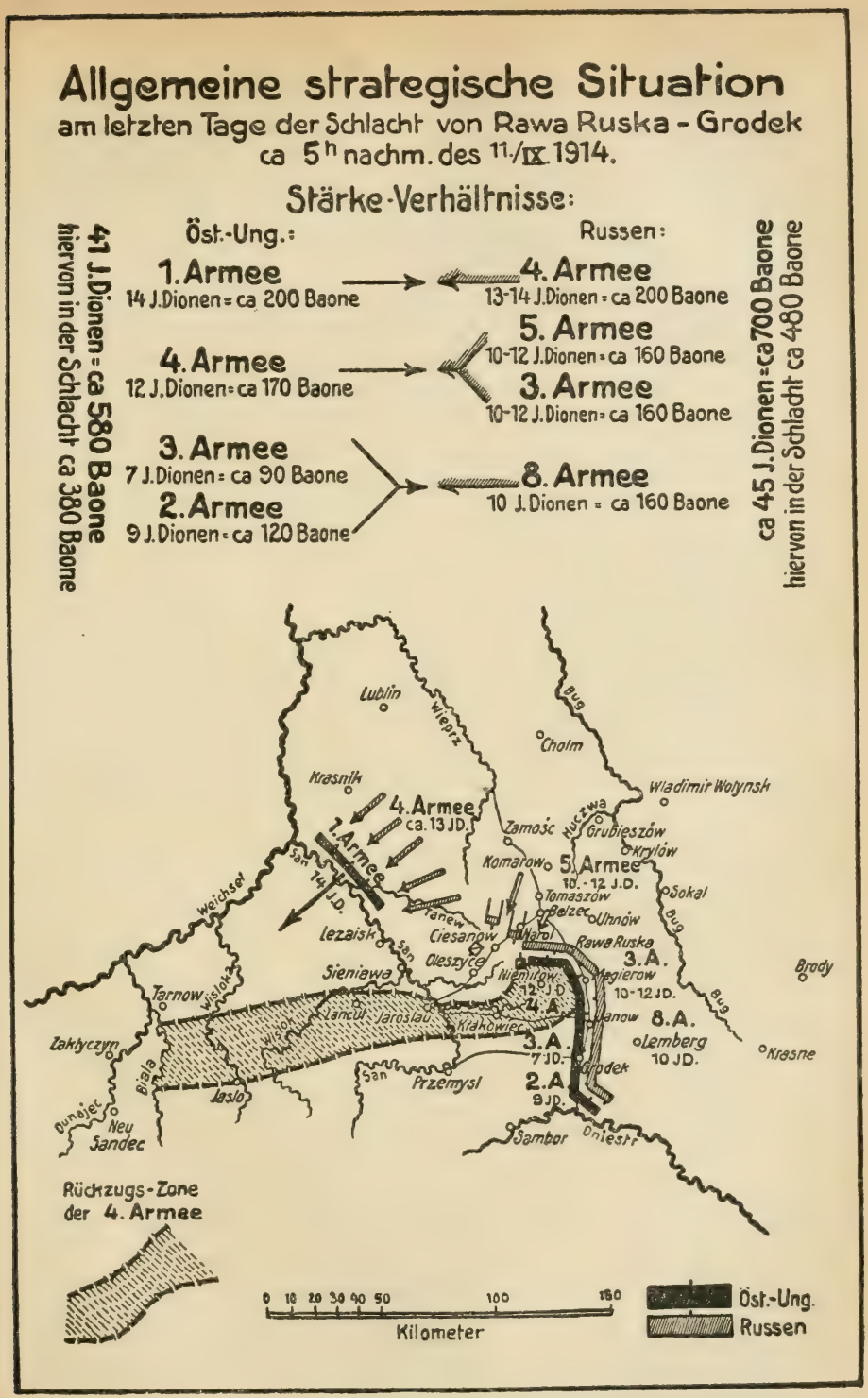
[1]) Major Tuczay befehligte ein ungarisches Landsturmbataillon, wo sich nach und nach auch drei Halbbataillone der Regimenter 18, 21 und 36 einfanden, die zur Perlustrierung zurückgelassen wurden. Ordonnanzoffizier Leutnant Prinz Windischgraetz (XIV. Korps) führte in einem kritischen Moment selbsttätig eine Batterie zu, wodurch das Detachement zu dauerndem Widerstand befähigt wurde.

ter, fährt nach Lubaczów und Rawa Ruska, um das Äußerste zu leisten, Arge Trainverstopfungen werden gemeldet. Alles leistet das Beste, aber von der Armee wird wahrlich Übermenschliches verlangt. Wir haben jetzt sechs russische Korps (15—17 Divisionen)[1]) gegenüber. Laut Berechnung Armeeoberkommandos können gegen die 3. und 2. Armee höchstens vier Korps erübrigen. Da müssen die beiden Armeen denn doch vorwärts kommen! Bis 11 Uhr heftiges Geschützfeuer, dann Abflauen, endlich Stille. Russischer Angriff hoffentlich abgeschlagen." (Erwies sich später als richtig.) „Doch diese Bedrohung vom Norden her! Und ich kann bei bestem Willen nicht ein Gewehr dagegen einsetzen. Auch fraglich, ob Josef Ferdinand mit dezimierten drei Infanterietruppendivisionen und zwei Kavallerietruppendivisionen lange aushalten wird."

„Generalmajor Fürst Schönburg an Stelle Georgis (Bruder des Landesverteidigungsministers) zum Kommandanten der 88. Schützenbrigade ernannt. Hervorragend gute Truppen. Diese Brigade ist derzeit meinem rechten Flügel (IX. Korps) angeschlossen. Und ist mir für den folgenden Tag unterstellt. Setze großes Vertrauen in sie. Nachrichten von der Front günstig. Auch linker Flügel der 3. Armee macht Fortschritte. Korpsberichterstatter bringen im ganzen gute Nachrichten. Disposition des Armeeoberkommandos für morgen: Entscheidender Angriff mit starkem rechten Flügel. 2., 3. Armee und Gros der 4. Armee. Von letzterer wird sich das IX. und VI. Korps und ein Teil des XVII. Korps am Angriff beteiligen. Desgleichen die 88. Schützenbrigade. In Summe also bei 8 Divisionen, die aber an Infanterie höchstens noch mit halbem Stand zu rechnen sind. (Also Maximum 50 000 Gewehre.)"

„Vom Garten aus beobachte ich Durchmarsch endloser Trainkolonnen. Meist mit Fahrtrichtung gegen den San. Etliche Munitionskolonnen auch mit der Richtung zur Armee. Gefangenentrupps. Einer in der Stärke von 1000 Mann. Vornehmlich vom 44. russischen Infanterieregiment. Auch Kosaken darunter. Auffallend hübsche Menschen. Marschieren in guter Ordnung. Merkwürdig, die wenigsten mit Mantel. Die werden noch schön frieren! Gehe nachmittags im Kasernengarten auf und ab. Versinke bei jedem Schritt im Flug-

[1]) Diese Berechnung erwies sich dann als problematisch. Vom Armeeoberkommando, d. h. vom Generalstabe, war ein Schema ausgegeben worden, darin jene russischen Korps und Divisionen verzeichnet waren, auf deren taktisches oder wenigstens operatives Eingreifen voraussichtlich zu rechnen war. Dies stimmte insofern, als tatsächlich alle diese Korps und Divisionen im Kampfe konstatiert wurden. Darüber hinaus gab's aber noch eine Anzahl von Armeeeinheiten, deren Eingreifen unsererseits nicht oder mindestens noch nicht in Aussicht genommen wurde.



Textskizze 9 (zu Seite 346)

sand. Am Abend böse Nachrichten. Vom Norden sind 3 bis 4 feindliche Korps im Angehen.[1]) Das wäre die ganze bei Komarów geschlagene Armee. II. Korps schon weit hinter Tomaszów, Josef Ferdinand in Ljubica. Trotzdem muß ich aushalten, damit Stoß der 2. und 3. Armee gelingt."

„10. September. Kanonendonner läßt auf Nachtangriff der Russen schließen." (Stimmte.) „Wurde vom XVII. Korps abgewiesen. VI. Korps meldet Angriff und Vordringen der 15. Infanterietruppendivision. 1/29 Uhr starker Gefechtslärm an der ganzen Front. Man unterscheidet deutlich das Einsetzen unserer schweren Artillerie (15 cm). Noch keine Meldungen da, besonders von Norden nicht, wo Gefahr am größten. Große Trains bereits hinter dem San. Korpstrain seit heute früh im Rückmarsch dahin. Die über Oleszyce dirigierten Teile sind schon jetzt gefährdet, da noch immer keine Etappentruppen zur Stelle. Folgen des überhasteten Operationsbeginns. 1/2 11 Uhr Gefechtslärm verstummt. VI. Korps meldet, daß es bis auf 300 m hat herankommen können, jetzt aber auf IX. Korps warten muß. Dieses warf Gegner aus vorderen Positionen, fand hinter erster Position noch zweite und dritte. So geht's von Tag zu Tag. Josef Ferdinand wurde gestern zurückgeworfen. 4. Division stark havariert. Vier schwere Haubitzen verloren, die von russischer Infanterie erobert wurden. Erzherzog will heute erneuerten Widerstand leisten. Bleibt auch keine andere Wahl. Er muß halten! Rückzugserwägungen! Sollte ein solcher notwendig werden, so wäre Direktion für meine Armee im günstigsten Fall Raum: Przemysl—Jaroslau, da wir von alter Linie schon abgedrängt sind. Wäre kein großes Unglück, wenn man Etappenlinien hätte einrichten können. Vom Armeeoberkommando kommen Delegierte. Dort sieht man Lage noch immer rosig, weil 2. und 3. Armee kleine Fortschritte gemacht haben. Aber die in der gestrigen Disposition angegebene Linie haben sie noch lange nicht erreicht! Nicht einmal jene, die am 8. zu erreichen

---

[1]) Der Leser wird aus den am Schlusse dieses Kapitels veröffentlichten Geheimakten entnehmen, daß dieser Umstand seitens des Armeeoberkommandos mir angekreidet wurde. Meine (gar nicht existierenden) Berichte über die Schlacht von Komarów sollen die Veranlassung gewesen sein, daß man auf die geschlagene russische 5. Armee gar keine Rücksicht nahm und sich zur Herbeiführung der Schlacht von Rawa Ruska - Grodek entschloß. Merkwürdig — von den eigenen wiederholt geschlagenen Armeen 2 und 3 forderte man, daß sie, obgleich von den überlegenen russischen Armeen verfolgt, sich schon am 6. September zu einer entscheidenden Hauptschlacht stellen sollten. Von der russischen 5. Armee aber, die gar nicht verfolgt werden konnte resp. durfte, suggerierte man sich leichten Herzens, daß sie dem Angriff auf ihre Nachbararmeen ruhig zusehen werde. Wohl ein arges Verkennen des kriegspsychologischen Elements.

war! 12 Uhr mittags noch immer alles still. Eigentlich unverständlich. Viele liebe Briefe von daheim. Denke mit Rührung an die Meinen und auch an unser liebes Österreich!"

„2 Uhr nachmittags. Es rührt sich nichts. Großer Angriff vom VI. und IX. Korps kommt nicht von der Stelle. Na, wenn er nur genug Kräfte bindet. Das Stoßen ist doch Sache der beiden anderen Armeen. Automobilist Göbel kommt direkt von Berlin. Bringt mir Grüße vom Botschafter Hohenlohe. Erzählt, daß Komarów große Begeisterung in Deutschland ausgelöst hat. Setzen Vertrauen in mich."—

„Wenn die starke 1. Armee hinter Tanewregion nicht nachhaltigsten Widerstand leistet und die beiden anderen Armeen heute nicht durchstoßen, ist weiteres Ausharren unmöglich und — unvernünftig. Abendberichte: VI. und IX. Korps halten den Gegner beiderseits umfaßt. Können ihn aber nicht niederringen. Ähnliche Situation wie bei Komarów in den ersten Tagen. Eine verdeckt aufgefahrene Batterie soll nicht zu bekämpfen sein, hält aber jeden eigenen Angriffsversuch nieder. Immer die gleiche Geschichte. Hätten wir moderne 15 cm, ging's schon. XVII. Korps hält sich gut. Auch Marschbrigaden und abgesessene Kavallerietruppendivisionen behaupten sich vortrefflich. Letztere viele Verluste. Generalstabshauptmann Reimer, unser bester Herrenreiter, tot, desgleichen Leutnant Conrad, der drittälteste Sohn des Generalstabschefs. Ungeheure feindliche Überlegenheit macht sich besonders bei Gruppe Erzherzog geltend. Über Narol gegen Cieszanow Kosakendivision im Anrücken. War vorauszusehen, daß Gegner in dieser Richtung vordringt. Doch befinden sich ja beim Erzherzog vier Kavallerietruppendivisionen! Armeehauptquartier ist jetzt gegen Norden ganz exponiert. Für die Nacht werden Sicherungsmaßnahmen getroffen."

„11. September. 2 Uhr nachts kommt Generalmajor Krauß mit Meldung, daß Gruppe Erzherzog, besonders II. Korps stark zurückgedrängt ist. Starke Verluste. Dispositionsänderung nötig. Linker Flügel wird bis über die Rata zurückgenommen. Dadurch Anschluß an XVII. Korps schwierig. Jetzt ist doch so ein verdammter ausspringender Winkel da, den ich hasse, weil er vom Artilleriefeuer konzentrisch gefaßt werden kann. —"

„Da durch diese Verschiebung die gefährdete Situation des Armeehauptquartiers noch unsicherer, verlege ich dasselbe nach vorwärts, Niemirow. Rasche Reisevorbereitungen, dann Abfahrt bei Morgengrauen in ernster Stimmung. Kanzleien werden in abseitsgelegener Gendarmeriekaserne etabliert. In nächster Nähe Hauptquartier des IX. Korps. Entsende den Korpsstab aufs Gefechtsfeld zu persönlichem Eingreifen in Kampf. Besonders, um Angriff auf das vom

Gegner so zäh verteidigte vorspringende Eck an Ort und Stelle zu organisieren. Zur Armeegruppe Erzherzog sende ich Oberst Soos zur Berichterstattung und Information."

Im vollen Bewußtsein des entscheidenden Momentes für meine Armee und der Wichtigkeit für die allgemeine Lage, ging ich nochmals mit mir ernsthaft zu Rate. Unter einer Baumgruppe weilend, dachte ich die — aus meinem Tagebuch ersichtlichen — Reflexionen durch und kam zu dem festen Entschluß, unbedingt auszuharren, selbst wenn der eventuell dann doch notwendige Rückzug noch so schwierig werden sollte. Allerdings rechnete ich dabei, daß die 2. und 3. Armee kraft ihrer relativen Überlegenheit endlich rasche und entscheidende Fortschritte machen werden, und daß die so starke 1. Armee spätestens am Tanew den andauerndsten Widerstand leisten würde. Es war mir klar, daß ich meiner Armee jetzt die größten Opfer aufbürden müsse, doch die entscheidende Wichtigkeit des Momentes hatte allen anderen Erwägungen voranzugehen — natürlich im vollen Vertrauen auf die gleiche Opferwilligkeit der anderen Armeen.

Ich suchte das Büro auf, um meinen Entschluß in Befehlsform zu bringen, da kam Oberst Lunzer mit folgender telephonischer Depesche des Armeeoberkommandos:

„Op. 1866. Nach einer aufgefangenen russischen Radiodepesche hat am 11. September das V. (feindliche) Korps von Narol nach Zuków und Gorajec, das XVII. (feindliche) Korps von Majdan und Kolajce gegen Lowcza und Huta Stara zu rücken. Die Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand und die für diese Zwecke verfügbaren Teile der 4. Armee haben diesen Gegner anzugreifen, um die Straße Narol—Jaroslau wieder zu gewinnen. Mit fortwährendem passiven Widerstande und Zurückgehen wird der in der Krise befindlichen Gesamtlage nicht gedient."

Ich gestehe, mein erstes Gefühl war das der Entrüstung. Wohl galt der schwere Vorwurf in erster Linie der Armeegruppe Josef Ferdinand, die in den letzten Tagen allerdings unglücklich gekämpft hatte. Doch keinesfalls konnte der 4. Armee ein Vorwurf gemacht werden, die unter ununterbrochenen Kämpfen wohl das Äußerste geleistet hatte, was man von einer Armee verlangen kann. Es gebrach aber an Zeit, sich dem wohlmotivierten Ärger über diese Mitteilung hinzugeben, die auch danach angetan war, große Besorgnisse auszulösen. Wenn in die Linie Gorajec—Huta Stara noch im Laufe dieses Tages (11. September) wirklich zwei russische Korps einrückten, so wäre die Tournierung meines linken Flügels vollendet, und ein eventueller Rückzug gegen Westen unausführbar. So schwer auch

die Sorgen waren, die diese Nachricht heraufbeschwor, so notwendig war es, kaltes Blut zu bewahren und den Ereignissen gefaßt entgegenzusehen. Da jedoch sämtliche Einheiten bereits eingesetzt waren, um der gewaltigen Aufgabe: „den weit überlegenen Gegner zu binden", zu entsprechen, so erübrigte mir nichts anderes, als dem am linken Armeeflügel befindlichen Kavalleriekorps Nagy den Auftrag peremptorisch zu wiederholen, die äußere Flanke zu gewinnen und den Gegner um jeden Preis aufzuhalten. Dieser Auftrag wurde im Wege des Gruppenkommandos Erzherzog Josef Ferdinand in der Mittagsstunde ausgegeben. Im Innern ließ ich mich aber durch die Hoffnung leiten, daß das russische V. und XVII. Korps jene Einheiten darstellten, die wir in der Komarówer Schlacht hart gefaßt hatten, es daher anzunehmen sei, daß diese Korps keine zu große Aktivität an den Tag legen würden. Eine Annahme, die sich dann vollkommen bestätigte.

Tagebuch, 11. September: „Gegen Mittag trifft Meldung ein, daß Angriff der kombinierten Brigade der 26. Landwehr-Infanterietruppendivision gegen die Spitze des feindlich besetzten Teiles anfänglich vorgetragen wurde, dann aber doch nicht durchdringen konnte. In den ersten Nachmittagsstunden werden just Gefangene vorübergeführt, als ich einen Artilleriehauptmann treffe, der sich als Kommandant der schweren Haubitzdivision des II. Korps meldet, mit dem Beifügen, daß er mit einer schweren Batterie von Lubaczów her anrücke, dieselbe aber nur mehr über 15 Schuß verfügt. Die zweite Batterie war am Vortag von russischer Infanterie genommen. Deren ganze Bespannung beim Aufprotzen zusammengeschossen. Der Hauptmann machte einen reellen Eindruck. Eine Untersuchung dieses Vorfalles kann an Ort und Stelle nicht durchgeführt werden, doch ist es ein Beweis, wie unerwünscht sich die Verhältnisse beim II. Korps gestalten. Der Kanonendonner aus östlicher Richtung dauert unentwegt an. Von allen Seiten strömen Verwundete heran. Vornehmlich von der 26. Landwehr-Infanterietruppendivision, die Niemirow am nächsten fechtet. Zumeist Leichtverwundete, da die schweren Fälle auf den Hilfs- und Verbandsplätzen geblieben sind. Erfreulich zu sehen, daß keine Begleitmannschaft mitgeht, wie es oft als Vorwand vorkommt."

„Nachmittag besucht mich der Generalartillerieinspektor, Erzherzog Leopold Salvator. Er kommt aus Grodek, woselbst er im Stab des Armeeoberkommandos der Schlacht beigewohnt hatte. Ich frage ihn über Eindrücke, die er dort gewonnen, und ob 3. und 2. Armee tatsächlich die erwünschten und erhofften Fortschritte gemacht haben. Erzherzog verneint es auf das entschiedenste und erklärt

bestimmt, daß am südlichen Flügel der Kampf im allgemeinen wohl vorwärtsgetragen wird, aber nur in bescheidenem Maße, und daß der wichtige Ort Janow (vor der Front der 3. Armee) noch immer im Besitze des Feindes ist." (Es war bezeichnend, daß die 2. Armee, von deren Eingreifen man dann so viel Wesens machte, erst am Nachmittag des 11. September jene Linie erreichte, in die sie laut Disposition des Armeeoberkommandos schon am 8. abends hätte gelangen sollen!)

„Diese Nachricht ist höchst betrübend. Daraus ergibt sich kurz und bündig, daß die enormen Opfer, die die 4. Armee gebracht hat, vergeblich sind. Vergeblich das anbefohlene Abschwenken von Komarów und die hierdurch bedingte Loslösung vom Gegner, den wir nicht verfolgen durften, vergeblich die so furchtbar schwierige Operation des nochmaligen Einschwenkens gegen Osten, sowie der sechstägige Kampf gegen die fast doppelte feindliche Übermacht. Und diese drückende Erkenntnis wird obendrein nicht erleichtert durch Erwägungen über eventuellen Rückzug. Wir sprechen dann noch über die sichtliche Superiorität der russischen Artillerie, die der Erzherzog ohne weiteres zugibt und die Bemerkung macht: ‚Ich hab's ja stets gesagt!' Während wir noch im Gespräche sind, trifft vom Armeeoberkommando Weisung ein, den Kampf abzubrechen und Rückzug in der Nacht vom 11. auf den 12. September anzutreten. Mitteilung kommt zuerst telephonisch, dann schriftlich."

Bei der großen Wichtigkeit, die diese Disposition für den weiteren Verlauf des ganzen Krieges nahm, scheint es mir zweckdienlich, sie in Beilage 9 vollinhaltlich wiederzugeben. Es dürfte auch nicht uninteressant sein, das offizielle Communiqué dem Wortlaut nach zu hören, das unser Generalstab über die fünftägige Schlacht bei Lemberg am 12. September ausgab. *Beilage 9*

„In der Schlacht bei Lemberg gelang es unseren an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem hartem Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten. Dieser Erfolg konnte jedoch nicht voll ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawa Ruska von großer Übermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte sowohl gegen die Armee Dankl, als auch im Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfeld von Lemberg vordrangen. Angesichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu versammeln und für weitere Operationen bereitzustellen."

Der Chef des Generalstabes Baron Conrad äußerte überdies be-

züglich des Abbrechens der Schlacht dem Sinne nach folgendes: „Taktisch war dieses Abbrechen nicht unbedingt nötig, denn die Situation stand nicht schlecht. Die operativen Verhältnisse jedoch waren unhaltbar."

Zweifelsohne traf diese Bemerkung den Nagel auf den Kopf. Doch stand die Frage nahe, wer wohl die Armeen in diese operativ so ungünstige Lage gebracht hatte, daß alle taktischen Anstrengungen, Leistungen und Opfer erfolglos blieben? Allerdings, ein Kalkülfaktor mußte den operativen Maßnahmen des Armeeoberkommandos zugebilligt werden. Es war den verfügbaren Kräftekomponenten nach berechtigt, auf einen andauernden, nicht zu brechenden Widerstand der starken 1. Armee zu rechnen.

f) Rückzug hinter den San und Dunajec

Die Aufgabe, die sich für die 4. Armee aus der Weisung des Armeeoberkommandos zum Abbrechen des Kampfes, insbesondere aber für den weiteren Rückmarsch ergab, war die schwierigste, die man sich denken kann. Man wird es verstehen, wenn man einen Blick auf die in den Textskizzen 8 und 9 (Seite 347 und 350) dargestellte Schlußsituation der Armee in der Schlacht von Grodek—Rawa Ruska wirft. Daraus ist zu entnehmen, daß die Armee in einem konvexen Bogen stand, der etwa 50 km spannte. Die einzig chaussierte Rückzugskommunikation, die Straße Jawarów—Radymno, führte vom rechten Flügel aus gegen Westen. Die Marschzone beiderseits dieser Kommunikation wurde aber durch die versumpfte Niederung der Sklolinie und durch die vom Armee oberkommando ausgegebene Demarkationslinie (Abgrenzung zur 3. Armee) auf etwa 15 km Breite eingeschnürt. Somit war die Armee spätestens einen Tag nach dem Verlassen des Kampffeldes bemüßigt, sich durch ein Defilé durchzuzwängen. Die Sklolinie mußte man aber möglichst bald zwischen das eigene Marschéchiquier und den Gegner bringen, da sie immerhin einen taktischen Schutz bot, dessen man angesichts der ganzen Situation dringend bedurfte. — Eine Kosakendivision war bereits im Anmarsch auf Lubaczów gemeldet. Die früher erwähnte aufgefangene Radiodepesche ließ aber auch die Einwirkung sehr beträchtlicher feindlicher Infanteriekräfte voraussehen, für die alle Grundbedingungen zu einer effektvollen Parallelverfolgung in typischer Weise gegeben waren.

Textskizze 8 und 9

Und dazu diese Unmasse von Trains, die sich hinter der Front befand! Wie hätte ich mich aber hierbei nach alten Satzungen halten

können, wonach alle Trains bei Eintritt in ein Gefecht weit nach rückwärts abzuschieben seien? Bezüglich der großen (Korps-, Armee-) Trains hatte ja dies bis zu gewissem Grade seine Berechtigung. Diese Trainteile waren auch schon ab 6. September bis an und über den San zurückdirigiert worden. Doch bezüglich der enorm angewachsenen Divisionstrains stand es bei Berücksichtigung der wochenlangen Schlachten anders. Die fechtenden Divisionen konnten diese Trains nicht entbehren. Bei den ungeheuren Gefechtsverlusten brauchten sie alle Sanitätsanstalten, war man doch gezwungen, die Feldspitäler und selbst die Reservespitäler innerhalb des Kampfraumes zu etablieren. Weiters brauchten sie sämtliche, nur irgendwie erlangbaren Munitionskolonnen, um den kolossalen Munitionsverbrauch einer modernen Schlacht zu decken. Sie brauchten Schanzzeug-, Telegraphen-, Telephonkolonnen bzw. -abteilungen, Brücken- und Fliegertrains und schließlich sogar Verpflegungskolonnen. In den vergangenen Zeiten, da die Schlachten einen, höchstens zwei Tage gedauert, hatte man sich vom Verpflegungsnachschub emanzipieren können. Jetzt wäre dies unmöglich gewesen, wenn man nicht riskieren wollte, daß die Truppen vor Erschöpfung und Mangel außer Gefecht gesetzt werden müßten.

Die Richtigkeit des Dargelegten muß zur Erkenntnis führen, daß die Trains, die zur Befriedigung der unausweichlichen Bedürfnisse der Truppen notwendig waren, in Reichweite belassen werden mußten. Diese unentbehrlichen Trains bestehen aber bei jeder Division aus Hunderten von Fuhrwerken, woraus sich von selbst ergibt, daß hinter der kämpfenden 4. Armee mit 12 Infanterie- und 6 Kavalleriedivisionen Tausende von Fuhrwerken halten mußten, davon die allermeisten noch in den Nachmittagstunden des 11. September benötigt wurden. Es wird wohl selten eine Armee in einer schwierigeren Lage gewesen sein als die 4. Armee in jenen Tagen.

Die aus den Weisungen des Armeeoberkommandos resultierenden Dispositionen wurden sofort verlautbart. Ich werde ihrer bei Darstellung des Rückmarsches Erwähnung tun und lasse zunächst wieder mein Tagebuch über die Detailvorkommnisse und persönlichen Eindrücke sprechen:

„11. September, 5 Uhr nachmittags. Disposition zu geradem Rückmarsch gegen Westen und über den San bringt Armee in ungeheuer schwierige Lage, deren heroische Anstrengungen und Opfer leider vergebens waren.

Starker Kanonendonner aus östlicher und nordöstlicher Richtung. Bezeichnet heftige Angriffe der Russen gegen IX. und XVII. Korps. Werden alle abgewiesen. Massenhafte Verwundetentransporte füllen

Niemirow. Die armen Teufel dulden schweigend, klagen nur über Hunger und Durst. Spreche energisch mit Transportkommandanten und Ärzten. Schließlich haben sie's auch schwer. Schleppen sich todmüd daher. Bleibe lange wach. Schlummer durch vorüberfahrenden Train gestört. Und doch ist mir der Lärm Musik, da er vom Abfließen der Trains spricht. Ein kleiner Trost nach den betrübenden Ereignissen, die ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht haben."

„12. September. 5 Uhr früh Abmarsch zu Pferd. Vorher läßt mich Josef Ferdinand bitten, seine Ankunft zu erwarten. Da dieselbe erst nach 8 Uhr erfolgen kann, ist mir dies nicht möglich. Lasse Soos zurück, um den Erzherzog über alles zu informieren und dessen Berichte zu übernehmen. Soos fährt dann nach Przemysl zum Armeeoberkommando. Dieses rückt nach Neu-Sandec ab."

„Straßen entsetzlich. Metertiefe Schlaglöcher. Zwei Arbeiterkompanien schaffen daran mit viel Eifer, doch wenig Erfolg. Straße und Anterrain mit Train übersät. Dazwischen große Gefangenentransporte mit schwacher Bedeckung. Könnten leicht echappieren. Denken aber nicht daran. Nach Niemirow hört die große Waldzone auf. Wie froh wäre ich, wenn Truppen und Trains sie schon passiert hätten. Benütze in Jaworow längeren Aufenthalt zu telegraphischen Mitteilungen."

„Erfahre durch Meldungen, daß Kavallerietruppendivisionen noch immer hinter dem II. Korps stecken, statt hinaus, außerhalb des linken Armeeflügels zu rücken. Wiederhole diesbezüglichen Befehl in schärfster Weise. Ist Kavallerie so ausgepumpt? Jedenfalls schlimm. Weiterfahrt nach Krakoviec per Auto. Nicht endenwollende Trainkolonnen. Lage von Krakoviec direkt gefährdet. Doch innerhalb Armeeéchiquiers gibt's nichts anderes. Auch sind Verbindungen schon ausgelegt. Beim Eintreffen melden sich die beiden Grafen Clam-Martinic als Ordonnanzoffiziere. Haben beim Armeeoberkommando zu wenig Verwendung gefunden. Ich wohne in abgelegenem Haus unmittelbar am Sklo. Stimmung ernst. Durch langes Warten auf Weisungen des Armeeoberkommandos entwickelt sich aber schließlich im Menagelokal ein leichter Humor."

Im Laufe des Nachmittags und Abends langten verschiedene Weisungen und Mitteilungen ein. Die Loslösung vom Feinde ging überall glatt vor sich. Derselbe hatte noch während der Nacht und in den frühesten Morgenstunden heftige Angriffe, namentlich gegen das XVII. Korps durchgeführt, die alle abgewiesen wurden. Insbesondere vor der Front der 19. Division häuften sich die Leichen zu Bergen. Auch schien der Gegner an etlichen Stellen direkte Rückzugsbewegungen angetreten zu haben. Da das gleiche auch bei der Gefechts-

gruppe gegenüber der 3. und 2. Armee erfolgte, war offenbar der in der Kriegsgeschichte wiederholt vorkommende Fall eingetreten, daß beide Teile voreinander zurückgegangen waren. Der Erfolg fällt bei solcher Gelegenheit natürlich dem zu, bei dem die Gesamtsituation die günstigere ist. Dies traf leider bei unserem überlegenen Gegner zu. Immerhin durfte man hoffen, daß die unmittelbare Verfolgung keine drückende sein würde, was sich in der Folge auch bestätigte. Doch die weit wirksamere Bedrohung von der Flanke — aus dem Raume Lubaczów—Czieszanów — blieb und wurde von unserer Kavallerie, trotz der früher erwähnten scharfen Weisung, nicht genügend abgehalten. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Bedingungen hierfür höchst ungünstig lagen.

Die an die Armee hinausgegebenen Dispositionen bezweckten, sie noch am 12. bis hinter die Zawadówka, also auch hinter die große Waldzone zu bringen und die Armee durch einen kräftigen Ruck vom Gegner loszulösen. Diese Absicht wurde im großen und ganzen auch erreicht. Zur Deckung des Trainabzuges kam es an mehreren Punkten zu Nachhutgefechten, die von der 19. Infanterietruppendivision, von einem Detachement der 25. Infanterietruppendivision und vom Kavalleriekorps Wittmann geführt wurden. Durch die Situation bedingt, gab es einige Trainpaniken, die aber in ihrer Extensität beschränkt blieben, da der Gegner, wenngleich auf allen Linien, doch nur schwach nachdrängte.

Die Schwierigkeit der Trainrückdirigierung lag vor allem darin, daß die den Divisionen direkt unterstellten Divisionstrains dem Defilé von allen Seiten zuströmten, ein Eingreifen in die Traindirigierung seitens der höheren Kommanden (Korps, Armeegruppen, Armee) aber schlechterdings unmöglich war. Wohl bestimmten diese Kommanden Offiziere, die an den Konfluenz- und Kreuzungspunkten Ordnung schaffen sollten. Doch in solchen Fällen sind Kompetenzkonflikte schwer zu vermeiden. Außerdem konnten am Anfang des Feldzuges die Organe unmöglich jene Praxis haben, die in derartigen Situationen allein zum Ziele führt. Im Frieden z. B. galt eine Trainkolonne von 100 Fuhrwerken schon als Ereignis. Im Kriege war sie aber eine untergeordnete Trainpartikel. Denke man sich dazu die anderen einflußnehmenden Momente, wie Nacht, Regen, feindliche Einwirkung oder auch nur Bedrohung, Übermüdung von Mann und Pferd, Materialschaden usw., so wird man zugeben, daß ein Rückmarsch, insbesondere unter den Verhältnissen der 4. Armee, ohne die größten Schwierigkeiten und wohl auch ohne Einbußen nicht vor sich gehen kann. Jeder länger dauernde Rückzug, sei er auch ein freiwilliger, wird für die Truppen zum Fluch.

Am Nachmittag war es vollkommen klar, daß die Bedrohung der nördlichen Flanke aus dem Raume von Lubaczow her eine imminente sei. Da trat die Notwendigkeit ein, die Sklolinie, vor allem die Gegend von Zaleska Wola, unter allen Umständen zu decken. Zur Verfügung stand mir nur das halbe Marschbataillon Nr. 81, das bisher die Bedeckung des Hauptquartiers gebildet hatte. Ich setzte es auch sofort ein. Überdies wurde aus dem Stande des VI. Korps ein Detachement aus zwei Bataillonen des Infanterieregiments 85, dem 17. Jägerbataillon, und eine Batterie unter Kommando des Obersten von Bolberitz gegen Zaleska Wola herangezogen — die Infanterie mittels Autotrains, die der Armee-Etappenkommandant mit anerkennenswerter Raschheit zur Verwendung gestellt hatte. Dieses Detachement traf in den ersten Vormittagsstunden des 13. im Raume von Zaleska Wola ein, gerade zur richtigen Zeit, um den Kampf gegen die von Norden vordringende Kosakendivision aufzunehmen. Es ist fraglich, wie sich der weitere Rückzug gestaltet hätte, wenn durch diese Verfügungen nicht eine Deckung der Sklo- und dadurch der Rückzugslinie geschaffen worden wäre. Im großen und ganzen erreichten alle Teile der Armee die für diesen Tag vorgeschriebenen Marschziele, allerdings erst in den späten Abendstunden und bei strömendem Regen, der sehr zur Unzeit fiel und bald alle Wege in Kotlachen verwandelte. Die Nacht war höchst bedrohlich, auch die Situierung des Hauptquartiers sehr exponiert. Der wolkenbruchartige Regen führte mir die grausigsten Bilder vor Augen, wenn ich an die schlechten, spärlichen Kommunikationen und an die endlosen Trainkolonnen dachte.

Die gegen Mitternacht ausgegebene Disposition für den 13. September gründete sich auf einer vom Armeeoberkommando ergangenen allgemeinen Orientierung. Danach sollte die 2. Armee den Feind verhindern, Przemysl südlich zu umgehen. Die 3. Armee hatte die Strecke Przemysl—Jaroslau direkt zu sperren. Die 1. sowie die 4. Armee hatten sich westlich des San zu gruppieren, um dem Gegner angriffsweise entgegenzugehen, falls er über den San debouchiere! Es wurde ausdrücklich betont, daß eine direkte Sanverteidigung in dieser Strecke nicht beabsichtigt sei, womit auch ausgesprochen war, daß auf die feldmäßigen Brückenköpfe von Jaroslau und Sieniawa nicht mehr reflektiert wurde. Außerdem war zu trachten, die Armee möglichst bald an und über den San zu bringen. Dem wurde in den eigenen Dispositionen volle Rechnung getragen, doch mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß der ganze rechte Armeeflügel, vor allem die 6 Divisionen des VI. und IX. Korps noch nachfolgten. Dies bedingte, daß der linke Flügel, die Armeegruppe Erzherzog und die

Kavalleriedivisionen, am 13. im großen und ganzen im Raume bei Krakowiec südlich des Sklo verblieben. Allerdings hätte sich dadurch unter Umständen die Situation des linken Armeeflügels katastrophal gestalten können, wie dies ein Blick auf die Skizze lehrt.

Tagebuch, 13. September: „Frühmorgens. Regen ohne Unterlaß. Bis in die späten Morgenstunden treffen keine Meldungen über wesentliche feindliche Einwirkungen ein. Erzherzog Josef Ferdinand meldet sich. Sehe ihn zum erstenmal seit Feldzugsbeginn. Ich beglückwünsche ihn zu seinen Leistungen. Er dankt und meldet über Zustand seiner Armeegruppe. Nicht günstig. Selbst die braven Regimenter des XIV. Korps sind in trister Verfassung. Durch die ewigen Märsche im Sand sind diese Gebirgssoldaten ganz heruntergebracht. Kolonnen auf Kolonnen passieren den Ort. 2. Kavallerietruppendivision zählt nur mehr 800 Reiter Gefechtsstand. Also eigentlich nur eine starke Artillerie- und Trainbedeckung. Erstere vollzählig. Endlose Munitionskolonnen. Ein Teil wird im Ort abgeladen, um an die durchpassierenden Batterien abgegeben zu werden. Detachement Bolberitz passiert im scharfen Tempo. Die Leute auf den Anhängewagen mit Plachen überdeckt zum Schutz gegen Regen. Man sieht sie nicht. ‚Trojanische Pferde!' sagt ein witziger Mund. Infanterie: Kaiserjäger und 59er. Man sieht ihnen furchtbare Müdigkeit an. Ziehen daher wie bei Kondukt. Marschkompanien von bosnisch-herzegowinischem Infanterieregiment 1. Machen frischen Eindruck. Waren aber noch nicht im Kampf."

„Nacheinander kommen die Generale Schemua mit seinem Generalstabschef Greiner, Stöger-Steiner, Kreysa, Roth, Kirchbach, desgleichen etliche Truppenkommandanten. Ich spreche mit allen und hebe Mut und Stimmung. Lobe, wo ich loben kann. Ich kann nicht umhin, mit Schemua über verhängnisvolles Zurückschwenken der Gruppe Erzherzog Peter in der Schlacht bei Kamarów zu sprechen. Er behauptet, das Möglichste geleistet zu haben. Ich deute ihm an, daß er wohl noch heute ins Gefecht treten werde, und weise durch das offene Fenster in die Gegend von Swidnica, wo eine längere Artillerielinie im Kampf gegen eine feindliche Front steht. Brennende Ortschaften, also relativ größere Aktion. Alle Kommandanten versichern mir, daß ihre Truppen sehr brav gekämpft haben, daß sie aber bald am Ende ihrer Leistungsfähigkeit sind. Oberst von 81 meldet: ‚Exzellenz, wir hungern, und das zehrt an unserer letzten Kraft.' Auf den Proviantwagen und in den Nachschubstaffeln sind sicher genügend Vorräte. Doch schwierige Detailinstradierung. Auch unvermeidliche Friktionen eines vom Gegner beeinflußten Rückmarsches. Ich beauftrage Etappenkommandanten, vorhandene Vor-

räte sofort auszufolgen. Wird pünktlich befolgt. Dem Hauptquartier bleiben daher kaum mehr einige Konservenbüchsen und ein wenig Zwieback."

„Da alle Kommandanten des linken Armeeflügels in Krakoviec versammelt sind und auch, um den anderen Armeekolonnen freieres Spiel zu geben, lasse ich gleich Dispositionen für den 14. und 15. September ausgeben."

„Nachmittags treten wir den Weiterritt an. Mittlerweile haben die bei Swidnica im Kampf gestandenen Gruppen den Rückzug begonnen, und entlang der ganzen Sklolinie sind Kämpfe im Gang. Die Benutzung der Chaussee gegen Radymno ist daher ausgeschlossen. Wir entscheiden uns für den Fahrweg über Kalników. Da — im Moment, als wir zu Pferd steigen — fliegt die erste Granate über Krakowiec. Und da sich unsere Batterien mittlerweile bei Gnojnica etabliert haben, stehen wir eigentlich zwischen den beiden Feuerlinien. Es handelte sich aber nur um minder bedeutende Kräfte. Wahrscheinlich die schon konstatierte Kosakendivision. Armeegruppenkommandant Erzherzog Josef Ferdinand wird daher angewiesen, durch kurzen Vorstoß Gegner zurückzutreiben." (Was auch in der Folge gelang.)

„Ich und Stab verlassen den Ort. Am Südausgang meldet ein Artillerieoffizier, daß der ganze Raum südlich des Ortes im Streufeuer der gegnerischen Artillerie liegt. Auf ein weiteres Ausbiegen gegen Osten will ich mich aber nicht einlassen.[1]) Wir reiten daher bei wiedereinsetzendem Regen durch die gefährdete Zone. Im Schritt, um nicht Anlaß zu Mißdeutungen zu geben. Der Weg ist mit Flüchtlingen bedeckt. Viele Juden. Die Armen glauben, ihr Leben und ihr bißchen Hab und Gut durch Flucht retten zu können. Das Wimmern und Klagen ist jammervoll. Trost und Beruhigungsworte fruchten natürlich nicht. Ein trauriges Kriegsbild! Von unserer Marschlinie wenige Meter entfernt, hält rechter Flügel unserer Truppe im Terrain gedeckt. Man kann das Einschlagen der Schrapnells und Granaten in allernächster Nähe beobachten. Doch sind die Truppen durch vorliegende Terrainwelle sichtlich vor Schaden bewahrt." (Es ist mir noch jetzt unverständlich, warum die russische Artillerie unsere über 100 Reiter zählende Gruppe nicht mit einigen Schüssen beehrte. Wahrscheinlich wurde sie durch das eigene Lagenfeuer niedergehalten.)

„Der Anblick des Gefechtes erweckt den Wunsch, den Verlauf des sich langsam vorbereitenden Angriffes einiger eigenen Bataillone zu beobachten. Doch ist der blutige Ernst der Situation eben kein Schauspiel, und ich will es auch vermeiden, den Armeestab länger als nötig

[1]) Schon vormittags gerieten unsere rückfahrenden Autos ins Infanteriefeuer, das aber keinen Schaden verursachte.

dem Artilleriefeuer auszusetzen. Daher reiten wir langsam gegen den Ort Sarny weiter, biegen gegen Radymno auf Kalnikow ab. In Malnow kommt ein Trainrittmeister mit Meldung, daß etliche Kosakensotnien den Sklo passiert haben und sich in unmittelbarer Nähe befinden. Man hört das Geknatter, da Kosaken und unsere Trainbegleitmannschaft einander heftig beschießen. Um nicht länger aufgehalten zu sein, beschließe ich über Medyka auf Przemysl zu reiten. Auch kann ich dort baldmöglich telegraphische und telephonische Verbindung mit Armeekolonnen wieder aufnehmen."

„Sämtliche Wege, auch Anterrain sind mit Trainkolonnen bedeckt, die den San- und Wiszniaübergängen zustreben. Zu meiner Befriedigung alle in Ordnung. Acker und Hutweideboden sind zum Glück noch nicht allzu aufgeweicht. Als wir über die Wiszniabrücke reiten, hören wir aus südöstlicher Richtung gewaltige Detonation, das Auffliegen der gesprengten Eisenbahnbrücke bei Sadowa—Wisznia. In Staržawa gibt's bei voller Dunkelheit einen kleinen Aufenthalt. Soos stürzt mit seinem Pferd senkrecht in eine Grube, gelangt aber wieder heil heraus. Reiten in dunkelster Nacht weiter. Sehen am Horizont überall Feuerschein aus Ortschaften, die von Russen eingenommen oder auch solchen, die von verräterischen Einwohnern nach festgesetztem Schlüssel in Brand gesteckt worden sind. Stimmung ernst. Alle Veranlassung dazu. Doch im Gefühl erfüllter Pflicht, nach bestem Ermessen gehandelt und nichts versäumt zu haben, gibt's keinerlei Desparation. Gegen Mitternacht ist dieser abenteuerliche Ritt zu Ende. Kommen in Medyka an." (Es war zugleich mein letzter Ritt, was ich damals allerdings nicht im entferntesten ahnte.)

„Von Medyka fahren wir mit Separatzug nach Przemysl, kommen 2 Uhr nachts an. Essen am Bahnhof mit Heißhunger den ersten warmen Bissen. Nachricht, daß in Abendstunden russische Infanterietruppendivision aus der Gegend Krakowiec gegen Südwesten, also quer durch die Rückmarschzone der Armee, im Anmarsche sei! Das wäre katastrophal! Aber ich glaub's nicht! Woher sollte eine Infanterietruppendivision kommen? Ausgeschlossen ist's aber nicht, daß die Kosakendivision, die sich schon wiederholt geltend gemacht hat, Sklolinie durchbrochen und jetzt in den Trains ravagiert. Ich versuche noch in der Nacht vom Festungs- und vom 3. Armeekommando, das in Przemysl anwesend, Verifizierung dieser Nachricht zu bekommen, und lasse an Kolonnenkommandanten telegraphieren."

Der 13. September war der schwerste Tag meiner ganzen Kampagne, ein wahrer 13er!

„14. September. Ich treffe Boroević und dessen Generalstabschef Boog. Sind ganz wohlgelaunt. Haben eben leichteres Spiel. 3. Armee

geht einfach geradeaus zurück und wird in ihrer ganzen Flankenausdehnung durch meine Armee gedeckt. Pressungen werden gewiß auch dort vorkommen, doch fühlt sie 3. Armee noch nicht."

„Bezüglich der Unglücksbotschaft, Einbruch einer feindlichen Kolonne in mein Echiquier, kann ich bis in die ersten Vormittagsstunden keine Klarheit bekommen. Glaube immer weniger daran. Wie ein Alp drückt mich aber der Gedanke, daß durch die kolossalen Trainschoppungen, die ich gestern persönlich beobachtet habe, rückmarschierende Kolonnen in eine fortlaufende Kette von Nachhutgefechten verwickelt werden und schließlich volle Desorganisation Folge sein kann. Da heißt's, Entschluß fassen. Frage steht offen: Train oder Truppe! Da ist wohl jeder Zweifel ausgeschlossen. Gebe daher 9 Uhr vormittag folgenden Befehl aus: ‚Nachhutgefechte zur Deckung der Trains dürfen nicht geführt werden. Die ärarischen Trains sind zu bergen. Wenn Landestrains nicht zurückgeschafft werden können, so sind die Vorräte tunlichst an vorbeipassiernde Truppen abzugeben. Die Bespannung zurückführen, die Fuhrwerke aber in die Kommunikationen, zu deren Verrammelung hineinpressen.'"

Ich begab mich also bewußt und gewollt eines Teiles meines Trains, und gab hierzu auch persönlich und schriftlich den strikten Befehl, um alle Unterkommandanten von jeglicher Verantwortung zu entlasten!

Ich habe seither über diese Verfügung schon aus dem Grunde hundertfach nachgedacht, als man mir in Laien-, doch auch in Fachkreisen darüber die vielseitigsten Vorwürfe gemacht hat. Allerdings ging die Anregung hierzu hauptsächlich von jener mir feindlich gesinnten Clique beim Armeeoberkommando aus, der ich, ohne es mir erklären zu können, stets bête noire war, und die nicht müde wurde, gegen mich zu intrigieren. Doch das ändert nicht, daß ich auch heute der vollsten Überzeugung bin, damals die einzig richtige Maßnahme getroffen zu haben. Ich vermag ziffernmäßig nicht genau anzugeben, wieviel an Train verloren ging, doch wenn ich damals — einige Tage später — die endlos dahinrollenden Trainkolonnen ansah, zwischen denen sich die Truppen völlig nur wie Bedeckungen ausnahmen, hatte ich das Gefühl, daß die Traineinbuße nur eine minimale war. Die Feldherren aller Zeiten hatten sich im kritischen Moment stets nur um die Rettung ihrer Truppen, nie um die des Trains gekümmert, den man relativ leicht ersetzen kann. (Blücher hatte vor Leipzig seinen ganzen Train geopfert, um die Operationslinie zu wechseln, und war doch Blücher geblieben.) Hier war solch ein kritischer Moment erster Ordnung gegeben, in den nicht ich die Armee versetzt hatte, aus dem ich aber die Konsequenzen ziehen mußte. Dies tat ich festen Entschlusses und brachte die Armee zurück und über den

San, ohne daß nur eine einzige Unterabteilung zur Waffenstreckung gezwungen worden wäre. Das Bewußtsein dieser Tat ließ mich erhobene Hauptes das Gekläff[1]) überhören, das neiderfüllte Männer anhoben und eine urteilslose Menge mit sich zog. Ohne mich zu überheben, kann ich sagen, daß der Rückzug der 4. Armee eine Leistung war, die die Kriegsgeschichte rühmend verzeichnen darf!

Es war 10 Uhr vormittags, als wir nach Lancut fuhren, wohin das Armeekommando an diesem Tage dringend gelangen mußte. Ein Teil des Hauptquartiers und das Armee-Etappenkommando folgten später nach.

Tagebuch: „14. September. Häßliches Herbstwetter. Straßen für Autos schwer passierbar. Habe Sorge, ob sich der Sanübergang auf allen Linien anstandslos abwickeln wird. Dagegen bin ich überzeugt, daß der Eindruck, eine gegnerische Kolonne sei ins Marschéchiquier gestoßen, nur Phantasie gewesen ist." (War auch so, vom Feinde stieß nicht ein Mann durch, es dürfte sich wahrscheinlich um eine eigene Trainkolonne gehandelt haben.)

„In Jaroslau angekommen, will ich den Brückenkopfkommandanten, Feldmarschalleutnant von Benigni, sprechen. Doch befindet er sich an den äußeren Werken. Die Stadt hat eigentlich normales Aussehen. Man hat gar nicht das Empfinden, daß stärkere Abteilungen des Gegners in nächster Nähe sind. 3 Uhr nachmittags Ankunft in Lancut. Finden langes Telegramm vom Armeeoberkommando vor. Chiffriert! Doch unser Chiffernschlüssel liegt noch im Hauptquartier in Radymno. Eiligste Absendung wird telephonisch anbefohlen und er trifft, wie durch ein Wunder, raschestens ein. Der langatmige Befehl enthält übrigens wenig Neues und ist auch schon durch die gestern von Krakoviec ausgegebenen Dispositionen größtenteils befolgt." (Die Weisungen des Armeeoberkommandos hätten aber auch anders klingen können, es war daher sehr zweckentsprechend, daß ich rasch nach Lancut gelangt war.)

„Merkwürdig sind die Verfügungen des Armeeoberkommandos bezüglich der Besatzung von Sieniawa. Bis 15. soll dieselbe durch eine Brigade der 1. Armee, dann wieder durch eine der 4. Armee gebildet werden." (Am 15. September kam noch eine Kavallerietruppendivision dazu.) „Da der ernannte Kommandant nicht eingerückt ist, wechseln die Kommandanten des festen Platzes täglich." (Vorausgreifend sei erwähnt, daß dann im letzten Moment der eingeteilte

[1]) Die Flieger, die aus der Festung Przemysl aufflogen, fanden noch im März des folgenden Jahres ganze Massen solch aufgegebener Fuhrwerke abseits der Kommunikationen in verwahrlostem Zustande stehen. Beweis, daß es den Russen um die Einbringung dieser „Trophäen" ganz und gar nicht zu tun war, sondern daß sie sie als wertlos einfach liegen ließen. Mit Abteilungen und Geschützen wären sie anders verfahren.

Geniechef, Major Papp, das Kommando über die aus Landsturm und Marschkolonnen bestehende Besatzung übernahm und sich in sehr ehrenvoller Weise aus der Affäre zog.)

„Am späten Abend improvisierter Imbiß. Während des Essens treffen erwünschte befriedigende Nachrichten ein. Armeekolonnen haben ihre Ziele erreicht. Dadurch gehobene Stimmung. Automobilist von Schönthan bringt Briefe von zu Hause. Sind noch immer unter dem Eindruck der Komarówer Schlacht. Haben frohe Zuversicht. Denke herzlich an die Meinen."

„15. September 2 Uhr früh kommt Meldung, daß auf allen Sanbrücken Übergang glatt vor sich geht. 6 Uhr früh Kanonendonner aus nördlicher und nordöstlicher Richtung. Dürfte von Sieniawa und Lezajsk sein. Die Russen folgen also scharf der 1. Armee. Wenn sie am unteren San letzten Endes nicht hält, so bleibt die nördliche Flanke meiner Armee auch weiter bedroht."

Dies war dann auch der Fall, denn erst am Dunajec angelangt, trat der linke Flügel meiner Armee in gleiche Höhe mit der 1. Armee des Generals Dankl. Somit war die 4. Armee vom 12. bis 23. September einer kontinuierlichen Parallelverfolgung ausgesetzt, und zwar zuerst durch die feindlichen Kräfte, die der eigenen 4. Armee gefolgt waren, dann — nach Passierung des Sans — durch jene, die der eigenen 1. Armee über den San nachrückten.

Tagebuch: „Die Russen gehen einer deutlich erkennbaren Idee nach. Gestützt auf große numerische Überlegenheit, mit klaren Zielen, doch zum Glück nicht so energisch und rasch, als dies möglich wäre. Will es aber noch nicht verschreien."

„Ernstes Gespräch mit Grafen Clam über Lage der Monarchie. Wenn die Serben wirklich in Pancsowa sind und die Italiener gegen uns mobilisieren — wie heute verlautbart —, dann weiß ich nicht, wie dies für unser armes Vaterland enden soll!"

„Heute vor einem Jahr war glänzender Manöversieg bei Tabor! O quae mutatio rerum!"

„Kanonendonner von Lezajsk dauert an. Ist nur 30 km von hier entfernt, doch versumpfte Wisloklinie sichert die Etappenstraße der Armee. Bei Lancut selbst ein sehr tüchtiger Etappenkommandant, wenngleich nur Landsturmleutnant."

„Kanonendonner läßt auf ziemlich gleiche Situation in Nord und Ost schließen. Mit einem Rasttag für die armen Truppen somit wieder nichts. Das ist jetzt der 28. Marsch- und Gefechtstag!"

„Ich denke an die beiden Brückenköpfe. Speziell Sieniawa. Besatzung mit täglicher Ablösung. Wo war dies noch je! Wenn man aber San nicht halten will, dann sind sie wirklich für die Katz. Möchte

sie rasch herauskriegen, damit sie eventuell keine billig erkauften Trophäen für Gegner bilden. So ist's bei Lemberg, Halics und Mikolajow der Fall gewesen."

„8 Uhr abends kommt telephonische Mitteilung vom 3. Armeekommando. ‚Ganze Regimenter und Trains sollen nach Przemysl hereinströmen, sind verhungert, stürmen Läden und exzedieren. Armeekommandant will mit Waffengewalt vorgehen.' Herrgott, schaut das bedrohlich aus! Ich bin ganz bestürzt. Nach Fassung des Telegramms muß ich annehmen, daß mindestens bei der rechten Armeekolonne (IX. Korps) voller Echec eingetreten ist, der sich in fluchtartigem Rückzug nach Przemysl geltend macht. Linker Flügel ist ohnedies ununterbrochen gefährdet. Wenn jetzt noch rechter Flügel in ein Debacle verwickelt wird, kann von einem geordneten Rückzug meiner Armee wohl nicht mehr die Rede sein. Brauche wirklich ein paar Minuten, bis ich wieder obenauf bin. Rufe dann den Armeekommandanten persönlich ans Telephon, um genaue Auskunft zu bekommen. Jetzt hat die Sache gleich ein ganz anderes Gesicht! Statt ‚ganze Regimenter' sind's ‚Versprengte von allen Regimentern'! Und noch genauer fragend, sind's schließlich nur ‚etliche Hundert'! Das ist aber wohl natürlich! Bei der Zusammenpressung in das Defilé und an den Sanübergängen müssen ja Versprengte und Abgeirrte in großer Zahl sein. Daß sie nach Przemysl abfluten, bedingt aber Situation und Kommunikation. Ebenso begreiflich, daß dieselben vom Hunger geplagt sind. Mußte man aus dem Vorfall überhaupt eine so große Geschichte machen! Ich ersuche Boroević, die Versprengten sammeln zu lassen und ihnen vor allem etwas zu essen zu geben. Der gefüllte Magen und die Müdigkeit werden sie auch ohne strenge Maßregel zur Ruhe bringen." (Am Morgen des folgenden Tages sandte ich dann General Misćević hin, der das Kommando über alle Versprengten zu übernehmen und sie in den Rayon der Armee zu führen hatte. Der brave alte Misćević entledigte sich dieses gewiß nicht angenehmen Auftrages auf das beste.)

„Durch Aufklärung der Angelegenheit beruhigt, setzen wir uns zu gemeinsamem Abendtisch. Damit Stimmung nicht allzu gemütlich wird, treffen Meldungen ein, daß Russen in kräftigem Vorgehen über den unteren San sind. Abwärts Rozwadów haben sie bereits sieben Brücken geschlagen!!! Das verschlimmert Situation. Ich verstehe nur nicht, daß es den dortigen eigenen Kräften nicht möglich gewesen ist, den unteren San länger zu halten. Der Fluß ist doch jetzt so mächtig!"

„16. September. 1/25 Uhr früh trifft Dispositionsänderung des Armeeoberkommandos ein, Armee soll hinter die Wisloka marschieren.

Das gibt wieder zwei weitere Märsche. Hoffentlich wird man dann endlich die Armee hinter einer Hindernislinie sammeln und rasten lassen, damit alles in Ordnung kommt."

„VI. und IX. Korps melden, daß Gegner nicht nachdrängt. Sie benutzen daher den heutigen Tag zur Ordnung der Verbände und Einreihung in vorgeschriebene Marschlinie. Ist zwar eine Eigenmächtigkeit, aber da Feind nicht stört, lasse ich's im Interesse der Truppe gern zu."

„Um 9 Uhr vormittags neue Dispositionsänderung des Armeeoberkommandos avisiert. Man hört keinen Gefechtslärm. Anzeichen, daß Gegner am San einhält. Erfreulich!"

„Ich promeniere mit Clam im wundervollen Park. Besichtigen das herrliche weltberühmte Schloß des Grafen Roman Potocki (Lancut). Luxuriös in allen Teilen. Herrliche Kunstschätze. Großartig, geschmackvoll und seigneural! Aber ich kann mich des komfortablen Lebens hier nicht freuen, wenn ich an die armen Truppen denke, die jetzt schon vier Wochen unter freiem Himmel schlafen. Allerdings, die schwere Verantwortung, die auf einem Kommandanten lastet, wird auch durch kein Eiderdaunenbett leichter. Aber dafür setzen die Armen ihr Höchstes, das Leben, fortwährend aufs Spiel! Der Krieg!"

„Clam sehr pessimistisch. Spricht jetzt schon von möglicher Abtrennung des Trentino. Ich opponiere. Aber nur aus militärischen Gründen, da die hierdurch bewirkte physische und moralische Schwächung das ganze Gebäude ins Wanken brächte."

„Allgemeine Stimmung gedrückt. Zuversicht in die Oberleitung stark herabgemindert. Bei der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte ist deutsche Unterstützung unerläßlich. Und zwar eine direkt angesetzte, da ein Druck von oben, aus Ostpreußen in der Richtung auf Luckow, sich nicht mehr rechtzeitig geltend machen würde."

„Nachmittags kommt angesagte Disposition. Weitermarsch gegen Westen bis an den Dunajec. Eine deutsche Armee kommt an den eigenen linken Flügel nördlich der Weichsel heran. Ist etwa zehn Divisionen stark. Stimmt mit unsern Anschauungen überein. Hierdurch bessere Stimmung. Fahre zum Znaimer Regiment 99. Hat, nach Komarów zur 1. Armee detachiert, mit ihr den Rückzug mitgemacht. Habe Regiment vor Beginn der Operation besucht. Damals auf vollem Stand. Jetzt Reihen furchtbar gelichtet. Nicht einmal 1000 Mann. Weniger als 20 Offiziere. Trotzdem sind die braven Leute nicht niedergeschlagen. Spreche mit ihnen herzlich. Sind gerade bei Abendmenage. Umringen mich. Habe großes Vertrauen, sicheres Gefühl ihrer Ergebenheit. Ganz gleich, ob Mann oder

Offizier. Von letzteren stehen einige leicht verwundet in den Reihen. Ins Hauptquartier zurückgekehrt, finde ich Belobungsanträge für Mannschaft des Regiments. Genehmige natürlich sofort. Kann leider nur einen Teil der Medaillen zusenden, da Vorräte nicht langen. Besuch bei 99er wird mir immer in erhebender Erinnerung bleiben!"

„Am Abend telephonische Besprechung mit Boroević wegen der Sanlinie. Ich ziehe aus Sieniawa, das mir direkt unterstellt ist, die dorthin detachierte Brigade des XIV. Korps heraus. Es bleiben noch sechs Landsturmbataillone, die die ursprüngliche Besatzung gebildet haben. Letzter Abend in Lancut in relativ guter Stimmung."

„17. September. Sehe mir den Vorbeimarsch des II. Korps an. Trains in mäßiger Verfassung. Häufige Stockungen. Da Wetter wieder schön und Chaussee in gutem Zustand, Ursache nicht recht erklärlich. Infanterie- und Jägerabteilungen sind leider erheblich zusammengeschmolzen. Spreche speziell mit älteren Unteroffizieren. Haltung ausgezeichnet. Doch wie soll dem großen Offiziersmangel begegnet werden? Es sind noch nicht zwei Jahre her, daß man in den Delegationen und im Parlament über Überzahl an Offizieren räsonniert hat!"

„Erzherzog Josef Ferdinand, der nach mir das Schloß beziehen wird, trifft ein. Meldet, daß er sich vom Gegner verhältnismäßig leicht hat lösen können, schildert aber physischen Zustand der Truppen in düstern Farben. Leider mit Recht."

„Fahrt Lancut—Jaslo. Sehr viele Nachzügler der 13. Landwehr-Infanterietruppendivision. Bei Minimalständen wird dies doppelt fühlbar. Truppen sind fraglos überhetzt worden. Bogen überspannt. Auf dem ganzen Weg Trains. Endlose Kolonnen. Wie recht hab' ich doch gehabt, etliche Landestrains zu eliminieren, um Truppen nicht noch mehr zu schädigen. Armee- und Korpstrains finde ich übrigens in sehr guter Ordnung. Speziell jene des VI. Korps aus Oberungarn ausgezeichnet organisiert."

„Abends Ankunft Jaslo. Kleines Schloß. Besitzer Polen. Darunter auch pensionierter Finanzlandesdirektor. Empfangen uns herzlich, sind aber sichtlich durch unsere Rückmärsche bedrückt. Gratulieren zu Komarów. Sprechen mit Bedauern von der ‚schwerkämpfenden Armee'. Na ja, ist ja auch so! Lästern über Ukrainer, vergessen aber, daß es zum guten Teil die Polen gewesen sind, die sie hineingetrieben haben."

„Vom Gegner keinerlei belangreiche Nachrichten. Gewißheit nimmt zu, daß er den mittleren San nicht um vieles überschritten hat, dafür aber wahrscheinlich den unteren Flußlauf der 1. Armee gegenüber."

„18. September. Schloß Jaslo recht wohnlich. Wertvolle Bildersammlung. 1900 bei Kaisermanövern ist hier Allerhöchstes Haupt-

quartier untergebracht gewesen. Wer hätte damals solch eine Weltkatastrophe geahnt!"

„Ich schreibe an Conrad. Schildere ihm die Situation. Er kann jetzt natürlich nichts mehr machen, da die operative Situation Fortsetzung des Rückzuges verlangt. Andererseits ist jeder Rückzugstag einer kleinen verlorenen Schlacht gleichzuhalten. Die deutschen Korps! Es sollen zwei Front- und zwei Reservekorps im Anrollen sein. In Krakau werden täglich 50 hundertachsige Züge ausbarkiert. Jetzt ist's wenig, vor 14 Tagen wäre es enorm gewesen und hätte die Situation gründlich anders gestaltet. Zwei Korps zur Armee Dankl, zwei Korps an meinen linken Flügel, und wir hätten die Russen bis über den Dnjepr gejagt. Ein einheitlicher Wille müßte das Ganze leiten! Natürlich dürfte dies nicht unser durchlauchtigster Oberkommandant sein."

„Ernstes Gespräch mit Grafen Clam. Im Oktober und November 1912 soll er Franz Ferdinand gegenüber geäußert haben, ich sei als Kriegsminister zu ‚pessimistisch' gewesen. Jetzt sieht Clam alles schwarz in schwarz. Leider habe ich damals nur zu recht gehabt. Erkenne aber des Grafen persönliche Tüchtigkeit vollauf an. Als ein Mann eisernen Pflichtgefühls wirkt er direkt beispielgebend."

„Der brave Automobilist Dr. Bing bringt Briefe von zu Hause. Sie wissen bereits von unserem Rückzug. —"

„Nach Berechnung der Evidenzgruppe haben die Russen schon 64 Divisionen gegen uns allein ins Feld gestellt. Sieniawa gestern abends gefallen. Es ging hierbei ehrenvoll zu. Nach Sachlage war's nicht zu halten. Muß einfach als Verlust gebucht werden."

„Laut Standesausweis hat die Armee jetzt einen Feuergewehrstand von etwa 70 000 Mann. Jenseits des Dunajec stehen in drei Gruppen 45 000 Mann als Ersatz bereit. Im Rayon der Armee noch eine Menge Versprengter, Abgeirrter usw., die bei kontinuierlichem Rückmarsch, nach Rawa Ruska ist's heute schon der neunte Tag, nicht zu ihren Truppenkörpern gelangen können. Wenn einmal wieder alles an die Front gebracht ist, rechne ich auf etwa 700 Mann per Bataillon. Zu wenig. Es müssen noch weitere Marschformationen herangezogen werden. Leider fehlen mir auch bei 80 Geschütze. Zerschossen, im Kampf unbrauchbar geworden, im Sumpf stecken geblieben (Kanonenregiment der 15. Infanterietruppendivision am 28. August) oder sonst in Verlust geraten."

„Jaslo macht für einen galizischen Ort guten Eindruck. Besuche den Bezirkshauptmann. Gibt mir meterlange Liste über russophile Ortschaften. Herrgott, was man da für eine Saat aussäen, aber auch ausreifen hat lassen. Mit Pulver und Blei läßt sich jetzt das nicht

kurieren. Regieren heißt eben vordenken, nicht aber nachträglich füsilieren. Und für all das soll jetzt die Armee aufkommen."

„Soos zum Armeeoberkommando berufen. Bin neugierig, was er bringen wird. Denke viel über Komarów und Rawa Ruska nach. Hätte ich doch nur mindestens einen Tag bei Komarów bleiben können. Wäre sowohl für Truppen, als auch in operativer Hinsicht vorzüglich gewesen und hätte Verfolgung ermöglicht. Aber freilich, Befehl und Hilferufe des Armeeoberkommandos! Schließlich habe ich dem nachkommen müssen!"

Wie aus diesen Tagebuchnotizen zu ersehen ist, ging die Armee im Einklang mit den anderen Armeen fortgesetzt zurück, mit der Absicht, sich hinter dem Dunajec zu retablieren und den direkten Anschluß an die deutsche 9. Armee zu suchen. Dieselbe — 9 Divisionen stark, teils aus Ostpreußen, teils aus dem Innern Deutschlands kommend — barkierte in Krakau aus und wollte schon am 28. den Vormarsch antreten. Davon später.

In die Details der eigenen Rückmarschbewegung will ich hier nicht eingehen. Ein Blick auf die Karte läßt erkennen, welch ungeheure Schwierigkeiten diese konzentrierte Operation zu überwinden hatte. Die beängstigende Enge des Armeeéchiquiers, die geringe Anzahl tauglicher Kommunikationen, das anhaltende ungünstige Wetter machten die Situationen zu völlig verzweifelten. Die Dirigierung des Trains erforderte wahre Tüfteleien, wobei die gleichzeitige Benutzung von Marschlinien durch zwei Kolonnen, sogar von direkten Kreuzungen unausweichlich war. Und da das Armeeoberkommando stets volle Tagesleistungen — 20 bis 24 km — ansetzte, kam's endlich dazu, daß die Kolonnenkommandanten wahrhaft desparate Berichte einbrachten, die einen Rasttag als ganz unausweichlich erscheinen ließen. Ich ordnete einen solchen am 19. nachmittags für den 20. an und teilte diesen Entschluß dem Armeeoberkommando mit. Dasselbe erklärte sich wohl einverstanden, doch wie sich's später herausstellte, verstärkten sich die Quertreibereien gegen mich just von jenem Momente an. Sie wuchsen aus dem Armeeoberkommando selbst auf das üppigste heraus. Mein Entschluß, den völlig erschöpften Truppen um jeden Preis endlich einen Rasttag zu gewähren, lief den Tuscheleien und Vereinbarungen der Generalstabsoffiziere entgegen. Diese Theoretiker folgten einfach einer Formel, die für diesen Moment das „Loslösen vom Gegner" vorschrieb. Als ob dies erreicht werden könnte, wenn auf allen Marschlinien viele hundert Zurückgebliebener täglich in die feindlichen Hände fielen. Überdies drängte der Gegner effektiv gar nicht nach. Und letzten Endes — selbst bei dem Beweis, den ich erbracht hatte, daß mir unter schwerwiegenden Umständen

Trainopfer noch immer als das weit kleinere Übel erschienen waren —, die Batterien und Munitionskolonnen mußte ich doch zurückbringen, um meine Armeeeinheiten schlagfähig zu erhalten. Ohne Rasttag wäre dies direkt unmöglich gewesen. Das II. Korps kam durch das Stehenbleiben am 20. September, also durch den Rasttag, allerdings in eine exponierte Lage und hätte von den Russen eventuell auch gefaßt werden können, aber schließlich mußte etwas riskiert werden, wenn ich nicht die ganze Armee riskieren wollte.

Tagebuch: „19. September. Durch Hauptmann Aichinger, Kundschaftsoffizier, Spionageaffäre aufgedeckt. Endziel: Umsturz in Krakau, Sprengung der Brücken daselbst, Überfall einiger Werke usw. Entsetzlich, was alles gegen uns vorbereitet wird und wer da alles mitwirkt. So etwas war noch nicht da! Nicht einmal 1849 und 1859 in Italien. Man weiß nicht, ob man diese Organisation mehr verfluchen oder die Größe der Konzeption mehr bewundern soll!"

„Soos bringt vom Armeeoberkommando genaue Situation der russischen Gruppierung. Also tatsächlich 64 Infanterietruppendivisionen. Etwa 30 sind bisher schon geschlagen worden. Haben aber Zeit zur Retablierung gehabt. Sind bei Grodek und in den Kämpfen gegen die 1. Armee wieder erfolgreich gewesen. Und wir — alles in allem 41 Divisionen!"

„20. September. Über Gegner wird gemeldet, daß Kolonnen mittlerer Stärke aus nördlicher Richtung vorgehen. Könnten eventuell II. Korps treffen. Ist das Risiko des Rasttages! Solange aber kein Druck von Osten dazukommt, keine ernste Gefahr."

„Entsetzliches Wetter. Autos vor unseren Fenstern versinken förmlich. Arme Truppen. Ihr ganzer Rasttag verregnet. Und wie wird sich morgen auf den schlechten Vizinalwegen der Rückmarsch des ganzen rechten Armeeflügels gestalten! Freilich, den Gegner trifft's auch. Doch der muß in der gegenwärtigen Situation nicht unbedingt marschieren! Der liebe Herrgott scheint wieder auf Seite der ‚starken Bataillone' zu stehen."

„Brief an Conrad, Personalien betreffend. Ohne Änderung wird's nicht abgehen. Doch Form wahren. Kränkungen verdienter Männer vermeiden."

„Generalstabshauptmann Prinz Parma, Schwiegersohn des Erzherzogs Friedrich, kommt aus Stabsquartier des Erzherzogs Peter zu mir. Tut sehr devot und dienstbeflissen. Muß was zu bedeuten haben! General Misćević meldet sich zu neuer Dienstleistung ab. Braver alter Soldat. Einer von jenen, die immer zu haben sind, sich auspressen lassen und in Ergebung auf Belohnung und Anerkennung warten. Solche werden dann fast ausnahmslos enttäuscht."

„21. September. II. Korps kann heute — Gottlob — Marsch fortsetzen. Der Rasttag hat also kein Malheur erbracht. Doch unsere allgemeine strategische Lage erscheint mir mißlich. Wir werden bald zwischen Weichsel und Karpathen eingezwängt sein. Umfassung des Gegners über die Weichsel wäre illusorisch. Würde vom Gegner (feindliche 9. Armee) sehr bald von Norden her gefaßt werden. Von Süden aus dem Gebirge heraus ginge es auch schwer. Flügelarmee Böhm-Ermolli fände die schwierigsten Kommunikationsverhältnisse. Am Dunajec befindet sich aber keine Stellung, aus der offensiv vorgegangen werden könnte. Bin gespannt, zu was sich Armeeoberkommando entschließt. Schenk meldet, daß Bahnpersonal russophil ist und gegen uns arbeitet. Er will Bahndienst militärisch organisieren."

„Armeegeneralstabschef Krauß zum Armeeoberkommando befohlen. Merkwürdig! Was will man denn von ihm? Zwar versichert mir erst heute ein höherer Funktionär, daß Organe der 4. Armee beim Armeeoberkommando stets eine besonders auszeichnende Behandlung erfahren. Doch traue ich dem Landfrieden nicht!"

„Wetter bessert sich, trotzdem zweifle ich, daß Kolonnen heute ihre verhältnismäßig weiten Marschziele erreichen können, da Landwege furchtbar durchweicht sind. Vom II. Korps keine Meldung, aber auch kein Kanonendonner. Scheint alles gut abzulaufen." (War auch so.)

„Neben dem Hauptquartier — Schloß — ist Radiostation eingebaut. Nachts fängt sie Telegramme ab, die die große Funkenstation Norddeich bei Hamburg den Ozeandampfern übermittelt. 7 Uhr früh präsentiert sie mir stets der diensthabende Offizier. Bin daher über alle belangreichen Vorgänge am Kontinent, eigentlich auf der ganzen Welt aufs beste informiert. Eine der großartigsten Erfindungen menschlichen Geistes. Wie ein Zauber. Und welche Möglichkeiten eröffnet noch diese beginnende Beherrschung des Äther raumes?"

(Damals forschten wir immer zuerst nach den Nachrichten aus Nordfrankreich. Es galt wie ein Glaubensbekenntnis, daß heut oder morgen der Niederbruch Frankreichs erfolgen werde. Das „Wunder von der Marne" war uns eben noch nicht bekannt.)

„Ich stehe vormittag an der Straße und lasse Kolonnen passieren. Trains in endloser Zahl. Dann folgen Truppen des IX. Korps. Artilleriebespannung furchtbar herabgekommen. Geschütze und Munitionswagen haben meist nur mehr vier Pferde. 26. Landwehr-Infanterietruppendivision defiliert in der Gesamtstärke von fünf Bataillonen. Aus jedem Regiment ein Bataillon formiert. Haltung und Geist gut. Die Division hat zweifelsohne viel geleistet und große Verluste erlitten. Deutschmeister Haltung ausgezeichnet. Der reinste

Parademarsch. Viel Versprengte und Gefangene. Bei 17er Jägerbataillon kein Offizier mehr beritten. Nur mehr 400 Mann stark. War in Krakowiec stark im Gefecht. Begrüße meinen Neffen, Gyula von Zombory. Einjährig-Freiwilliger. 10er Jäger Gefechtsstand gut. Im Bataillon herrscht aber Ruhr."

„Viele Nachzügler und Versprengte. Sammeln sich selbsttätig und sind bestrebt, ihre Regimenter wieder zu finden. In Jaslo sind Empfangs- und Instradierungsstationen etabliert. 25. Infanterietruppendivision meldet sich Kommandant Erzherzog Peter. Lobt Ausdauer seiner Truppen. Ich stimme bei. Persönliches Lob kann ich ihm nicht spenden."

„Von Conrad ein Schreiben. In Angelegenheit des Generals .... Spricht Hoffnung aus, daß es uns vielleicht doch gelingen werde, ‚die asiatische Kanaille zu schlagen'. Gewiß wünscht es jeder. Um es aber hoffen zu können, bedarf es wertvollerer Ingredienzien als Wünsche!"

„Krauß kommt vom Armeeoberkommando zurück. Bringt nichts Neues. Wenigstens nichts, was persönliche Berichterstattung durch den Armeegeneralstabschef erklären würde. Das Wichtigste unter seinen Mitteilungen ist, daß Schemua Kommandant der Verteidigungsstrecke: ‚Preßburg—Wien—Krems', also des belangreichsten Abschnittes der Zentralbasis werden soll. Sehr gut, da Posten sehr wichtig geworden. Leider!"

„22. September. Wetter scheußlich. Truppen ziehen stundenlang vorüber. Vom Armeeoberkommando kommt Disposition für Besetzung der Linie: Dunajec—Biala durch die 1., 4. und 3., sowie die rechts davon gestaffelte 2. Armee. 4. Armee hinter der Biala, also mit starkem Fronthindernis, doch rein defensiv, da Vorbrechen über den hochangeschwollenen Fluß untunlich wäre. Im Rücken der Stellung der Dunajec. Ist jetzt hochmächtig und hat nur zwei Übergänge. Wird viel Pionierarbeit geben."

„Nach Karte zu urteilen, ist Stellung der 1. Armee noch ungünstiger, hat Unterlauf des Dunajec hinter sich und kein Fronthindernis vor sich. Also Offensivfeld ohne Tiefe. Wie soll man da Angriffsgruppe bereitstellen? Russen greifen sichtlich mit großer Überlegenheit auch über Warschau an. Überflügeln dadurch auch die deutschen 9 Divisionen." (Dies schrieb ich vor Kenntnis des Operationsplanes für die neue Offensive. Sie hatte dann genau das vorausgesagte Schicksal.)

„Heute mein Namenstag. Adjutanten lassen sich's nicht nehmen, mir einen Aluminiumbecher mit vierblättrigem Klee zum Gedeck zu stellen. Nette Aufmerksamkeit. Letzter Abend in Jaslo. Zweifelsohne gehen wir jetzt dramatischen Ereignissen entgegen."

„23. September. Fahrt: Jaslo—Biecz—Zaklyczin—Lipnica. Regen! Train, allüberall Train. Dazwischen eine starke Infanterieabteilung.

1200 Mann des 2. Tiroler Jägerregiments. Sind die abgedrängten Teile vom Hujcer Nachtgefecht. Gerücht, daß Oberst Brosch noch am Leben sei, ist jetzt endgültig zu Grabe getragen. In Zaklyczin eine Marschbrigade für das II. Korps. Wird Auffüllung der reduzierten Stände wohltuend empfinden."

„Fahrt über voraussichtliches Schlachtfeld. Talsohle sehr eng, daher viele tote Räume. Auf eventuell gegnerischer Seite viele überhöhende Artilleriepositionen. Auf unserer wahrscheinlichen Gefechtsfront eher Gegenteil. Es müßten daher sofort ausgiebige Terrainverstärkungen vorgenommen werden."

„In Lipnica kleines Herrenhaus des Obersten Graf Ledochewski. Mit viel Liebe hergerichteter Besitz. Wird auch den Zeitverhältnissen nicht widerstehen! In meinem Zimmer finde ich Photographie meines Neffen, Hanno Königsbrun und seiner Frau. Welcher Zufall!"

„Abends marschiert neuaufgestelltes Kanonenregiment durch. Wird batterieweise als Ersatz für eingetretene Verluste aufgeteilt. Großenteils schon Landsturmmänner. Manche von ihnen haben noch gar nicht das Rohrrücklaufgeschütz gekannt. Machen aber guten Eindruck. Ernste, reife Männer. Desgleichen die Mannschaft."

„Automobilist Graf Hunyady, Oberleutnant Generalstabsoffizier Kwaternik und mein braver Rittmeister Baron Vivenot wollen in die Waldkarpathen, um kroatisch-ungarisches Freikorps zu errichten. Conrad wurde schon ein diesbezügliches Memorandum unterbreitet. Er pflichtet bei. Ich gratuliere den drei Offizieren zum opfervollen Wagemut, kann mich aber für Idee nicht begeistern. Grundbedingungen für Funktionieren des Klein- und Parteigängerkrieges ist volles Einverständnis mit der Bevölkerung. Kann man aber in jenem Teil des Landes davon sprechen? —"

„Abend relativ gemütlich. Wir bleiben lang beisammen, erwägen deutsche Mitwirkung, die in Aussicht steht. Viele hoffen auf günstige Zwischenfälle, wenngleich sie über deren Provenienz nicht sonderlich im klaren sind."

g) Stellung der Armee zwischen Dunajec und der Biala

Plan zur 2. Offensive

Tagebuch: „24. September. Soos kommt in der Nacht von Neu-Sandec mit erneuerter Dispositionsänderung, ist Folge der Vereinbarung des Armeeoberkommandos mit Hindenburg und Ludendorff.

Danach soll die deutsche 9. Armee und unsere halbe 1. Armee, im ganzen 16 Infanterietruppendivisionen und 4 Kavallerietruppendivisionen, nördlich der Weichsel vorrücken. Der Raum Opatovice a. d. Nida—Kielce soll bis 1. Oktober erreicht werden. Bishin Defensivstellung der eigenen Armeen nunmehr östlich der Linie: Dunajec—Biala, dann über Gorlice bis in die Karpathen bei Zboro. In dieser Front stehen nebeneinander von Nord zu Süd, die halbe 1. Armee, die 4., 3. und 2. Armee — im ganzen 35 Infanterietruppendivisionen und 8 Kavallerietruppendivisionen."

„Durch das Vorschieben der Verteidigungslinie östlich der Biala sind wir von der Front weit ab. Major Papp des Geniestabes, der Verteidiger von Sieniawa, eingerückt. Belobe ihn. Bleibt nun als Geniereferent bei der Armee. Sehr vorteilhaft!" (Major Papp bewährte sich dann im Verlauf des Feldzuges außerordentlich, sowohl als Feldfortifikateur, als auch als Detachementskommandant. Besonders in der Bukowina. Er wurde direkt zur Berühmtheit.)

„Munitionsmangel in Sicht. Das fehlt gerade noch! Allerdings, große Vorräte haben wir nicht gehabt. Kostet viel Geld, was für die Armee doch nie bewilligt werden wollte. Und dann, Gewehr hatte Altersgrenze erreicht, fast überschritten. Und letzten Endes — man hat an den Krieg nie recht geglaubt!"

„Kaiserliche Verordnung an alle Armeen ergangen, daß nicht so viele Zivilpersonen verhaftet werden sollen. Unter den gegebenen Verhältnissen richtige Mitte zu finden, hält wohl ungeheuer schwer."

„Hindenburg und Ludendorff waren gestern in Neu-Sandec. Ersterer gefiel sehr gut. Letzterer soll sehr gescheit, aber arrogant sein. Preuße! Na wenn er's nur trifft, verzeiht man ihm's gerne, daß er nicht zart umgeht."

„Die 9. deutsche Armee kam nur aus Ost- und Innerpreußen, also nicht, wie man glaubte, vom westlichen Kriegsschauplatz. Franzosen beweisen hiermit, trotz anfänglicher Malheurs, eine erstaunliche Widerstandskraft. Hat man damit gerechnet? Jedenfalls unangenehm. Kavalleriedivisionen sind mir zu weit zurückgeritten. Verdonnere sie schriftlich."

„25. September. Oberst Graf Szczepticki meldet sich als Generalstabschef des II. Korps und berichtet, daß Feldmarschalleutnant Baron Kirchbach das II. Korps zu übernehmen habe. Behalte den Obersten zum Speisen. Er erzählt viel Interessantes über den russischen Gruppenoberkommandanten, General Iwanow, dem er 1904 bis 1905 in der Mandschurei zugeteilt war. Was er erzählt, stimmt mit meinen Beobachtungen und Impressionen überein. Wir haben an ihm zwar einen bedächtigen, aber überlegenden und konsequenten

Gegner! Nachmittags Abfahrt vom Herrenhaus Lipnica, bei echt galizischem, wunderschönem Herbstwetter. Gegend lieblich. Erinnert an das heimatliche Tal von Rodaun mit dem ‚Roten Stadl'."

„Bin in Zaklyczin beim Bezirksrichter gut untergebracht. Echte Polen. In ihrer Situation ist's nicht leicht."

„Fongarolli bringt aus Neu-Sandec vom Armeeoberkommando merkwürdige Nachrichten. Man nennt uns das ‚fahrende Hauptquartier', weil wir nacheinander Ortsveränderungen vornehmen mußten. Als ob dies eine Annehmlichkeit wäre. Ist doch durch sachliche Notwendigkeit und nicht zuletzt durch die wechselnden Maßnahmen des Armeeoberkommandos bedingt. Man fragt nach meinem körperlichen Befinden! Merkwürdig!! Deutliche Anzeichen, daß eine Kampagne gegen mich im Gange ist. Ich fühle es schon seit einiger Zeit. Aber Zweck und Ziel sind mir noch nicht recht verständlich. Sollten Generalstabsoffiziere oder sonstige Organe einen Tratsch arrangiert haben? Wundern würde es mich nicht."

„Nachrichten über den Vormarsch des Gegners auf der Straße über Rzeszow und nördlich davon. Also doch? Will er die 1. Armee treffen, bevor deutsche Verstärkungen heran sind und sie sich selbst in der Umgruppierung befindet? Unwahrscheinlich wäre es nicht!"

„Viele Briefe von daheim und sonst aus der Welt. Noch immer zahlreiche Gratulationen. Passen in die jetzige Situation wenig hinein."

„Wetter wird kalt und unsichtig. Fliegerbeobachtung erschwert. Schade!"

Die Situation, in die die Armee vom 25. September an gelangte, zeigt Textskizze 10, Seite 381. *Textskizze*

„26. September. Im Haus unten eine Apotheke. Gerüche verursachen mir Kopfweh."

„Frühsituation erbringt Bestätigung über allgemeinen russischen Vormarsch. Konstatiert aber zunächst nur schwächere Abteilungen. Dürften Vorhuten sein. Allerdings wäre es auch möglich, daß er gegen eigene Front nur demonstriert, um gegen Norden zu verschieben. Erwägung über direkte Verstärkung der 1. Armee durch eigenes XIV. Korps (steht hinter dem linken Armeeflügel in Reserve). Verhältnisse hierfür höchst ungünstig, weil 1. Armee mit dem Rücken am Unterlauf des Dunajec steht. Ein (eigener) Vorstoß geradeaus träfe aber auf lauter sehr starke Fronten. Vielleicht sind die Russen herwärts des San noch nicht fertig, was allerdings bisher noch nicht vorgekommen ist." (Traf diesmal jedoch zu! Hierdurch kam's, daß die eigene, zwischen dem 2. und 4. Oktober einsetzende Offensive anfänglich erfolgreich verlief.)

Ich sitze gegen Abend in meinem Zimmer mit Arbeit beschäftigt, als mir Erzherzog-Oberkommandant und Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef gemeldet wurden. Hinabeilend, treffe ich beide Hoheiten in dem Flur. Sie begeben sich zu mir hinauf.

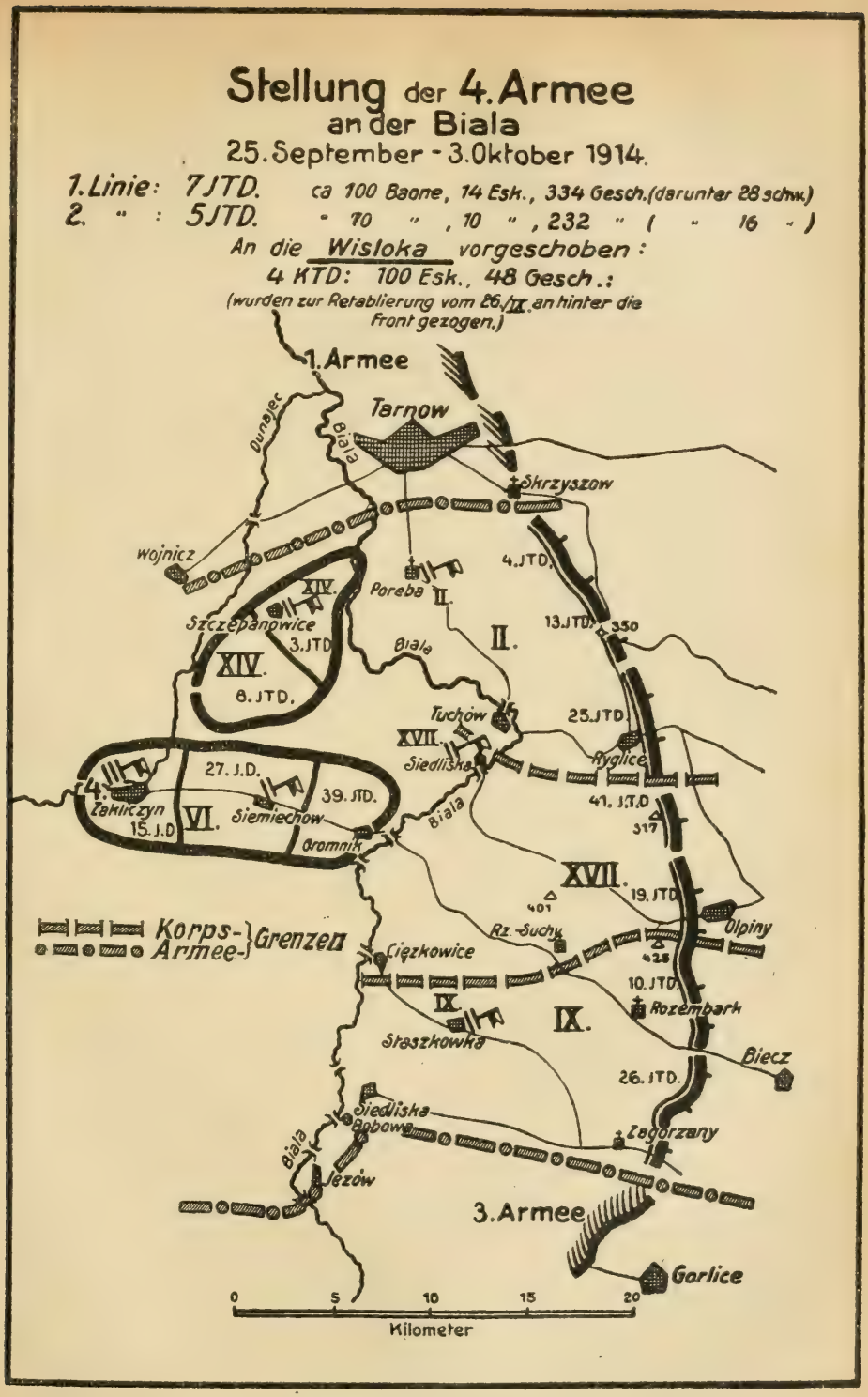
Dieser Besuch war die technische Einleitung meiner Amovierung.

Erzherzog-Oberkommandant, äußerlich herzlich und freundlich, fragte nach meinem Befinden und überreichte mir das Großkreuz des Leopoldordens. Ich war überrascht, und — trotz meiner Skepsis — ein wenig geschmeichelt, da ich in dieser persönlichen Überreichung ein Zeichen besonderer Anerkennung zu erblicken glaubte[1]). Ich dankte mit ergebenen Worten. Dann nahmen wir Platz und besprachen die Situation in allgemeiner Weise. Erzherzog Friedrich zeigte sich schwer besorgt, sah schwarz in schwarz und meinte, daß die Armeen noch eine ganze Woche brauchen würden, um wieder vollkommen operationsbereit zu sein. Ich konnte ihm nicht widersprechen, da diese Anschauung mit der meinen ganz parallel lief, doch gab ich der Hoffnung Ausdruck, daß sich letzten Endes noch alles gut lösen würde. Ich hätte es einfach für unwürdig und unverantwortlich gehalten, meinem Oberkommandanten ein X für ein U vorzumachen und mich etwa in konventioneller Schönfärberei über volle Bereitschaft zu ergehen. Ich sah jene Frage eben als eine tief ernste an. Ich selbst fragte den Erzherzog, wie es denn eigentlich mit der 2. und 3. Armee bei Rawa Ruska gewesen war. Warum diese nicht mehr Raum gewonnen hätten, da ich doch zwei Drittel der russischen Kräfte auf meine Armee gezogen hatte. Ohne in Details einzugehen, meinte der Oberkommandant: „Man kann ihnen keinen Vorwurf machen!" Worauf ich nur andeutete, daß meine Armee ihr Äußerstes getan hatte. Dann berichtete ich, daß der Schwiegersohn des Erzherzogs, Prinz Elias von Parma, Generalstabsoffizier bei der 25. Infanterietruppendivision, sehr gut arbeite und für eine Dekoration eingegeben sei. Dies schien Erzherzog Friedrich zu erfreuen. Nach dieser Konversation, die im ganzen kaum zehn Minuten gedauert haben mochte, verabschiedeten sich beide Erzherzoge. Ich begleitete sie barhaupt bis auf die Straße.

Aus dieser kurzen Unterredung zog dann der Oberkommandant die weitgehendsten Konsequenzen.

Tagebuch: „Unstimmigkeiten bezüglich der zu befestigenden Gefechtsfront zwischen dem IX. und dem XVII. Korps. Ist von hier

[1]) Und merkwürdig! Kurze Zeit früher hatte ich in irgendeinem Memoirenwerk den Vermerk gelesen, daß der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm 1866 am Tage von Tobitschau in das Hauptquartier des Generals Steinmetz geritten war, um dem Sieger von Nachod und Skalitz den Orden Pour le mérite persönlich zu überreichen. Daran erinnerte ich mich in jenem Moment.



Textskizze 10 (zu Seite 379)

aus schwer zu entscheiden. Sende Geniemajor von Papp an Ort und Stelle."

„Beim Abendessen bringt Rittmeister Baron Vivenot folgendes russisches Communiqué[1]) zur Vorlesung: ‚Die gefährlichste österreichisch-ungarische Armee, die des Generals Auffenberg, ist eingeschlossen und wird sich ergeben müssen. Wenn sie herauskommt, ist's eine napoleonische Leistung'." Nun, herausgebracht habe ich die Armee, halte mich aber deswegen beileibe noch für keinen Napoleon!

„Im Verlaufe des Gespräches erwähnt einer der Anwesenden, daß wir just heute vor sieben Wochen von Wien weggefahren sind. Was hat sich seither alles zugetragen und verändert! Wieviel Zehntausende schlafen vorzeitig den ewigen Schlaf. Trotzdem halten wir erst am Anfang! Und dies alles hat in letzter Instanz ein einziger Tag, der unselige 28. Juni, ausgelöst. Allerdings nur der Tropfen, der das volle Gefäß zum Überfließen gebracht."

„27. September. Haufen von Nachzüglern und Versprengten, die zum Überfluß in Tarnow unrichtig instradiert worden sind. Jetzt müssen die armen Teufel wieder zurück marschieren. Etliche Beester werden schon darunter sein, doch die werden durch zweckloses Herummarschieren auch nicht besser. Man muß die alte Institution der ‚Korpsgewaltigen' wieder einführen. Mit den schriftlichen Befehlen erreicht man nichts. Werde auf jeder Kommunikationslinie Organe aufstellen mit besonderen Rechten und Befugnissen. Es müssen gewissermaßen Unparteiische da sein, die ordnen und weisen."

„Morgennachrichten lassen ein allmähliches, sehr schematisches Verschieben gegen die eigene Front erkennen. General Iwanow, der schematische Feldherr, als der er sich bisher auch gezeigt hat! Freilich, mit seiner kolossalen Überlegenheit und umfassenden Basis ist's nicht schwer und wird immer leichter."

„Kalter, stark nebliger Morgen. Flieger werden wieder erst nachmittags aufsteigen können. Glücklicherweise setzen die Russen ihre Kolonnen meist erst spät in Marsch."

„15. Infanterietruppendivision passiert Zaklyczyn mit ihrem neuen Kommandanten, Generalmajor von Schenk[2]), dem bisherigen Armee-

---

[1]) Dieses Communiqué stammte aus den Tagen unmittelbar nach Rawa Ruska.

[2]) Schenks Versetzung von diesem Posten kam mir gänzlich unerwartet und unverständlich, da er sich bisher durchaus bewährt hatte. Es war dies eine der vielen Personaltransplantationen, die jetzt in rascher Reihe eintreten sollten. Sein Nachfolger war der mir wohlbekannte und geschätzte Generalmajor Mecenseffy. Doch erhielt auch dieser bald eine Division. Dieser ewige Wechsel an Stellen, die eine Stabilität erforderten, bildete ein besonderes Charakteristikum der Obersten Heeresleitung, namentlich im ersten Teile des Feldzuges. Wohl kaum zum Vorteil der Sache.

Etappenkommandanten. Die Division macht einen günstigen Eindruck. Aber großer Offiziersmangel. Alle versichern vollste Bereitschaft und Schlagfähigkeit. Ganz besonders Hauptmann Plasche vom Infanterieregiment Nr. 65. Energie und kriegerisches Selbstbewußtsein entströmen völlig diesem Mann. In der Schlacht bei Rawa Ruska hat er das Regiment geführt, da kein Stabsoffizier mehr verfügbar war. Der Divisionär bittet, daß man ihm das Regiment belassen möge. Ich werde ihn außertourlich zum Major eingeben." (Plasche zeichnete sich auch weiterhin aus und fiel als Oberstleutnant im Herbst 1916.)

„Ich besichtige einige hundert Versprengte, die sich im Orte gesammelt haben und nun abmarschieren. Allerlei Nationen. Ich spreche mit vielen, erinnere alle an Eid und Pflicht. Hurra- und Eljenrufe ertönen als Antwort."

„Regiment 66! Kommt auch sehr gut vorüber. Hatte das Unglück, beim Debacle der 15. Division während der Schlacht von Komarów, 28. August, seine Fahne einzubüßen. Sie wurde von den Russen unter einem Leichenhaufen hervorgezogen. Ich rufe dem Regimente zu, es möge sich durch Tapferkeit eine neue verdienen, so wie das 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger. Verständnisvolle, oft von Tränen durchleuchtete Blicke, zumal von alten Unteroffizieren, erhalte ich als Antwort und — Versprechen!"

„Feldmarschalleutnant Křitek, Kommandant des XVII. Korps, meldet sich. Ich gratuliere ihm zur Führung seines Korps. Artillerie der 15. Division wieder instand gesetzt. Sieht sehr gut aus." (War bekanntlich in der Schlacht von Komarów zum großen Teile im Sumpf zugrunde gegangen.)

„Heute erreichen die meisten Armeeeinheiten die ihnen zugewiesenen Rayons. Werden hoffentlich einige Tage zu ihrer Konsolidierung bekommen können. Jedenfalls ist hierdurch Problem des Rückzuges aus der Grodeker Schlacht bis an den Dunajec gelöst! Noch nie hat eine Armee schwierigere Verhältnisse zu überwinden gehabt, als meine brave 4.! 14 Tage vom Gegner nicht nur verfolgt, sondern auch cotoyiert (Parallelverfolgung). Es wäre kein Wunder gewesen, wenn da ganze Abteilungen zusammengebrochen wären. Daß es nicht geschehen ist, daß nicht die kleinste Abteilung zur Waffenstreckung gezwungen worden ist, rechne ich der 4. Armee und schließlich auch mir zum Verdienst an."

Die Armee des russischen Generals Brussilow nach der Schlacht bei Gorlice 1915 und die italienische 2. Armee nach der 12. Isonzoschlacht waren in keiner ungünstigeren Lage als die 4. Armee nach Rawa Ruska. Diese beiden Armeen, die russische und die italienische,

namentlich die letztere, brachen dabei vollkommen zusammen und mit ihr noch die Nachbararmee. Doch trotz der ungeheuren Diskrepanz des Resultates wurde dem Führer der 4. Armee als Lohn — die Amovierung! Diese verwünschte traditionelle Suche nach einem Sündenbock für eigene Fehler!

„Nachmittag kommen die beiden deutschen Vertreter beim Armeeoberkommando, General Baron Freytag-Loringhoven und Oberstleutnant Graf Kageneck. Finden mein Aussehen vorzüglich. Akzeptiere dankend mit Hinweis, daß ich mich tatsächlich körperlich wohlfühle. Preußisch forsch, daher etwas sarkastisch, zollen sie gleichwohl den Operationen und Leistungen der Armee volle Anerkennung. Können allerdings nicht verwinden, nach den Trophäen — den eroberten Kanonen von Komarów — zu fragen. Ich erkläre, daß immerhin 56 Stück — also mehr als von der deutschen Kronprinzenarmee in der gefeierten Schlacht bei Metz — eingebracht worden sind.[1]) Beide Deutschen sagen, daß es bei ihnen im Westen nicht recht vorwärts gehe und daß sie mit der englischen Artillerie ähnliche Erfahrungen machen, wie wir mit der russischen. Auch bei den Deutschen sehr schwere Offiziersverluste."

„Nachmittag längere Rücksprache mit Baron Biedermann, der als Automobilist zu meiner Armee eingerückt ist. Bringt mir Grüße von meiner Familie und von Wiener Freunden. Im Felde freut man sich darüber doppelt."

„Gespräch mit den Offizieren der Funkenstation. Nette, tüchtige Menschen. Bedienen uns glänzend, aber erwünschte Nachrichten von einem Sieg in Serbien oder noch lieber im Westen können sie uns leider nicht bringen."

„Fliegermeldungen bestätigen ein allmähliches Heranwogen der russischen Wellen. Dürfte jedoch noch einige Tage dauern, bis der allgemeine Zusammenstoß erfolgt. Würden dann doch die paar Tage gewinnen, deren wir so sehr bedürfen. Dieses Thema wird auch während des Abendessens im engen Kreise besprochen, und, durch die Tagesereignisse stark okkupiert, setze ich mich in vorgerückter Stunde nochmals zum Kartentisch und überlege gründlich die Situation."

Um nicht weitschweifig zu werden, unterlasse ich hier die Darstellung jener Erwägungen, die überdies der Hauptsache nach schon aus meinen früheren Reflexionen zu entnehmen sind und dann durch die eingetretenen Ereignisse vollauf bestätigt wurden. Damals erbrachten sie mir aber die unerfreuliche Empfindung, daß meine An-

[1]) Bezog sich auf den früher geschilderten Umstand, daß — infolge des sofortigen Abschwenkens der Armee nach der Komarówer Schlacht — zwei Drittel der eroberten Geschütze nicht eingebracht werden konnten.

schauungen mit jenen der obersten Leitung leider nicht harmonieren.

„28. September. Regen! Ich fahre nach Tuchow zur Besprechung mit den Kommandanten des II. und XIV. Korps, desgleichen mit dem wieder genesenen Kommandanten des VI. Korps, Feldmarschalleutnant von Arz. Auf der Fahrt dahin das sattsam bekannte Bild der nach allen Richtungen fahrenden Trains und der sich sammelnden Versprengten. Ich veranlasse, daß Hauptkommunikationslinien in Sektionen geteilt und überall energische Offiziere als Regulierende eingeteilt werden, um Ordnung aufrecht zu erhalten. Natürlich Wunder darf man auch da nicht erwarten. Alles drängt sich doch auf die wenigen Kommunikationen zusammen. Material und Proviantfassungen bedingen auch unausweichliche Gegenfahrten, wodurch mühselig hergestellte Ordnung immer wieder gestört wird. Speziell Laienaugen, und solche sind oft an den höchsten Stellen zu finden, präsentiert sich dies höchst unvorteilhaft. Stehen dann die Besitzer solcher Augen auch im Besitz großer Machtmittel, so entstehen leicht die krausesten Verfügungen!"

„Begegne schweren 15 cm-Haubitzbatterien, die zur Front marschieren. Wie gut hätten wir solche bei Komarów und Rawa Ruska brauchen können, wenn auch veraltetes Material (Modell 1880) lange nicht an jenes der Russen heranreicht. Desgleichen begegne ich der 10. Kavallerietruppendivision und lasse sie defilieren. Ist am Morgen des 27. überfallen und nahezu deroutiert worden. Zählt heute kaum 1600 Reiter. Effektive Gefechtsverluste betragen 100! Sprechendes Bild des Zusammenbruches der alten noblen Reiterei! Muß nach anderen organisatorischen Prinzipien zu einer Resurrektion gebracht werden."[1])

„Die Rücksprache mit den Korpskommandanten zeitigt kein sehr erfreuliches Bild. Nur Arz — VI. Korps — glaubt seiner Sache vollkommen sicher zu sein. Der Gegner scheint nur an und nördlich der Straße Jaroslau—Krakau stark, doch langsam vorzugehen. Verschiebt Armeeeinheiten unzweifelhaft auf das nördliche Weichselufer. Ist offenbar über das Eintreffen der deutschen 9. Armee vollauf informiert und wendet sich nun gegen sie. Nach Mitteilungen des Armeeoberkommandos müssen übrigens heute Offensive und Vormarsch dieser Armee beginnen."

---

[1]) Dies geschah auch, und zwar noch während des Feldzuges — nach der Methode Rawa Ruska. Also dem Wesen nach doch als berittene Infanterie. Und just die 10. Kavallerietruppendivision erwarb sich in der Schlacht bei Limanowa hohen Ruhm und wetzte hierdurch die Scharte vom 27. August vollkommen wieder aus.

„Nachmittags besucht mich oberster Leiter des Roten Kreuzes, Erzherzog Franz Salvator. Auch er findet mein Aussehen vorzüglich. Sehr gesprächig und bester Laune. Alles in allem ein neidenswerter Herr."

„Ohne besondere Veranlassung macht sich am Abend gemütlichere, fast fröhliche Stimmung geltend." (Ich ahnte nicht, daß dies der letzte Abend sei, der mir als Armeekommandant beschieden war.)

„29. September. Morgensituation läßt beim Gegner rückgängige Bewegung vermuten. Pilzno soll geräumt sein. Das würde immer mehr dahin deuten, daß Gegner uns nicht den Gefallen eines Angriffes auf unsere Front machen, sondern seine Hauptkräfte auf das nördliche Weichselufer verschieben wird, um die dort vorgehende Heeresgruppe Hindenburg umfassend anzugreifen. Vom Standpunkte des Feindes jedenfalls vernünftig. Ich lasse ein Marschtableau ausarbeiten, unter der Annahme, daß der größte Teil der Armee Dankl aufs nördliche Weichselufer gezogen wird und von der eigenen Armee acht Divisionen bis an die Weichsel, und zwar in die Linie: unterer Wislok—Strzyzow rücken."

„Abgeordneter Dr. Neumann trifft aus Wien mit Liebesgaben für das II. Korps (Wiener Korps) ein. Macht charakteristische Bemerkung, daß nach dem Kriege nur jene gelten werden, die irgendwie dabei waren. Ich meine, daß dann sehr viele etwas gelten werden, da noch sehr viele dabei sein werden müssen."

„Fahre zum IX. Korps, dessen Kommandant, Feldzeugmeister Friedl, Genieoffizier vom Fach ist, wird daher Herrichten der Stellung usw. gewiß gut verstehen."

„Inspiziere ein Marschbataillon. War bei Verteidigung des Brückenkopfes von Sieniawa. Auf meine Frage, wie die Leute sich dabei gehalten haben, antwortet der Kommandant: ‚Sie haben viel gebetet, viel geschossen, aber wenig getroffen. Im allgemeinen waren sie brav.' Nun, einmal im Verband des Regimentes, werden sie auch schon treffen!"

„Nach Zaklyczyn zurückgekehrt, finde ich gepfefferten Erlaß des Armeeoberkommandos bezüglich der noch immer im Rayon der 3. Armee sich aufhaltenden Trains und der Versprengten meiner 4. Armee. Zweifelsohne Folge von Vernaderung! Wohl aber auch sicheres Zeichen mangelnden Verständnisses für Situation der 4. Armee, wie sie sich aus der so unglücklich konzipierten zweiten Schlacht von Lemberg (Rawa Ruska) ganz folgerichtig hat ergeben müssen!"

h) Amovierung und Abreise von der Armee

„Bin nachmittags eben beschäftigt, die markige und sehr beweiskräftige Replik für Armeeoberkommando zu unterzeichnen. Da meldet sich ein Flügeladjutant des Erzherzogs-Oberkommandanten. Bringt einen Brief des Erzherzogs und einen des Chefs des Generalstabes.

Erstaunt öffne ich vorerst den Brief des Erzherzogs und lese darin — die Aufforderung, mich krank zu melden und das Kommando der Armee abzugeben! . . ."

Hier der Brief:

„Eure Exzellenz!

Der persönliche Kontakt mit der 4. Armee ließ mich erkennen, daß an den Armeekommandanten in nächster Zeit ganz außerordentliche Anforderungen herantreten werden.

Der Zustand der Armee erheischt es gebieterisch, daß in den bevorstehenden Tagen der Entscheidung an ihrer Spitze ein Kommandant stehe, der nicht allein das vollste Vertrauen der Armee besitzt, sondern auch in vollster körperlicher und geistiger Frische mit dem festen Willen und Glauben an den Sieg die Armee in den Kampf führt.

Da ich zu meinem größten Bedauern den Eindruck gewann, daß die Leistungsfähigkeiten und Widerstandsfähigkeit Euerer Exzellenz in den schweren Tagen der Prüfung, die das Schicksal der 4. Armee auferlegte, gelitten hat, fordere ich Sie auf, dem Vaterlande das größte Opfer zu bringen, das einem Soldaten zugemutet werden kann, das heißt, sich krank zu melden und das Kommando über die 4. Armee niederzulegen.

In vollster Würdigung Ihrer, in einer langen, ehrenvollen Dienstzeit um die Wehrmacht erworbenen, ganz außerordentlichen Verdienste und Ihrer — auch Allerhöchst ausgezeichneten — hervorragenden Leistungen vor dem Feinde wünsche ich Ihnen, daß Sie baldigst Ihre vollste Gesundheit wiedergewinnen, und verbleibe

Ihr

wohlgeneigter

Erzherzog Friedrich

Armeeoberkommandant. G. d. I."

Neu-Sandez, am 29. September 1914

Seit jenem Momente, der mich aufs tiefste ergriff und mich bis in den Grund meiner Seele kränkte, sind Jahre verflossen. Doch würde mir jede Phase der Amovierung noch ein Jahrtausend in Erinnerung bleiben, wenn ich Ahasvers Schicksal erleben müßte.

An meinen Namen knüpfte sich der größte Sieg, der bishin gegen russische Kerntruppen erfochten worden war. Das Einschwenken der 4. Armee zur Schlacht von Rawa Ruska war doch ein Muster operativer Leistung. In der von vornherein aussichtslosen Schlacht selbst geschah, was nur geschehen konnte, und der Rückzug nach derselben war wohl erneuert eine operative Leistung. In meiner Tätigkeit als Armeekommandant konnte sonach der Grund zur Amovierung nicht gelegen sein. Derselbe war daher auf persönlichem Gebiete zu suchen.

Ich lasse mein Tagebuch sprechen, das am besten meine damaligen Empfindungen wiedergibt.

„Wer mag wohl diesen empörenden Akt der Willkür und Ungerechtigkeit arrangiert haben? Organe des Hauptquartiers sind möglicherweise auch dabei. Wem stand und stehe ich denn im Wege, daß sich die ganze Meute an meine Fersen heftet? Das Scheiden von meiner Armee wird mir schwer. War in all den wechselnden Lagen so brav und wird trotz aller erlittenen Leiden bald wieder ein taugliches Instrument sein. Von ganzem Herzen wünsche ich ihr Erfolg, den sie, soweit es von ihr allein abhing, auch immer gehabt hat. Spiele beim Abendessen den Unbefangenen. Scheine wohlgelaunt. Meine Nerven halten gut!"

„Abends kommt General Krauß vom Armeeoberkommando zurück. Hat sich von Conrad gewissermaßen Bescheinigung geben lassen, daß er nicht an der Minierarbeit teilgenommen hat. Erzherzog-Oberkommandant soll mit Entschluß schon wochenlang gerungen haben. Wahrscheinlich gleich nach meiner Rücksprache mit Erzherzog Peter, unmittelbar nach Komarów. Vielleicht schon in Wien, ehe wir ausmarschiert sind!"

„In der Nacht erfaßt mich unsagbare Bitterkeit, die sich auch gegen mich selbst kehrt. Mache mir heftige Vorwürfe. Warum habe ich gutwillig und ergeben dem Ansinnen Erzherzogs Friedrich entsprochen. Warum diese fiktive Krankmeldung eingesendet. Hätte es um keinen Preis tun sollen! Hätte den Soldaten in mir einmal niederdrücken müssen. Warum konnte Friedrich keine Motivierung für sein Vorgehen angeben. Sein Brief ergeht sich doch nur in Redeformeln: Allgemeine Nervosität, hervorgerufen durch seelische Aufregungen des Rückzuges! Faselei. Kein einziger triftiger Grund. Dabei bin ich doch der Sieger von Komarów, Erzherzog Friedrich bisher aber nur der Besiegte von Grodek (Lemberg). Zur Krankmeldung hätte man mich bei meinem vorzüglichen Gesundheitszustand letzten Endes doch nicht zwingen können. Armeeoberkommando wäre daher nichts übrig geblieben, als Allerhöchste Entscheidung einholen. Wer weiß, ob sie in diesem Moment negativ

ausgefallen wäre. Aber freilich, 43 Jahre Dienst, mit Lehrjahren 51 Jahre militärischer Disziplin, hemmen jeden Widerstand im Keime. Selbst wenn er noch so berechtigt ist. Hätte auch in allererster Stunde erfolgen müssen. — Jetzt eben schon zu spät. Bitterböse Nacht."

„30. September. Zeitlich früh schreibe ich an den Chef des Generalstabes, daß ich im Interesse der Sache und meiner Person vorerst — auch vor der Öffentlichkeit — auf die Duperie mit meiner Erkrankung eingehe. Kriegspressequartier möge die nötigen Arrangements treffen, damit man wirklich daran glaubt. Sende den Brief sofort per Auto an Conrad. Schon um 11 Uhr trifft Antwort ein. Herzlich. Tut mir wohl. Exkulpiert sich. Preist mein Schicksal im Vergleich zu seinem. (!!!) Stets sentimental und weltschmerzlich. Hat halt eben seinen Sohn verloren. Aber schließlich, wenn Conrad Gegenvorstellung gemacht hätte, wäre Intrige gegen mich gewiß zunichte geworden. Allerdings dürfte er jetzt nach mißglücktem Operationsplan kein großes Machtwort haben. Nur muß man sich fragen, wieso Friedrich, der für seine Niederlage verantwortliche Feldherr, dazu kam, die Geistesblitze, die seinem Haupte entsprangen, in solche Taten umzusetzen?! Übrigens gehören sentimentale Briefe zu Conrads Hausmitteln. In diesem Falle ist aber vielleicht wirklich alles aufrichtig empfunden!"

„Mein großer Stab zeigt ehrliche Entrüstung. So scheint es wenigstens."

„Ob ich recht tue, so blind zu gehorchen, muß ich mich immer wieder fragen. Ich bin zu tiefst überzeugt, daß ich mich im Dienste, speziell im operativen Dienste, als Armeeführer selbst zum Ungehorsam aufraffen könnte, wenn meine Erkenntnis damit eine große Sache gefördert sähe. In eigener Angelegenheit vermag ich's aber nicht. Auf den Tisch hauen! Wie wirksam wäre dies manchmal bei uns. Doch mit 62 Jahren werde ich mich nicht mehr ändern."

„Nachmittag kommt — welche Ironie — eine große Sendung von zu Hause. Winterkleider, Kälteschutzmittel aller Art. Ich verschenke sie sofort. Bei meinen Spaziergängen am Wiener Pflaster werde ich sie kaum brauchen!"

„Am Abend kommt Soos zu mir. Tut gebrochen. Auch in eigener Angelegenheit. Mit dem Herzog fällt der Mantel. Nicht schuldlos sind alle jene, die manche Dinge in Umlauf gesetzt, welche vielen Feinden vortreffliche Handhaben geboten haben. Tratscherei! Ist vielleicht gar nicht in böser Absicht, wohl aber im eitlen Bestreben geschehen, stets Neues und Interessantes zu erzählen. Soos weiß jetzt auch über allerlei Anzeichen zu berichten, die er in allerletzter

Zeit bemerkt haben will. Stimme mit ihm überein, daß man möglicherweise Sündenbock für Rawa Ruska—Grodek braucht. Zum mindesten sucht. Den werde ich ihnen aber nicht abgeben. Es wird die Zeit schon wieder kommen, wo man reden kann,wo sie einen reden lassen müssen! Dann werde ich auch reden! Habe nicht das Zeug zu einem Benedek. Habe übrigens auch keine Schlacht verloren. Gegen das Abenteuer von Rawa Ruska—Grodek hat sich mein gesunder, operativer Sinn vom ersten Moment an gesträubt."

„Mein Flügeladjutant, Oberstleutnant von Bogusz, wie stets ergeben, bittet mich in seiner aufrichtigen, geraden, etwas herben Art, in Wien meinen Standpunkt kräftigst zur Geltung zu bringen, damit wenigstens äußerliche Genugtuung erfolge. Die Wiener Regierungskünste und -künstler kennend, werde ich schon wissen, welche Saiten ich aufzuziehen habe!" (Hab's dann doch nicht genügend getroffen.)

„Vor dem Abendessen kommt Graf Clam. Wie so oft besprechen wir auch diesmal die militärische und die allgemeine Lage. Ich habe mich ihm gegenüber meist ziemlich freimütig ausgesprochen. Waren auch gewöhnlich gleicher Anschauung. Vielleicht ist es nicht klug gewesen, mir kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Letzter Abend im Kreise Armeehauptquartiers. Ruhig, ernst, abgeklärt! Vanitas vanitatum et omnia vanitas!"

„1. Oktober. Regen, Regen! . . . ‚Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. . . .' Um 9 Uhr kommt Krauß mit Telegramm des Armeeoberkommandos, daß mein Nachfolger, Erzherzog Josef Ferdinand, um 11 Uhr zur Kommandoübernahme eintreffen wird. Das ging rasch. Tuen wir desgleichen. Einpacken."

„Kurz vor der Abschiedsvorstellung des großen Stabes bringt mir Generalstabshauptmann Aichinger einen mächtigen Bund russischer Achselklappen. Von den meisten Regimentern, davon meine Armee Gefangene eingebracht hat. 44 Stück. Hübsche Zahl und seltene (bisher einzig dastehende) Trophäe. Wird mir daheim Reliquie und historische Erinnerung sein."

„Das Herz ist mir schwer. Wünsche voll Rührung meiner braven Armee alles Glück!"

„Treffe Automobilisten Oberleutnant Gurschner. Bittet mich, Kopfmedaille für Wiener Rathaus anfertigen zu dürfen." (Ist dann natürlich nicht geschehen.)

„Um 11 Uhr kommt Erzherzog Josef Ferdinand. Kurze Besprechung. Er sagt, daß er vollkommen überrascht gewesen sei usw. usw.— Da Erzherzog Friedrich am 27. bei ihm zu kurzem Besuch gewesen, also zu einer Zeit, wo meine Amovierung schon lange beschlossen, so ist es schwer zu glauben. Wünsche ihm das Beste für seine weiteren Wege."

Ich muß wahrheitsgetreu berichten, daß Erzherzog Josef Ferdinand mir seine aufrichtig scheinende Freundschaft im Gegensatz zu allen anderen Mitgliedern des Herrscherhauses erhielt und wiederholt auch bewies. Auch muß ich entschieden erklären, daß er von allen jenen Mitgliedern derjenige war, der vielleicht das intensivste Volksempfinden und ein wirklich warmes Gefühl für das Volk hegte, dem er auch in seinem ganzen Gehaben am nächsten stand. An seinem späteren schweren Kriegsmißgeschick hatten vielleicht letzten Endes andere mehr Schuld als er selbst. — — —

„Dann noch ein kurzes Mahl, und umringt von allen Offizieren des Stabes verlasse ich im Auto die Stätte meines Wirkens. . . ."

Eine bei den Herren des Stabes spontan eingeleitete Sammlung für ein mir zu widmendes Erinnerungszeichen brachte die Summe von 6000 Kr. Es fand sich aber sofort eine opportunistische Stimme, die darauf hinwies, daß dergleichen „oben" verschnupfen könnte. So wurde die Sammlung gleich zurückgeleitet. Gewiß, die Summe war übertrieben. Ein Zwanzigstel hätte genügt, um mir Freude zu bereiten. Doch — Opportunismus galt bei uns als Triebfeder der meisten und namentlich „edelsten" Handlungen!

Um mir den Abschied recht schwer zu machen, hatte die Natur ihr Feiertagsgewand angelegt und zeigte sich im schillernden Schmuck eines galizischen Herbsttages. Daher herrliche Fahrt auf staubfreier Straße entlang der biwakierenden Regimenter der 15. Infanterietruppendivision und etlicher Kavallerietruppendivisionen. Alles wieder in voller Ordnung und durch das Einstellen der 2. Marschbataillone und Marscheskadronen wieder retabliert. Dies gab mir das beruhigende und erhebende Gefühl, daß ich nach all den furchtbaren Anforderungen und schier unglaublichen Leistungen die Armee in vollkommen operationsbereitem Zustand übergeben hatte. Andererseits wuchs in mir aber auch tiefste Erbitterung mit der Erkenntnis empor, daß meine Amovierung offensichtlich ohne den geringsten positiven oder sachlichen Grund veranlaßt worden war.

Von jeglichem persönlichen Empfinden abgesehen, lag in jener Konstatierung der Bereitschaft der Truppen auch ein streng mathematischer Beweis der Grundlosigkeit jener oberkommandantlichen Verfügung.

Wenn man das erzherzogliche Schreiben aller Floskeln entkleidete, so blieb gewissermaßen als Vorwurf übrig: a) der Zustand der Armee, b) meine physische und seelische Verfassung.

ad a) Der wirkliche Zustand der Truppen gab den besten Gegenbeweis, der sich später zu kristallener Klarheit durch die Tatsache verdichtete, daß bei der unmittelbar folgenden Offensive die Truppen

der 4. Armee mindestens die gleiche Leistungsfähigkeit bewiesen, wie jene aller anderen Armeen, für die die Verhältnisse des Rückzuges vergleichsweise geradezu kinderleicht gewesen waren.

Oder wollte man vielleicht glauben machen, daß die Retablierung meiner Armee schon auf das Konto meines Nachfolgers, des Erzherzogs Josef Ferdinand, zu buchen sei? Ich konzediere gern, daß ein illustrer Name bei uns einen großen Einfluß auszuüben vermochte. Doch so groß dürfte selbst solch ein Zauber nicht gewesen sein, daß der vorausgeworfene Schatten allein schon genügte, aus einer desorganisierten Armee wieder eine schlagkräftige zu schaffen. Als die Armee zur zweiten Offensive antrat, was eigentlich schon am folgenden Tage der Fall war, wußten die Truppen nämlich noch gar nicht, wessen Hände nunmehr ihr Schicksal leiteten. Dessen unbewußt, schlugen sie sich am San nicht minder tapfer als die andern Armeen.

Am 1. Oktober 1914 befand sich daher die 4. Armee in derselben Verfassung, wie am 2. Oktober!

ad b) Was meinen persönlichen Zustand anlangte, habe ich schon früher auf die Aussprüche all meiner Besucher hingewiesen, die darüber nur Lobendes zu sagen wußten. Konnte es übrigens einen besseren Beweis meiner vollwertigen Vitalität geben, als die Tatsache, daß ich wenige Monate später das überstehen konnte, was mir Schicksal und Menschen böswillig in den Weg warfen? Könnte ein 63jähriger Mann solches ungebeugt und sieghaft überdauern, der physisch und psychisch nicht vollkommen gesund ist? Somit war auch dieser Vorwurf gänzlich unbegründet und gänzlich ungerecht.

Von welcher Seite immer besehen, war meine Amovierung nichts anderes als ein Akt selbstherrlicher, unberechtigter Willkür!

Dieses aufstachelnde Empfinden erfüllte mich während meiner Fahrt. Oberst Soos und Rittmeister Fongarolli, meine beiden Begleiter, waren auch in Gedanken versunken. Der ehrgeizige Soos sah seine generalstäblerische Existenz und die damit verbundene Hochkonjunktur gefährdet. Zu tiefst mit dem Herzen doch bei den grünen Unterstrategen des obersten Hauptquartiers, versuchte er Anspielungen, als hätten die beiden ungünstigen Berichte, die ich aus Jaslo eingesendet hatte, und die einen nicht geplanten Rasttag erzwangen, die eigentliche Veranlassung unserer Heimreise gegeben. Sie waren es gewiß nicht. Doch angenommen, es wäre dem wirklich so gewesen, so spräche es wieder für die unveräußerlichen Prinzipien unserer Regierungskunst, die die Devise trug: „nichts Unangenehmes mitteilen!“ Andererseits würde ich völlig stolz darauf sein, daß ich

auch diesmal ungescheut die Wahrheit sagte. Zu welch fürchterlichen Konsequenzen eine vom grünen Tisch initiierte Hetze führen kann, sah man zwei Monate später beim Zusammenbruch der großen Offensive in Serbien.

In Wadowice hielten wir kurze Rast. In einer Cukiernia (Konditorei) fanden wir schon die Wiener Morgenblätter, darin zu meiner Überraschung das offizielle Communiqué bereits zu lesen war, welches meine Erkrankung der Öffentlichkeit zur Kenntnis brachte.[1]) Es war — ich möchte fast sagen „merkwürdigerweise" — korrekt und gut abgefaßt und trug wesentlich dazu bei, daß an eine Amovierung lange Zeit nicht geglaubt wurde. In Wadowice wurde ich sofort erkannt und war daher froh, daß wir mit unserm schon stark havarierten Auto bald wieder weiterreisen konnten.

Jeden Moment eine Panne gewärtigend, passierten wir Biala, das Refugium der galizischen Statthalterei, und gelangten nach Bielitz, wo bereits Vorbereitungen für die Aufnahme des Armeeoberkommandos getroffen wurden. In einem geradezu erstklassigen Hotel fanden wir ausgezeichnete Unterkunft, doch wenig Schlaf. Das Gefühl eines Depossedierten ist wahrhaft niederträchtig. Zu wissen und zu empfinden, daß man urplötzlich, ebenso ungewollt als unverdient, an dem Abschluß seiner Lebensarbeit angelangt ist, ruft eine Bitterkeit wach, die völlig zum körperlichen Schmerz wird. Und die Machtlosigkeit gegen all die versteckten Angriffe und Intrigen könnte wahrhaft vergiftend wirken.

Am folgenden Tag — 2. Oktober — mußten wir die Abfahrt wegen Autodefekten bis 11 Uhr verschieben. Somit mußte ich meine Absicht, einen Umweg über Bad Rožnau zu nehmen, aufgeben. Es tat mir sehr leid, da ich zum ersten Mal in meinem Leben das dort befindliche Grab meiner Mutter aufsuchen wollte. Just in jenem trüben Lebensmoment wäre es mir Herzensbedürfnis gewesen, einen Augenblick an ihrem Grabe zu stehen. Auch sie war ehrgeizig gewesen. Wie hätte sie mich in jener Stunde verstanden! Es sollte aber nicht sein. Die Ausführung war unmöglich. Und jetzt, nachträglich, ist's mir, als ob das Schicksal gewußt hätte, daß ich damals erst am Fuße des Kalvarienberges gestanden, den ich dann etliche Monate später in seiner ganzen steilen Höhe erklimmen mußte. Dann erst, so glaube ich, war ich am Gipfel des Elends angelangt.

[1]) Diese Nachricht wurde auch im Ausland sehr bald bekannt. Ein gefangener verwundeter russischer Offizier erzählte nach einigen Monaten einer Pflegerin, Frau eines Obersten, daß in der russischen Armee darüber völlig Freudenausbrüche erfolgten. Überdies berichtete ein nach dreijähriger russischer Gefangenschaft zurückgekehrter Rittmeister (Sohn eines hohen Generals) u. a.: „Auffenberg war ein Heerführer, den die Russen restlos anerkannten!"

Bei strömendem Regen gings durch Teschen. Daß just diesem Orte die Ehre zuteil werden sollte, seinen „Herzog“,[1]) den Oberfeldherrn, während einer langen Dauer des Krieges zu beherbergen, ahnte man damals noch nicht. Man hätte eine so weite Rückverlegung des Armeeoberkommandos damals als besonderen Tiefstand angesehen. Daß dann doch wieder ein mächtiger Anstieg kam, dem Anscheine nach von denselben Männern dirigiert, mit teilweise ausgesogenen Truppen, gehört in das Kapitel der ganz eigenartigen Psychologie des Weltkrieges. Völkerschicksal, Weltregierung, Fatum, oberste Vorsehung! Wie man es nennen will! Jedenfalls aber etwas, das außer und über uns, somit auch über allen dirigierenden Männern steht.

In Friedeck nahmen wir ein bescheidenes Mahl ein. Dort, wie in allen andern Orten, die wir durchfuhren, massenhaft Ersatzformationen. Damals wurden die dritten Marschbataillone ausgebildet und eingeübt. Wohl niemand hätte daran glauben wollen, daß es noch bis zu 28 Marschbataillonen kommen sollte.

In Bisenz verließ Oberst von Soos das Auto, um mit dem Nachtzug rasch nach Wien zu kommen. Der ehrgeizige Mann hatte Eile, an die Zentralstelle zu gelangen, um sich daselbst wieder auf einen Posten zu bringen. Ich hatte keine Eile und blieb daher mit Fongarolli in Bisenz. Auch dort wurde ich bald erkannt. Man war bestrebt, mich der ergebensten Gesinnung zu versichern. Da der Hotelier gleichzeitig Bürgermeister des Ortes war, vollzog sich dies gewissermaßen im häuslichen Kreise. Der mächtige Bund russischer Achselklappen imponierte sehr. Viele der Bewohner sprachen die Hoffnung aus, daß ihre Söhne und Brüder an weiteren glücklichen Aktionen teilnehmen und solche Trophäen erbeuten werden. Tatsächlich haben sich die mährischen Regimenter 3, 54 und 99 auch überall sehr tapfer geschlagen.

Dann kam der 3. Oktober, der letzte Tag meiner kurzen Kampagne.

Da ich nicht vor Abend in Wien eintreffen wollte, fuhren wir langsam dahin und machten einige Umwege. Wir besichtigten das berühmte Schloß Eisgrub des Fürsten Liechtenstein, darin 1866 König Wilhelm sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Auch da erkannte man mich sofort und wies mir bereitwillig alle Räume und Parkanlagen. Wie aufnahmefähig wäre ich unter andern Umständen für die landschaftlichen und baulichen Schönheiten, für alle Kunstgenüsse gewesen. Doch so . . .!

Nachmittags fuhren wir über Windisch-Baumgarten und Zistersdorf ins Marchtal. Meine Erinnerung trug mich 44 Jahre zurück,

[1]) Erzherzog Friedrich führte bekanntermaßen auch den Titel eines Herzogs von Teschen.

als ich Anno 70 in jener Gegend meine Mappierungsübung als Neustädter Akademiker absolviert hatte. Langsam dahinfahrend, erkannte ich noch die Punkte, von wo aus ich gepeilt und mich mit den Anfängen der Terrainaufnahme vertraut gemacht hatte. Auch sonst ließ mir mein treues Gedächtnis all die Erinnerungen von einst erstehen, meine ganze Lebensbahn mit ihren verschlungenen Zykloiden.

Kurze Rast hielten wir noch am Bahnhof von Gänserndorf. Als ich im Jahre 1878 als Brigade-Generalstabsoffizier zur mobilisierten 61. Infanteriebrigade stoßen sollte, hatte ich in diesem Bahnhof den nach Budapest abgehenden Zug erwartet und die ersten aus Bosnien zurückgekehrten Verwundeten gesehen. Auch jetzt war dort eine Labestation etabliert, und diensteifrige Pflegerinnen und Labeschwestern eilten auf und ab, guckten mich auch neugierig an, als sie bald heraus hatten, wer der General war.

Und dann kam das letzte Stück Weges. Ich legte es in einer kaum zu beherrschenden Nervosität zurück. Die Aussicht, mit den Meinen bald wieder vereint zu sein, war mir Freude und Trost. Doch daß ich just so zurückkehren mußte, als Sieger über den Feind in gewaltiger Schlacht und doch als Besiegter durch — nun sagen wir — das Geschick! Das Gefühl, daß meine Karriere, vor allem aber mein Schaffensdrang, inmitten dieser großen gewaltigen Zeit ein jähes und völlig unverständliches Ende gefunden hatte, ließ meine feinsten Nervenstränge vibrieren. Auch mein Begleiter, Fongarolli, war schweigsam und in sich gekehrt.

Abend war's. Wir passierten die Gürtelwerke des feldmäßigen Brückenkopfes, schwache Linien, die einem eventuellen ernsten Ansturm des Feindes hätten widerstehen sollen! Endlich die Donaubrücke. Ein Jahr vorher hatte ich sie nach Tabor in freudiger Stimmung überquert, heute nach Komarów mit tief gekränktem Herzen! Jetzt die leuchtenden Häuserzeilen Wiens. Und dann, mein telegraphisch abgegebenes Aviso genau einhaltend, war ich um 7 Uhr zu Hause.

Weib und Kind kamen mir freudig und herzlichst entgegen. Am häuslichen Herd fand ich meinen liebevoll gehegten Platz, und das friedliche, freundliche Heim ließ mich, wenigstens für den Moment, das tiefe Weh vergessen, das neidische, übelwollende und intrigante Menschen mir bereitet hatten. Zu meinem Glück konnte ich nicht in meine nahe Zukunft blicken. ...

In mein Tagebuch aber schrieb ich damals: „7 Uhr daheim. Jubelnder Empfang, der mich alles Leid und alle Kränkung vorerst vergessen läßt. Teresina und Erika sind die beiden besten Menschen auf der Welt! Das kann mich für vieles entschädigen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun sei noch der Hergang meiner Amovierung dargelegt, wie er aus den mittlerweile erfolgten Enthüllungen von Geheimberichten zu entnehmen ist:

General Kandelsdorfer, nach dem Umsturz mit der Sichtung dieser Geheimdokumente beschäftigt, veröffentlichte im „Neuen Tag" den meine Angelegenheit betreffenden Briefzyklus, dem ich im genannten Blatt ein Nachwort beifügte. Da diese Dokumente den Vorgang authentisch darlegen, gebe ich sie hier wieder.

Der Armee-Oberkommandant Erzherzog Friedrich an den Kaiser

Neu-Sandec, den 30. September 1914
(Mil.-Kanzlei Res. Nr. 64.)

„Mit schwerem Herzen, im vollsten Bewußtsein der großen Verantwortung, die ich trage, und auf die Gefahr hin, den Allerhöchsten Intentionen nicht vollauf zu entsprechen, muß ich im Zusammenhange mit dem telegraphischen Antrage des Armeeoberkommandos (vom 29. September) bezüglich Enthebung des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg vom Kommando der 4. Armee Eurer Majestät folgenden Alleruntertänigsten Bericht erstatten:

Schon vor dem Ausmarsche aus Wien hatte ich den Eindruck, daß General der Infanterie Auffenberg mit wenig Zuversicht in den Kampf ziehe. Ich unterdrückte dieses unangenehme Gefühl, indem ich hoffte, daß die zweifellos hohe Begabung und Geschicklichkeit dieses Generals sich durchsetzen werde.

Tatsächlich hat General der Infanterie Auffenberg mit seiner Armee bei Komarów einen entscheidenden Erfolg errungen.

Leider aber kann man diesem General den Vorwurf nicht ersparen, daß er diesen Erfolg in einer den Tatsachen nicht entsprechenden überschwenglichen Weise dargestellt hatte, so daß die Heranziehung des größten Teiles der 4. Armee zu den Kämpfen um Lemberg nicht nur zulässig erschien, sondern direkt herausgefordert wurde.

Die Ereignisse zeigten, daß der Erfolg bei Komarów kein derart entscheidender war, daß die russischen Kräfte nicht sehr bald wieder aufzutreten vermochten, und hauptsächlich diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die 4. Armee in der Folge in eine äußerst schwierige Lage geriet.

General der Infanterie Auffenberg zeigte sich den Anforderungen dieser schwierigen Situation nicht vollkommen gewachsen; er ließ den Dingen seinen Lauf und tat nicht alles, um die Armee in ruhiger Weise zurückzuführen.

Auf Grund dieses meines persönlichen Kontaktes mit sehr wesentlichen Teilen der 4. Armee muß ich Eurer Majestät gehorsamst berichten, daß bei der Armee das Vertrauen in die Führung des Generals der Infanterie Auffenberg gelitten hat, sowie daß ich den Eindruck gewann, daß er unter der Wucht der Ereignisse zusammengebrochen ist, daß seine Leistungsfähigkeit und seine Widerstandsfähigkeit in einer Weise abgenommen hat, die die Entfaltung seiner Talente unmöglich macht, und endlich, daß er seine Armee nicht mit der Zuversicht in den Kampf führen würde, die die Vorbedingung für den Erfolg ist.

Aus diesen Gründen glaube ich in voller Würdigung der bisherigen Verdienste des Generals der Infanterie Auffenberg diesen General auffordern zu müssen, sich krank zu melden, um an die Spitze der Armee eine frische, noch unverbrauchte Kraft zu stellen.

Erzherzog Josef Ferdinand hat in den Kämpfen der 4. Armee in ganz hervorragender Weise sein Korps und auch seine Armeegruppe geführt. War außerordentlich tapfer für seine Person und ist bei der Truppe sehr beliebt.

General der Infanterie Conrad sowie ich halten denselben für den geeignetsten General zur Führung der 4. Armee. In Anhoffnung der Allerhöchsten Genehmigung habe ich denselben mit dem 4. Armeekommando betraut." — — — — — —

Schreiben d. d. 7. Oktober 1914 des Chefs des Generalstabes, General der Infanterie Conrad an den Chef der Militärkanzlei des Kaisers, General der Infanterie Bolfras

(hinterlegt in den Akten der Militärkanzlei zu Nr. 74, also amtlich).

„. . . die Enthebung Auffenbergs kam auch mir als Überraschung; der Hergang war folgender:

Als wir in jenem Raum anlangten, wo wir den Truppen Ruhe gönnen und die Vorbereitungen für die erneuerte Offensive treffen wollten, bat ich Seine kaiserliche Hoheit, die Truppen zu besuchen, was Höchstderselbe ohnehin auch selbst ins Auge faßte. Ausgenommen die Fahrt zum Abschied vom deutschen Landwehrkorps, an der ich artigkeitshalber teilnehmen mußte, habe ich Seine kaiserliche Hoheit bei keiner dieser Fahrten begleitet, erstens hatte ich nicht die Zeit dazu, zweitens wollte ich, daß Seine kaiserliche Hoheit als Armeeoberkommandant hervortrete, und drittens bin ich ein Feind jeder persönlichen Wichtigtuerei. Item, Seine kaiserliche Hoheit besuchte die Truppen allein,

nur begleitet von Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Carl Franz Josef und seinem Stab. Als Seine kaiserliche Hoheit vom Besuch der 4. Armee rückkehrte, eröffnete er mir zu meiner größten Überraschung, daß es erforderlich sei, Auffenberg zu entheben. — Mir schien dies untunlich, vor allem auch wegen des damit verbundenen Aufsehens und in Anbetracht der bisherigen Leistungen Auffenbergs. Als ich darüber mit Seiner kaiserlichen Hoheit zu sprechen Gelegenheit fand und frug, was der Grund sei, meinte Seine kaiserliche Hoheit, daß er aus zahlreichen Mitteilungen und zwar auch seitens hoher, sehr ernst zu nehmender, ruhig denkender Generale, sowie sonstigen Informationen die Überzeugung gewonnen habe, daß in der 4. Armee kein Vertrauen in die Führung seitens des Armeekommandos sei, ferner daß Auffenberg auf ihn den Eindruck gemacht habe, daß er den Ereignissen sehr skeptisch und pessimistisch gegenüberstehe. Seine kaiserliche Hoheit sandte mir auch den Obersten Baron Mor, um mir diesbezügliche Details mitteilen zu lassen.

Danach sprach ich wieder mit kaiserlicher Hoheit, meinte, daß das doch eine sehr zu überlegende Sache sei, daß ich aber sehe, daß Seine kaiserliche Hoheit anbetrachts der geplanten neuen Offensive kein rechtes Zutrauen zu Auffenberg zu haben scheine. Seine kaiserliche Hoheit erwiderte mir darauf: daß er es mit seinem Gewissen als Armeeoberkommandant nicht vereinbaren könne, Auffenberg noch weiter an der Spitze der 4. Armee zu lassen.

Darauf blieb mir wohl nichts übrig, als diese Anschauung Seiner kaiserlichen Hoheit hinzunehmen, um so mehr, als schon nach den Lemberger Ereignissen der Schein vorlag, daß die Situation nach der Schlacht von Komarów, die ein tatsächlicher Erfolg war, doch etwas zu optimistisch beurteilt worden war.

Als es sich dann um den Ersatz Auffenbergs handelte, nannte ich natürlich sofort Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Josef Ferdinand, der mir weitaus der Berufenste schien, und befand mich damit ganz in Übereinstimmung mit Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Friedrich.

Mir ging Auffenbergs Enthebung auch deshalb nahe, weil wir alte Freunde und Akademiekameraden sind, weil ich seine geistigen Fähigkeiten schätze, und weil ich derjenige war, der stets für ihn eingetreten ist; aber ich bin so sehr gewohnt, meine persönlichen Interessen und Sympathien in letzte Linie zu stellen, wenn es sich um dienstliche Fragen handelt, so daß ich nicht weiter insistierte. — Aber um Eines möchte ich dringendst bitten, nämlich: daß Auffenberg mit der größten Rücksicht behandelt wird und daß er ein Allerhöchstes Handschreiben erhält, welches seine Verdienste würdigt."

— —

Am selben 30. September telegraphierte der Armeeoberkommandant an den Kaiser:

„In Ergänzung meines gestrigen telegraphischen Antrages bezüglich Enthebung des Generals der Infanterie Auffenberg berichte ich gehorsamst, daß sich derselbe krank gemeldet hat.

Ich erbitte für diesen hervorragenden General für den Fall seiner Enthebung ein Allerhöchstes Handschreiben, welches seine zweifellos großen Verdienste zum Gelingen der Schlacht von Komarów hervorhebt."

— —

Am 9. Oktober erließ der Kaiser ein Handschreiben an General der Infanterie Auffenberg, womit derselbe in den überzähligen Stand versetzt und ihm die Zufriedenheit sowie das Bedauern ausgesprochen wurde, daß sein Gesundheitszustand ihm die Pflicht längerer Schonung auferlegte.

— —

In einer pro domo-Bemerkung dieses Aktes der Militärkanzlei Nr. 3015 steht:

„Seine Kaiserliche Hoheit der Armeeoberkommandant bezeichnen in einem Schreiben vom 6. Oktober an den Chef der Militärkanzlei als Verdienste des Generals der Infanterie Auffenberg:

Erfolgreiche Führung der 4. Armee in selbständigem Verhältnisse auf Zamosć, siegreiche Durchführung der Kämpfe bei Komarów—Tyszowce. Außerordentlich rasche Bereitstellung der 4. Armee zu ihrem Vorstoße auf Rawa Ruska, sehr wirksames Eingreifen zur Entlastung der 3. Armee und standhaftes Ausharren gegenüber großer feindlicher Übermacht in den Kämpfen bei Rawa Ruska—Magierow.

Aus einem Briefe Auffenbergs vom 8. Oktober 1914 an den General der Infanterie Freiherrn von Bolfras

(Militärkanzlei zu Nr. 74)

„. . . Ich bin der felsenfesten Überzeugung, daß ich während meiner achtwöchentlichen Kommandoführung nicht nur — wie selbstverständlich — nach bestem Wissen und Können gehandelt, sondern, daß ich auch keinen Mißgriff begangen habe. Durch vielfache Besichtigungen und hundertfachen Kontakt mit allen Teilen der Armee habe ich vor Beginn der Operationen den intensivsten und gewiß förderlichsten Einfluß auf den Geist meiner Truppen genommen und sie dann in zielbewußter Weise zur Schlacht von Komarów geführt.

Es war durchaus nicht leicht, in diesem siebentägigen Ringen den Sieg zu erkämpfen, zumal der Gegner überlegen war und in bekannten und befestigten Stellungen focht. Den Sieg vermag niemand zu bestreiten, da der umgangene Gegner tatsächlich alle Teile des Schlachtfeldes räumte und sich auf 60 Kilometer hiervon zurückzog.

Das sofortige Verkehren der Front und der ungesäumt sich vollziehende Abmarsch nach Süden zur Degagierung der 3. Armee erfolgte sowohl auf Grund eines Appells, als einer bezüglichen Disposition des Armeeoberkommandos.

Es war mir vollkommen klar, daß diese Operation ein hohes Risiko in sich barg; doch eben darum tat ich alles nur Mögliche, um den Erfolg zu sichern; wußte ich doch sehr genau, daß bei einem Mißerfolg der Gesamtoperation just meine opferbereite Armee in die ungünstigste Lage kommen müsse. Bei dem nun erfolgten sechstägigen Kampfe, bei dem sich tatsächlich das Gros der feindlichen Armee gegen mich gewandt hatte, ließ ich es wahrlich an Kampfenergie nicht fehlen, da ich z. B. — als einzig dastehendes Beispiel — sogar zwei Kavallerietruppendivisionen zu mehrtägigem Feuergefecht einsetzte. Nur so gelang es mir, die mit Überlegenheit durchgeführten steten Angriffsversuche siegreich abzuwehren, bis am Abend des sechsten Tages der Befehl zum Abbruch des Kampfes erfolgte. Ich betone, daß ich an einen Rückzug meiner Armee noch nicht dachte, da ich, obwohl umfaßt, nur den linken Flügel bis an die Ratalinie zurückbringen und dort unter allen Umständen weiter ausharren wollte. Freilich unter der Voraussetzung, daß die 3. und 2. Armee gegen Norden einschwenken würden, da sie notorisch nur schwächere Kräfte gegen sich hatten.

Wie dem nun aber auch gewesen sein mochte, den Befehl des Armeeoberkommandos zum Abbrechen des Kampfes mußte ich befolgen, nicht ohne noch vorher mehrere vehemente Stöße des Gegners, speziell vor der Front des VI. und XVII. Korps, blutig zurückgewiesen zu haben.

Diesem Waffenerfolg dankte ich es auch, daß der wohl unter den ungünstigsten Verhältnissen durchzuführende Rückzug gelingen konnte. Die ungeheuren Schwierigkeiten des letzteren charakterisieren sich dadurch am besten, daß am 11. September die Schlachtfront der Armee fast 50 Kilometer betrug, während dieselbe am 13. September ein 10 Kilometer breites Defilé passieren und hierbei eine Achtelschwenkung durchführen mußte. Nichtsdestoweniger gab es bei keiner Abteilung ein Debacle, und die kleineren Rückzugsgefechte wurden siegreich bestanden. — — —

Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich diese ganze dreißigtägige Operation, die durch dreizehn Schlachttage bezeichnet ist, als

eine Höchstleistung darstelle, die die 4. Armee heldenhaft bestanden hat. Erhobenen Hauptes dies niederschreibend, bitte ich Dich, dies als ein Dokument ansehen zu wollen. Ich kann mir nicht den leisesten Vorwurf machen, auch wurde mir ein solcher nie gemacht. — — —"

Mein Nachwort

(zur Veröffentlichung der hier angeführten Dokumente)

Die Absicht dieser Publikation war mir bekannt. Da ich die Wahrheit nicht zu scheuen brauche, habe ich dagegen keine Einwendungen erhoben. Da überdies in dem sichtlich inspirierten Werke Novaks „Der Weg zur Katastrophe" hierüber Mitteilungen enthalten sind, fühle ich mich veranlaßt, aus meiner bisherigen Reserve herauszutreten.

Dem Brief des Chefs des Generalstabes füge ich nur bei, daß die Annahme, „ich hätte den Sieg von Komarów zu optimistisch beurteilt", eine durchaus irrige ist. Ich erinnere den Feldmarschall an unser, in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1914 (5. und 6. Schlachttag) geführtes telephonisches Gespräch. Daraus konnte er unmöglich auf eine hyperoptimistische Beurteilung schließen.

Es ist hier nicht der Raum für eine detaillierte meritorische Darstellung der Ereignisse, daher verweise ich auf mein bei Ullstein & Co. erschienenes Werk „Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg", welches alle Details dokumentiert enthält. Hier will ich nur kleine Bruchstücke aus einer Ende April 1915 in allen Blättern erschienenen offiziösen Darstellung wiedergeben und entnehme aus einem linksstehenden Blatte die darin enthalten gewesene Angabe:

„Das Kriegspressequartier setzt die Schilderung der Septemberereignisse fort. Wir entnehmen ihr: Angesichts des ungünstigen Ausganges der Schlacht von Przemyslani mußte es die erste Sorge des Armeeoberkommandos sein, die Gruppen Brudermann und Böhm-Ermolli nicht weiteren Angriffen preiszugeben. . . . Dies konnte nur geschehen, wenn dem Siegeslauf der Armee Auffenberg Einhalt geboten . . . wurde.

Es war kein leichtes Beginnen, das der Armee Auffenberg zugemutet wurde. . . . Doch das Kunststück gelang. Das schwierige Problem wurde . . . blitzschnell gelöst. . . . Ein Meisterstück militärischer Technik, das der Führung ebenso wie den Truppen zur höchsten Ehre gereichte. . . . Diese Armee kämpfte daher am 11. schon mehr gegen den nördlichen Feind. . . . Nur der Kaltblütigkeit

der Führung und der Güte der Truppen war es zu danken, daß die Armee zu trotzen vermochte ... wie ein weit ins Meer vorspringender Fels."

Ich wiederhole, daß dies die wörtliche Wiedergabe der offiziösen Publikation ist.

Mit aller Entschiedenheit muß ich mich aber gegen den Bericht des damaligen Erzherzog-Oberkommandanten wenden, in welchem mir der Vorwurf „einer überschwenglichen Darstellung des Erfolges" gemacht wird.

Ich verweise diesen Vorwurf in das Gebiet einer effektiven Unrichtigkeit!

Man möge alle Feldakten genauestens untersuchen und mir auch nur eine einzige Meldung (Bericht, Mitteilung) vorweisen, in der ich den tatsächlich errungenen Erfolg auch nur mit einem Worte überschwenglich geschildert hätte! Ich habe überhaupt nichts als die Situationsmeldungen der Gruppenkommandanten und die Anzahl der eroberten (150) Geschütze gemeldet. Es ist also nicht meine Schuld, wenn dann beim Armeeoberkommando Entschlüsse für alle Armeen gefaßt wurden, die nicht zum Erfolge führten.

Private, vielleicht telephonische Gespräche der Organe der beiden Hauptquartiere — wenn sie stattgefunden haben sollten — durften aber nie die Basis für Konklusionen schwerstwiegender Natur sein.

Aus dem Bericht des Armeeoberkommandanten an den Kaiser ist allerdings zu entnehmen, daß den indirekten, subkutanen Erzählungen — insoweit sie meine mißliebig gewordene Person betrafen — Gehör geschenkt wurde, daß also gewissermaßen hinter meinem Rücken ein Plebiszit stattgefunden hatte, von dem mir nie Kenntnis oder Gelegenheit zur Aufklärung gegeben wurde.

Übrigens konnten solche Geheimberichte nie aus der Truppe stammen, da ich just aus diesen Kreisen hundertfache Beweise des Vertrauens und treuester Anhänglichkeit besitze, die mir bis in die jüngste Vergangenheit und selbst aus entfernten Gefangenenlagern geboten wurden.

Die in dem Berichte enthaltene Angabe, daß meine persönliche Verfassung gelitten hätte, war eine willkürliche Annahme, die mit den Tatsachen absolut nicht übereinstimmte. Wie hätte ich auch jenen einzig dastehenden, bis ins Mark zielenden Verfolgungen, denen ich dann später ausgesetzt war, Widerstand leisten können, wenn ich nicht im Besitz vollster Lebenskraft gewesen wäre?

Nur in einer Richtung muß ich mich der erzherzoglichen Beurteilung vollkommen anschließen: „Ich wäre von allem Anfange an skeptisch gewesen!" Das stimmt! Ich habe auch immer den

Mut der verantwortlichen Persönlichkeiten bewundert, die im damaligen Momente, bei vollster Kenntnis der inner- und außenpolitischen Konstellation sowie der beiderseitigen Kraftkomponenten einen Krieg anraten konnten, von dem es klar war, daß er zu einem Weltbrande führen und für uns zu einem Existenzkampf werden müsse.

Daß aber unter dieser Skepsis meine persönliche Leistungsfähigkeit nicht gelitten hat, beweist wohl meine Führung in der Schlacht von Komarów, der größten Kampfesaktion, die die alte Armee siegreich durchfochten hat. Sachlich mußte ich mir aber sagen, daß unter den gewordenen Umständen nur eine alles überragende Kapazität des Armeeoberkommandanten oder ein Höchstmaß an Kriegsglück einen durchschlagenden Erfolg innerhalb jener kurzen Zeit zu erbringen vermöchte, die zur unbedingt nötigen raschen Beendigung des Krieges erforderlich war. Solch ein Höchstmaß blieb aus, und meiner Skepsis in der anderen Richtung haben dann die Ereignisse nur allzusehr recht gegeben.

Wenn somit sachliche Motive für meine Amovierung gewiß nicht vorlagen, so werden andere — in persönlichen und Stimmungsmomenten gelegene — maßgebend gewesen sein.

Hiervon werde ich noch an anderer Stelle sprechen.

XIV. Kapitel

Nach dem Feldzuge

So war ich denn vorzeitig und unfreiwillig vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt. Ich will ehrlich bekennen, daß trotz all der Bitternisse, die ich in den letzten Tagen durchlebt hatte oder vielleicht gerade ihretwegen, zunächst fast eine Stimmung des Aufatmens über mich kam. Ausgelöst durch das Bewußtsein, wieder bei den Meinen zu sein, wo alles klar und ehrlich ist und es keine Intrige gibt. Da wurde mir noch nie eine Enttäuschung zuteil, und ich war gewiß, auch nie eine solche empfinden zu müssen.

Gleich in den ersten Tagen konnte ich schon wahrnehmen, daß meine Rückkehr tatsächlich wie eine Bombe wirkte. Es entwickelte sich ein förmliches Sturmlaufen auf mein Haus, und einer der ersten „Stürmenden" war der erste Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Montenuovo. Er kam natürlich im „Auftrage", denn unsere Bekannt-

schaft war viel zu oberflächlich, als daß er mich aus purer Freundschaft sofort aufgesucht hätte. Ich nahm keinen Anstand, den wahren Sachverhalt allüberall deutlich durchschimmern zu lassen. Das Komödienspiel liegt mir nicht, und ich hatte persönlich auch keinen Grund, mich mit Mysterien und Unwahrheiten zu drapieren.

Am ersten Nachmittag suchte ich den Chef der Militärkanzlei, General der Infanterie Baron Bolfras, auf. Er erklärte mir bestimmt, über das Motiv meiner Amovierung absolut nichts Näheres zu wissen. Ich informierte Bolfras über die vornehmlichsten Feldzugsereignisse, von denen er übrigens schon Tage zuvor durch Oberst von Soos unterrichtet worden war. Meine Informationen bezogen sich sowohl auf die tatsächlichen Ergebnisse als auf Führungsdetails und persönliche Eingriffe, die ich in objektiver, doch auch rückhaltloser Weise darlegte. Ich kam auf unsere schweren Verluste zu sprechen, die zu gutem Teil durch die Inferiorität unserer Artillerie bedingt waren. Auf meine Bemerkung, wie sich denn das Verhältnis erst gestaltet hätte, wenn ich als Minister nicht die Aufstellung von hundert schweren und leichten Batterien durchgepreßt hätte, bekam ich von einer später hinzugetretenen sehr hohen und einflußreichen Persönlichkeit die etwas überraschende Entgegnung: „Dann wären unsere Verluste eben noch größer . . ."

Der Chef der Militärkanzlei hatte das größte Bestreben, mich zunächst aus Wien hinauszubringen — ein Bestreben, das er auch brieflich mehrfach wiederholte. Ich erfreute mich damals großer Popularität. Tagtäglich erhielt ich Beweise dafür. Ich besaß das Vertrauen der Bevölkerung. Und da man zu jener Zeit in den maßgebenden Kreisen der öffentlichen Meinung noch einige Bedeutung beimaß, so war es jenen Kreisen vor allem darum zu tun, mich aus der Bannlinie Wiens hinauszubringen. Es war wahrhaft rührend, wie besorgt man sich um meine Gesundheit zeigte und wie man mir speziell das weitabgelegene Meran für meine Wiedererstarkung als ganz besonders günstig anpries. Solche Exilierung lag aber nicht in meinem Sinne. Und es wäre wohl auch am klügsten gewesen, wenn ich dieser Eingebung und dem Rate einer wohl versierten Persönlichkeit gefolgt und justament einfach in Wien geblieben wäre. Doch die nicht auszutilgende, tief eingewurzelte Subordination, die jeden „obersten Wunsch" als richtunggebend empfindet, verbunden mit dem Bedürfnis, mich den steten Fragen nach meiner Gesundheit und nach meiner Wiederkehr ins Feld eine Zeitlang zu entziehen, erzielten es, daß ich der Einladung Herrn von Wernburgs nachkam und ihn auf seinem Schloß Pichl im Mürztal besuchte.

Ehe ich abreiste, ließ ich mir vom Chef der Militärkanzlei die Zusicherung geben, daß mein Rücktritt in manifester Form als ein „zeitweiliger" bezeichnet und mit einer kaiserlichen Anerkennung verbunden werde. Ich glaube, ich hätte damals, wie die Sachen lagen, alles Erdenkliche verlangen können. Um den Preis, ruhig zu bleiben und Wien für einige Zeit zu verlassen, hätten „sie" alles bewilligt. Damals fürchteten sie mich. Vor allem fürchteten sie aber die Volksstimmung. Sie wußten eben noch nicht, daß sie es mit einer, euphemistisch gesagt, Lämmerherde zu tun hatten. Dies erkannten sie erst viel später. Und so hielten sie jenen ungeschriebenen Pakt auch ehrlich und prompt ein. Schon am 9. Oktober erschien ein Allerhöchstes Handschreiben folgenden Inhaltes:

„Lieber General der Infanterie Ritter von Auffenberg!

War es mir schon ein erfreulicher Anlaß, Ihnen für die siegreiche Führung Meiner 4. Armee bei Zamość und Komarów Meine besondere Anerkennung zu bekunden, gedenke ich weiters gerne Ihres sehr wirksamen Eingreifens in die Kämpfe von Rawa Ruska—Magierow, so ist es Mir sehr bedauerlich, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen die Pflicht längerer Schonung auferlegt. Diesemnach versetze Ich Sie unter Bekanntgabe Meiner Zufriedenheit in den überzähligen Stand und behalte Ich Mir Ihre Wiederverwendung vor.

Wien, 9. Oktober 1914 Franz Josef.

So schwer es mir auch ankam, so gab ich mich dennoch für den Moment zufrieden. Dann reiste ich auf Schloß Pichl, weiters für etliche Wochen auf den Semmering. Bei herrlichem Herbstwetter, in anregender Gesellschaft, war es trotz allem eine angenehme Zeit.

Am Semmering nahm ich die Mahlzeiten meist in Gesellschaft des Grafen Lützow und des Herrn von Merey, beide ehemalige Botschafter am italienischen Hofe, davon letzterer erst kurz vorher Baron Macchio den Platz geräumt hatte. Beide Diplomaten meinten, man werde sich mit der Abtretung des Trentino früher oder später doch befreunden müssen, wenn man auf eine dauernde Bundesgenossenschaft rechnen wolle. Gegenteilige Anschauungen führten zu lebhaftem Meinungsaustausch, der uns oft lange zusammenhielt.[1])

[1]) Meine Ansicht von damals, doch auch späterhin, resümierte in dem Gedanken, daß eine Landabtretung auf Grund des Nationalitäten- und Sprachenprinzips ausgeschlossen war. Denn selbst eine einzige würde ein Präjudiz bilden, das in folgerichtiger Weitergestaltung den Staat in seine Atome zerlegen müßte, wie ja dies schließlich auch geschehen ist. Doch ich war auch der weiteren Anschauung, daß es speziell den Italienern in erster Linie weniger um Landgewinn, sondern — wenn auch uneingestandenermaßen — um die militärische Gloire zu tun war. Seit fast 70 Jahren kämpften sie darum, aus dem

Ich traf auch einen hochintelligenten Offizier des 13. Dragonerregimentes, das bei der 9. Kavallerietruppendivision eingestellt war, jener Division, die in der Schlacht bei Komarów die Rückendeckung der eingeschwenkten Gruppe Erzherzog Peter Ferdinand zu besorgen gehabt und sich ihrer Aufgabe in wenig entsprechender Weise entledigt hatte. Dieser Offizier hatte sein Tagebuch genau und detailliert geführt. Daraus entnahm ich nun, daß in der kritischen Zeit, am 30. und 31. August, die Division wohl viel herumrochiert, doch in keine entscheidende Aktion getreten war, trotzdem man gewußt hatte, um was es sich handelte. Dies ging aus der Bemerkung hervor: „Wir marschieren ostwärts, wo Auffenberg die Russen eingezwickt hat!" — Wenn ein Oberleutnant bei der Eskadron es gewußt hat, so dürfte es — sollte man meinen — doch auch beim Stab der Kavallerietruppendivision und ganz gewiß auch in jenem des Erzherzogs Peter Ferdinand bekannt gewesen sein![1])

Am Semmering suchte mich auch eine Deputation der kroatischen Rechts- (Frank-) Partei auf, mir ihre schweren politischen Bedenken vortragend. Ich konnte ihnen leider nicht helfen und mußte sie an die Kabinettskanzlei weisen, wo sie günstigen Falles einige vage Versprechungen erhalten haben dürften.

Auch der bekannte Historiker Dr. Heinrich Friedjung besuchte mich. Ich erzählte ihm unter anderem die Schöpfungsgeschichte der 30,5 cm-Automörser, die er in einem Artikel des Wiener Tageblattes veröffentlichen wollte. Doch die militärische Zensur verbot es! Damit war das Kesseltreiben der offiziellen Zensur gegen mich eröffnet, die nie mehr etwas durchließ, was mich — im günstigen Sinne — betraf. So hätte man z. B. die große Schlacht von Komarów am liebsten aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen eliminiert! Wohl der

---

Duodezkönigreich Piemont war die Großmacht Italien geworden, und nichts als militärische Niederlagen bezeichnen diesen Weg zur Größe. Das fühlten sie alle bis zum letzten Lazzarone hinunter und lechzten nach den feilen Lorbeeren, für die sich — so glaubten sie — kein günstigerer Moment ergeben konnte, als jener, in dem die sinkende Doppelmonarchie im Kampf auf Tod und Leben stand. Und sie täuschten sich doch, denn selbst in seinem Untergang war das alte Reich noch stark genug, diesen Erzfeind zwölfmal niederzuwerfen. Seine Sucht nach Gloire über den nun entschwundenen Doppelaar wird für alle Zeiten ungestillt bleiben, und es äußert sich da wieder die so oft zu beobachtende Ironie und Satyre des Geschicks, daß es den brennendsten Wunsch auch dann zu versagen weiß, wenn es ansonsten ein ganzes Füllhorn von Glücksgaben auf das Haupt eines Volkes — oder auch eines Menschen — schüttet. „Italia farà da se" — dieser Wunschausspruch Cavours ist nie in Erfüllung gegangen; immer waren es nur Italiens Alliierte, die dessen große Aspirationen verwirklichten.

[1]) Im Laufe der Jahre habe ich in viele Kriegstagebücher junger Offiziere Einsicht genommen und fand hierbei, daß just solche, die von Kavallerieoffizieren geführt wurden, wertvolle und hochinteressante Details brachten.

Kulminationspunkt des alten österreichischen Prinzips: das Persönliche über das Sachliche zu stellen. Natürlich handelte die Zensur hierbei „über höheren Auftrag", fand aber in ihrem obersten Chef, Feldzeugmeister von Schleyer, ein geradezu ideales Werkzeug. Die edle Bestrebung, meine Leistungen auszutilgen oder — wo es anders nicht ging — meinen Namen auszulöschen, nahm in dem Maße zu, als die Verfolgungen gegen mich wuchsen. Hierzu wurden auch die zivilen amtlichen Kreise herangezogen. So erschien beispielsweise im Herbst 1915 ein Lesebuch für Volksschulen, darin besonders tapfere Kriegstaten geschildert wurden, darunter auch der Heldentod des Obersten von Rayl in der Schlacht bei Komarów. Im ursprünglichen Entwurf war der Name des Führers der Schlacht genannt. Doch die schulbehördliche Obrigkeit ließ in serviler Untertänigkeit den Namen „Auffenberg" streichen. Als hätte die Schlacht ein unbekannter Geist, der über den Wassern schwebt, geleitet! —

Auch den braven Generalmajor von Sterz, der bei Komarów eine Brigade des VI. Korps gut und tapfer geführt hatte, fand ich am Semmering, wo er Erholung von der hierbei erhaltenen Verwundung anstrebte. Und unter meinen zahlreichen Besuchern befand sich auch die Frau meines armen Freundes Brosch. Sie hoffte von mir Näheres über ihren, seit dem Nachtgefecht von Hujcze verschollenen Mann zu erfahren. Leider war ich nicht wissender als die Beklagenswerte. — (Ein Spiel des Zufalls wollte es dann, daß am 10. März 1916 eine Karte des Obersten an seinen Schwiegervater gelangte. Im ersten Moment heller Jubel. Dann sah man aber das Absendungsdatum: 1. September 1914! In der Karte stand bezeichnenderweise: „Morgen, 2. September — Sedantag! Hoffentlich bereiten auch wir morgen unserm Gegner ein Sedan!" Wie nahe war's auch tatsächlich daran! Hätte doch Brosch die Hauptgruppe des II. Korps geführt!)

So abwechslungsreich diese Tage auch dahinflossen, so verließ mich doch kaum einen Moment der nagende Schmerz, den mir die Amovierung verursachte. Es half kein Sträuben: wo ich ging und stand, flossen meine Gedanken in ein „Warum?!" zusammen. Und da ließ mir zunächst eine Stelle in einem Briefe Conrads keine Ruhe, worin es hieß, daß „die feste Führung beim Rückzug von Rawa Ruska dadurch gelitten habe, daß das Armeekommando vorzeitig vorausgeeilt sei". Das hatte einen höchst merkwürdigen Beigeschmack. Gegen diese Insinuation mußte ich sofort Stellung nehmen. Ich tat es auch und fügte bei, daß ich die gerichtliche Erhebung peremptorisch fordern würde, wenn nach genauer Darstellung der Verhältnisse noch der geringste Zweifel walten sollte. Darauf kam umgehend die Antwort, aus der ich nachfolgenden Passus wortgetreu anführe:

„. . . Tausend Dank für Dein freundliches Schreiben vom 9. d. Was Du darin ausführst, hat mir Generalmajor Krauß (Armeegeneralstabschef), der Dir ein treuer anhänglicher Untergebener ist, schon eingehend mitgeteilt. Es ist ja gar kein Zweifel mehr darüber, daß Ihr ohnehin bis zum Äußersten vorne verbliebt. Im übrigen, wenn ich eine Lehre aus diesem Kriege mitnehmen sollte, so ist es die, mich um Tratsch absolut nicht zu kümmern. Mir genügt das, was ich über mich denke . . ."

Hierdurch war dieser Teil der Angelegenheit für mich erledigt. Zumal es ja wirklich zu lächerlich war, ein Armeekommando, das vom 6. bis 16. September ununterbrochen auf gefährdetstem Posten ausgeharrt hatte und bei Krakoviec in schweres Granatfeuer gekommen war, „frühzeitigen Vorauseilens" zu zeihen. Was soll man aber zum Obersten Heerführer sagen, der auf Klatschereien hin einen Armeekommandanten nur so ohne weiteres amovierte und, um dies zu begründen, einen Bericht an den Obersten Kriegsherrn einsandte, in dem die Tatsachen unrichtig dargestellt wurden? —

Die kriegerischen Ereignisse, die mittlerweile ihren Gang genommen hatten, will ich hier nur flüchtig streifen. Abgesehen davon, daß diese Blätter wohl ein Menschenleben und die Verhältnisse in einer unendlich ereignisreichen Zeitperiode, doch nicht den Krieg schildern sollen, sind mir die Einzelheiten zu wenig bekannt, um ein zutreffendes Urteil über die Geschehnisse abgeben zu können. Doch eine chronologische Darstellung der wichtigsten kriegerischen Vorkommnisse sei hier immerhin niedergelegt, da sie zum Verständnis der schließlichen Katastrophe beitragen und auch ein Bild jener Zeitperiode bringen.

Die große zweite Offensive der vier österreichisch-ungarischen Armeen — 1., 2., 3., 4. — und der deutschen 9. Armee begann am 4. Oktober. Sie wurde merkwürdigerweise in einem Tagesbefehl angekündigt. Ein Vorgang, der sich in diesem Kriege bei uns noch einigemal wiederholte, — nie zum Vorteil der Sache. Die Offensive ging anfänglich flott vor sich. Im großen betrachtet, wollten die Russen mit ihrem linken Heeresflügel bis an die Sanlinie zurückgehen, sich dort an die befestigte San—Weichsellinie stellen und, mit ihrem rechten Heeresflügel über die mittlere Weichselstrecke debouchierend, das verbündete österreichisch-ungarisch-deutsche Heer in der linken Flanke und im Rücken fassen. Ein Plan, der durchaus richtig durchdacht, unsere Offensive auch wirksam durchkreuzte und erst in späteren Momenten, namentlich durch die größere taktische Detailgewandtheit der Deutschen pariert wurde. Für die ungestörte Durchführung dieser operativen Idee war es den Russen naturgemäß sehr um den vollen Besitz der Sanlinie, speziell um Przemysl, zu tun.

Und da setzte das Kriegsglück für Österreich-Ungarn dadurch ein, daß die Russen sich kurzerhand entschlossen, die Festung durch einen Massensturm zu nehmen. Dieselbe war kaum zerniert, als der Führer der russischen 3. Armee, der Bulgare Radko Dimitriew, deren Übergabe forderte. Von General Kusmanek energisch zurückgewiesen, begann er sofort den gewaltsamen Angriff, um die Festung zu Fall zu bringen, bevor die österreichisch-ungarische Offensive herangelangt wäre. Dafür waren aber die Grundbedingungen nicht gegeben. Dimitriew verfügte über nicht viel mehr als etwa 100 000 Mann, dabei über keine niederschmetternde schwere Artillerie. Wäre er im Besitz der deutschen 42 cm, besonders aber unserer 30,5 cm-Mörser gewesen, die auch modernen Panzerforts in kurzer Zeit den Garaus machten, wäre es vielleicht rasch gegangen. Doch mit seinem 21 cm warf Dimitriew die immerhin recht modern erbauten und sehr tapfer verteidigten Forts nicht nieder, dafür aber in herostratischen Anstürmen 40 000 Mann seiner Truppen. So gelangte die österreichisch-ungarisch-deutsche Offensive eigentlich ohne erhebliche Anstrengungen bis an den San[1]), was den sofortigen Abbruch der Belagerung Przemysls zur Folge hatte. Doch entwickelte sich, gewissermaßen à cheval der Festung, eine große Schlacht, in der die 4. Armee an der Sanlinie die Front bildete, die 3. und 2. Armee in der Linie Przemysl—Sambor und weiter östlich den herausschwenkenden Stoßflügel darstellten und allem Anschein nach auch langsam Terrain gewannen.

Indessen kam aber auch die russische Offensive von der Weichselstrecke Iwangorod—Warschau—Nowo Georgiewsk zur Geltung. Schon am 13. Oktober schrieb mir Conrad in dem früher zitierten Brief: „Unsere Verbündeten jenseits der Weichsel haben gefehlt, so daß wir ihnen zu Hilfe eilen müssen. — Eine nicht sehr willkommene Störung unseres Konzeptes." Diese Störung war aber, meiner Meinung nach, schon mit Beginn der Offensive als wahrscheinlich vorauszusehen. War doch der linke Heeresflügel weder strategisch noch taktisch geschützt. Es war daher natürlich, daß die überlegenen Russen sich gegen denselben wenden würden. Da erfolgte die erste große „Umgruppierung", eine Bezeichnung, die im Laufe des Feldzuges zu

[1]) Im Grunde war es erstaunlich, daß die Russen, die im Herstellen befestigter Fronten so geschickt und geübt waren, weder die von Natur aus starken Linien westlich des San noch diesen selbst zu einem zähen, offensive Vorstöße ermöglichenden Verteidigungsabschnitt eingerichtet hatten. Ich nahm bestimmt an, daß bei Sieniawa und Jaroslau die Fronten gewissermaßen verkehrt werden würden, um so mehr, da die Russen doch schon seit dem 20. September im unbestrittenen Besitz dieser Punkte gewesen waren. Merkwürdigerweise fand dann auch unsere Frühjahrsoffensive dieselben noch immer in keiner Verfassung, die einen langen und nachhaltigen Widerstand besonders begünstigt hätte.

einem geflügelten Worte wurde. Die Schlacht von Przemysl brach man ab, und die den rechten Flügel bildende Armee Böhm-Ermolli wurde per Bahntransport nach Schlesien und von da nach Polen zur direkten Deckung und Stärkung der Deutschen eingesetzt. Hierdurch gelangten die österreichisch-ungarische 1. und 2. und die deutsche 9. Armee nördlich der Weichsel, in Summe wohl über 30 Divisionen, die die wechselvollen Kämpfe in Russisch-Polen durchführten. Die südlich der Weichsel verbliebene österreichisch-ungarische 4. und 3. Armee mußten den Rückzug antreten, wodurch Mittelgalizien und Oberungarn dem feindlichen Einfall, der alsbald erfolgte, preisgegeben wurden.

Man kann dem operativen Entschluß: Abbrechen der Schlacht und Hinüberwerfen der 2. Armee, Großzügigkeit und sozusagen strategische Hochherzigkeit gewiß nicht absprechen. Ich möchte dies am wenigsten tun, da ich vor „dem Blick ins Große" stets die gebührende Hochachtung empfand. Ob es aber notwendig war, die sich siegreich anlassende Schlacht bei Przemysl aufzugeben, dieselbe also für die dabei beteiligten Truppen in eine Niederlage zu verwandeln und Ungarn der feindlichen Invasion preiszugeben, um jene Umgruppierung zu bewirken, darüber könnte man rechten. Daß man aber die Schlacht gewissermaßen für gewonnen erklärte, ergibt sich schon daraus, daß die beiden Armeekommandanten mit der damals höchsten Kriegsauszeichnung, dem Großkreuz des Leopoldordens, bedacht wurden.

Jene großen Fragen und Geschehnisse bewegten mich, den Weitabstehenden, in meiner häuslichen Klause nur mittelbar. Es war, als säße ich in einer Kajüte und hörte den Anschlag der brandenden Wellen an die Schiffswände, ohne sie zu spüren. Fühlbarer war mir aber der Klatsch, der sich in dem Maße um meine Person verdichtete, als es bekannt wurde, daß die Ursache meines Rücktrittes vom Kommando eine Amovierung und nicht, wie man anfänglich geglaubt, eine Erkrankung gewesen war. Da das Publikum sich jedoch die Amovierung nicht gut zu erklären vermochte, und das Märchen von der allzugünstigen Färbung der Komarówer Schlachtberichte bald nicht mehr zog, so wurde jetzt eine neue Mär in Kurs gesetzt. Man lancierte, daß ich ganz ungeheuerliche Trainverluste, ja sogar formidable Mannschaftseinbußen während des Rückzuges von Rawa Ruska erlitten hätte. Warum ich einen Teil meiner Divisionsverpflegungstrains freiwillig und bewußt geopfert, habe ich im vorigen Kapitel dargelegt. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß ein Armeekommandant, der sich in kritischen Momenten durch mögliche Trainverluste beirren ließe und lieber Truppen als Train verlieren wollte, vielleicht

Eignung zu einem Generalkriegsrechnungskommissär besäße, aber nie zu einem Feldherrn! —

In den letzten November- und ersten Dezembertagen gestalteten sich die Verhältnisse am nördlichen Kriegsschauplatz wieder kritischer. Das dirigierende Armeeoberkommando war nach Teschen zurückgegangen, und es wurde sogar dessen weitere Rückverlegung nach Brünn ernsthaft erwogen. Die Russen hatten ganz Mittelgalizien überschwemmt, hatten die Verbündeten bis nahe an die schlesische Grenze gedrängt, mit der Beschießung der Krakauer Nordostforts begonnen und waren tief in die Karpathentäler Nordungarns eingedrungen. Erst in der Schlacht von Limanowa wurde dem Vordringen der Russen ein Riegel vorgeschoben. In dieser Schlacht kämpften Divisionen der 3. und 4. Armee, bei letzterer die 47. deutsche Reservedivision, außerdem als Fußkämpfer die besonders tapfer fechtende österreichisch-ungarische 10. Kavallerietruppendivision. Der Hauptsache nach war's eine Soldatenschlacht, in der die größere Gefechtsgewandtheit und Kampfestüchtigkeit der Österreich-Ungarn und Deutschen den Sieg davontrugen.

Zu gleicher Zeit setzte auch die große Offensive gegen Serbien ein. Merkwürdigerweise wurde auch sie mittels eines bombastischen Armeebefehls angekündigt, in dem fast unverblümt gesagt wurde, daß man vor Eintritt des Winters die Angelegenheit mit Serbien erledigt haben wolle. Dieser hoheitsvollen Gebärde entsprachen aber die Machtmittel nicht, die für dieses Unternehmen zur Verfügung standen. Nach allem zu urteilen, dürften es etwa 10 Divisionen gewesen sein, die für den Haupteinbruch in Serbien bereitgestellt werden konnten. Dieselben waren in eine Armee — 5. Armee — und zwei selbständige Korps gegliedert, die teilweise aus Landsturmdivisionen zusammengesetzt waren. Der Einbruch erfolgte nach dem oft erprobten, aber nie mit Erfolg durchgeführten Rezept des umfassenden Angriffes von der Nordwestecke Serbiens aus. Objektiv betrachtet glaube ich, daß bei relativ so geringer, dem Gegner wahrscheinlich unterlegener Streiterzahl ein anderer operativer Vorgang wohl kaum möglich gewesen wäre. Allerdings standen hierdurch die Chancen für das ganze Unternehmen von vornherein recht ungünstig. Ich kann nicht annehmen, daß der Oberkommandant, Feldzeugmeister Potiorek, dies nicht erkannt haben sollte. Ob er die Offensive trotz alledem aus eigener Initiative unternahm oder ob er hierzu durch höhere Wünsche direkt, indirekt, vielleicht auch nur andeutungsweise veranlaßt wurde, wird man wohl erst später erfahren. Von authentischer Seite hörte ich, daß er während der Operationen gleichzeitig deren geschichtliche Beschreibung niederlegte und sie an eine maßgebende Stelle täglich

einsendete — Konvolute von Schriften, mit eigener Hand sorgfältig geschriebene und mit Skizzen reich belegte Operations- und Gefechtsschilderungen. Welch enormer Arbeitsfleiß! War die aufgewendete Zeit und Mühe nicht eher schädlich als nützlich? Ein Feldherr, der sich ganz und gar an den Schreibtisch fesselt und sich mönchartig vom praktischen Leben abschließt, verliert den Blick für die Wirklichkeit, das Element, in dem der Krieg allein zu Hause ist. Ein oberster Feldherr, der wirklich führen und nicht nur repräsentieren will, muß sich wohl bis zu gewissem Grade isolieren, darf nicht allzu viele Ansichten und Meinungen anhören. Andererseits haben die veralteten Anekdoten vom „seligen Hofkriegsrat", der von Wien aus den Krieg und die Schlacht hatte lenken wollen, schon lange den Kurswert verloren. Sie waren vielleicht angebracht gewesen im Zeitalter der reitenden Kuriere und der Poststraßen, doch nicht in unserer Zeit des wahrhaft raffinierten Verbindungs- und Nachrichtendienstes, wo Hunderte von Kilometern kaum eine Rolle spielen. Dieser überfeine Apparat kann wohl mit einemmal aussetzen, und, wenn das Unglück es will, vielleicht gerade im wichtigsten Momente. Die individuelle und persönliche Fühlung soll daher niemals ganz außer Kontakt gesetzt werden. Die richtige Wahl zu treffen, ist gewiß nicht leicht. Sie ist in erster Linie Sache der Veranlagung. Eine der Feldherreneigenschaften! Mehr zu sagen, hüte ich mich, da ich weder in die schriftlichen Darlegungen des unglücklichen Generals Einsicht nahm, noch sonst über die Details von hüben und drüben genau informiert bin.

Übrigens ließen sich die Operationen anfänglich günstig an. Die Truppen kämpften sehr brav, die wohlvorbereiteten Stellungen der Serben wurden nacheinander erobert, Valjevo genommen, und die wichtige Kolubaralinie durchbrochen. Dadurch war die Einnahme Belgrads von selbst gegeben, und es bedurfte sogar einer gewissen Aufmachung, um „Stadt und Festung Belgrad" erst just am 2. Dezember, Kaisers Regierungsantritt, dem „Allerhöchsten Kriegsherrn zu Füßen zu legen". Man tat das mit viel Geschicklichkeit. Allüberall wurde geflaggt, und man jubelte über die Eroberung der feindlichen Hauptstadt. Die Anerkennung blieb nicht aus, zumal Potiorek an Allerhöchster Stelle, namentlich aber bei dem überaus einflußreichen Vorstand der Militärkanzlei seit jeher in ganz besonderer Gunst stand. Hatte doch dieser Funktionär, als ich Kriegsminister gewesen, einmal geäußert, daß man bei Eintritt ernster Verhältnisse Potiorek alles übergeben sollte. Und noch während des Krieges meinte er, daß für den Fall, daß oben ein Personenwechsel nötig werden sollte (im November 1914 hatte man daran gedacht), Potiorek der providentielle Mann sei.

Zu jener Zeit wurde eine neue Kriegsdekoration geschaffen: das Militärverdienstkreuz 1. Klasse, das dem Großkreuz des Leopoldordens vorangestellt wurde. Potiorek erhielt es als erster, begleitet von einem huldüberströmenden kaiserlichen Handschreiben. Beides wurde ihm durch einen Spezialkurier überbracht. Leider sollte diese hehre Siegesfreude nicht lange dauern.

Zunächst wurde Potiorek vom Glück verlassen, diesem wichtigsten und unentbehrlichsten Requisit jedes Feldherrn.[1])

Sehr zur Unzeit trat anhaltendes, schweres Regen- und Schneewetter ein, das die an sich schwierigen Nachschubverhältnisse noch ungünstiger gestaltete. Und schließlich blieb die Nachschubmöglichkeit ganz aus. Potiorek geriet dadurch zweifelsohne in eine schwierige Lage. Die bereits gewonnene Kolubaralinie halten, hieß auf den südlich hiervon gelegenen und stetig ansteigenden Höhenkamm hinaufgehen. Dadurch vergrößerte sich die an und für sich ausgedehnte und daher lockere Front immer mehr, was ja schon durch die Besitznahme von Belgrad bedingt worden war. Potiorek dürfte es auch bekannt geworden sein, daß die Serben, hohes Spiel riskierend, alle ihre Truppen — etwa zwei Divisionen — von der bulgarischen Grenze ab und gegen die österreichisch-ungarische verschoben hatten. Theoretisch war's demnach wohl richtig, von den Truppen das Äußerste zu verlangen, um noch vor Eintreffen dieser Verstärkungen eine Entscheidung zu erzwingen und dabei die von West über die Kolubara vorgerückten und die von Nord von Belgrad anrückenden Gruppen in nahen Kontakt zu bringen.

Daran hielt der Feldherr hartnäckig fest, auch dann noch, als sämtliche Gruppenkommandanten die physische Unmöglichkeit weiteren Vordringens in allen Tonarten meldeten.

Potiorek hatte sich zweifelsohne Zeit seines Lebens in spekulativer Weise mit der Psyche des Krieges beschäftigt. „Ein Feldherr muß einsam sein!" „Kriegführen heißt hungern!" „Ein Feldherr, der eine große Operation beginnt, muß mit 50% Verlust rechnen!" und ähnliche Aussprüche charakterisieren seine gewiß tief durchdachten Anschauungen. Doch diese erstarrten mit den Jahren bei seiner anachoreten Lebensweise zu Dogmen. Sie wurden zur Abstraktion, die den Zusammenhang mit dem praktischen Leben verlor. Darum erstarrte schließlich auch sein Wille. Potiorek wurde taub gegen alle

---

[1]) Alle großen Heerführer, Friedrich der Große, Napoleon hatten ihr Zutrauen und ihre Gunst stets nur Männern zugewendet, in deren Glücksstern sie Vertrauen gesetzt. „Sa Majesté le hasard!" „Ce sont les circonstances qui commandent!" Allerdings ist es die Eigenschaft des Glückes, daß es oft urplötzlich umschlägt und dem also Gehöhnten ins Gesicht lacht.

Meldungen und Berichte, verließ aber trotzdem seine Klause nicht, um selbst zu sehen, ob die blanke Unmöglichkeit tatsächlich eingetreten war, seine theoretisch richtigen Konklusionen ins Praktische zu übersetzen.

Doch anderseits: zwei bis drei Tage Sonnenschein, ein kräftiger Nordwind hätten die Wege passierbar, Proviant und Munition erreichbar gemacht. Dann wäre Potiorek vielleicht doch Sieger in diesem großen Kampfe geblieben. So aber brach das Verhängnis herein. Dezimiert, teilweise deroutiert mußten die Armeen in ihre Ausgangssituation zurückgehen. Belgrad ging wieder verloren. Eine nicht unbeträchtliche Zahl modernster Geschütze — darunter die „chinesischen Gebirgsbatterien", so genannt, weil sie von China bei Skoda bestellt worden waren — mußten zurückgelassen werden, und bei 66 000 Gefangene wurden in Serbien interniert, davon nach Jahresfrist kaum die Hälfte noch am Leben war.

Das war ein schwerer Schlag, der sich auch politisch sehr fühlbar machte. Naturgemäß resultierten daraus persönliche Konsequenzen. Vor allem wurde der oberste Leiter in den Ruhestand versetzt. Daß der bis nun vom Glück und von Menschengunst so verwöhnte Potiorek ein persönliches Opfer bringen mußte, war schließlich sachlich und politisch motiviert und daher gerecht. Daß er aber vorher die Beurteilung, sozusagen die Überprüfung des Feldmarschalleutnants Marterer erdulden mußte, das geht weit über die Sühne hinaus, die man berechtigt war, ihm aufzubürden. Potiorek war nicht nur einer der ranghöchsten — ranghöher als Conrad —, sondern bisher auch einer der anerkanntesten und verdientesten Generale der Armee. Stets in ausübender Tätigkeit verwendet, hatte er mit seiner Armee immerhin auch große Erfolge errungen. Und da wurde Herr von Marterer aus der Militärkanzlei hinuntergeschickt, um über ihn und den Zustand der Armee zu berichten! Ein Mann, der nie anders als am Schreibtisch, am Parkett oder in der Antikamera gedient, nie mit der Truppe in Berührung gekommen war, sie kaum anderswo, als bei der Ablösung der Hofburgwache gesehen, da er ja seit Jahren vollkommen felddienstuntauglich war! Das mußte für Potiorek eine unsagbar schwere, weil überflüssige und unsachliche Demütigung bedeutet haben! —

Ich befaßte mich zu jener Zeit mit der Sammlung von Daten aus dem Feldzuge und fing an, die Aufzeichnungen aus meinem Leben niederzulegen. Um ruhiger arbeiten zu können, und um den vielfachen privaten Anfragen auszuweichen, die die Bitterkeit des mir sachlich und persönlich angetanen Unrechtes immer wieder wachriefen, entfloh ich der Großstadt und kehrte wieder für kurze Zeit auf den Semmering zurück.

Vorher erbat ich eine Audienz beim obersten Kriegsherrn. Ich war für meine Feldzugsleistungen zweimal dekoriert worden und hielt es in jeder Beziehung für meine Pflicht, mich dem Kaiser in Erinnerung zu bringen. Die Audienz wurde mir prompt zugestanden, doch bezeichnenderweise nicht als Privataudienz, sondern inmitten der allgemeinen Audienzen. Hiermit war schon im vorhinein angedeutet, daß der Kaiser sich über nichts informieren, sondern nur meinen Dank entgegennehmen wolle.

Bei dieser allgemeinen Audienz wurden empfangen: der frühere Landesverteidigungsminister Graf Welsersheimb, der ehemalige Kriegsminister Baron Schönaich, Brudermann und ich. Die drei genannten Generale hatten einen höheren Geheimratsrang als ich, wurden daher vor mir empfangen. Alle, auch Brudermann, verließen den Audienzsaal mit befriedigter Miene.

Dann kam ich. In konventioneller Weise brachte ich meinen Dank dar, worauf der Kaiser mit einigen kurzen Worten der ausgezeichneten Armeeführung gedachte. Sodann fragte er aber sofort — wie denn eigentlich das Wetter und die sonstigen Verhältnisse am Semmering wären?! Weiters meinte der Monarch, daß auf den Kriegsschauplätzen jetzt schon sehr viele Erfrierungsfälle vorkämen. Ich benützte diese Wendung, um einiges von den Schützengräben im allgemeinen, von den russischen im besonderen zu sagen, sowie vom Verhalten der Russen in den Verschanzungen. Der Kaiser hörte mir kopfnickend eine Zeitlang zu und entließ mich dann in seiner huldvollen, unverbindlichen Art.

Das war gewiß alles wohlüberlegt, resultierte aus traditionellen und sonst eingehenden Erwägungen. Gleichwohl berührte es mich eigenartig. Vor seinem obersten Kriegsherrn steht ein Feldherr, der vor wenigen Wochen einen großen Sieg erfochten hatte. Sollte man da nicht annehmen, daß der Kaiser an diesen General sachliche oder persönliche Fragen zu stellen hätte? Daß dessen Auffassung und Erfahrung ihn doch einigermaßen interessieren würden? Insbesondere in einer Zeit, da die Ereignisse im vollsten Gange und zwar in einem nichts weniger als erwünschten Gange waren. Die Audienz fand am 10. Dezember statt, in einem Moment, da der Gegner am nördlichen Kriegsschauplatz bereits vor den Forts von Krakau angelangt war, im Süden aber die eingetretene Katastrophe oder mindestens deren Beginn an oberster Stelle bereits bekannt sein mußte. Jedenfalls zeugte dies von einem bewundernswerten Gleichgewicht und von einer Seelenruhe, die von keinem Sturm gestört oder bewegt werden konnte.

Am Semmering angelangt, lernte ich neuerdings sehr viele Menschen kennen. Das Interesse für meine Person war im großen Publi-

kum noch rege. Überdies stand ich in Wien für den serbischen Kriegsschauplatz in ernstester Kombination.

Der Zusammenbruch der gegen Serbien operierenden Armee war mittlerweile mit vielen Einzelheiten allgemein bekannt geworden. Die Nachrichten lauteten sehr betrüblich, und die bei solchen Anlässen stets auftretenden Übertreibungen ließen einen vollständigen Niederbruch der Armee annehmen. Da wurden denn in Armee und Publikum viele Stimmen laut, die mich zum Nachfolger im Kommando verlangten und darauf hinwiesen, daß mich auch meine Vertrautheit mit den Balkanverhältnissen zum Oberkommandanten der dort in Verwendung stehenden Streitkräfte prädestinierte.

Selbst der sonst so wenig mitteilsame Chef der Militärkanzlei versicherte mir später, daß man auf meine Person hatte greifen wollen. Ich glaube, daß in erster Linie das Armeeoberkommando, speziell der Armeeoberkommandant mit allen Mitteln dagegen agierte. Es schien sogar, als stünde eine Audienz der Gemahlin dieses obersten Heerführers damit im Zusammenhange. Erzherzog Friedrich fürchtete, sich desavouiert zu sehen, wenn ich, durch ihn amoviert, nun wieder so rasch eine Auferstehung erlebt haben würde.

Indeß verhielt ich mich am Semmering vollkommen ruhig, schrieb unter anderem für die „Neue Freie Presse" einen Weihnachtsgruß für unsere braven Soldaten und war auf die Lösung der Kommandantenfrage gespannt. Diese erfolgte dann in der Weise, daß Erzherzog Eugen wieder reaktiviert und mit dem Kommando der in eine Armee zusammengezogenen Streitkräfte an der Donau—Save betraut wurde.

Ich fühlte, daß mit diesem Schachzug für mich das definitive Ende einer noch möglich gewesenen effektiven Tätigkeit gekommen war. So nahm ich denn vom denkwürdigen Jahre 1914 und gleichzeitig auch von meiner Lebensarbeit Abschied. Ich will nicht verschweigen, daß ich mit der Wiederverwendung zu tiefst doch gerechnet, weniger weil das kaiserliche Wort im Handbillett sie mir verbürgt, sondern weil ich geglaubt hatte, man würde einen Führer, der bewiesen, daß er seine Sache verstünde, in dieser ernstesten Zeit des Staatslebens doch nicht aus Übermut und Willkür ganz verkümmern lassen.

— —

Das Jahr 1915 war das Jahr, das mir in weiterer Folge das größte Leid erbrachte. Es begann und endete mit einem Freitag und freitäglich, im landläufigen Sinne, verlief es für mich auch tatsächlich. Wenn es einen Zweck hätte, Zeitperioden zu fluchen, wahrlich ich tät' es.

Im Beginn des Jahres gab es einen nicht allzu rosig gefärbten Meinungsaustausch zwischen mir und dem Armeeoberkommando,

bzw. dem Chef des Generalstabes. Ich wollte nicht länger zusehen, wie die Generalstabsoffiziere des 4. Armeekommandos die Dekorationen, die sie während meiner Kommandotätigkeit wohl verdient hatten, noch immer nicht erhielten. Die ernste Vorstellung, die ich hierüber unterbreitet, wurde mit einem längeren Schreiben beantwortet, das mit den Worten begann: „Nichts liegt dem Armeeoberkommando ferner, als die Leistungen der 4. Armee bei Komarów nicht voll zu würdigen . . ." Danach wurden die Dekorationen, die sich auf Leistungen bezogen, welche Ende August und Anfang September vollbracht worden waren, endlich in der zweiten Hälfte Jänner verliehen. Ich dachte über Titel und Orden stets skeptisch. Solange dieselben aber als staatliche Einrichtung bestanden, konnten sie wohl immerhin Gnadenakte genannt, mußten aber doch nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit verliehen werden. Daher sah ich es als meine Pflicht an, auch in dieser Richtung für wohlerworbene Rechte meiner ehemaligen Untergebenen einzutreten, da ich fürchtete, diese könnten unter der mir persönlich zugedachten Ungunst zu leiden haben.

Zu jener Zeit fanden die 30,5 cm-Mörser zum erstenmal Verwendung im Feldkriege, und sofort mit durchschlagendem Erfolg, was in der ganzen Welt anerkannt und in der Presse auch lebhaft besprochen wurde. Natürlich mit Hinweglassung meines Namens. Dieses von unserer Zensur rücksichtslos arrangierte Zurückdrängen und Eliminieren meiner Person schmerzte mich zwar, dennoch erfüllte mich die Genugtuung, daß meine opferbereite Tat, die ich als Minister vollbracht hatte, nunmehr zur vollen Geltung kam. Dieses Gefühl konnte der Rotstift der Zensur nicht ausstreichen, aber in den Blättern vermochte er das Verdienst der Anschaffung dieses hervorragenden Kriegsinstrumentes anderen zuzuwenden.

Ich fühlte es als mein Recht und auch als meine Pflicht, auf die Wahrheit hinzuweisen. Da mir jedoch bei den damaligen Verhältnissen jeder Weg in die Öffentlichkeit versperrt blieb, so verfaßte ich einen Bericht, den ich an die Militärkanzlei des Kaisers mit der Bitte einsendete, ihn dem obersten Kriegsherrn zu unterbreiten. Ich bat darin um keine Anerkennung, war aber überrascht, daß mir schon drei Tage nach der Vorlage eine solche in fulminanter Weise (!) zuteil wurde. Der Chef der Militärkanzlei teilte mir nämlich brieflich mit: „Seine Majestät geruhten, eine würdigende Erinnerung für die gegenständliche Tätigkeit Euer Exzellenz Allerhöchst zu bekunden!"

Es war mir nur verwunderlich, daß einige Monate später der Kaiser weder von der Initiative noch von der Entstehungsgeschichte der Mörser eine Ahnung hatte! In meinem begreiflichen Unwillen schrieb ich

flüchtig einige Zeilen an den Rand jenes Briefes und schickte ihn heim an meine Frau. Diesen Privatbrief mit der freimütigen Randglosse, die eines traditionellen Dankes gedachte, fand man dann später in meiner Schreibtischlade, als man daran ging, Beweise zu suchen, die mich vernichten sollten. Die Gefühle, die man mir entgegenbrachte, wurden durch jene Glosse nicht freundlicher.

Die Kriegsereignisse schritten fort, und es entwickelten sich die Karpathenkämpfe, in denen die Russen langsam Terrain gewannen, mit großer Todesverachtung und wenig taktischem Geschick unsere durch deutsche Divisionen verstärkten Linien aber nicht zu durchbrechen vermochten. Die Bukowina wurde verloren, doch auch wiedergewonnen, da die in den West- und Ostkarpathen versammelten Streitkräfte durch die Heranziehung aller nur verfügbaren Armeeeinheiten verstärkt wurden. So gestaltete man das am östlichen Flügel stehende kombinierte Korps Pflanzer-Baltin allmählich zu einer Armeeabteilung und schließlich zur 7. Armee aus. Auch sonst wurde eine Reihe neuer Armeekorps gebildet. Hierzu wurden die meisten Armeeeinheiten der bisher gegen Serbien operierenden Armee entzogen, so daß diese schließlich nur aus einer minimalen Anzahl von Truppen, darunter viel Landsturm, bestand. Durch die für die serbische Armee unpassierbaren Strombarrieren, Save und Donau gedeckt, genügten sie, da sich allem Anschein nach weder die serbischen noch die montenegrinischen Streitkräfte zu einer durchzügigen Offensivoperation befähigt hielten. Ohne sonderlichen Nutzen für die Entente, ruhten sie auf ihren bisherigen, vornehmlich im Verteidigungskriege errungenen Lorbeeren aus. Dazu muß man aber billigerweise anerkennen, daß die Serben Außerordentliches geleistet hatten. Eigentlich seit Spätherbst 1912 im Kriegszustande befindlich, waren sie in drei Kriegen siegreich gewesen. Die Anspannung der Volkskraft war dabei eine außerordentliche. Nicht weniger als etwa 13% der Bevölkerung war unter den Waffen, und die Gefechtsverluste an Gefallenen, die sie in den drei Feldzügen erlitten hatten, dürften sich auf 150 000 Mann belaufen, also 3% der ganzen Bevölkerung (Greise, Weiber und Kinder mitgerechnet!). Gewiß, Serbien ist ein an Menschen und Naturprodukten reiches Land und wurde auch von den Ententemächten bestens unterstützt. Doch solcher Blutentgang mußte schließlich auf das ganze Land und das öffentliche Leben schwer drücken. Daß dann eine Erlahmung eintrat, und das Land durch die folgenden neun Monate an keiner Kriegsaktion mehr teilnahm, war daher begreiflich.

Nach halbjähriger Kampagne und nach gewaltigen, nicht unerläßlichen Verlusten physischer und moralischer Natur war auf unserer

Seite jenes strategische Verhältnis hergestellt, das gleich von allem Anfange an selbstgewollt anzunehmen gewesen wäre. Auch gab das — anfänglich — von keinem einheitlichen Plan und Willen dirigierte operative Verfahren der Gegner die erwünschte Gelegenheit, die anfänglich verfehlte Grundidee nun sukzessive zu korrigieren. Durch den Hinzutritt der Türkei war indessen aus dem Zweibund ein Dreibund geworden.

Es sei erneuert hervorgehoben, daß im Laufe des Krieges nicht nur eine geradezu märchenhafte Anzahl von Ersatzformationen zur Aufstellung gelangte, die dann eine drei- und vierfache Wiedergeburt aller Truppenkörper ermöglichten, sondern daß überdies Neuformationen in einer erstaunlichen Menge organisiert werden konnten. Daß dies alles schließlich nicht genügte, um den entsetzlichen Niederbruch abzuwenden, ist eine so gewaltige Tragik, daß sie von den Mitlebenden und Mitleidenden noch gar nicht richtig erfaßt werden kann. Nur so ist es zu erklären, daß die über alles Maß heldenmütigen Leistungen der Armee und Völker nirgends weniger anerkannt und gewertet wurden als just bei letzteren selbst. Solch ein grausames Geschick steht in der Geschichte aller Zeiten ohne Gleichnis da!

Durch die Leistungen der Armee innerhalb des ersten Halbjahres des fürchterlichen Krieges waren dem übermächtigen Hauptgegner so viel Kräfte entzogen worden, daß auch seine zahllosen Kaders völlig geleert waren. Es traten daher die großen, breiten Massen einander gegenüber ohne gründliche Ausbildung, mit einem großen Einschlag nicht berufsmäßig geschulter unterer Organe selbst innerhalb der Stäbe und Leitungsbehörden. Da kam die höhere Wertigkeit unserer und der deutschen Bevölkerung zur vollen Geltung, namentlich in geistiger und moralischer Hinsicht. Besonders die ungeheuere Masse der aus den Intelligenzschichten stammenden Reserveoffiziere ergab mit der Zeit eine durchaus ausreichende Qualität und hielt die nach Hunderttausenden zählenden Ersatz- und Landsturmleute fest zusammen, vor allem in den Defensivkämpfen, die jetzt endlich an fast allen Fronten — zu unserem Glück — einsetzten. Diesem Umstande verdankte der Staat das Durchhalten in den Karpathenkämpfen, der ersten großen Krise im Verlaufe des Weltbrandes. Die Siege, mindestens aber erfolgreich abgewehrten Angriffe in jenen Kämpfen, waren jedoch keinem überragenden militärischen Talent, keinem vom Staat qualifizierten Feldherrn, sondern ausschließlich den Fronten zu verdanken. Ganz gleich wie einige Monate später an den italienischen Grenzen. Ein Ruhmeskranz für die alte Armee, die primäre Gerechtigkeit ihr auf das Grab legen muß! —

Mitte Februar erhielt ich einen Brief des Kriegsministers, in dem er mich unvermittelt zum endgültigen Rücktritt aufforderte! Dieser Uriasbrief traf mich ebenso hart als unerwartet. Es empörte mich auch, daß man nicht einmal die äußere Form einhielt, um mir zu sagen, daß man auf meine weiteren Dienste nicht mehr reflektiere, sondern daß man mir, wie jedem anderen, der gerade die Altersgrenze erreicht hatte, den Abschied zuteil werden ließ. Tatsächlich erhielten auch am selben Tage alle mit keinem Kommando betrauten Generale die gleiche Aufforderung.

Leider beging ich nun einen großen Fehler, den ich dann nachträglich, also zu spät, bereuen sollte. Das einzig Richtige wäre gewesen, sofort — gewissermaßen am selben Tage — die Konsequenzen zu ziehen und auf meiner allsogleichen Pensionierung ohne eine äußerliche Anerkennung mit größter Energie zu bestehen. Ich hätte diese dem blödesten Auge erkennbare Ungerechtigkeit und Vergewaltigung einfach über mich ergehen lassen sollen. Statt dessen nagte die Verärgerung an meiner Seele. Ich wollte nicht ewig müßig bei den Überständigen sitzen, wollte dem Vaterlande noch Dienste leisten, weil ich fühlte, daß ich es noch lange vermögen würde. Und so tat ich eben nicht das Richtige: mit Ostentation die Würde von mir zu werfen, die mir nun doch endgültig verleidet war!

Ich suchte nach einer Woche den Chef der Militärkanzlei auf und übergab ihm eine kurze, für den Kaiser verfaßte Denkschrift, in der ich unter Hinweis auf meine Dienste — speziell im Laufe der letzten fünf Jahre — die Bitte stellte, den Rücktritt auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen und mein militärisches und soziales Ansehen in Betracht zu ziehen. Bolfras erklärte sich damit einverstanden und bezeichnete die Zuschrift des Kriegsministers an mich als nicht von ihm initiiert. Auf meine Einwendung, daß doch Krobatin unmöglich eigenmächtig so handeln könne, da dies gar nicht in seinem Wesen liege, meinte er, daß das Armeeoberkommando da eingegriffen haben dürfte.

Doch schon tagsdarauf sandte mir Bolfras das Memorandum mit einer langen Einbegleitung zurück, in welchem der in allen Kunststücken des Geschäftsverfahrens so überaus versierte Kabinettschef eine Menge von Scheingründen darlegte, die das Memorandum nur im Wege des Kriegsministeriums und nur dann vorlegen ließen, wenn ich darin von allen Momenten absehe, die meiner Versetzung in Disponibilität vorausgegangen waren. Dies wäre eben als „ein fait accompli anzusehen, worüber nicht mehr weiter zu sprechen sei." Dadurch wäre aber das Ganze nichts anderes als eine simple Bittschrift geworden, die einzusenden gar nicht in meiner Intention

gelegen wäre. Dies schrieb ich auch unverblümt dem mächtigen Manne, was allerdings seinen Beifall kaum gefunden haben dürfte.

Natürlich waren jetzt die Pourparlers zwischen mir und dem Chef der Militärkanzlei geschlossen. An den Chef des Generalstabes, als Vertreter des Armeeoberkommandos, sandte ich ein Schreiben, darin ich die Aufforderung zum Rücktritt ausführlich glossierte und darauf hinwies, daß laut Annahme des Chefs der Militärkanzlei das Armeeoberkommando die Anregung hierzu gegeben hatte. Conrad erhob dagegen lebhaften Einspruch und behauptete nun seinerseits, daß das Armeeoberkommando von dieser Aufforderung erst post festum in Kenntnis gesetzt worden sei. Nun, es mag ja sein, daß er, für seine Person, hiervon erst nachträglich verständigt wurde, dagegen bin ich aber vollkommen überzeugt, daß Erzherzog Friedrich davon nicht nur gewußt, sondern seine Zustimmung hierzu mit Freuden gegeben hatte. —

— —

Mit dem Gedanken meines Rücktrittes hatte ich mich schließlich — so gut oder schlecht es eben ging — vertraut gemacht und überreichte am 14. März dem Kriegsminister mein Pensionsgesuch, das nichts anderes als dieses Ansuchen enthielt. Doch jetzt wollte auf einmal der Minister davon nichts hören. Er sagte, daß es nicht so gemeint war, ich möge das Gesuch zurückziehen, und nur im Falle ich davon nicht abstehen wolle, solle ich das Gesuch — aber erst für den Maitermin — einsenden und nur um Beurlaubung mit Wartegebühr, nicht etwa um den definitiven Rücktritt aus der Aktivität ansuchen! Höchlichst überrascht, kam ich erst später auf den allerdings naheliegenden Gedanken, daß dies doch nur ein abgekartetes Spiel war. Man fürchtete meine Art, die sich nicht leicht etwas bieten läßt und sich just kein Blatt vor den Mund nimmt. War ich einmal in den Ruhestand getreten, so waren mir auch gewisse Freiheiten gestattet. Wenn man dagegen meinen Rücktritt dilatorisch hinzog, behielt man mich hübsch in der Hand, um so mehr, da man im Hinblick auf meine zwar geordneten, doch bescheidenen Vermögensverhältnisse wußte, daß ich auf die systemgemäßen Bezüge unbedingt angewiesen bin. Und so ließ ich mich leider zur Zurückziehung des Gesuches bewegen. — Es war töricht, denselben Fehler zweimal zu begehen! —

— —

Am nördlichen Kriegsschauplatz war mittlerweile eine Krise mittleren Grades eingetreten, da am 22. März der allerdings schon lange vorauszusehende Niederbruch Przemysls eintrat. Man hatte wohl versucht, die Festung zu entsetzen, und war hierzu mit einer Offen-

sive[1]) an der ganzen Front angetreten. Ich glaube aber, daß selbst die Initiatoren dieser Operation sich von Anfang an keinen weitgehenden Hoffnungen hingegeben haben mochten. Wenn es zur Not gelang, den unausgesetzt erfolgenden Durchbruchsversuchen der Russen standzuhalten, so waren deswegen noch durchaus nicht die Bedingungen für eine Offensive gegeben, zumal ja im Monat März in der Karpathenfront noch voller Winter herrschte. Auch die paar deutschen Divisionen, die dazugetreten waren, konnten trotz anerkannter Bravour einen Umschwung nicht herbeiführen.

Przemysl war in dem Momente verloren, als die Oktoberschlacht daselbst abgebrochen war und — jene früher erwähnte — erste große Umgruppierung stattgefunden hatte. Es „heißt", daß Conrad damals die Festung freiwillig hatte räumen wollen, daran aber durch höhere Willensmeinung verhindert worden war. Ich könnte ihm nur recht geben, zumal ja Conrad vollkommen im Klaren gewesen sein wird, daß die allgemeinen Chancen für eine Wiedergewinnung der Sanlinie sowie des Beckens von Sambor innerhalb der nächsten drei bis vier Monate höchst fraglich geworden waren. Auf längere Zeit war aber die Festung nicht approvisioniert, sie mußte daher — wenn nicht ganz besondere Ereignisse eintraten — im März unbedingt fallen.

Przemysl hatte im Beginn des Krieges seine operative Rolle erfüllt, doch auch ausgespielt. Es hatte dem Aufmarsch der Armeen am San Stütze und Rückhalt gegeben, es hatte einen gewaltsamen Angriff blutig abgewiesen, die Wiedergewinnung der Sanlinie in der ersten Oktoberhälfte wirksamst gefördert und in der darauf entbrannten großen Schlacht gleichfalls werktätig mitgetan. Und hätte sich nach Komarów und vor Rawa Ruska die Heeresleitung zu einer indirekten Sanverteidigung entschlossen, so hätte sich der Einfluß der Festung als Manövrierbrückenkopf in noch verstärktem Maße geltend gemacht. Ein Mehr zu verlangen war unbillig und vor allem taktisch und strategisch unrichtig, wenn man aus höheren operativen Rücksichten bis fast in den Meridian von Krakau zurückschwenken mußte oder wollte.

Keine Festung ist unbezwingbar. Sie muß fallen, wenn sie von der Außenwelt definitiv abgeschnitten ist, und die mathematische

[1]) Diese Offensive wurde hier in Wien und wahrscheinlich auch anderwärts wie ein offenes Geheimnis besprochen. Ich selbst hörte auf der Ringstraße zwei vornehm gekleidete Herren im Plauderton darüber sprechen und dabei ganz zutreffend „8 Korps" als die für die Offensive bereitgestellte Kraft bezeichnen. Damals hieß es, daß diesbezügliche Enuntiationen von Persönlichkeiten der obersten Leitung an Unberufene gemacht wurden. Anders wäre es auch schwer zu erklären. Irgendwelche Retorsionsmaßnahmen erfolgten aber nicht.

Formel für den Moment ihres Falles kann dann jeder Militärschüler errechnen. Conrad war daher im Rechte, wenn er das Aufgeben der Festung intendiert hatte. Gewiß, der moralische und politische Effekt wäre ein ungünstiger gewesen, doch noch immer weniger ungünstig, als es dann jener der Bezwingung der Festung war.

Sie fiel durch Hunger! Ob dies unausweichlich war, wird eine objektive Geschichtsforschung zutage fördern, desgleichen die Motive für den wenig erfreulichen Umstand, daß bei Übergabe der Festung über 100 000 Mann in Gefangenschaft gerieten! — darunter allerdings etliche tausend Militärarbeiter und sonstige non-valeurs. Die zehrten aber vorher an den Rationen mit, und es ergab sich das Mißverhältnis, daß die die Festung direkt einschließende feindliche Kraftgruppe nicht stärker war als die eingeschlossene. Somit war von Anfang November an der Wert der Festung so gut wie Null. Die Tränen, die aus den Augen des erzherzoglichen Oberkommandanten bei Erhalt der Nachricht vom Fall der Festung geflossen sein sollen, wären daher schon in den ersten Novembertagen zu vergießen gewesen — allerdings in beiden Fällen mit demselben sachlichen Effekt.

Die durch den Fall der Festung freigewordenen russischen Divisionen wurden hauptsächlich zum Einbruch in die Duklasenke herangeführt. Doch hatte man Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Und rechtzeitig herangeführte Verstärkungen, speziell einige deutsche Divisionen, parierten auch diesen Stoß.

Auch war indessen die großartige Winterschlacht an den Masurischen Seen geschlagen worden, in der Hindenburg die russische 10. Armee total vernichtet hatte. Diese Schlacht fand — mit Recht — allseits die größte Bewunderung, doch lag auch hierbei der strategische Effekt mehr in der Negative. D. h. die Situation hätte sich katastrophal gestaltet, wenn Hindenburg nicht gesiegt hätte. Einen durchschlagenden, positiven, richtiger gesagt, operativen Erfolg aber hatte auch dieser Sieg nicht erbracht. Und wie die Dinge damals lagen, hätte er ihn auch nicht erbringen können. Es war gewissermaßen das organische Verhängnis der Mittelmächte, daß alle ihre Siege die eigene Katastrophe wohl abwenden, doch die der Gegner nicht erzwingen konnten. Ich habe diese Ansicht schon im Jänner 1916 in einem längeren Essay vertreten, der in einem Artikel der „Zeit" Aufnahme gefunden hat. —

So war es Mitte April geworden, als mir wieder ein Brief Krobatins zugestellt wurde, in welchem er mir — sozusagen freundlich lächelnd — mitteilte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen wäre, meinen Rücktritt ins Werk zu setzen. Und da mir mittlerweile souffliert

worden war, man würde meinen eventuellen Wünschen volles Entgegenkommen zollen, so war es schließlich doch noch am vernünftigsten, auf diesen usuellen Kuhhandel einzugehen. Der Moment, mit einem Ruck alles von mir wegzustoßen, war nun einmal — durch meine Schuld — unwiederbringlich verpaßt. Doch muß man auch hierbei in Rücksicht ziehen, daß mir eben die ökonomische Aktionsfreiheit nicht gegeben war. —

Ich erklärte mich sonach einverstanden, daß mir der Freiherrntitel mit dem Prädikate „von Komarów" sowie eine Personalzulage von jährlich 8000 Kronen verliehen werde. Es war dies gewissermaßen der gerettete Kahn, darin ich „in den Hafen einzufahren" gedachte, nachdem ich kurz vorher noch mit Berechtigung sagen konnte, daß ich mit „tausend Masten auf dem Ozean schiffte"! Daß sich bereits ein Taifun sammelte, der auch den Kahn in die allergrößte Bedrängnis bringen sollte, ahnte ich damals nicht! —

Es kam dann noch zwischen mir und dem Vorstand der Militärkanzlei zu einer letzten Aussprache, wobei sich seinerseits eine merkwürdige Gereiztheit geltend machte. Als voraussetzungslos getreuer Diener seines Herrn und in weiterer Instanz der ganzen Allerhöchsten Familie billigte er es nicht, daß ich die mir angetanen Drangsalierungen nicht in voller Demut hinnahm.

Am 23. April wurde mir nachfolgendes Handschreiben zugestellt:

„Lieber General der Infanterie Ritter von Auffenberg!

Ihrer Bitte um Beurlaubung mit Wartegebühr Folge gebend, verleihe ich Ihnen in Anerkennung Ihrer im Kriege und im Frieden geleisteten vorzüglichen Dienste den Freiherrnstand mit dem Prädikate „von Komarów".

Franz Josef."

Auch erfuhr ich durch General der Infanterie Baron Bolfras, sowie im Präsidialbüro des Kriegsministeriums, daß mir eine jährliche Personalzulage von 8000 Kronen zugesprochen sei. —

Die bezügliche formelle Ausfertigung war im Kriegsministerium bereits eingelangt. Man ließ dann aber später zu, daß die bezügliche Stelle einfach ausgestrichen wurde, obwohl die eigenhändige Unterschrift des Kaisers darunterstand. So kam's, daß mir diese Personalzulage niemals ausgefolgt wurde. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In jenen Tagen weilte die bekannte Schriftstellerin Edith Saalburg in Wien und war bei uns zu Gast. Wir hatten sie durch Professor Dr. Singer persönlich kennengelernt. Und da sich damals an mir und mit mir so vieles ereignete, was mit dem Schicksal Bene-

deks und Tegetthoffs („Königsglaube" und „Wilhelm Fritjoff") eine wahrhaft frappante Ähnlichkeit aufwies, so war es mir und meiner Familie um so interessanter, diese geistvolle, charmante Dame in unserem Hause begrüßen zu können.

Kapitel XV

Meine Lebenstragödie

Nach Erhalt des früher angeführten kaiserlichen Handschreibens ging ich daran, mich für das Pensionistendasein, für tatenlose Ruhe, einzurichten und begann zunächst das Ordnen meiner umfangreichen Skripten, dienstlicher und privater Natur. Während ich in meiner Kanzlei damit beschäftigt war, besuchte mich am 25. vormittags — es war an einem Sonntag — Prinz Ludwig Windischgraetz mit Professor Dr. Singer. Ersterer war von der Karpathenfront heimgekehrt, wo er als Ordonnanzoffizier beim IV. Korps eingeteilt war. Er wußte viel Interessantes, aber eigentlich wenig Erfreuliches zu erzählen. Während des Feldzuges zum Rittmeister avanciert und für einen glänzenden Ordonnanzritt dekoriert, befand er sich zu jener Zeit, von der ich spreche, als Parlamentsmitglied in Budapest und momentan einige Tage in Wien. Ich freute mich, den Prinzen zu sehen, aber ich konnte nicht ahnen, welch ein Glücksfall es war, just in jenen Tagen diesen erprobten und verläßlichen jungen Freund an meiner Seite zu haben.

Mittags feierten wir im Familienkreis, halb ernst, halb scherzweise die „Baronie" und nachmittags fuhren wir in die Hinterbrühl. Wehmut beschlich mich im Gefühl, an einem Lebensabschnitt zu stehen, über den hinaus nichts mehr als des Durchschnittsbürgers Sinn von mir verlangt werden würde, und wir besprachen unsere kommenden Tage, die sich fortan nur im engen Kreis der eigenen Interessen bewegen sollten.

Nach unserer Heimkehr kam ein Leibgardist und überreichte mir einen Brief des Gardekapitäns Grafen Uexküll, darin er das Ersuchen an mich stellte, am nächsten Morgen um 9 Uhr früh in seiner Kanzlei zu erscheinen. Ich war einigermaßen erstaunt, da ich mit dem genannten General niemals in irgendeinem dienstlichen Verhältnis gestanden hatte, legte dem Ganzen aber gar keine Bedeutung bei.

Am nächsten Tag ging ich nun zum angesagten Rendezvous. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, und ich schritt behaglich dahin,

mich mit Plänen eines kurzen Ausfluges nach Graz und Abbazia tragend. Keine Ahnung hatte ich von der furchtbaren Schicksalswende, die mir unmittelbar bevorstand und die dahin führte, daß ich den Rückweg von dieser Zusammenkunft erst nach fünf Wochen als ein ins Mark getroffener Mann finden konnte. —

Zur Orientierung sei vorerst der Tatbestand niedergelegt, aus dem meine Feinde das Gewünschte zusammenzufinden hofften, um mir damit den Todesstoß zu geben.

Zu meinen Jugendfreunden zählte ein Oberst von Schwarz. Geistig hoch veranlagt und von nimmermüder Emsigkeit beseelt, hatte er es gleichwohl nur zum Obersten gebracht und befand sich auch schon längere Zeit im Ruhestand. Seine Lebensverhältnisse waren recht beengt, da er für Weib und Kind sorgen mußte. Er war daher bestrebt, seine geringen Einnahmen durch militärschriftstellerische Arbeiten zu vermehren. Überdies befaßte er sich mit einer Reihe technischer Erfindungen, die von Unternehmern verwertet wurden, ohne daß daraus für Schwarz irgendein nennenswerter Gewinn resultierte. In seiner Bedrängnis wandte er sich Ende Oktober 1912 an mich mit der Bitte, ich möge ihm einige Nachrichten zukommen lassen, die er verwerten würde, um sich auf publizistischem Wege, eventuell auch durch kleine Papierankäufe — insoweit seine bescheidenen Einkünfte es erlaubten — so viel zu verschaffen, daß er eine seiner Erfindungen selbständig finanzieren könnte. Ich entgegnete, daß meine Mitteilungen ihm kaum von Wert sein würden, da ich, den Dienststandpunkt wahrend, nur solche Vorkommnisse erzählen könne, die der Allgemeinheit eigentlich schon zugänglich waren. Um ihm aber doch zu helfen, versprach ich, ihn publizistisch zu beschäftigen, was ich dann auch tat. Ich möchte hinzufügen, daß innerhalb gewisser Grenzen es nur förderlich sein konnte, wenn in jenen Zeitläuften die Öffentlichkeit über militärische Fragen in sachlicher und fachmännischer Weise informiert wurde. Wenn ich also hierfür einige Daten gab, so verblieb ich innerhalb meines Wirkungskreises und einer stets geübten Gepflogenheit. Schwarz schrieb nun für das „Neue Wiener Tagblatt" und für einige militärische Blätter, versuchte aber doch auch im Miniaturrahmen seiner Verhältnisse das Börsenspiel. Diese Spekulationen fielen jedoch ungünstig aus — wie ich es vorhergesagt hatte —, da ich ihm eben keine Nachrichten geben konnte, die eine Bedeutung gehabt oder wirklich Neues gebracht hätten. Nach wenigen Wochen ließ ich auch diese Mitteilungen fallen, da ich derart mit Arbeit überhäuft war, daß ich für Schwarz keine Zeit mehr fand. Ich kümmerte mich natürlich nicht weiter um die flüchtigen Briefe und Karten, die ich ihm aus Budapest geschrieben hatte, und ver-

gaß diese bedeutungslose Korrespondenz vollkommen. Schwarzens Verhältnisse wurden dann immer ungünstiger, und im Februar 1915 machte er seinem Leben freiwillig ein Ende.

Eine Reihe nicht ganz geklärter Zufälle führte dahin, daß im April jenes Jahres Schwarzens schriftlicher Nachlaß amtlich durchsucht wurde. Hierbei soll man meine Korrespondenz gefunden haben. Es war an einem Sonntag, just an jenem Tag, von dem ich früher erzählt hatte. Doch die feiertägliche Ruhe hinderte keineswegs, daß man mit bewunderungswürdiger Raschheit die Militärkanzlei des Kaisers hiervon in Kenntnis setzte, die augenblicklich die kaiserliche Erlaubnis zu meiner sofortigen Verfolgung und Inhaftierung erbat und auch erhielt. Mit beispielloser Hast erfolgte noch im Laufe des sonntägigen Abends die Zusammensetzung einer geheimen Untersuchungskommission, deren Chef, General der Kavallerie Graf Uexküll, mir die früher erwähnte Einladung zukommen ließ . . .

Als ich die Kanzlei des Generals betrat, fand ich zu meiner Überraschung eine Gerichtskommission vor. Nach einigen allgemeinen Worten entfernte sich Uexküll, ließ mich mit der Kommission allein, und der amtierende Auditor erklärte mir kurz und bündig, daß ich mich wegen Börsenspekulation und hierdurch versuchter Bereicherung zu verantworten habe!

Die Aufmachung war wahrhaft völlig genial und brillant arrangiert, denn ich war wirklich vollkommenst überrascht und wie vor den Kopf geschlagen!

Im vollen Bewußtsein, daß ich weder an der Börse gespielt, noch mich je bereichert hatte, wies ich die Anschuldigung heftig und entschieden zurück. Als man mir dann die einzelnen Stücke meiner mit Schwarz geführten Korrespondenz vorwies, erinnerte ich mich daran wohl dunkel, vom Zusammenhange war mir aber nur das eine sonnenklar, daß ich persönlich gar nie an einer Börsenspekulation teilgenommen oder dieselbe in irgendeiner Weise initiiert hatte. Darüber gab ich auch dem General Grafen Uexküll meine ehrenwörtliche Versicherung. Nichtsdestoweniger ließ der greise und völlig überrumpelte Mann meine Verhaftung zu. Der Graf berichtete später meiner Frau, daß er vorher nicht orientiert wurde, um was es sich eigentlich handle, und den effektiven Grund, dessentwegen er mich zu sich zu bitten hatte, erst erfuhr, als die Gerichtskommission bei ihm erschienen war.

Meine Verhaftung erfolgte in stürmischer Weise. Alle meine Versicherungen halfen nichts. Man gebärdete sich wie toll, nahm mir den Säbel ab, den ich 44 Jahre lang dem Vaterland und mir zur Ehre getragen hatte. Es war der schmerzlichste und demütigendste Mo-

ment meines Lebens, der mich fast niederbrechen ließ. Dann wurde ich in ein geschlossenes Auto gesetzt und in einer Einzelzelle des Garnisonarrestes interniert.

Ich glaube, daß dieser ebenso brutale als ungerechte Vorgang in der neueren Geschichte ohne Analogon dasteht. Wenn man den Verdacht wirklich hegte, daß ich mit Schwarz an der Börse gespielt hatte, so war man doch schon im Besitz der ganzen Korrespondenz. Wozu bedurfte es dann aber der hypersensationellen Verhaftung eines der ältesten und bekanntesten Generale der Armee! Da lagen eben andere Motive vor, von denen ich gleich sprechen werde.

Durch meine Verhaftung war die Bahn frei zu einer gründlichen Untersuchung meiner Privatdokumente. Diese Prozedur nahm Feldzeugmeister Schleyer mit einer Gerichtskommission in schrankenlosester und rücksichtslosester Weise vor. Völlig überfallartig in mein Haus eindringend, durchsuchte man meine ganze Wohnung. Alle Kasten, Laden, jede Kleidertasche, Betten, Möbel wurden durchwühlt und meine zu Tode erschrockene Frau mit der immer wiederkehrenden peremptorisch vorgebrachten Frage gequält, sie möge „die Korrespondenz herausgeben, die ich mit Franz Ferdinand geführt hatte". Da eine solche — von Höflichkeitsmitteilungen abgesehen — niemals existiert hatte, konnte diesem Ansinnen keine Folge gegeben werden, worauf sich die Kommission auch auf das Zimmer meiner Frau stürzte und auch dieses in schonungslosester Art durchstöberte. Und immer wieder und wieder die Frage nach den „Briefen . . .!"

Ob durch Zufall, ob mit Absicht herbeigeführt, die Anschuldigung des Börsenspieles war nur der ersehnte Vorwand, die Durchforschung meiner Papiere und politischen Antezedenzien das eigentliche Ziel der Aktion!

Die Hausdurchsuchung währte viele Stunden lang. Es wurden alle meine Papiere, Dokumente, die Feldzugsakten, alles von irgendeinem Wert säsiert und meine Wohnung in einen Zustand versetzt, als hätte eine Plünderung stattgehabt. Man fand natürlich nichts, weil man nichts finden konnte. Nie hatte auch nur die Idee einer politischen Fronde zwischen dem verstorbenen Erzherzog und mir bestanden. Doch habe ich alle Ursache zu glauben, was eine dem Kaiser nahestehende Persönlichkeit mir mitgeteilt hat, daß die Kamarilla mich beim greisen Kaiser in dieser Richtung verdächtigt hat, um meine Verhaftung durchzusetzen, wissend, wie mißtrauisch der Monarch in Verfehlungen gegen seine Autorität dachte. Nicht etwa aus Wohlwollen oder Herzensgüte, aber immerhin aus Ritterlichkeit und in erster Linie, um den öffentlichen Skandal zu vermeiden, hätte der

in solchen Dingen höchst skrupulös denkende Monarch gar nie die Zustimmung zu solchen Akten der Gewalttätigkeit gegeben. Überdies ist es nahezu sicher, daß schon in jenem ersten Moment das Armeeoberkommando seinen stimulierenden Einfluß geltend gemacht hatte. Daß dies in einem späteren Augenblick der Fall war, soll hier dokumentarisch nachgewiesen werden.

Wie gesagt, man konnte nichts finden. Weder in der lächerlich supponierten konspirativen Tätigkeit sowie in sonstigen politischen Machenschaften, noch — horribile dictu — in dem klug erhaschten Vorwand der Börsenspekulation und Bereicherung.

Mein „Letzter Wille" wurde kurzerhand aufgerissen und durchforscht. Daraus allein war schon mit apodiktischer Deutlichkeit zu entnehmen, daß nie eine sprunghafte Erhöhung meines geringen Kapitals stattgefunden hatte. Dies genügte aber dem Untersuchungsrichter noch lange nicht. Es erfolgten daher bei 36 Geldinstituten Invigilierungen. Doch auch sie konnten kein anderes Moment zutage fördern, als daß ich ein kleines Vermögen mein eigen nenne, das der Hauptsache nach schon seit 20 Jahren meinen Besitzstand bildet. Das hinderte aber nicht, daß schon am folgenden Tag das kaiserliche Handschreiben mit der Standeserhöhung aus meiner Wohnung entnommen wurde, und das hinderte weiters nicht, daß der große Schlager einsetzte: die offizielle Publizierung des gegen mich eingeleiteten Verfahrens in allen Blättern der bestandenen Monarchie.

Als ich in meiner Zelle die offizielle Darlegung des Inhaltes las: „Ich sei wegen pflichtwidriger Amtshandlung als Minister in gerichtlicher Untersuchung, doch bezöge sich die Beschuldigung auf das Jahr 1912 und stehe mit dem Krieg in keinerlei Verbindung" — brach ich fast zusammen, worauf der anwesende Untersuchungsrichter völlig naiv erklärte, man hätte dies veröffentlichen müssen, damit In- und Ausland nicht noch Ärgeres vermute. Ein Akt solcher noch nie dagewesenen verblüffenden Willkür, der auch im heftigsten Widerspruch mit dem in Österreich-Ungarn traditionell gewesenen Vertuschungssystem stand, mußte natürlich das ungeheuerlichste Aufsehen erregen. Es erregte aber auch den Unwillen fast aller Kreise der Monarchie, dagegen Jubel und Hohn im feindlichen Ausland, das darüber Bulletins ausgab.

Von allem abgesehen war es der ungeheuerlichste Unsinn der Regierung! Und damit dieser Publikation nicht die richtige Folie fehle, war am gleichen Tag und in denselben Blättern eine offiziöse Darstellung der ersten Feldzugsperiode zu lesen, in der meine Operationen bei und nach Komarów zu glanzvoller Darstellung gelangten. Aller-

dings ermöglichte dies der großen nicht informierten Öffentlichkeit den Rückschluß, daß ganz besondere, noch nie dagewesene Missetaten vorliegen müßten, um einem derart verdienstvollen General solche Behandlung zuteil werden zu lassen. Unter „pflichtwidriger Amtsführung als Kriegsminister" konnte doch alles Mögliche verstanden werden.

Für die Arrangeure dieses Dramas war es eine Lebensnotwendigkeit geworden, daß das Dunkel gewahrt werde. Daher blieb die Haft aufrecht, wenngleich nunmehr nicht das leiseste Motiv dafür vorhanden war. Gegen jedes Gesetz wurde mir durch 25 Tage die Rücksprache mit dem von mir gewählten Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Preßburger, verwehrt, ja es wurde diesem nicht einmal mitgeteilt, wessen Deliktes wegen ich eigentlich in Untersuchung stehe. Preßburgers energische Interventionsversuche blieben vollkommen resultatlos. Desgleichen verwehrte man mir — wieder gegen alle Gesetze — jegliche Aussprache mit meiner Familie.

(Preßburger war mir und meiner Familie in der ganzen fürchterlichen Leidenszeit nicht nur ein ausgezeichneter, aufopfernd tätiger Rechtsanwalt, sondern auch ein treuer aufrichtiger Freund, und während meiner Haft meiner Familie Berater und moralische Stütze. Ich fühle mich ihm wahrhaft zu Dank verpflichtet.)

Von der Außenwelt hielt man mich hermetisch abgeschlossen, und durch 35 Tage befand ich mich in Einzelhaft. Mein Bewegungsraum war ein geschlossener, zwanzig Schritte langer Gang, wo ich zwei Stunden im Tag auf und ab rennen durfte. Tag und Nacht stand ein Posten vor der Tür, dessen Bajonett ich blinken sah. Unablässig mahnte es mich daran, daß ich wenige Monate vorher für den Staat, der mir jetzt diese Behandlung angedeihen ließ, 200 000 solcher Bajonette zum Siege geführt hatte. Bücher wurden mir keine gestattet, nur eine Zeitung, deren Lektüre ich auf den Tag verteilte. Durch die abgeblendeten Scheiben, die mir jeden freien Blick verwehrten, brannte die Sonne erbarmungslos in meine Zelle, so daß ich mich in eine Ecke kauerte, um Schutz zu finden. Die Briefe, die ich nach Hause schrieb und von dort bekam, waren einer strengen Zensur unterworfen. Und doch waren sie die einzigen Labsale in dieser Hölle. Als ich einmal auf meinem kurzen engen Gang wieder auf und ab lief, öffnete der Zufall ein Fenster, und ich sah einen Augenblick lang wie geblendet die Höhen des Kahlenbergs. Tiefste Wehmut erfaßte mich. In den Nebenzellen, links und rechts, schwere Verbrecher, deren Lebensäußerungen ich vernahm, darunter auch das letzte Röcheln eines Verlorenen, der seinem Leben und Leiden ein Ende bereitete.

Ich war oft dem Wahnsinn nahe, und es gab Augenblicke, wo mich die rasende Sehnsucht überkam, diesem Höllendasein zu entfliehen. Doch der Gedanke an meine Familie, an meine Schuldlosigkeit, und nicht zuletzt der an meinen Namen verhinderte die letzte Tat der Verzweiflung. Der Sieger von Komarów durfte um keinen Preis wie ein Vabanquespieler in Monte Carlo enden.

In allem Jammer flammten aber auch Wut und Empörung in mir auf über die unerhörte, jede Rücksicht beiseite setzende Vergewaltigung, die von jenen ausging, denen ich durch 44 Jahre in aufopferndster Treue erfolgreichst gedient hatte.

Stählerner Trotz hielt mich aufrecht. Ich wollte allem die Stirne bieten, wollte gesund, stark und widerstandsfähig bleiben, wissend, daß den Drahtziehern dieser Komödie nichts besser passen würde, als mich niedergerungen zu sehen oder gar auf meinen zerschmetterten Schädel hinweisen zu können, um pharisäerhaft auszurufen: „Seht, wie schuldig er sich fühlte, da er sich selbst gerichtet hat!"

Und während ich mein Martyrium in der Kerkerzelle tragen mußte, trugen meine Frau und Tochter ein gleiches in der Öffentlichkeit. Doch nicht ergeben, nicht ohne Widerspruch. Mit aller Kraft arbeitete meine Frau für meine und unseres Namens Ehre. Zunächst in der Weise, daß sie die Intervention Höchststehender zu erwerben versuchte. Vergebliche Mühe! Im Opportunitätsstaat Österreich wollte doch niemand für einen von oberster Stelle so Behandelten auch nur den Finger rühren. Ich spreche dabei gar nicht vom verantwortlichen Kriegsminister, der meiner Frau oft und freimütig erklärte, daß er nur die aus der Militärkanzlei kommenden Wünsche und Befehle kenne. Wohl spreche ich aber vom Chef der Militärkanzlei, dem damals allmächtigen Generaladjutanten. Nichts als Abweisung. Worte wie: „Zuerst das Urteil und dann die Gnade!" (Um die übrigens kein Mensch gebeten hatte.) Und dergleichen Dinge mehr.

Anders die Öffentlichkeit. Im parlamentlosen Österreich war sie allerdings mundtot. Doch in Ungarn lebte sie, da just der Reichstag tagte. Unterstützt durch den mir wahrhaft freundschaftlich gesinnten Herausgeber der „Zeit", Professor Dr. Singer, und in erster Linie durch den Prinzen Ludwig Windischgraetz, der sich in so werktätiger Weise an meine Seite und auf den Standpunkt der Gerechtigkeit stellte und der eben als Abgeordneter in Budapest weilte, wandte sich Dr. Preßburger an den ungarischen Abgeordneten Dr. Vaszony. Dieser brachte in streng sachlicher, formvollendeter Rede den ganzen unerhörten Vorfall zur Kenntnis des Parlamentes und knüpfte eine Interpellation daran. Sie wurde vom Regierungschef Tisza bezeichnenderweise nicht beantwortet, und das Parlament wurde wenige

Tage darauf vertagt. Tisza, privat befragt, warum er die Antwort schuldig bleibe, äußerte: „Sie würde für Teschen (Armeeoberkommando) das rote Tuch bedeuten . . .!" Trotzdem verhallte die große Rede Vaszonys nicht wirkungslos, denn die Öffentlichkeit war nun alarmiert. Und wenn sich dies zunächst auch nur in einer noch verschärfteren Kontrolle meiner Person geltend machte, so wurde man doch darauf aufmerksam, daß es Schranken gibt, vor denen selbst damals die Gewaltinhaber halten mußten. Und nur dadurch wurde ein völliges Ausrotten meiner Person verhindert, das sonst so ganz im Sinne der zum Äußersten entschlossenen Verfolger gewesen wäre. Für sie galt allerdings nur das „Entweder—Oder". Entweder konnten sie beweisen, daß Auffenberg ein nichtswürdiger Missetäter ist, oder sie waren bis auf die Knochen blamiert. Gewissensskrupel werden sie wohl kaum geplagt haben. Doch stand zu jener Zeit die Situation für sie schon recht ungünstig, weil eben alle Erhebungen ein negatives Resultat erbracht hatten.

Am 25. Verhaftungstage durfte ich in Gegenwart des Untersuchungsrichters endlich die erste Besprechung mit meinem Rechtsanwalt haben. Hierbei ließ der Auditor zu, daß ich meinem Verteidiger ein Anklagemotiv bekanntgab, das — bezeichnenderweise in diesem Momente gar nicht mehr bestand! Es war schon lang gefallen und umgestellt worden auf „Verletzung der Dienstvorschriften im allgemeinen". Mich und meinen Verteidiger ließ man aber ruhig weiter des Glaubens, daß jenes erste Motiv, „Börsenspekulation und Bereicherung", wegen dessen ich verhaftet worden war, noch weiter aufrecht bestehe. Von der Umstellung sollten wir beide erst sechs Wochen später Kenntnis erhalten.

In jene Zeit der Hölle fiel mein 63. Geburtstag. Meine Frau und meine Tochter wollten wenigstens an diesem Tage einige Worte mit mir wechseln und mich ihrer Innigkeit versichern, da sie mich sonst nie sehen durften, wenngleich das Gesetz es wohl erlaubt hätte. Doch auch diesmal warteten die Meinen vergebens. Welches Bewußtsein von Macht mußte den Auditor erfüllen und welch unbedingten Rückhalt an seinen Auftraggebern mußte er haben, um so schalten und walten zu können! Als es einmal erregt zuging und mein Verteidiger und ich energisch unseren Standpunkt wahrten, rief dieser Mann auch aus: „Ich tue nichts aus Eigenem, ich habe meine strikten Aufträge!" —

Einer der eigenartigen, für die Völker der damaligen Monarchie charakteristischen Szene, die mich aufs tiefste erregte, muß ich oft gedenken.

Es war am Pfingstmontag. In den Nachmittagsstunden wurde die Kriegserklärung Italiens bekannt. Gegen Abend wurden die Häft-

linge und Sträflinge in den Zwinger geführt, wo der Strafhauskommandant, ein würdiger und tüchtiger Mann, ihnen den neuen Krieg zur Kenntnis brachte. Ich glaube, in Verbindung mit einem Strafaufschuberlaß für alle, die zur Front gehen wollten. Ein ohrenbetäubender jubelnder Lärm. Nicht endenwollende Hoch-, Hurra-, Eljen-, Slava-, Ziviorufe, die Zeugnis gaben, daß selbst die Insassen dieses dem Fluche geweihten Hauses von ihrem soldatischen und vaterländischen Empfinden nicht lassen wollten. Der Ausspruch: „Jedes Volk hat die Armee, die es verdient" — war der auch bei uns anwendbar? Wurden da nicht die kostbarsten Edelsteine und Goldstücke einfach in Sand und Kot geworfen, um wie durch ein Wunder immer wieder gereinigt in die tappenden Hände der Werfenden zurückzugleiten?

Ein rasender, schier verzweiflungsvoller Schmerz durchtobte meinen schon fast zerrütteten Körper, als ich die Rufe in mein einsames Gelaß herauf hörte. Krieg mit Italien! Ein Problem, das in den letzten Jahren fast meine Domäne geworden war. Das Tiroler Inspektorat war mir doch anvertraut gewesen. Alle Verhältnisse eines Angriffes und speziell eines Verteidigungskrieges hatte ich hundertfach durchdacht und besprochen und jetzt . . .! Infam eingekerkert! Da brach ich zusammen und ein Weinkrampf warf mich aufs Bett. Es wurde Mitternacht, ehe ich meine wilde Verzweiflung einigermaßen meistern konnte. Das mögen die vor Gott verantworten, die mir und dem Prestige der Armee solches angetan!

Indessen schleppte sich die Untersuchung von Woche zu Woche hin und gab Gelegenheit, die vollständig widerrechtliche Untersuchungshaft zu verlängern. Die Verhöre folgten in langen Zwischenpausen. Alle erdenklichen Zeugen wurden herangezogen, die aber entlastend oder so verklausuliert aussagten, daß sich daraus bei bestem Willen keine „richtige Konstruktion" schaffen ließ. Dies betraf namentlich die Zeugenaussagen meiner einstigen Flügeladjutanten, der Oberstleutnants Csoban und Döry, sowie meines Personaladjutanten Rittmeister Fongarolli. Namentlich erstgenannter Offizier, der damals als Korpsgeneralstabschef im Felde weilte, wurde von einer in geheimer Mission hinaufgesendeten Gerichtskommission in einem 14 Fragepunkte enthaltenden Interrogatoire um alle nur möglichen Details befragt. Nicht eine Antwort konnte irgendwelch Belastendes erbringen, und es ist bezeichnend, daß diese Protokolle weder mir je gezeigt noch bei der Gerichtsverhandlung produziert wurden.

Nun wurden Experten befragt. Unter andern sollte eine Banknotabilität kundtun, daß es für mich als Kriegsminister ganz un-

gehörig gewesen sei, Skoda-Aktien in meinen Besitz zu bringen. Eine Ungehörigkeit, die die Banknotabilität von ihrem Standpunkte als solche strikte verneinte. Das Charakteristische und, wenn man will, Drollige dabei ist überdies, daß ich mein Leben lang gar nie eine einzige Skoda-Aktie besessen habe. Es war eine ebenso unbegründete, aus der Luft hergeholte Annahme wie jene, ich hätte mit Franz Ferdinand jemals konspiriert. Aber beides wäre zweifelsohne erwünscht und angenehm gewesen!

Nur bei zwei Sachverständigen — zwei hohen Offizieren des Generalstabes — hatte die Untersuchung Glück. Diese — beide einst Abteilungschefs unter meinem Ministerium — entwickelten unter anderm eine lange börsentechnische Abhandlung, in der sie zu beweisen suchten, daß „meine" (!) Börsenspekulation dem Staate die ärgsten Verluste und Kalamitäten hätte bereiten können. Daß die Untersuchung zur Evidenz erwiesen hatte, daß ich niemals gespielt, focht weiter nicht an! Dem Obersten Schwarz hatte aber seine Spekulation, die er tatsächlich für seine Person betrieben, einen Effekt von 700 Kronen zu seinen — Ungunsten erbracht!

Am 36. Tag wurde ich endlich enthaftet. Durch die erlittenen Grausamkeiten und Demütigungen an Leib und Seele gebrochen, durfte ich heimkehren. Die Untersuchung lief aber weiter.

Da ereignete sich ein merkwürdiger Zwischenfall.

Am 5. Juni, also eine Woche nach der Enthaftung, ging meine Frau nochmals zum Kriegsminister, der sie ganz im Gegensatz zu seinem Verhalten bei ihrem letzten Besuch, wo er alles geklärt und gelöst gesehen hatte, mit der Mitteilung begrüßte: „Also Ihr Mann ist verloren — ganz und gar verloren!" Meine Frau war fassungslos. „Um Gotteswillen, wie ist das möglich!", rief sie in ihrer Angst. Da meinte der Minister, wenn das Gericht sich einmal einer Sache bemächtige, wisse man nie, wohin sie laufe. Dann fügte der Minister bei: „Das einzige, was ihn retten kann, ist ein Majestätsgesuch. Ich habe Ihnen dazu schon am 13. Mai dringend geraten." (Es war am Tag der ungarischen Interpellation, wo sich die Arrangeure bereits sehr unsicher gefühlt.) „Ich begreife, daß Ihr Mann jetzt vollkommen entschlußunfähig ist. Um so mehr ist es Ihre Pflicht, ihm den einzigen Weg zu weisen, den er noch gehen kann. Er soll ganz kurz die Abolition erbitten und als Sühne seine Charge niederlegen." Auf die Antwort meiner Frau, daß die Anklageschrift noch gar nicht zugestellt sei, entgegnete der Minister, daß ihn dies wundere, ihn aber in seiner Anschauung nicht beirre, da er keinen anderen Weg sehe, „denn", fügte er bei, „selbst wenn ein gerichtlicher Freispruch erfolge, so käme dann doch für alle Fälle der Ehrenrat, der ihn un-

bedingt verurteilen würde!" Auf die verzweifelten Ausrufe meiner Frau, die insbesondere das Ablegen der Charge als Unmöglichkeit und Ehrlosigkeit ansah, wiederholte der Minister seine dringende Aufforderung, versprach seine persönliche Befürwortung und die baldige und günstige Erledigung. Meine Frau wollte die Zustimmung nicht geben und wehrte sich gegen das Ansinnen, das man ihr bereits am 13. Mai zum erstenmal gestellt und das sie schon damals mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen hatte.

Ganz zermürbt kam sie heim und berichtete mir das Vorgefallene. Ich sträubte mich natürlich mit Leib und Seele gegen diesen Rat des Ministers.

Doch schon am folgenden Tag kam ein Schreiben des Ministers an meine Frau, darin er mitteilte, daß er an oberster Stelle bereits referiert habe und daß ich das Abolitionsgesuch raschestens einsenden möge.

Diese Eile ließ mich aufhorchen. Mit Gebräuchen persönlicher Berichterstattung wohl vertraut, wußte ich, daß eine solche beim alten Kaiser an gewisse Formalitäten geknüpft war, und man ohne tagsvorher erfolgte Anmeldung nur in den seltensten Fällen vorgelassen wurde. Auch waren Privataudienzen stets in den Blättern verzeichnet. Beides traf hier nicht zu. Da ich aber mala fides doch unmöglich annehmen konnte, mußte ich des Glaubens sein, daß eine expeditive Behandlung ganz besonders gewünscht werde. Ja, ich gab der Hoffnung Raum, daß man eine Formel gesucht und gefunden hatte, diese meritorisch unmöglich gewordene Untersuchung einzustellen und mich zu rehabilitieren. In diesem Gedanken und unter der furchtbaren Depression, unter der ich seit vielen Wochen maßlos Gequälter mich befand, entschloß ich mich endlich schweren Herzens, das Abolitionsansuchen einzuschicken, bevor mir noch die Anklageschrift zugestellt worden war. Ich handelte gegen meine bessere Einsicht. Allerdings fiel es mir auch jetzt nicht bei, die Sühne, die man haben wollte, meine Charge, anzubieten. Ich bat um die Abolition des Verfahrens, natürlich in jener deferenten Weise, die damals bei einem Majestätsgesuch üblich war.

Die Erledigung blieb zunächst aus. Dagegen wurde mir drei Wochen später die Anklageschrift zugeschickt, aus der ich zu meiner größten Überraschung ersah, daß die Anklage umgestellt sei, und daß ich demnach um die Abolition einer supponierten Verfehlung gebeten hatte, deren man mich gar nicht mehr bezichtigte.

In jenen Tagen starb General Graf Uexküll, an dessen letzter Lebenskraft die ihm so odiose Mission eines Gerichtsherrn gegen meine Person zweifellos gezehrt hatte. Eine Erledigung meines Ge-

suches erfolgte aber noch immer nicht. Das war eben so peinlich als unverständlich. Für den Fall, daß meine früher geschilderte Hoffnung auf falscher Voraussetzung beruhte, daß man also durchaus nicht die Absicht hatte, mir auch nur das leiseste Entgegenkommen zu zeigen, die geringste Genugtuung zu bieten, hatte man es jetzt doch in der Hand, mich auf Grund des leider eingesendeten Abolitionsgesuches moralisch zu vernichten, dabei aber den Skandal einer Gerichtsverhandlung gegen einen der ersten Generale der Armee zu vermeiden. Da stimmte also etwas nicht, und bis in die jüngste Zeit war mir dieser Schritt vom Weg in der sonst ebenso schlau wie erbarmungslos konstruierten Kampagne nicht recht faßlich. Erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie erhellte ihn ein Geheimakt.

Erzherzog Friedrich, zur Abgabe eines Gutachtens aufgefordert, kam dem in einem längeren Bericht (Reservat Nr. 6944 vom 15. Juli 1915) an den Kaiser nach, darin er sich in fanatischer Weise gegen jegliche etwaige Milderung des Verfahrens aussprach und meine strengste Verfolgung in allen Instanzen und bis ans letzte Ende dringendst empfahl. Er drapierte sich dabei mit dem Gewand strenger Gerechtigkeitsliebe und propagierte den Grundsatz, „daß Auffenberg gerade seiner glänzenden Laufbahn und vielfachen Verdienste wegen auf das allerstrengste zu behandeln sei, ganz unbekümmert um die moralischen und finanziellen Rechtsfolgen, die daraus für ihn erwüchsen!“ Auch wird schon in jenem Bericht der Antrag gestellt, daß, im Falle die Gerichtsverhandlung mit einem Freispruch enden sollte, das ehrenrätliche Verfahren sofort einzusetzen habe. Diesem Bericht, der die volle Vernichtung des gewählten Opfers in leidenschaftlichster Weise anstrebte und die Gesinnungen des Erzherzogs gegen seinen einstigen erfolgreichen Waffengefährten in das richtige Licht stellte, wurde zugestimmt, und das Abolitionsgesuch sechs Wochen nach dessen Einsendung verworfen. Es geschah zu meinem größten Glück! Erzherzog Friedrich war dieses eine Mal „der Geist, der Böses will und Gutes schafft“.

Durch das Zusammensein mit meiner Familie und durch vielfache Beweise getreuen Verharrens seitens verschiedener Gesellschaftskreise hatte sich indessen meine flexible Natur wieder emporgerafft. Die fürchterliche Depression der ersten Tage und Wochen war geschwunden, und eine trotzige Kampfesfreude erfüllte mich, als ich am 3. August den Weg zur abschließenden Gerichtsverhandlung antrat.

Und zu diesem günstigen Moment persönlicher kräftiger Kampfesdisposition kam noch ein anderer, höchst wichtiger Umstand: die Zusammensetzung des Kriegsgerichtes. Hierzu wurden die in Wien

befindlichen vier, mit den Ersatzmännern sechs, ranghöchsten Generale bestimmt, die von einer wahrhaft seltenen, unbeirrbaren Rechtsüberzeugung getragen waren. Sie standen vor einer unsagbar schweren Aufgabe. Der Wunsch der maßgebendsten Kreise mußte ihnen nach all den Antezedenzien doch folgerichtig klar sein, ebenso auch die Mentalität der obersten Dignitäre sowie die Mittel, die diesen zur Verfügung standen. Man wußte zu strafen, man verstand aber auch zu belohnen! Da unentwegt den geraden Weg zu gehen und sich um keines Haares Breite abdrängen zu lassen, erforderte ein Rechtsgefühl und eine Selbstbeherrschung, die weit über das normale Maß gingen. Jene felsenfest ehrenvollen Männer waren: General der Kavallerie Baron von Kummer, die Feldzeugmeister Benda und von Wikullil und General der Infanterie von Rohm, als Ersatzmänner die Feldzeugmeister von Frank und von Bockenheim.

Da die Verhandlung trotz des Einspruches meines Verteidigers geheim durchgeführt wurde, fungierten als Vertrauensmänner die von mir hierzu gebetenen Herren: Feldzeugmeister Hoffmann von Nagy Sötetag, der bekannte Historiker Dr. Heinrich Friedjung und Advokat Dr. Mataja (der nachmalige erste Staatssekretär für innere Verwaltung in Deutschösterreich).

Was ich empfand, als ich im düstern Verhandlungssaal auf der Anklagebank saß, ich, der auf dem Ministerfauteuil mit Ehren bestanden hatte, kann ich mit Worten nicht schildern. Doch wie in allen schwierigen Momenten meines vielbewegten Lebens, stellte sich auch diesmal jene vollkommene Ruhe und Objektivität, jene klare, fast greifbare Sachlichkeit ein, die mich alle Vorgänge völlig vom vis-à-vis-Standpunkte aus sehen und beurteilen ließ.

Bei Abwicklung der usuellen Formalitäten wurde von meinem Verteidiger die Kompetenz des Militärgerichtes bestritten. Aus dem triftigen Grunde, weil die Anklage sich auf ein angebliches Delikt bezog, das ich während meiner Ministertätigkeit, und zwar in Ausübung meiner ministeriellen Obliegenheit begangen haben sollte. Daher wäre ich vor den Staatsgerichtshof zu stellen gewesen. Nach Zurückweisung dieses Antrages begann die Verhandlung damit, daß man meine einstige Korrespondenz mit Oberst Schwarz stückweise zur Verlesung brachte, desgleichen — auf Antrag der Anklage — den Ministereid. Die sublime Idee, den Ministereid zu verlesen, entsprang nicht dem Kopfe des Anwaltes, sondern offenbar dem Haupte des Generals von Marterer, der diesen Schlager später auch bei der ehrenrätlichen Schlußverhandlung meinem Verteidiger Feldzeugmeister Otto Frank in Vorschlag brachte. Zweifelsohne sollte es beide Male meiner vermeintlichen Verfehlung eine besondere Folie geben.

Nach wochenlangem Durchsieben waren aus der Korrespondenz eine Karte und ein Telegramm inkriminiert worden.

Das Telegramm lautete: „Böhm, Kummer, Koloszvary."

Die Anklage supponierte, daß diese Namen die Korps bedeuteten, die damals von jenen Generalen kommandiert wurden, und daß ich damit Schwarz mitteilen wollte, diese Korps würden auf Kriegsstand gesetzt werden. Aus meinem Tagebuch konnte ich nachweisen, daß ich damit Schwarz nur jene drei Generale bekanntgegeben hatte, über die er, nebst den präsumtiven Armeekommandanten, kurze Biographien für Tagesblätter vorbereiten sollte. Solch kurze Lebensbeschreibungen von Generalen wurden in jenem Stadium öfter gebracht, da die Zeit eben als Vorkriegsepoche gelten konnte. Eine Gepflogenheit, die übrigens sogar vor den alljährlichen großen Schlußmanövern eingehalten wurde.

Damit war dieser Anklagepunkt erledigt.

Bezüglich des Tagebuches, das meine Leser auszugsweise in einem früheren Kapitel kennengelernt haben, sei erwähnt, daß Dr. Preßburger, während meiner Haft mit der Durchsicht meiner Schriften und Papiere beschäftigt, die losen Blätter, die ich gelegentlich meines Aufenthaltes in Budapest (Delegationssession November 1912) niedergelegt hatte, in meiner Bibliothek vorfand. Ab und zu stand ein flüchtiges Wort über Schwarz darin, das nun den Anhaltspunkt für meine tatsächlichen Beziehungen zum Obersten bot. Diese Tagesnotizen bildeten ein unwiderlegliches Beweisstück.

Die inkriminierte Karte enthielt den Satz: „Teilweise Mobilisierung gegen Norden wahrscheinlich."

Von der Anklage wurde dies als der kritische Punkt und als eine schwere Verletzung des Dienstgeheimnisses hingestellt. Der Verteidigung wurde es leicht, aus einer Unzahl von Zeitungsartikeln jener Zeitperiode nachzuweisen, daß gleiche und ähnliche Daten zur selben Zeit und auch früher veröffentlicht wurden. Überdies war die Mitteilung von einer „wahrscheinlichen teilweisen Mobilisierung" nichts als eine rein persönliche Auffassung und bedeutete nur eine der mehrfach möglichen Anordnungen, die aber dann gar nicht zur Ausführung gelangte. Im Gegenteil. In dem von mir selbst am 13. November paraphierten Konzept eines alleruntertänigsten Vortrages wurde die Erhöhung der Stände für die ganze Armee beantragt. Dies war jedoch natürlich etwas ganz anderes, als „eine teilweise Mobilisierung gegen Norden". Über diese tatsächliche Maßnahme hatte ich auch selbstverständlich vorher keinem Menschen gegenüber ein Wort verlautbart.

Diesen Gegensatz erkannte die Anklage sichtlich erst während der Schlußverhandlung oder mindestens unmittelbar davor, und sie beschloß mit allen Mitteln zu retten, was für sie noch zu retten war. Und so änderte sie am Abend des ersten Verhandlungstages die Anklage noch einmal. Also zum drittenmal. Jetzt supponierte sie ebenso einfach als kühn, daß jene Karte gar nicht am 11. November, sondern am 18. November geschrieben worden war, demnach zu einer Zeit, wo schon weitere vorbereitende Maßnahmen, speziell bei den Nordkorps, beantragt worden waren. Daß jene Karte in dem zugehörigen Kuvert steckte, das den Poststempel vom 12. November trug, ein Kuvert vom 17., 18. oder 19. aber gar nicht vorhanden war, schien die Anklage weiter nicht anzufechten.

So endete der erste Verhandlungstag.

Am zweiten Tage wurde seitens der Verteidigung das Unzulässige der eben geschilderten willkürlichen Umänderung überzeugend nachgewiesen, dann erfolgte die Zeugeneinvernahme, die aber nichts Wesentliches erbrachte. Auch die Darlegung der Sachverständigen wurde verlesen. Solche bot die Anklage zum Staunen aller juristischen Fachmänner auch bei der Schlußverhandlung auf. Wie erwähnt, waren es zwei hohe Offiziere des Generalstabes, wenngleich sich's im Prozeß um keine einzige militärische Fachfrage handelte, und überdies das Richterkollegium aus ranghöchsten Generalen zusammengesetzt war. Aus diesen Gründen konnten die Ansichten dieser Sachverständigen auch nur geringes Interesse finden.

Der objektive Tatbestand der Anklage war, trotz aufgebotener Zeugen und Sachverständigen, in sich zusammengebrochen. Nichtsdestoweniger erschöpfte sich die Anklage in einem langatmigen, aber halt- und effektlosen Plädoyer. So furchtbar ernst die Situation auch war, stand mir doch fast ein Lächeln nahe, als der Klageanwalt seinem zerschmetternden Strafantrag meine „bisherige Unbescholtenheit und lange, verdienstvolle Dienstzeit" als Milderungsgrund entgegenstellte!

Dr. Preßburger[1]) hielt mit sonorer Stimme eine seiner wirkungskräftigsten, überzeugenden und von warmem Empfinden getragenen Verteidigungsreden.

Dann kam ich. Der tragische Moment zwang mich nicht nieder. Mit Festigkeit konnte ich sprechen, konnte mutig und ehrlich, ohne Scheu und ohne Bitte alles sagen, was mir im bittern Herzen und im tiefverwundeten Sinne saß, und fand bei allen, die ein ehrliches Gefühl hatten, Verständnis und Widerhall.

---

[1]) Im Sommer 1919 veröffentlichte Dr. Preßburger in der „Neuen Freien Presse" zwei Artikel, die den Verlauf des Prozesses, namentlich vom juridischen Standpunkte aus, prägnant beleuchteten.

Was ich in jenen Tagen und Nächten durchlitten, ist unbeschreiblich. Dennoch blieb ich aufrecht, und am Tage der Urteilsfällung war ich weitaus der ruhigste der ganzen Familie. Frau und Kind und mein Schwager, Dr. Maurer, der uns in der ganzen Zeit die treueste Stütze und durch seinen hellen Kopf auch der wertvollste Berater war, warteten unten im Auto, während ich oben dem Schicksal entgegensah. Und als nach endlosen Formeln und Einleitungen das erlösende Wort „Freigesprochen" ertönte, war die Elastizitätsgrenze meiner Nerven schon so überspannt, daß ich kaum ein freudiges Aufblitzen verspürte und mein Kopf dem anschließenden Motivenbericht mit größter Aufmerksamkeit und Sachlichkeit zu folgen vermochte. Klar verfaßt, erhob er sich im Maximum zur Annahme einer „eventuellen Indiskretion" (bezüglich der Karte), die einer disziplinären Beurteilung möglicherweise zu unterziehen war, vorausgesetzt, daß sie angeklagt und nicht schon verjährt gewesen wäre. Der Freispruch erfolgte — nicht nur mangelnden Beweises, sondern auch mangelnden Tatbestandes wegen. Wie ich später erfuhr, wurde er einstimmig gefällt.

Ich kehrte zu meiner Familie zurück, bei der sich die nervenzerreißende Spannung und Aufregung, das wochenlange Martyrium in krampfhaftem Schluchzen auslöste, um endlich einer beruhigenden Genugtuung Platz zu machen.

Die Präklusivfrist, die der Anklage den Rekursweg freiließ, wurde nicht benützt, da alle Argumente des Anklägers zerschellt waren.

So endete trotz all der aufgewendeten ungeheuren gerichtlichen und vor allem diktatorischen Gewaltmittel der Prozeß mit einem vollständigen Niederbruch meiner haßerfüllten Feinde.

Ich glaube, in einem anderen Land hätte schon der Fluch der Lächerlichkeit und Blamage die Clique unnachsichtig weggeschwemmt. Bei uns traf dies aber ganz und gar nicht zu. Im Gegenteil. Sie gab ihr freundwilliges Spiel noch lange nicht verloren.

Zunächst wandte sie die traditionellen kleinlichen Mittel und Mittelchen an, die zwar nicht vernichten, aber tief schmerzen. So ließ sie beispielsweise sieben Tage verstreichen, ehe sie die Urteilspublikation verkündete, wo sie doch dreiundeinhalb Monate vorher meine Verhaftung und Beschuldigung nicht rasch genug in die Welt hatte posaunen können. Dann erfolgte endlich die Verlautbarung. Aber nicht etwa in einer würdigen, die Motivierung des Freispruches enthaltenden Form, sondern in einem mit Gesetzesparagraphen und Übertretungsmöglichkeiten angefüllten Communiqué, in dem das freisprechende Urteil fast mit Mühe herauszufinden war. Sie taten es mit gutem Grund. Hätte man den Motivenbericht publiziert, wäre

aller Welt klar geworden, welcher Nichtigkeit wegen dieser juristische Feldzug geführt worden war. Nichtigkeit selbst dann, wenn der Tatbestand zutreffend und nicht vollständig niedergebrochen gewesen wäre.

Da es im gerichtlichen Verfahren, das immerhin noch ein Kampf mit offenem Visier gewesen, nicht gelungen war, mich niederzuringen, so erhoffte man nun vom Ehrenrat, dem Fehmgericht, die gewünschte Wirkung. Mehrere der in Betracht kommenden Dignitäre scheuten sich nicht, dies in ganz unverhüllter Weise einzugestehen.

Ich wurde durch den Vorstand des Präsidialbüros, Generalmajor Bellmond, auch einer meiner einstigen Abteilungschefs, „freundlich" eingeladen, das ehrenrätliche Verfahren gegen mich zu erbitten. Und da man es sonst zweifelsohne erzwungen hätte, blieb mir wohl nichts übrig, als die erwünschte „Bitte" zu stellen.

Der hierauf gewählte ehrenrätliche Ausschuß trat erst Ende September zusammen und beschloß, die Angelegenheit, respektive die Resolution, ob eine Untersuchung stattzufinden habe oder nicht, direkt an die Generalversammlung zu leiten.

Im Motivenbericht zum freisprechenden Urteil war — wie schon angeführt — der Passus enthalten, daß in der Mitteilung „Eine teilweise Mobilisierung wahrscheinlich" eventuell eine Indiskretion hätte erblickt werden können, die als Disziplinarvergehen zu beurteilen wäre, wenn sie überhaupt angeklagt und nicht schon lange verjährt gewesen wäre.

Diese Bemerkung bildete jetzt die Basis für den Vortrag des ehrenrätlichen Ausschusses, der am 26. Oktober bei der Generalversammlung verlesen wurde. Für diese Versammlung brachte man auf Weisung von maßgebender Seite die Anzahl der Teilnehmer mit Anwendung aller Mittel auf eine möglichst große Zahl. Es fand durch General Marterer eine Einpeitschung statt, die zugleich das gewünschte Resultat deutlich erkennen ließ. So kam's, daß sich mitten im Krieg nicht weniger als 83 Generale in Wien zusammenfanden, und so kam's, daß eine Anzahl von Generalen — etwas über ein Drittel — trotz der ausführlichsten Aufklärungen die Angelegenheit noch weitergeführt wissen wollte, was auch geschah.

Einer der anwesenden höchsten Generale erzählte mir später einmal, er habe das Gefühl gehabt, daß da eine zwar nicht sehr große aber brillant eingearbeitete Claque bestanden, die dem mot d'ordre ihres Chefs prompt gehorcht hatte.

Man ging nun daran, den „freigewählten Ehrenrat" zusammenzustellen. Wohl fungierte der rangältere General der Kavallerie Graf Auersperg als Vorsitzender, außerdem waren aber nur rangjüngere

Generale, vornehmlich Generalmajore und Titulargenerale, die Gewählten. Die sollten über mich, einen der obersten Generale der Armee, einstigen Kriegsminister und Armeeführer urteilen! Eine besondere Eigentümlichkeit lag überdies darin, daß sich darunter auch ein General befand, der im Gerichtsprozeß als von der Anklage berufener Sachverständiger fungiert und vollkommen im Sinne der Anklage referiert hatte. Es war ein Hohn auf jegliche Tradition, diesen notwendigerweise befangenen Mann in das Richterkollegium zu wählen, und es war vielleicht noch bezeichnender, daß man meinen Protest dagegen vollkommen unberücksichtigt ließ.

So war ich denn nochmals in einen Kampf gestellt, in dem alles, was Macht und Geltung besaß, gegen mich stand, und ich mich auf nichts und niemanden zu stützen vermochte.

Für die Urteilssprechung eines Ehrenrates bedurfte es durchaus keines Beweisverfahrens. Die geschlossene oder nicht geschlossene Kette von Beweisen und Gegenbeweisen brauchte für die Beisitzenden und Urteilenden nicht maßgebend zu sein, die nach „freier innerer Überzeugung" zu urteilen hatten. Zweifelsohne ein vornehmer hochherziger Grundsatz, der jedoch leider in vielen und zwar just in sensationellen Fällen mit unsern damaligen Einrichtungen und Überkommnissen schwer zu vereinen war.

Natürlich gab ich mich nach all dem Erlebten über die Grundstimmung, die im Ehrenrat herrschte, keiner Illusion hin. Außerdem erkannte ich die Richtigkeit dieser Auffassung auch aus der ernsten Physiognomie des Mannes, der mir als einziger unter den Urteilenden wohlwollend und freundschaftlich gesinnt war, General der Infanterie Baron Woinowich.

Nachdem mein Verteidiger, Feldzeugmeister Frank und ich den Irrwahn zu bannen suchten, als wäre in meinem Verhalten etwas gelegen gewesen, was gegen die gemeinsame Standesehre verstoßen könne, stellte ich wiederholt die Frage, ob irgendein Punkt etwa noch der Klärung bedürfe, worauf volles Stillschweigen herrschte. Doch jenem General, der als Sachverständiger im Gerichtsprozeß fungiert hatte, sah ich's an, daß er nur darauf brenne, um dann — in meiner Abwesenheit — seiner Ansicht den schärfsten Ausdruck zu geben.

Die Diskussion gestaltete sich dann auch äußerst lebhaft, ja direkt heftig. Jener General tat aus eigener und — anderer Absicht sein Bestes, um mir den Boden abzugraben. Er fand aber an Baron Woinowich einen gewiß nicht minder überzeugten Gegner, der von der Richtigkeit seiner Anschauung so durchdrungen und von der Empörung über das Vorgehen des anderen so erschüttert war, daß es zu bewegten Szenen kam.

Nach unendlich viel Mühe und Anstrengung gelangte man dann endlich zum Ausspruch, ich hätte „die Standesehre gefährdet", worauf mir zufolge kaiserlichen Auftrags eine „Warnung" des Kriegsministeriums erteilt wurde.

Laut Statut hatte diese „Warnung" gar keine weitere Folge, weder praktisch noch ethisch. Daher hatten die Arrangeure, fürsorglich vordenkend, eine Sentenz zusammengestellt, die jener Warnung den geeigneten Nachdruck geben sollte. Diese Sentenz wurde aller Vorschrift zum Trotz nicht im Beratungssaale des Ehrenrates ausgedacht und verfaßt, sondern merkwürdigerweise von einem der Mitglieder bereits fix und fertig zur Verhandlung mitgebracht, hatte daher ganz gesetzwidrig das Licht der Welt an einer ganz anderen Stelle erblickt. Jedenfalls an einer, der die wohlwollende Behandlung meiner Person ebenso am Herzen lag wie die Befolgung der Statuten, und die es nicht weiter anfocht, daß Sentenz und Warnung im krassesten, ja direkt sinnverwirrenden Widerspruch standen.

Ich will diese Sentenz hier anführen. So tief verletzend sie für mich auch war, zeigt deren Wortlaut am klarsten, auf welche Abwege man die Angelegenheit führte.

„General der Infanterie von Auffenberg hat die Standesehre dadurch gefährdet, daß er militärische und politische Geheimnisse an einen Unberufenen zwecks Börsenspiels mitteilte."

So erklärte der unter so merkwürdigen Umständen zusammengesetzte Ehrenrat nach zweistündiger Beratung einfach eine Anschuldigung für existent, die ein drei Monate langes Gerichtsverfahren nach sorgfältigster Durchsiebung mit einem Freispruch als nicht bestehend festgelegt hatte! Gleichzeitig stempelte dieser Ehrenrat das Verbrechen, das — im Falle es begangen worden wäre, nie vor sein Forum und ausschließlich nur vor das Kriegsgericht zu kommen gehabt hätte — als nicht strafbar, da man eine „Warnung" doch nicht gut als eine Strafe ansehen kann!

Eine nach äußerster Anstrengung und Beeinflussung schwer erreichte Warnung — eine Maßregel, ersonnen, um unachtsame oder leichtlebige junge Offiziere mit einer leichten Drohung zu bedenken, die keine weitere rechtliche oder dienstliche Konsequenz nach sich zog — für die Mitteilung militärpolitischer Geheimnisse!! Ein Faschingsscherz, der toller kaum gedacht werden kann! Erklären läßt sich dieser seltsame Vorgang allerdings in folgender Weise:

Die Konzipienten hielten sich vor Augen, daß laut Vorschrift bei einer „Gefährdung" („Warnung") jedweder Rekurs ausgeschlossen sei. Dagegen hätte der Ausspruch „Verletzung", den sie so gerne

erreicht hätten, doch auch wieder die Möglichkeit eines Rekurses gegeben. Überdies waren die administrativen Folgen dieses letzteren ehrenrätlichen Ausspruches fürchterlich. Sie bedeuteten einfach den moralischen und finanziellen Niederbruch des Betroffenen. Wenngleich den Arrangeuren just diese Lösung am besten gepaßt hätte, fürchteten sie letzten Endes doch wieder, daß eine derartige Brutalität Folgen haben könnte, um so mehr, da mir nach Ablegung aller Würden doch auch nach Erlangung aller Freiheit die äußersten Mittel berechtigter Notwehr zu Gebote gestanden wären.

Und so war die Warnung gerade das richtige. Sie war harmlos, machte keinen Skandal. Dabei fügte man ihr geheim und versteckt eine Sentenz an, gegen deren Inhalt der Betroffene laut Vorschrift sich nicht auflehnen durfte und die man, wenn's anging und paßte, doch verschwiegen herausziehen konnte, um sie als Waffe zu gebrauchen.

Zu welch krassem, einfach empörendem Rechtsbruch und zu welcher Vergewaltigung diese Sentenz weiterhin benützt wurde, soll im letzten Kapitel meiner Lebensgeschichte dargelegt werden. —

Hiermit schloß der dritte Akt dieses Dramas, dem zur vollsten Tragödie nur Haaresbreite fehlte. Was noch weiter folgte, waren Nachspiele, die dem stets gleichbleibenden Grundmotiv entsprachen, Gerechtigkeit, Wahrheit und hiermit auch irgendwelche Genugtuung niemals zu Wort kommen zu lassen. —

Es wäre jetzt unendlich leicht, sogar verlockend, eine Gegenfrage zu stellen. Eine Gegenfrage in dem Sinne, wie sich denn die fürchterlichen Zwangsmaßregeln, die man — nachgewiesenermaßen grundlos — gegen mich in Anwendung brachte, zu der christlichen Liebe und Duldsamkeit verhalten, die man Tatsachen gegenüber beobachtete, die damals, namentlich aber nachher zur öffentlichen Kenntnis gelangten? Doch ich verzichte auf diese Frage, die übrigens jedweder Beobachter der Zeitereignisse stellen, doch auch beantworten kann.

Nur an dem Häßlichsten des ganzen Vorganges kann ich nicht wortlos vorübergehen, daran, daß es im Grunde doch nur ein Vorwand war, um sich meiner Privatkorrespondenz und meiner Aufzeichnungen bemächtigen zu können. Das stete lauernde Mißtrauen an unrichtigster Stelle, die Geisterfurcht, die in einem loyalsten alten Soldaten so etwas wie einen Geheimbündler wittern wollte! Und darum waren es nicht die furchtbaren Leiden, die ich und mit mir meine Familie zu erdulden hatte, die mich zu tiefst erfaßten, sondern daß mir die Tragbalken zerbrochen wurden, auf denen all meine Ideale, ja meine ganze innere Lebensexistenz aufgebaut waren. Ar-

mee, Dynastie, oberster Kriegsherr — darin vereinten sich meine besten Gefühle und schufen eine Religion, die mich völlig fanatisch beherrschte. Diese von Wahrheitstreue durchtränkten Blätter lassen erkennen, wie diese religiöse Verehrung im Keime schon bestand, wie sie sorgfältig gehegt und gepflegt mein ganzes Leben durchzog, trotz so mancher Enttäuschung aufrecht blieb und mich meine besten Kräfte auch dann einsetzen hieß, wenn es gegen mein persönliches Interesse, oft auch gegen meine bessere Einsicht verstieß.

Und dafür, nach 44 Jahren unerschütterlicher Treue und völlig fanatischer Hingabe, wurde mir nun solches zuteil!

Ist es da nicht natürlich, daß mich tiefste Erbitterung erfaßte?

Doch im steten Gedenken und Betrachten von Ursache und Wirkung wurde mir das e i n e klar, daß ich nicht der erste war, dem in unserem armen, versunkenen Vaterlande solch herbes Weh widerfuhr. Ein roter Faden ist's, der sich da durch das System und durch die Jahrhunderte zog. Kann es bloß ein Zufall sein, daß die drei größten Dichter deutschen Stammes intuitiv gerade in dieser Richtung die Motive zu ihren erschütternden tragischen Dichtungen geholt? Stammt der berühmte Ausspruch: „Dank vom Haus Österreich!" nicht aus tiefster Erkenntnis der Dinge und Menschen? Hatte Goethe in „Egmont" nicht eine Heldengestalt gezeichnet, dem jene eigenartig finstere Macht zum Verderben wurde, die von derselben Quelle ausstrahlte, ganz gleich, ob ihre Verästelungen von Madrid, Aachen, Augsburg oder Wien ausgingen? Und hatte nicht der bis zur Selbstverleugnung loyale Grillparzer seine schweren patriotischen Bekümmernisse um des alten Reiches Bestand in tiefst durchdachte Gleichnisse gekleidet?

Und dabei waren die obersten Potenzen oft gar nicht die eigentlichen Schuldigen. Aber die zum düstern System gewordene Nebenregierung war's. Die Politik der Adjutanten, der Soutanen und Damen, der Kamarilla überhaupt. Sie erhob nur jene auf den Schild, die aus Schwäche oder Opportunismus, offen oder geheim, eines Sinnes mit ihr waren. Sie kannte immer nur Persönliches, niemals Sachliches.

Darum verwünsche ich dieses System, nicht weil es mich persönlich ins Mark getroffen, sondern weil es namenloses Unglück über Menschen und Völker des entschwundenen Vaterlandes gebracht hat!

Die folgenden Lebensjahre

Ich will zunächst zurückgreifen, um ein kurzes Resumé jener Betrachtungen zu geben, die die fortlaufenden Kriegsereignisse in mir auslösten.

Ich knüpfe an den Fall von Przemysl an — 22. März 1915 —, den ich im Kapitel XIV kurz besprochen habe. Die Karpathenkämpfe, die sich vor- und nachher abspielten, bildeten die eigentliche Krisis dieser Kriegsepoche. Innerhalb der Zeit Ende März bis Anfang Mai 1915 waren die Russen am Höhepunkt ihrer Erfolge angelangt, und auch für die anderen Ententemächte standen damals die Chancen so günstig wie bis dahin noch nie. Zwei Drittel von Galizien, fast die ganze Bukowina und nicht unbeträchtliche Teile Oberungarns befanden sich im festen Besitze der Russen, denen überdies die Möglichkeit geboten war, sich an den gewonnenen festen Plätzen und strategisch günstig laufenden Wasserlinien eine sichere Basis einzurichten. Am litauisch-ostpreußischen Kriegsschauplatz war wohl die Winterschlacht an den masurischen Seen geschlagen, die Russen aus Ostpreußen verjagt, doch Warschau, die Weichsellinie und ihre Fortsetzung, die Narewlinie, sowie fast alle Festungen waren noch in Rußlands Besitz, Ergänzungen und Neuformationen in gewaltiger Menge im Nachrücken begriffen. Und jetzt begann es sich erst so recht zu zeigen, welch ungeheurer Leistungen Rußland fähig sei.

Serbien und Montenegro waren vollkommen frei. Wenngleich sie in einer damals nicht recht verständlichen Untätigkeit verharrten, so bildeten sie doch eine stete Drohung, und die moralischen Folgen der mißlungenen Offensive vom Dezember 1914 machten sich stets steigernd fühlbar. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß in jenen ernsten Tagen die Depression in beiden Staaten der Monarchie eine tiefgehende war, wozu dann noch der Umstand trat, daß die subversiven Bestrebungen dissidierender Volksteile eine steigende Intensität aufwiesen. Und da muß eine objektive, wahrheitsgetreue Darstellung jener beiden ungarischen Oligarchen Tisza und Apponyi gedenken, die ihren prädominanten Einfluß nützten, um durch machtvolle, die Gemüter fassende Reden den Kleinmut zu bannen, Hoffnungen aufzurichten. Schade, daß sie auch hierbei ihren engbegrenzten „nurmagyarischen" Standpunkt nicht zu verlassen vermochten.

Die Deutschen standen wohl in Belgien und in den Nordostdepartements von Frankreich, doch war ihre Stoßkraft fürs erste gebrochen, und den gewaltigen Anstrengungen Deutschlands und Öster-

reich-Ungarns, neue Formationen zu schaffen, waren nicht minder gewaltige auf Seite der Franzosen und vor allem der Engländer[1]) entgegengestellt.

Daß Italien über kurz oder lang an die Seite der Entente treten würde, war nicht mehr zu verkennen, da es ja selbst auf die opfervollsten Konzessionen der Monarchie nicht mehr eingehen wollte.

Und auch Rumäniens Haltung wurde nach dem Tod des alten Königs Karol von Tag zu Tag unsicherer.

Zu jener Zeit hätten demnach unsere Gegner einen für sie höchst vorteilhaften Frieden erreichen können, wenn es ihnen nicht schon damals im Sinne der Londoner Stipulationen vom 26. April 1915 um einen vollständigen Niederbruch der Mittelmächte, speziell Österreich-Ungarns, zu tun gewesen wäre. Dabei hätte dieser Frieden doch noch bis zu gewissem Grad den Charakter eines Verständigungsfriedens bewahren können, wenn er auch für Österreich-Ungarn mit den größten Opfern verbunden gewesen wäre. Die Ententemächte hätten aber das nächste und wohl höchst bedeutsame Kriegsziel erreicht, wobei Millionen von Menschen, ungezählte Güter, namenloses Elend erspart geblieben wären. Doch die Ententeziele gingen eben schon damals unendlich höher, und letzten Endes langten sie auch dort an, wo sie halten wollten. Doch unter welchen Opfern für die Menschheit, deren Solidarität just die Entente auf ihr Panier geschrieben hatte! Und welch ungeheuere Schaukelbewegungen mußten auch sie mitmachen, wie nahe war oft auch ihr Niederbruch, und in welchem Zustande befand und befindet sich die Welt nach dem Weltkriege!!

Die imperialistischen Ziele und Bestrebungen unserer Gegner führten die Ententemächte zunächst zum Gallipoliabenteuer, das trotz riesiger Opfer mit einem Fiasko endete. Dadurch wurden auch russischerseits bedeutende Kräfte abgezogen, die in den Karpathenkämpfen in Aktion gebracht, vielleicht doch das Zünglein an der Wage zu ihren Gunsten heruntergedrückt hätten. Dies erkannte die russische Heeresleitung sehr wohl, vermochte jedoch diese Erkenntnis nur durch wiederholte, mit rücksichtslosem Fanatismus stets von neuem angesetzte Angriffe in die Tat umzusetzen. Sie drang eben nicht bis in die äußerste Konsequenz durch, da sonst der letzte Mann hätte darangesetzt werden müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Die in den Kaukasus entsendeten und die zu offensiven und defensiven Zwecken am Schwarzen Meer

[1]) Aus jenen Tagen datiert der bedeutsame Ausspruch Lord Kitcheners: „Wann der Krieg enden wird, weiß ich nicht; ich weiß nur, wann er beginnen wird: im Mai 1915!" Kitchener war überhaupt — trotz Joffre, Foch und Brussilow — vielleicht die beachtenswerteste Führerfigur auf Seite der Entente.

zurückgehaltenen Divisionen hätten in den Karpathen möglicherweise die Entscheidung gebracht. Die Situation stand ohnedies wiederholt auf des Messers Schneide, und die durch die deutsche Südarmee verstärkten österreichisch-ungarischen Korps erwiesen durch ihren heldenmütigen Widerstand der Monarchie und den Mittelmächten die größten Dienste. Schwer verständlich bleiben hingegen die wiederholten eigenen Offensivversuche, die unter den obwaltenden Verhältnissen kaum ein günstiges Resultat erhoffen, die eigenen Opfer aber ins ungemessene steigern ließen. Ohne sonderlichen Nutzen gingen da Menschenmassen verloren, die in den späteren Kriegsphasen von ausschlaggebender Bedeutung gewesen wären.

Trotz allem, die Eisenbarriere an den Karpathenkämmen hielt durch, und wenn sie ab und zu auch bedenklich verbogen und verbeult wurde, zersprengt oder zerrissen konnte sie von den Russen nicht werden.

Und jetzt trat für die Verbündeten das zweite große, ausschlaggebende Glücksmoment ein: die Russen hatten sich in ihren Munitionsbeständen gründlich verausgabt. Mir sind die bezüglichen Verhältnisse nur im allgemeinen bekannt, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß bei der ersten Ausrüstung die Russen weitaus stärker dotiert waren als wir. Man kann annehmen, daß sie im Vergleiche zu uns fast das vierfache Munitionsquantum im Bereich der Feldarmee besaßen. Tatsächlich standen wir in den Eingangsschlachten unter einem überwältigenden Eisenhagel, der schier unerschöpflich schien. Dagegen trat bei unseren Batterien, namentlich bei den schweren Feldhaubitzen, ziemlich bald Munitionsmangel ein, der jedoch in der zweiten Hälfte des Monats September wieder behoben werden konnte. Und in dem Maße, in dem sich bei uns die Verhältnisse besserten, verschlechterten sich jene in Rußland, zumal die großen Zuschübe aus den Ententeländern erst in einem späteren Zeitpunkte einsetzten. So geschah es, daß im Frühjahr 1915 bei den Russen eine völlige Munitionsebbe eingetreten war, just damals, als der große Gegenstoß der Verbündeten erfolgte, der mit der Durchbruchsschlacht bei Gorlice begann und sofort seinen Kulminationspunkt erreichte.

Wer immer diese Idee gefaßt und zur Durchführung gebracht hatte, sie war eine Meisterleistung sowohl vom operativen wie vom taktischen Standpunkt aus. Natürlich gab's auch da Kritikaster, die irgendeinem anderen Verfahren das Wort redeten, zu nörgeln und zu bessern wußten; doch dies ändert nicht, daß diese Operation eine der allerbedeutendsten und folgereichsten des ganzen Krieges war und einen Aufstieg der Mittelmächte bedeutete. Daß General Mackensen

mit seiner 11. deutschen Armee dabei die Entscheidung gab, und überhaupt die eigentlich führende Hand war, mochte für Österreich-Ungarn peinlich gewesen sein. Es bedeutete auch für alle Fälle den Beginn der dann stets wachsenden deutschen Suprematie, so daß schließlich unsere Truppen mehr oder weniger auf den Rang unbesoldeter Hilfstruppen heruntergliten. Bei der Gesamtbeurteilung soll dies aber außer Betracht fallen. Allerdings mußte da auch das Glück wesentlich mithelfen, was sich — wie schon erwähnt — im russischen Munitionsmangel manifestierte.

Man muß jedoch anderseits die Größe des russischen Entschlusses anerkennen, dessen Leitmotiv gleich vom ersten Moment nach Eintritt der Katastrophe dahin ging: die eigenen Heereskörper um jeden Preis von jenen des Gegners rasch loszulösen und dabei auch vor den größten Opfern nicht zurückzuschrecken. Hindenburg mit den Deutschen und der österreichisch-ungarischen 2. Armee auf der einen, Mackensen und die übrigen österreichisch-ungarischen Armeen auf der anderen Seite taten gewiß das Beste, um die Russen noch am Bug und an den Pripjetsümpfen[1]) zu stellen und ihnen eine entscheidende, nicht mehr gut zu machende Niederlage beizubringen, was aber der geschickten Loslösung der Russen wegen nicht gelang. Dies konnte russischerseits jedoch nur durch großzügige Maßnahmen und durch gewolltes Opfern großer Räume sowie wichtiger Linien und Punkte erfolgen. So geschah es auch, und die Ententeblätter, namentlich die englischen, wanden dem Großfürsten Nikolajewitsch nicht grundlos Ruhmesblätter. Tatsächlich hatte seine Großzügigkeit die russischen Armeen aus einer höchst gefährlichen Situation herausgebracht, ohne daß sie ihre Schlagfertigkeit gänzlich einbüßten, was dann die Mittelmächte noch schmerzlich erfahren sollten.

Die Schuld, daß jener allgemeine Rückschlag und der ganz Polen preisgebende Rückzug geschehen mußte, schob Nikolajewitsch dem einst so gefeierten Kriegsminister Suchomlinow zu, den er für die mangelnden Munitionsvorsorgen verantwortlich machte. Im Herbst 1917 wurde Suchomlinow dann zu ewiger Kerkernacht verurteilt. Seine Verurteilung erfolgte jedoch nicht mehr vom Nikolajewitschschen Feldgericht, sondern — der mittlerweile eingetretenen Veränderung entsprechend — von einem Revolutionstribunal. Nichtsdestoweniger wird wohl erst die Geschichte feststellen, ob ihn wirklich die Hauptschuld trifft.

---

[1]) Die Ungangbarkeit der Pripjetsümpfe, das Polesie, war seit Jahrzehnten zu einem militärgeographischen Dogma geworden, ähnlich wie jenes der Tanewregion. Von letzterem Irrtum hatte man sich emanzipiert, von ersterem nicht, was man zu eigenem Nachteil empfinden sollte.

In jenen Maitagen 1915 — ich lag noch in Untersuchungshaft — ließen die Italiener die Maske gänzlich fallen und erklärten der Monarchie den Krieg. So schmerzlich ich dieses neue Unglück des Vaterlandes empfand, so lenkte es mich doch von meinem eigenen Jammer ab. Wie viele Stunden meiner Einsamkeit brachte ich damit zu, operative Ideen durchzudenken! Da überdies der Besitz meiner Schwiegereltern an der Save und noch dazu an einem taktisch markanten Punkt liegt, rechnete ich auch allen Ernstes damit, daß dieser meiner Familie so teure Sitz in nicht allzu ferner Zeit in Schutt und Trümmer gelegt werden würde. Daß es dann anders kam und daß die italienische Kriegführung anfänglich so versagte, ist mir noch heute unverständlich.

Im Sommer 1915 feierte man in der Monarchie die Eroberung von Lemberg.

Ich mußte mich damals gerade auf den Kampf um Leben und Tod vorbereiten, den mir mein Schicksal aufgezwungen hatte. Am Abend wogte ein festlicher musikalischer Zapfenstreich durch die Straßen, und die Menge war von rauschender Begeisterung erfaßt. Eigentlich war es eher eine Einnahme als eine Eroberung, da die Russen in ihrem berechtigten Bestreben, sich von den verfolgenden Gegnern baldmöglichst loszulösen, hauptsächlich doch nur Rückzugskämpfe — wenn auch solche größten Stiles — westlich von Lemberg abgeführt hatten. Doch das galt gleich. Letzten Endes ist im Kriege der Wertmesser stets nur der Erfolg, manchmal auch nur der Schein eines solchen. Und so zogen denn Hunderte und Hunderte jubelnd an meinen Fenstern vorüber, an denen ich mit meiner Familie stand, in deren Kreis ich eben zurückgekehrt war — als Angeklagter, dem das fürchterliche Gerichtsverfahren bevorstand. Was für Gefühle da meine Brust durchtobten, vermag ich nicht zu schildern. Da stand ich im schlichten Bürgerkleid, ein Sieger in weit größerer und schwererer Schlacht als jene, die da unten gefeiert wurde! Und nie hätte man diesen Sieg begehen können, wenn ich den meinen nicht errungen hätte. Wie man aber den Führer jener Schlacht lohnte, dies machte sich an jenem festumrauschten Abend so recht geltend, wo ich, brennenden Auges den Tod im Herzen, auf die jubelnde Menge blickte. —

Anläßlich der ersten Jahreswende der großen kriegerischen Anfangsbegebenheiten gedachte der deutsche Kaiser in hochherziger Art seiner Führer, die den Sieg an die Fahnen ihrer Armeen zu fesseln gewußt hatten. Stimmungsvolle Handschreiben gelangten zur breiten Öffentlichkeit. Von alldem war bei uns nichts zu merken. Ich will wohl glauben, daß man dem General Dankl für Krasnik gerne einige huldvolle Worte gespendet hätte. Doch Krasnik hervorheben, und

Komarów verschweigen, wäre eine zu offensichtliche Verhöhnung der Gerechtigkeit gewesen. Dazu schwang man sich erst zwei Jahre später auf. ...

Im November 1915 kam's dann unter Mackensens Führung zum Einbruch in Serbien und zur Niederwerfung dieses Landes, das von der Entente nicht genügend gestützt worden war, da die in Saloniki gelandeten französischen und englischen Kräfte noch keine fühlbare Gegenwirkung zu entwickeln vermochten. Der Zusammenbruch Serbiens erfolgte dann ungeheuer rasch und wurde zu einem vollständigen. Wieso dies geschah, wieso die Serben, die doch so gewaltige Proben ihrer Kriegstüchtigkeit abgelegt hatten, bis zur völligen Verjagung aus dem Lande niederbrechen konnten, wird einst durch die Geschichte geklärt werden. Jetzt fehlt dazu wohl noch jede ernste Begründung. Hierdurch häufte sich der Lorbeer auch auf dem Haupte des Führers des österreichischen Flügels, General Kövöß, den das Glück schon im Sommer beim allgemeinen Rückzug der Russen favorisiert hatte, indem es ihm die Festung Iwangorod ohne große Schwierigkeiten in die Hände fallen ließ.

Auch das Cernagorzentum brach zusammen. Unter der Oberleitung Kövöß' wurden weit überlegene Gruppen von drei Seiten angesetzt. Doch immerhin — wenn man bedenkt, mitten im Winter und gegen alle seit Jahrhunderten berühmten Naturfestungen, die Zeugen so vieler vergeblicher Angriffe der Türken gewesen waren — und jetzt gab's urplötzlich keine ernsthafte Verteidigung! Der sagenhafte Lowcen, das unbezwingliche Wahrzeichen Montenegros, wurde von österreichischen Landsturmabteilungen mit einem Verlust von — schreibe und sage — 120 Mann erobert. Die Montenegriner kämpften eben nicht mehr. So fand man auch am Lowcen und im kampflos geräumten Cetinje mehr montenegrinische Geschütze, als uns die ganze Expedition Tote gekostet hatte. Vom militärischen Standpunkt erscheint es unverständlich, welche Motive den Zaunkönig Nikita zum fluchtartigen Rückzug und zur vollständigen Preisgabe seines Landes veranlaßt haben mochten!

Allerdings zeigte sich hierbei so recht deutlich die sich dann stets wiederholende Unfähigkeit der Mittelmächte, die großen Operationen bis in die letzten Konsequenzen durchzuführen. Anstatt coûte que coûte bis Saloniki durch- respektive vorzustoßen, blieb man in der Höhe des Vardarbeckens stehen. Es kam dann als Erklärung dieser Unzulänglichkeit das Schlagwort auf: „Die bei Saloniki vereinigte alliierte Armee bedeute für die Mittelmächte das billigste Konzentrations- (Gefangenen-) Lager." Nun, das hat sich dann wohl aufs bitterste gerächt!

Das änderte vorerst aber nichts an der Tatsache, daß die wenn auch kleinen, doch einst sehr gefürchteten Südgegner zusammengebrochen waren, was wieder zur Folge hatte, daß eine ganze Armee zu anderweitiger Verwendung frei wurde. Die Frage war nun, was damit zu geschehen habe, damit dem Gesamtzweck gedient werde! Eine der entscheidendsten Fragen des ganzen Krieges! Vom operativen und politischen Standpunkte aus wahrhaftig eine Schicksalsstunde!

Die operative Gesamtlage war kaum viel mehr als equilibriert, mit einer Neigung zugunsten der Mittelmächte, trotzdem letztere vom Mai 1915 bis zu jenem Momente — März 1916 — außerordentlich viele Erfolge aufzuweisen hatten. Die ungeheure Diskrepanz der Gesamtkräfte von hüben und drüben erklärte diese Erscheinung, über die ich in einem früheren Kapitel gesprochen habe. Durch das Hineinwerfen der freigewordenen Armee hätte aber eine Entscheidung erbracht werden können — vorausgesetzt, daß sie auf dem operativ wichtigsten Raum in Aktion getreten wäre. Wo dieser Raum aber damals zu finden war, darüber konnte eigentlich kein Zweifel herrschen. Selten dürften die Prämissen für eine richtige operative Konklusion so klar zu erkennen gewesen sein wie in jenem Momente. Dies mag hier mit wenigen Worten geschildert werden.

Auf der ganzen riesigen Ostfront — von Riga über Pinsk bis an die rumänische Grenze — war nach den mißglückten russischen Stößen vom Winter eine Erstarrung eingetreten. Die Ursache lag in der relativen Gleichwertigkeit der gegenüberliegenden Kräfte, ebenso in dem elementaren Einfluß der beginnenden Schneeschmelze, die das ganze heilige Rußland in einen unpassierbaren Dreck verwandelte, der sich erst Ende Mai wieder zu wegbaren Flächen und Räumen konsolidierte. Somit wußte man, daß eine zweimonatliche Waffenpause eintreten müsse. Dabei hätte man aber an leitender Stelle auch damit rechnen sollen, daß die Russen diese Waffenpause fraglos zur Retablierung und zur Ausgestaltung ihrer riesigen Bauernmassen in militärische und schlagfertige Einheiten benützen würden. Erzählte man sich selbst hier in Wien, daß Rußland seine Xerxesheere neu formiere, und die Entente mit allen technischen und finanziellen Mitteln beispringe, da wußte man's doch gewiß auch in Teschen und anderwärts. Durch Mätzchen russischer Schützengrabenleute durfte man sich aber nicht irre machen lassen und nicht als Tatsache annehmen, wonach der innerste Wunsch ging!

Ähnlich, wenn auch in den Einzelheiten variiert, lagen die Verhältnisse an der Südwestfront. In Summe genommen war das Ergebnis der italienischen Operationen gleich Null, wenn man von den

relativ inferioren österreichisch-ungarischen Kräften absah, die durch die italienische Offensive gebunden waren. Es schien auch ausgeschlossen, daß sich dieses Verhältnis in den nächsten drei Monaten wesentlich ändern würde, um so weniger, als in den Alpen vor Ende Mai jegliche größere Kriegsaktion nicht durchzuführen ist.

Auf diese Weise blieb von den damaligen Hauptfronten nur noch die Westfront übrig.

Dort hatte der Angriff auf Verdun nur anfänglich gute Fortschritte gemacht.

Über die Berechtigung dieses wagehalsigen Unternehmens zu sprechen, ist hier nicht der Platz. Es sei nur bemerkt, daß das Resultat bis Ende März sich dahin zusammenfassen ließ, daß der Hauptteil der französischen Armee, wie durch einen Magnet angezogen, gegen Verdun konvergierte und der letzte französische Mann aufgeboten wurde, um den bedrohlichen Stoß zu parieren. Dies ging natürlich nicht ohne wesentliche Schwächung der anderen Frontteile. Von der Kitchenerarmee war jedoch erst ein relativ geringer Teil an der flandrischen Küste eingetroffen, doch gleichfalls gebunden. In Frankreich stellte sich aber den Operationen größten Stiles auch in den Monaten März bis Mai kein Hindernis entgegen. Wie also die Dinge lagen, konnte man keinen Zweifel hegen, wie und wo die am Balkan freigewordene Armee — entsprechend verstärkt — einzusetzen gewesen wäre, um so mehr, als im damaligen Moment Frankreich wohl das schlagkräftigste Glied der Entente bildete, dessen militärischer Zusammenbruch zum mindesten die schwerste Schädigung der ganzen Entente bedeutet hätte.

Somit erscheint es unverständlich, daß man diesen einfachsten und natürlichsten operativen Vorgang nicht wählte, vorausgesetzt, daß man in diesem Kampf ums Dasein die großen Richtlinien allein im Auge hatte, und nicht etwa nebenpolitische oder gar höfische Rücksichten vor den militärischen den Vortritt behielten, was vor der Geschichte doch nie verantwortet werden könnte.

Ich legte Ende März meine diesbezüglichen Reflexionen gelegentlich eines Besuches dem Botschafter des Deutschen Reiches dar. Er stimmte meinen Anschauungen aus vollstem Herzen zu und fügte bei, daß der gleiche Plan bei der deutschen obersten Heeresleitung wohl erwogen wurde, beim österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando die Zustimmung jedoch nicht gefunden hätte, da dieses aus politischen Gründen die Niederwerfung Italiens als das wichtigste und nächste Ziel bezeichnete. Noch deutlicher sprach sich später ein österreichisch-ungarischer General aus, der vollkommen in der Lage war, sich über die tatsächlichen Anschauungen und Stimmungen ein

sicheres Urteil zu bilden. Er sagte, daß man den Angriff auf Frankreich in Erwägung gezogen hätte, davon aber abgekommen sei, da hierdurch wahrscheinlich der Krieg ein Ende genommen haben würde, bevor Italien niedergerungen und bestraft gewesen wäre.

Wenn solche Idee tatsächlich bestand, so war sie jedenfalls eine der schwerwiegendsten Mißgriffe, die in diesem Kriege begangen wurden, denn: einer der großen Entscheidungsmomente des Krieges war unbenützt vorübergegangen!

Über einige Hauptmomente der eigenen Offensive gegen Italien und der bald darauf einsetzenden russischen Gegenoffensive soll später noch flüchtig gesprochen werden, während ich hier die Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse wieder aufnehme. —

Trotz aller Erfahrungen und Enttäuschungen hoffte ich, man würde mir zum mindesten das freiwillig geben, worauf ich den rechtlichen Anspruch hatte. Ich meine das mir gewaltsam abgenommene kaiserliche Handschreiben vom 23. April 1915, beinhaltend die Verleihung der Baronie mit dem Prädikat von Komarów und im Zusammenhang damit die mir zugebilligte Personalzulage von 8000 Kr.

Doch diese rechtliche, geradlinige Auffassung war eben nicht Sache der obersten Ingerenzen, die mich jetzt mehr denn je am liebsten ganz totgeschwiegen hätten.

Ich wartete bis Ende Jänner 1916. Dann richtete ich eine Eingabe an den Generaladjutanten. Dessen Antwort war eine gewundene Erklärung, darin er mir ein dilatorisches Vorgehen proponierte und — gewissermaßen um mich in Respekt zu setzen — sub rosa auf das Votum des Ehrenrates hinwies. Daraus entwickelte sich eine Korrespondenz, die sich stets verschärfte. Bei allen Gegenhieben vermied es der Generaladjutant aber wohlweislich und sorgsamst, meinen Rechtsstandpunkt irgendwie in Zweifel zu ziehen. Trotzdem vergriff er sich am 18. Februar 1916 zu folgender Niederschrift:

„. . . Aus Hochderen Schreiben vom 12. d. M. erfahre ich, daß Euer Exzellenz meine Auffassung bezüglich dilatorischer Behandlung der in Rede stehenden Angelegenheit nicht teilen, dieser vielmehr Rechtsanschauungen bedeutender Rechtsgelehrter gegenüberstellen. Diese können an Allerhöchster Stelle, wo standesgemäße Auffassungen herrschen, im vorliegenden Falle nicht maßgebend sein . . ."

— —

Das Frühjahr setzte 1916 vorzeitig ein, was die Ausführung der Offensivpläne gegen Italien wesentlich begünstigte. Mitte Mai brach der Angriff los, und zwar vom ersten Momente an mit vollem Erfolg All die kriegerischen Erinnerungen der letzten Jahrhunderte, die

Reminiszenzen an Custozza und Novara flammten zu heller Begeisterung auf, und die überlegene kriegerische Tüchtigkeit der alten österreichischen Armee gelangte zu vollendetem Ausdruck. Es gefiel aber der offiziellen Berichterstattung, den Großteil der militärischen Erfolge dem Thronfolger Karl Franz Josef zuzuschieben, der ein auserlesenes Korps gebirgsgewohnter Truppen führte.

Fraglos waren die Fortschritte einschneidend und den Italienern, die rasch über 50 000 Mann unverwundeter Gefangener und 300 Geschütze verloren, mochte es höllisch unheimlich zumute gewesen sein, zumal unsere vordersten Linien bedenklich nahe an den Raum von Vicenza heranlangten.

Die moralischen Folgen dieses vehementen siegreichen Ansturmes machten sich natürlich auch im Hinterland geltend. Es herrschte Radetzkystimmung. Festlich, mit Wimpeln und Fahnen geschmückt, prangten alle Plätze und Straßen. In jenen freuderfüllten Tagen, denen man sich in echt österreichischem Optimismus voll und ganz hingab, standen auch die Koriphäen des Armeeoberkommandos im Zenit. Erzherzog Friedrich und Conrad waren allüberall genannt und gepriesen, an allen Ecken und Enden in Wort und Bild zu sehen.

In dieser frohen Siegesstimmung trat der Generaladjutant in Angelegenheit meiner Standeserhöhung an mich heran. Er wählte dazu als Interpreten den Landesverteidigungsminister. Dieser, mein einstiger Jahrgangskamerad, sollte auf mich in dem Sinne einwirken, daß ich mir die schon fast legendär gewordene Baronie, auf der ich des Rechtsprinzipes wegen unbedingt beharren mußte, im Wege des Armeeoberkommandos verschaffen möge. Der Generaladjutant wies hierbei ganz direkt darauf hin, daß demnächst Friedensschalmeien erklingen dürften, also der richtigste Moment gekommen sei, meine Angelegenheit zu ordnen! Natürlich dachte man dabei, die Verleihung würde mit vielen andern in Bausch und Bogen vor sich gehen, mein Name würde — versteckt unter vielen andern Namen — der Öffentlichkeit einfach entgehen.

Ich lehnte aber entschieden ab, beim Armeeoberkommando irgendwie bittlich zu werden, da ich dasselbe in meiner Sache als nicht kompetent anerkannte, überdies nichts zu erbitten, sondern nur Rechtliches zu verlangen hatte.

Die allgemeine Situation änderte sich aber jäh und gründlich. Und statt der erwarteten „Friedensschalmeien" wurde das Pfingstfest leider durch russisches Trommelfeuer der Brussilowschen Offensive eingeleitet. Ein schmerzlich wehmütiges Lächeln erpreßte das erste Bulletin des Armeeoberkommandos, worin gewissermaßen mit vornehmer Geste die Worte hingeworfen wurden, „daß die lang erwartete

russische Offensive eingesetzt habe". Welch schwere Selbstanklage diese Phrase enthielt, schien den Verfassern kaum zu Bewußtsein zu kommen. Wenn sie einen derartigen Massenanfall wirklich lange erwartet, so war es doch unverständlich, warum sie dagegen nicht die gründlichsten Vorkehrungen getroffen, sondern sich leichten Herzens in eine Offensive gegen Italien gestürzt, die die besten Kräfte absorbiert hatte. Es ist übrigens die Frage, ob selbst die Vorsorgen für die an der wolhynisch-podolischen Front zurückgebliebenen Einheiten ausreichender Natur waren. Hohe Kommandanten erzählten mir später, daß ihnen sehr bald Artilleriemunition mangelte. Personelle Veränderungen gab's bei zwei Armeekommanden, die obersten Zentralstellen blieben aber unberührt.

Mehr als eine Woche waren die offiziellen Berichte so gedrechselt, daß man daraus wohl auf widrige Zwischenfälle, doch nicht an einen Echec zu denken brauchte, der von einem kompletten Niederbruch kaum zu unterscheiden war.

Die erste Nachricht, die die ganze Größe des Unheils erkennen ließ, wurde mir von Herrn von Tschirschky übermittelt. Ich war entsetzt und erkannte, daß damit auch das Schicksal der italienischen Offensive besiegelt sei. Die Verluste waren enorm. Namentlich die Anzahl der Gefangenen schwoll unheimlich an. Meine einstige schöne 4. Armee war nahezu vollständig aufgerieben. Nicht viel besser erging es der 7. Armee, wodurch auch wieder die Bukowina und ganz Südostgalizien bis Stanislau verloren gingen. Auch die 2. Armee mußte Brody wieder freigeben und stark in der Richtung Lemberg repliieren, während die deutsche Südarmee wie ein Fels im brandenden Meer stand und nur jene Terrainstreifen preisgab, die durch das Zurückweichen der Nachbargruppen unhaltbar geworden waren. Die Gesamtverluste dürften sich auf 200 000 Mann belaufen haben, was um so fühlbarer wurde, als unser Menschenreservoir schon ein bedenkliches Manko zeigte.

Die unvermeidliche Folge war die sofortige Unterbrechung der italienischen Offensive. Ein großer Teil der hierfür verwendeten Einheiten wurde in Eiltransporten nach Südostgalizien gebracht, wo es ihnen in der Höhe von Stanislau gelang, den Vorstoß der russischen Armee Leschitzky zum Stehen zu bringen. Überdies mußten zahlreiche deutsche und selbst türkische Einheiten eingreifen, von denen erstere die wolhynische Front stützten, während letztere, auf ihr Begehr, der deutschen Südarmee eingefügt wurden.

All dem war es zu verdanken, daß der Effekt der großangelegten Brussilowschen Offensive kein durchschlagender war und daß sie gebremst werden konnte, bevor die operativen Folgen die Situation am

nordöstlichen Kriegsschauplatz wesentlich geändert hatten. Doch waren bis auf weiteres alle strategischen Reserven aufgebraucht, die Initiative, die die Mittelmächte an sich gerissen hatten, wurde nun wieder durch einen Positionskrieg an allen Fronten abgelöst, und die obere, selbst mittlere Führung ging gänzlich in deutsche Hände über. Seit der alte Donaustaat Krieg geführt, waren seine Truppen und Armeeeinheiten niemals in so ein subordiniertes Verhältnis gebracht worden wie im Sommer 1916. Ein Verhältnis, das dann großenteils auch weiter so blieb und erst am Schlusse des Krieges einem wesentlich geänderten Modus Platz machte. Nicht zum Vorteil der Sache!

Ich erhielt in jenen traurigen Tagen Hunderte von Zuschriften und Kundgebungen. Doch in meinem Innern fand wahrlich kein anderes Gefühl Platz als das der tiefsten Trauer über das schwere Unglück des Vaterlandes. . . .

Im Sommer hatte ich dann die Gelegenheit, die dritte Isonzoschlacht zwar nicht mitzumachen, wohl aber mit anzuhören. Rutzing, wo wir wieder weilten, lag im engsten Kriegsgebiet. An regenfeuchten Tagen vernahm man Schuß auf Schuß, und das Trommelfeuer dröhnte, daß man meinte, die Geschoßaufschläge prallten an die nächste Terrainwelle an. Namentlich während jener Schlacht, in der es den Italienern endlich gelang, sich Görz' zu bemächtigen.

Die letzten Augusttage erbrachten den rumänischen Einbruch. Ich will mich hier nicht in Erwägungen über die rumänische Kriegspolitik ergehen, will nur erwähnen, daß sich nach Eintritt der kriegerischen Aktionen die Deutschen wieder auf höchster Höhe physischer und intellektueller Leistungsfähigkeit erwiesen. Zum Glück der Mittelmächte konnten sich die Rumänen nicht behaupten, was zu einer unserer positiven Überraschungen des Weltkrieges zählte. Doch bezüglich der Grundidee, die dem rumänischen Feldzugsplan unterlag, darf man — so glaube ich — keine absprechende Kritik üben. Ihre Hauptkräfte nach Siebenbürgen zu werfen, um den ohnedies schon gefährdeten rechten Flügel der Verbündeten zu deroutieren und in weiterer Folge die ganze Karpathenfront zu erschüttern, war zweifelsohne ein richtiges operatives Verfahren. Die Ausführung mochte nicht glücklich gewesen sein, überdies setzte die mit großer Geschicklichkeit und Energie geführte deutsch-bulgarische Offensive ein, so daß der rumänische Kriegsplan in sich zusammenbrach. Auch die gegnerischen Kräfte, die die Dobrudscha verteidigten, versagten, und die russischen Verstärkungen waren zu gering, um einen Umschwung herbeizuführen. Überdies zeigten sich die unter deutscher Führung stehenden Mittelmächte auch im weiteren Verlauf dieses Feldzuges auf geradezu klassischer Höhe. —

Der Einbruch der Rumänen in Siebenbürgen, speziell der fehlende Schutz seiner Grenzen, gab der Opposition im ungarischen Parlament, das zu jener Zeit tagte, die willkommene Gelegenheit, über Regierung und Majorität in schärfster Weise herzufallen, wobei naturgemäß das Armeeoberkommando und einige Armeeführer in nichts weniger als schonender Weise behandelt wurden. So wenig Grund ich vom persönlichen Standpunkt aus hatte, das Armeeoberkommando zu verteidigen und so viele Fehler es auch haben mochte, so war — meiner Ansicht nach — doch jener Vorwurf, der sich auf die zeitweise Preisgabe großer Teile Siebenbürgens bezog, durchaus ungerechtfertigt. Bei allen darauf zielenden Rededuellen, die Tisza in erster Linie mit Andrassy zu bestehen hatte, ging — bei objektiver Beurteilung — ersterer meist als Sieger hervor. Nicht nur die sachlich stärkeren Beweisgründe standen ihm zu Gebote, sondern seine Persönlichkeit erwies sich meistens überlegen. Andrassys persönlicher Ehrgeiz ging zu offensichtlich dahin, sich an Stelle Tiszas zu setzen oder den Posten am Wiener Ballplatz zu gewinnen. Er setzte sich überdies mit seinem ganzen, gar nicht zu unterschätzenden Einfluß für die Lösung der polnischen Frage im austro-polnischen Sinne ein. Von dieser höchst unglücklichen Idee soll noch gesprochen werden.

In einer geheimen Parlamentssitzung gab Prinz Windischgraetz eine Deklaration ab, die eine wahrhaft vernichtende Kritik der meisten Verfügungen des Armeeoberkommandos enthielt. Er besprach dabei auch meine Angelegenheit. Die enthüllten Einzelheiten riefen große Sensation hervor, und trotzdem die Sitzung geheim war — oder vielleicht eben deswegen — bekamen weite Kreise Kenntnis hiervon. Auf welch schwachen Füßen mochte das Armeeoberkommando damals wohl gestanden und wie schuldig mußte es sich gefühlt haben, daß es nicht mehr den Mut fand, irgendwie zu replizieren! Selbst in meiner Sache nicht, wo es ganz unverhüllt als der Urheber des an mir begangenen Unrechtes hingestellt, und das Brutale und Unverantwortliche dieses Beginnens gegeißelt wurde.

Persönlich bin ich dem Prinzen zu Dank verpflichtet, denn seine Darlegungen haben mir in der öffentlichen Meinung sehr genützt. Im Anfang wohl auch bei den obersten Ingerenzen, denen ja jede Meinung imponierte, die aus Ungarn scharf herüberwehte. —

Ich meinte, es sei nun der Waffenruhe genug, die ich in der Angelegenheit der Rückerstattung des kaiserlichen Handschreibens bewahrt hatte, und da meine Geduld am Ende war, richtete ich in der zweiten Hälfte Oktober ein kurzes, doch sehr entschieden gehaltenes Schreiben an den Generaladjutanten und Chef der Militärkanzlei,

daraus unschwer zu entnehmen war, daß ich nun willens sei, im äußersten Falle den Rechtsweg zu betreten.

Zwei Tage darauf wurde mir, wie es im Begleitbrief hieß, das „zeitweilig zurückgezogene Handschreiben" ausgefolgt. Es war das Originalgeschäftsstück, das mir am 23. April 1915 eingehändigt worden war. Damit hatte ich die Genugtuung, meinen Rechtsstandpunkt durchgesetzt zu haben.

Doch auch jetzt ging es ohne gesetzwidrige Nörgelei nicht ab. Man wollte nämlich das Handschreiben nicht publizieren. Und der verantwortliche Kriegsminister verständigte mich offiziell, daß laut „Weisung der Militärkanzlei" von der traditionellen und geschäftsordnungsmäßigen Verlautbarung im Personal-Verordnungs-Blatt in diesem Falle abgesehen, und nur jene militärischen Behörden, die es wissen mußten, sowie mein Regiment, verständigt werden würden. Eine Rechtsverletzung, gegen die in einer Gewaltzeit auf militärischem Gebiete nicht anzukämpfen war. Doch als österreichischer Staatsbürger wandte ich mich kurzerhand an den Ministerpräsidenten Dr. von Koerber[1]), der auch sofort die amtliche Publikation in den Amts- und anderen Zeitungen veranlaßte.

Doch blieb es auch weiter allen Blättern verboten, das Handschreiben mit irgendeiner Verbrämung versehen der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

So war leider das System und der Geist, der seit Jahrhunderten herrschte, nicht nur in solchen untergeordneten Fragen, sondern auch in schwerwiegenden Staatsfragen!

Eine große Überraschung für die Völker der Mittelmächte hatte der 6. November 1916 aufgespart. Es war die von den beiden Kaisern ausgehende manifeste Erklärung der Wiederaufrichtung Polens als selbständiges konstitutionellles Königreich bei gleichzeitiger vollständiger Autonomisierung Galiziens.

Über diese Staatsaktion, die als der Auftakt zu einer austro-polnischen Lösung gedacht war, die aber dann in letzter Instanz zu einem den Mittelmächten feindlich gegenüberstehenden Großpolen geführt hat, soll hier nur gesagt werden, daß sie vom ersten Momente an die schwersten Bedenken bei all denen auslöste, die einen unversehrten Besitzstand des alten Reiches als das zu erstrebende Ziel des ganzen

---

[1]) Eines charakteristischen Momentes will ich hier Erwähnung tun. Herr von Koerber, der meinen Ausführungen auf das aufmerksamste folgte, meinte, als ich ihm das kaiserliche Handschreiben übergeben wollte, halb im Ernst, halb im Scherz: „Bitte, Exzellenz — eine Abschrift, ja nicht das Original, denn man ist imstande, es auch mir zu entwinden!" Es war ja lächelnd gesagt, beweist aber doch, daß auch dieser hochstehende und vielerfahrene Staatsmann jede Vergewaltigung für möglich hielt.

Krieges ansahen. Es wäre denn, daß — gewissermaßen im Tauschwege — für die Überlassung Galiziens, die doch nur als Frage einer ganz kurzen Zeit angesehen werden konnte, die Erstreckung der österreichisch-ungarischen Machtsphäre auf andere Gebiete ausgedehnt worden wäre, die vom geopolitischen Standpunkte aus besser in den Rahmen der Monarchie gepaßt hätten.

Dies lag aber gar nicht im Sinne der leitenden Kreise, die als Entgelt ihrer so großzügigen Gebergeste vor allem die Bereitstellung einer ansehnlichen nationalpolnischen Streitermacht für das Frühjahr 1917 erhofften, in dieser Hoffnung jedoch gründlich getäuscht wurden.

Die Besprechung der wahrhaft blutigen Satire, zu der sich nach den verschiedensten Schwankungen schließlich die Lösung der polnischen Frage für die „Befreiungsmächte" entwickelte, fällt außerhalb des Rahmens dieser Schilderung. Jedenfalls hat aber die große Kaiserin Maria Theresia vor 130 Jahren richtiger geurteilt als die „weisen Staatsmänner", die sie zur dritten Teilung Polens bestimmten. Die von ihr eigenhändig geschriebene Schlußresolution spricht da eine beredte Sprache.

Drei Todesfälle von besonderer Bedeutung bezeichnen diese Periode, Oktober—November 1916.

Vorerst der Tod des Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh, der dem sozialdemokratischen Fanatiker Friedrich Adler zum Opfer fiel. Dann jener des Botschafters des deutschen Reiches, Tschirschky und Bögendorff. Am 21. November aber verschied der Nestor aller Potentaten, Kaiser und König Franz Joseph I.

Heute, da Jahre seit jenem Ereignis vorübergezogen sind, und sich seither vieles, ja alles verändert hat, vermag man es eigentlich nicht zu verstehen, daß der Eindruck, den der Heimgang des greisen Kaisers hervorgerufen, so rasch verflogen ist. Eine fast siebzigjährige, kaum dagewesen lange Regierungsdauer — und die Erinnerung daran weggeweht wie Laub im Winde. Menschengröße! Purpurumsäumte Herrlichkeit!

Die gewaltigen, einander überstürzenden Zeitgeschehnisse mit der sich stets steigernden Sorge, davon jeder einzelne berührt wurde, trugen wohl bei, daß der Glanz jener Krone und ihres schon fast mythisch gewordenen Trägers so rasch verschleiert werden konnte. Immerhin ist es bezeichnend, wie selbst größte materielle Macht nach ihrem Ende sofort den Einfluß verliert, den sie kurze Zeit vorher noch souverän ausgeübt hat. Nur wenn diese Macht aus dem Innern der Persönlichkeit quillt, setzt oft mit dem physischen Ende erst recht der Aufstieg zu geistigem Ruhm ein, zur Beherrschung der Geister und Seelen.

Ich übergehe die Trauerfeierlichkeiten, wobei der vierjährige Kronprinz Otto die Sensation der so leicht zu entzückenden Wiener bildete. Alles was zu Hof gehörte, was Rang und Würde hatte, eine große Zahl fremder Fürstlichkeiten war versammelt. Ein glanzvolles Bild von Farbe, Pracht und Macht, durchfunkelt vom Sonnenlicht eines milden Wintertages. Es war das letzte Prunkfest des alten Österreich. — Ein Totenfest!

Man fühlte eine gewisse Erleichterung, als diese Feierlichkeiten vorüber waren, da die Gelegenheit zu Attentaten eine große war. Solche ereigneten sich jedoch glücklicherweise nicht. —

In kürzester Zeit war das Band der Liebe zwischen dem Volk und dem neuen Monarchen gewunden. So schnell und fest, wie es nur im kritiklosen, gemütvoll weichen Österreich möglich war. Das Regime hatte gewechselt. Die Herzen flogen dem jungen Kaiserpaar zu. „So rührend jung!" klang es mit warmem Herzenston. Tausend Anekdoten und Legenden von Güte, Bescheidenheit und Edelmut schwirrten auf. Hoffnung und Zuversicht blühten. Und der Optimismus des Österreichers, vor allem des Wieners, wähnte, die jugendliche Herrscherhand würde nun alle Wunden des Reiches verbinden und heilen.

Viele glaubten, es wäre nun auch für mich eine neue Zeit gekommen. Und zu tiefst glaubte ich's fast auch selbst. Man wollte von meiner Wiederverwendung wissen.

Doch sehr bald erkannte ich, daß die Erfüllung dieser Wünsche, die tatsächlich aus dem Volke und aus der Armee kamen, ausgeschlossen sei. Alle Männer, die den jungen Kaiser umgaben, setzten sich doch aussschließlich aus meinen erbittertsten Gegnern zusammen, da mußten sie doch dringendst verhindern, daß mir wieder Einfluß, Macht und Stellung gegeben würde.

Daß der junge Kaiser in diesem Sinne gründlichst informiert wurde, konnte ich mir denken. Überdies fühlte ich, daß ich dem jungen Gebieter niemals sympathisch gewesen. Daß daraus aber eine so krasse Antipathie geworden war, erfuhr ich erst später. Dabei sah ich aber jeden Tag an vielen anderen, daß die willkürlichste Gunst und Ungunst Kaiser Karls die maßgebendste Rolle spielte. Wie hätte mir da die Gerechtigkeit, geschweige denn Anerkennung und Genugtuung werden können? Logik und Vernunft sagten mir daher zur Genüge, daß ich auf nichts zu hoffen hatte.

Dessenungeachtet erfreute ich mich der indirekten Anerkennung, die aus den breiten Schichten kam, und ich bekenne, daß es mich über manche bittere Enttäuschung hinweghob. Nicht nur aus allen Teilen der Monarchie und der Armee kamen mir Rufe zu, sie kamen sogar von Soldaten, die sich in russischer Gefangenschaft befanden.

Erdrosseln hatte man mich wollen, und doch rief ein Teil der Bevölkerung immer wieder nach mir! Wohl hatte man es in der Hand, die vox populi nicht zu hören, doch sie verstummen zu machen vermochte man nicht.

Mitte Dezember besuchte mich, wie noch oft nachher, unerwartet und unangesagt Erzherzog Josef Ferdinand. Er erzählte mir von Luck, daran er sich schuldlos fühlte. Er meinte, wenn ich wieder in Verwendung käme, würde er gerne unter mein Kommando treten. Aber die Sonne wäre wohl eher vom Himmel gefallen, als daß solch Ideenumsturz in unserem Staatswesen erfolgen konnte! Immerhin war es vom Erzherzog lieb, um so mehr da er wußte, wie sehr ich bei den obersten Faktoren als persona ingratissima galt.

In den letzten Dezembertagen fanden in Budapest die Krönungsfeierlichkeiten statt. Ich beschloß, dieser Feier beizuwohnen.

Die glänzend aufstrebende Hochburg ungarischer Macht und wohl eines noch größeren nationalen Ehrgeizes präsentierte sich bei herrlichem Wetter in einem allerdings nicht zu üppigen Flaggen- und Galaschmuck. Als simpler Fußtourist, der ich diesmal war, drängte sich mir unwillkürlich der Vergleich mit jenen Tagen auf, da ich als Minister oder in Amt und Würden befindlicher Armeeinspektor dort weilen konnte.

Erfreulich war es mir aber zu sehen, daß ich mich selbst in Budapest einer ausgesprochenen Popularität erfreute.

Am Vorabend des Krönungstages traf ich mit Prinz Ludwig Windischgraetz zusammen. Durch ihn erhielt ich die authentische Nachricht, daß der junge Kaiser mir von vornherein jegliche Gunst entzogen habe, ja — verbis expressis — mich nicht leiden möge.

Es überraschte mich nicht, denn ich ahnte, daß das eingeträufelte Gift der Umgebung vorzüglich gewirkt habe. Die einfachste Überlegung mußte mir sagen, daß der junge Monarch doch einiges Interesse an mir haben müßte, wenn man ihm nicht die schwärzesten Dinge — in diesem Fall böswillige Unwahrheiten — oft und oft vorgetragen und mein ganzes Wesen schlankweg verfälscht hätte.

Fraglos wäre es die primäre Pflicht des obersten Kriegsherrn gewesen, meinem absonderlichen, noch gar nie dagewesenen Fall genau nachzugehen und sich selbst zu überzeugen. Bei den Erzherzogen Josef und Peter Ferdinand recherchierte er doch sofort in eingehender Weise, um sie entgegen vielfach anderer Anschauung wieder einzusetzen. Männer, die ihm in seinen früheren Jahren nahegestanden, erhob er nach Beschluß seiner Laune und Gunst sofort zu hohen militärischen Würden und Ehren. Da hätte sich's vielleicht doch

verlohnt, auch mich mindestens persönlich zu Wort kommen zu lassen. Dies geschah aber nie.

Die Krönungsfeierlichkeit wurde so oft beschrieben, daß ich eine Schilderung hier unterlasse.

Ich hatte vom ungarischen Finanzministerium aus, wo auch die ungarische Aristokratie, speziell die strahlenden und meist auch schönen Magnatinnen versammelt waren, einen prächtigen Beobachtungsplatz. Trotz mancher Skepsis gegen derlei Schaustellungen konnte ich mich einer gewissen Ergriffenheit nicht erwehren, als nach dem Krönungseid die Unzahl der Anwesenden in das „Szozat" einstimmte, das unter dem Donner der Geschütze intoniert wurde Eine Zeremonie, die in gleicher Weise seit 900 Jahren stets wiederholt, die Verbindung des Herrschers mit der Nation und dabei die gleichberechtigte Souveränität beider kündete. Der Schwur des ungarischen Königs involvierte auch immer eine Koordinierung der ungarischen Nation zur Königswürde. Dies durfte nie vergessen werden, gleichwie, daß nach Ablegung des Königsschwures jedes staatsrechtliche Experiment, insoweit Ungarn hierdurch direkt oder indirekt betroffen worden wäre, einfach ausgeschlossen war.

Als Gegenstück hierzu sei berichtet, daß in Österreich seitens des jungen Kaisers das in den Verfassungsgesetzen begründete Gelöbnis auf die Verfassung nicht abgelegt wurde, sondern, daß im Inaugurationsmanifest die Völker gewissermaßen auf einen späteren Zeitmoment vertröstet wurden. Daraus wäre zu schließen, daß wahrscheinlich Verfassungsänderungen geplant waren. Doch unter Voraussetzung, daß solche nur auf gesetzmäßigem Wege zum Beschlusse und zur Durchführung gelangen sollten, hätte dem auch das abgegebene Gelöbnis kein Hindernis bereitet. Daß es aber nicht abgelegt wurde, erscheint mir als eine große politische Unklugheit. Schon deswegen, weil hierdurch den Völkern Österreichs wieder einmal ad oculos demonstriert wurde, daß sie, respektive ihre Verfassung, doch nicht als so ganz vollwertig angesehen wurden; mehr aber noch aus dem Grunde, daß man hierdurch ein Band zu knüpfen unterließ, das die Völker eben mitverbunden hätte.

Gewiß, in Österreich war die Erbfolge nach dem altmonarchistischen Grundsatz: „le roi est mort, vive le roi!" zu beurteilen, und im Gegensatz zu Ungarn war die Ausübung der Herrscherhoheit nicht an einen Inauguraleid direkt gebunden. Doch ich glaube, daß es neben den immatrikulierten Gesetzen doch noch so etwas wie ein ethisches Gesetz gibt. Für den denkenden österreichischen Staatsangehörigen konnte es daher nicht ganz gleichgültig sein, wenn die Ausübung der Herrscherrechte seitens des gemeinsamen Herrschers sich auch äußer-

lich in so disparater Weise vollzog. Es sei dahingestellt, ob dies auf die weitere Entwicklung der Dinge nicht einen wesentlichen Einfluß genommen hat. —

Um auf die ungarischen Verhältnisse und die damals laufenden Begebenheiten wieder zurückzukommen, sei erwähnt, daß die Dinge nunmehr einem raschen Wandel unterlagen. Dies sprach sich z. B. dadurch besonders aus, daß sich der linke Flügel der Oligarchen, Batthyany, Karoly usw., desgleichen die Demokraten, wie Vaszony, von den Krönungsfeierlichkeiten absentierten und kaum sechs Monate später teils auf dem Ministerfauteuil, teils in anderen offiziell anerkannten prädominanten Stellungen saßen. —

Schon am Abend des Krönungstages brachten fast ausnahmslos alle Blätter die Notiz, daß ich vom König zur Krönung „eingeladen" worden war und bei dieser Gelegenheit Batthyany und Vaszony aufgesucht hätte. Wahrheit und Dichtung glücklich gemengt. Wer dies ersonnen und in die Blätter lanciert, konnte ich niemals erfahren. Daß aber diese Notiz sensationell wirken würde, dessen war ich mir sofort bewußt. Und da ich über die Stimmung unterrichtet war, die an oberster Stelle herrschte, so ahnte ich, daß die bestehende Animosität dadurch nur verstärkt werden würde. Vielleicht war diese Notiz ein wohlberechneter Coup von feindlicher Seite, um so mehr, als die Zusammenstellung der „kaiserlichen Einladung" und des Besuches der genannten Politiker einen pikanten Beigeschmack erhielt, der der ungarischen Regierung und der Arbeitspartei unmöglich munden konnte.

Wenige Tage später teilte mir auch schon der Kriegsminister mündlich mit: „Seine Majestät ließe mir sagen, daß ihm mein Auftreten in der Öffentlichkeit nicht gefalle, speziell daß ich beim Ministerpräsidenten Tisza und beim Kardinal Piffl Besuche mache. Ich möge Ruhe geben, denn ich hätte genug erreicht!"

Über diese außerordentlich ungnädige und mit den Tatsachen gar nicht übereinstimmende Apostrophe war ich ebenso konsterniert, wie empört. Vorerst stellte ich die Tatsache richtig, sagte aber unumwunden, daß ich mir das persönliche Recht, meine Bekannten zu besuchen, unter keinen Umständen nehmen lasse. Weiters erklärte ich freimütig, daß das Maß des „Erreichten" mit meinen wohl vorhandenen Verdiensten kaum in Einklang gebracht werden könne, da mir ja nicht einmal das rückerkannt wurde, was mir durch die kaiserliche Entschließung im April 1915 zugewiesen wurde. (Personalzulage.) Der Minister versprach aus freien Stücken, letzteres relevieren zu wollen. Ich akzeptierte es und ersuchte ihn, all das, was ich gesagt hatte, an oberster Stelle vorzutragen und hinzuzufügen,

daß ich mir meines Rechtes vollauf bewußt sei. Was der Minister dann tatsächlich vortrug, ist mir unbekannt. Als nach vierzehn Tagen keine Antwort kam, ersuchte ich ihn schriftlich um Aufklärung und wiederholte mein Recht in verbindlicher aber entschiedener Form. Der Minister legte diesen an ihn gerichteten Brief dem Kaiser vor und antwortete mir dann, daß „Seine Majestät nichts zu befinden geruht habe". So wendete ich mich nun an den Kaiser selbst und verfaßte eine Niederschrift, darin ich in gedrängter Kürze auf meine Tätigkeit als Minister und Armeeführer hinwies, die vollkommene Grundlosigkeit meiner Amovierung sachlich beleuchtete und die gegen mich abgeführte Untersuchung darlegte. Auch alle sonstigen Vorkommnisse brachte ich zur Sprache, um dem jungen Monarchen möglichst über alle Momente Aufklärung zu geben, die ein Motiv zu Klatsch und Verleumdung bilden konnten.

Es fanden sich drei hohe Persönlichkeiten, die die Vermittlerrolle übernehmen wollten, ein Kirchenfürst, ein kaiserlicher Prinz und eine Dame der Hocharistokratie, da der Brief auf legalem und normalem Weg doch niemals in die Hände des Kaisers gelangt wäre. Alle drei hohen Interpreten erfuhren aber die starrste und entschiedenste Negation.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten zäsarischer Auffassung und daraus resultierender Willensstarrheit, sich nicht überzeugen zu wollen, wenn dies den inneren Stimmungsmomenten nicht entspricht. Tritt dann noch Mangel an Erfahrung, bedingt durch große Jugend, hinzu und überdies ein Erziehungs- und Werdegang, wobei Äußerlichkeiten, sowie stramme Präzision in kleinlichen Ausführungsdetails das meritorische Kernerfassen überwuchert hatten, so kommt es vor, daß an momentanen Eingebungen leidenschaftlich festgehalten wird, um sich der Gefahr zu entziehen, überlegen zu müssen und letzten Endes vielleicht einem eigenen Erkenntnisfehler auf die Spur zu kommen.

Inzwischen erfolgte ein Revirement unter den Hochfunktionären. Statt Montenuovo kam Hohenlohe, statt Lanckoronski Berchtold, an Stelle Dr. Koerbers Clam-Martinic[1]). Die Reihe der militärischen

[1]) Graf Clam-Martinic leistete bis November 1917 Truppendienst in ganz vorzüglicher Weise, dann wurde er Ackerbauminister und wenige Wochen darauf Ministerpräsident. Seiner Politik schwebte die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände als leitendes Ideal vor. Doch wollte er vorher — unter stillschweigender Zustimmung maßgebender Parteien — im Verordnungswege die deutsche Staatssprache einführen, den deutsch-böhmischen Ausgleich regeln und die Autonomie Galiziens, diese selbstgeschaffene stachelige Frage, ordnen. Sogar die Geschäftsordnung des Parlaments sollte in dieser Weise beiden Häusern zugestellt werden — wohl die tiefgreifendste Auswertung des berühmten und berüchtigten § 14. Ein staatsrechtlicher Eingriff, der gewiß von den besten Intentionen begleitet war, um die pernitiösen Fragen summarisch

Sommitäten, die zurücktraten, eröffnete der Generaladjutant Bolfras, an dessen Stelle Feldmarschalleutnant Marterer kam.

Generaladjutant Baron Bolfras bekleidete seine gewiß nicht leichte Stellung fast 28 Jahre lang und war seinem kaiserlichen Herrn in wahrhaft antiker Treue ergeben. In diesen Blättern wurde über ihn wiederholt gesprochen, da der Einfluß, den er auf mein Leben und Wirken nahm, ein tiefgehender war — leider nur im negativen Sinne. Persönlich gab ich hierzu nie eine Veranlassung. Die sachlichen Momente aber sind in diesen Zeilen mit photographischer Treue wiedergegeben.

Eines sei aber trotz allem festgehalten: die unbedingte persönliche Integrität des Generaladjutanten. Sein Urteil über mein Wesen und Streben war von schweren Irrtümern durchsetzt, doch er war des Glaubens, daß er im Sinne des Systems, zu dessen ersten Repräsentanten er zählte, so handeln müsse. Und in dieses System eingezwängt, konnte er den Rückweg nicht mehr finden, als er — wie höchst wahrscheinlich — seinen Irrtum spät erkannte. Vom Armeeoberkommandanten, von sonstigen hohen Persönlichkeiten und von jenen seines Kabinetts beeinflußt, glaubte er noch immer seiner Lebensmaxime: „korrekt" zu entsprechen, als er sich von einer Verfolgungsmanie leiten ließ, die seinem inneren Wesen eigentlich gar nicht entsprach. Kraft seiner Stellung tat er mir wohl viel Böses an, doch die Intentionen hierzu kamen weit mehr von anderer Seite als von ihm selbst. Doch eben darum sei über diesen Repräsentanten des alten Systems so objektiv gesprochen. —

— —

Erzherzog Friedrich wurde des Armeeoberkommandos enthoben, das der jugendliche Kaiser selbst in die Hand nahm. Auch Conrad von Hötzendorf, der zum Feldmarschall ernannt worden war, mußte den Posten des Chefs des Generalstabes zurücklegen. Dieser Rücktritt sowie die Ernennung des bei den Deutschen sehr beliebten Generals von Arz zum Chef, war eine schon seit Monaten besprochene

---

zu lösen. Graf Clam kam damit den geheimen und offenen Wünschen der deutschen Vertreter, exklusive der Sozialdemokraten, entgegen, desgleichen jenen der Polen. Die scharf einsetzende Haus- und Geschäftsordnung sollte weiters über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Die Verhandlungen und Vorbereitungen für die bezüglichen kaiserlichen Patente dürften auch schon ziemlich weit gediehen gewesen sein, als durch den Ausbruch der russischen Revolution die demokratischen Elemente in allen Ländern einen derartigen Kraftzuschuß erhielten, daß man es dann doch für gewagt hielt, umstürzende Veränderungen im Verordnungswege vorzunehmen. Man entschloß sich daher, sichtlich schweren Herzens, das fast drei Jahre schlummernde Dornröschenparlament zu wecken. Dem Grafen Clam gelang es dann trotz redlichsten Willens nicht, seine Ideen auf parlamentarischem Wege zur Geltung zu bringen.

Angelegenheit, wirkte aber im letzten Moment doch überraschend. Zu den sachlichen Motiven kam nun noch der maßgebende Umstand, daß für den prädominanten deutschen Einfluß, der allseits walten sollte, leider aber dann weniger denn je gewaltet hat, an der Spitze des österreichisch-ungarischen Generalstabes eine rangjüngere Kraft zweifelsohne besser geeignet war, als ein Feldmarschall. Schließlich haben, wie dies bei uns mal Regel war, auch private Momente bei Conrads Enthebung mitgesprochen.

In diesen Blättern ist Conrads Wirken wiederholt in objektiver Weise geschildert worden. Seine Verdienste, die sich namentlich um Gorlice kristallisieren, wurden hoch belohnt. Der Marschallstab, die Kriegsdekoration zu allen Großkreuzen und schließlich auch das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens zeigen deutlich, daß ihm gegenüber mit Anerkennung nicht gegeizt wurde. Dagegen belud man ihn niemals mit Verantwortung für die Fehler, die schließlich ihn als Leiter der Operationen belasten, mindestens aber mitbelasten.

Daß er mir in meinem persönlichen Kampf gegen die zu allem fähige Übermacht keine Stütze bot, soll hier weder erörtert, noch ihm nachgetragen werden. Er tat nur, was andere auch taten.

Außer diesen obersten Persönlichkeiten glitten noch dei gentium minorum aus dem Armeeoberkommando ab, doch wurde ihnen ein Begräbnis erster Klasse zuteil. —

In den Winter- und Frühjahrsmonaten 1917 ergaben sich auf dem russisch-rumänischen, sowie auf dem italienischen Kriegsschauplatz keine belangreichen Frontereignisse. Im Westen bewirkten die Deutschen den berühmt gewordenen Rückzug aus einer vorderen in eine rückwärtige Kampffront. Er repräsentierte ein kaum zu überbietendes Beispiel taktischer Geschicklichkeit und gewann hierdurch die Bedeutung eines — allerdings nur negativen — Erfolges. Der Mangel größerer strategischer Reserven ermöglichte eben keine günstigere Kombination.

Hierzu kam dann aber, daß die Wahrscheinlichkeit eines effektiven Eingreifens seitens Nordamerikas stets deutlicher in Erscheinung trat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in dieser Richtung bei der deutschen obersten Heeresleitung die Verhältnisse zu optimistisch beurteilte. Ein Überschätzen der Resultate des U-Bootkrieges, als Gegenstück ein Unterschätzen der Fähigkeit Nordamerikas, gewaltige Heeresmassen zu effektiver Verwendung zu bringen, erbrachten ein politisches und militärisches Kalkül, das von folgenschwerster Bedeutung wurde. Ein Niederschlag der Stimmungen und Differenzen, die diesbezüglich zwischen den obersten deutschen Autoritäten gewaltet haben mochte, war auch hier in den Kreisen der deutschen

Botschaft zu merken. Hierbei repräsentierten die militärischen Persönlichkeiten stets die optimistische, die zivilen mit Tschirschky an der Spitze die zögernde, wägende, pessimistische Richtung. Letzere behielt letzten Endes recht.

Es muß überhaupt zugegeben werden, daß in jenem Momente (Vorfrühjahr 1917) für jeden, der die möglichen Ereignisse bis in die letzten Konsequenzen durchdachte, trotz aller Waffenerfolge doch schon Sorgen aufdämmern mußten, namentlich in dem Sinne, daß es immer deutlicher wurde, wie in diesem Krieg der Kriege die militärischen Ereignisse stetig an Bedeutung verloren. Seitens der Mittelmächte wurde der Krieg unter dem antiquierten Gesichtspunkt begonnen, daß bei Eintritt des Waffenganges nur mehr die militärischen Momente zu Worte kommen dürfen. So lag's aber nicht mehr. Man mußte sich im Gegenteil sagen, daß der Krieg wohl durch vernichtende militärische Schläge gewonnen und dem überwundenen Teil dann harte Bedingungen auferlegt werden können, daß aber ein wirtschaftlicher Zusammenbruch zu einem Niederbruch kat' exochen führen würde, der den Überwundenen vollkommen wehrlos machen müsse. In dieser Hinsicht war aber die Voraussicht der Ententemächte weit großzügiger als jene der Mittelmächte, die eben den Krieg noch in überkommener Weise, oder wie die Franzosen sagen: „trop réglementaire" führten. Es gab vielleicht einheitliche, tiefgründige strategische Angriffs- und Verteidigungspläne, aber leider keinen einheitlichen Wirtschaftsplan. Und wenn schließlich selbst die strategische Einheitsfront in den wichtigsten Momenten — zu gutem Teil durch unsere Schuld — versagte, so kann von einer wirtschaftlichen Einheitsfront überhaupt nicht gesprochen werden. Doch just diese tat dem wirtschaftlich so ungleich schwächeren Teil besonders not. —

In Wien kam's im Frühjahr 1917 zu einem damals vielbesprochenen Prozeß (Kranzprozeß). Er endete mit dem Freispruch der Angeklagten, war aber reich an Sensationen. Hierbei kam der Kriegsminister — dessen Integrität aber außer jedem Zweifel steht — dadurch einigermaßen ins Gedränge, daß eine von ihm abgegebene öffentliche Emanation nicht aufrecht erhalten werden konnte.

Er trat dann unter allen Gunst- und Ehrenbezeugungen zurück. Die kaiserliche Huld ermöglichte sogar, daß ihm, der fast nie ein Kommando geführt hatte, sofort ein Armeekommando anvertraut wurde!

Im ungarischen Parlament waren diesbezüglich Interpellationen vorbereitet. Sie gelangten aber nicht zur Verlesung, da das Parlament mittels königlichen Handschreibens vertagt wurde. Es kam

dann bald zu einer großen Krise, nicht nur des Ministeriums Tisza, sondern auch der ganzen Arbeitspartei, die mit deren Niederlage endete. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß einer der präsumtiven Interpellanten einen Sitz im neuen Ministerium fand.

Krobatins Nachfolger war der General Stöger-Steiner, der letzte Kriegsminister der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Es soll nun einer entschwundenen militärischen Institution gedacht werden, teils weil sie ein Spezifikum österreichischer Heereseinrichtung bedeutete, teils weil sie auf alle staatlichen Wehrverhältnisse, besonders aber auf höhere Personalien einen ganz unheimlichen Einfluß ausübte. Ich meine die Militärkanzlei des Kaisers. Halb im Verborgenen gedieh sie üppigst und war gewissermaßen mit dem archimedischen Punkt vergleichbar, von dem aus man wohl nicht die Welt, aber den konstitutionellen Einfluß auf die ganze Wehreinrichtung nahezu aus den Angeln heben konnte.

Sie war das letzte und daher auch sorgsamst gehütete Restchen rein autokratischer Willensbetätigung. Alle Vorschläge und sonstigen Unterbreitungen des allein verantwortlichen Kriegsministers mußten in letzter Instanz die — keine Verantwortung tragende — kaiserliche Militärkanzlei passieren. Dadurch allein wurde schon dem täglich beim Kaiser referierenden Chef dieser Kanzlei ein Einfluß eingeräumt, gegen den sich jeder Kriegsminister vergebens gesträubt hätte. Und so konnte sich nur jener ohne schwere Kämpfe behaupten, der mit der unumschränkt waltenden Militärkanzlei in ein ungeschriebenes Vertragsverhältnis trat, sich also ihren Wünschen akkommodierte, noch besser aber subordinierte.

Bezeichnenderweise bestand für die Militärkanzlei keine eigentliche Dienstvorschrift. Dafür herrschte souverän die Tradition, die sie zum Rang einer allmächtigen Zentralkanzlei erhoben hatte. Ihr Wirken war mit jenem der zivilen kaiserlichen Kabinettskanzlei nicht zu vergleichen. Wenngleich diese — insbesondere die österreichische — noch die Rudimente einstigen autokratischen Regierungssystems darstellte, so war deren Einfluß auf die verfassungsmäßigen Ressortminister doch Null im Vergleich mit jenem der Militärkanzlei auf den ebenfalls verfassungsmäßigen Kriegsminister.

Diese Institution war auch eine Sammelstelle für Nachrichten persönlicher Natur und leider oft auch für Einflüsterungen. Durch weitere Appretierung wurde dann häufig im geheimen Stimmung gemacht, daraus sich manchmal die sonderbarsten Entschlüsse entpuppten, die hauptsächlich unter dem letzten Regime blitzartig herniedersausten. So hätte am Eingang der Militärkanzlei eigentlich das altägyptische Wappentier, die Uräusschlange, prangen sollen.

In den letzten Lebensjahren des verewigten Kaisers bildete diese Kanzlei einen Teil jener undurchdringlichen Mauer, durch die der greise Monarch hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen gehalten worden war. Und dann glitt dieses System unmerklich auch in das junge Regime hinüber, um sich womöglich hier noch zu höherer Blüte zu entfalten. Die Männer, die da walteten, waren aber seit vielen Jahrzehnten stets die gleichen. Nur die Namen wechselten. Dieses System, das so viel Unheil gebracht, wurde merkwürdigerweise niemals bekämpft, am wenigsten im parlamentarischen Wege. Es war eben eine zu machtvolle Einrichtung, gestützt auf Überkommnisse, und die Drahtzieher waren nicht erreichbar, denn sie saßen hinter den Kulissen.

Diese Einrichtung war direkt schädlich. Für etwa nötige statistische und manipulative Dienste hätte eine kleine militärische Kanzlei genügt, darüber hinaus aber nichts! Vor allem keine übermächtigen Würdenträger, die, falls sie geschickt und tüchtig, an andern Stellen und im freien Tageslicht weit besser hätten wirken können. Wer aber die oberste Autorität im Staatswesen berät und den Gesetzen gemäß regiert, soll auch die Verantwortung vor der Öffentlichkeit tragen, dort Rede und Antwort stehen. Für hochchargierte, ordensgeschmückte Zwischenstellen sollte jedoch in keinem Staate Platz sein, zwischen der obersten Potenz und der Armee keine okkulte Behörde stehen, die einen übermächtigen Einfluß, aber keine Verantwortung besitzt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu Beginn des Frühjahrs 1917 brach die russische Revolution aus. Das autokratische Regime, dessen Fundament man aus Stahl gebaut erachtete, wurde einfach weggeblasen. Es ist hier nicht der Platz, über dieses epochale Geschehnis zu berichten. Auch liegen die Quellen und die Begebenheiten noch derart im Dunkeln, daß ein Urteil darüber ausgeschlossen ist. Ich will nur flüchtig die äußern Momente streifen, so wie sie sich hier in Wien dem Beobachter wiesen.

Der erste Eindruck läßt sich am besten in den damals überall gehörten Ausruf einfangen: „Also doch . . .!" Seit Kriegsbeginn, eigentlich schon vorher, wurde vom Losbrechen der russischen Revolution wie von etwas sicher zu Erwartendem gesprochen. Doch letzten Endes hatte niemand mehr daran wirklich geglaubt. Weiters drängte sich sofort die Frage auf alle Lippen: wie wird sich dies Ereignis militär-politisch umsetzen, vor allem: wird es uns den Frieden bringen? Und da gab's wohl bedeutend mehr „Ja" als „Nein", wobei allerdings der Wunsch der Vater des Gedankens war. Unter Revolution verstand man eben eine rasche und gründliche Destruktion, beson-

ders eine Destruktion der Armee, da es bezüglich dieser als unumstößliche Gewißheit galt, daß Armee und Zar eins seien. Allerdings wurde man bald gewahr, daß die revolutionäre Bewegung — mindestens bei deren Beginn — zum guten Teil von auswärts hereingetragen worden war und sich gegen angebliche Friedensvelléitäten des Zaren richtete.

Kerenski, der erste Präsident der russischen Republik, der in imperialistischer Anwandlung zu der übereilten, nur anfänglich vom Erfolg begleiteten Offensive griff, — der vollständige Zusammenbruch der russischen Front, hervorgerufen durch die allgemeine Gegenoffensive unter Leitung des Prinzen von Bayern, die darauf einsetzende gänzliche Auflösung der russischen Armeen, die unter der bolschewistischen Herrschaft grotesk in Erscheinung trat, die Friedensverhandlungen von Brest Litowsk und der nachfolgende Frieden selbst mit all seinen Begleitumständen — ein wahres Kaleidoskop seltsamer, das ganze russische Reich durchrüttelnder und zertrümmernder Vorfälle — ein Weltendrama, das einst hundert Bände füllen muß.

Da drängt sich wohl die Frage auf, wieso es kam, daß gleich im Beginn dieser ungeheuern Bewegung die anscheinend so festgefügte, autokratisch zusammengeballte russische Riesenarmee mit ihren zahlreichen, darunter auch siegreichen Generalen so plötzlich ihren obersten Kriegsherrn, den allmächtig scheinenden Zaren, im Stich lassen konnte. Wieso sich nicht eine Hand rührte, als er in schimpflicher Weise der Krone entsagen mußte, ja daß selbst oberste Generale die Bringer der Mission und die Erzwinger der Abdankung waren?

Ich schrieb darüber unter dem Titel „Zar Nikolaus II." in der „Österreichischen Rundschau" im Sommer 1918, also noch vor dem katastrophalen Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie:

„Zu seinem Unglück ausersehen, die furchtbare Bürde auf seine schwachen Schultern zu nehmen, von Kotterien und Parteien hin und her gezogen, waren die Zügel den Händen des Zaren schon lange entglitten. Ich bin auch überzeugt, daß er das Bewußtsein hatte, einem unentrinnbaren Geschick entgegen zu gehen und ihm erliegen zu müssen. Man wird in der Geschichte immer wieder finden, daß das Weltschicksal in großen Übergangsperioden stets Männer an erste Stelle setzte, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen und zum Verderben völlig prädestiniert waren. In Rom war Romulus Augustulus, in England Karl I., in Frankreich Ludwig XVI. und in Rußland Nikolaus II. notwendig, um die Zeichen der Zeit zu erfüllen. Sie waren vielleicht alle besser als manche ihrer Vorfahren, aber im eigenartigen

Gemisch ihrer Charakter- und Geistesgaben, nach ihrer Erziehung und Umgebung die richtigen Mittelsmänner, um die Katastrophe hereinbrechen zu machen und sie nicht aufhalten zu können. Ihr persönliches Geschick war mitunter ungerecht hart und grausam. Doch über Einzelschicksale, und sei es auch der Höchsten, geht die Weltordnung mit souveräner Gleichgültigkeit hinweg, jenen dunklen Zielen zu, die wir Menschen vielleicht ahnen, doch nie zu erforschen vermögen. Was die Antike „Verhängnis" nannte, lastete mit ganzer Schwere auf dem Zaren, und die fast nie fehlende Ironie eines grausamen Geschickes erbrachte es, daß gerade jener Herrscher, der den Wunsch hegte, ein Friedensapostel zu werden, in ein Meer von Blut und Tränen tauchen und darin auch untergehen mußte."

„Und die Armee? Die war eben das Produkt despotischer, autokratischer und vor allem byzantinischer Erziehung. Zwar gut diszipliniert und gegen den äußern Feind ein massiges und furchtbares, wenngleich etwas plumpes Instrument, doch versklavt und daher ohne wirkliches Interesse für die Dynastie und den Herrscher, wenn beide auch scheinbar bis in die Wolken erhoben wurden. Nie haben versklavte Armeen, deren Stützen — also die Offiziere — gewöhnt wurden, in erster Linie nach der „obersten Meinung" zu fragen, Großes geleistet, noch waren sie ein wirklicher und verläßlicher Schutzschild, wenn sich ernste Gefahren für die obersten Träger der Macht einstellten. Nur innerlich freie, selbstbewußte Männer, die bei aller Königstreue den Mut der eigenen Überzeugung und das Gefühl der eigenen Würde sich erhalten, werden nie zu Verrätern werden. Lakaienseelen, und trügen deren Träger auch noch so goldbetreßte, ordensübersäte Uniformen, werden sich entweder verkriechen oder sich sofort der neuaufstrebenden Macht zuwenden, wenn sie vermeinen, daß sie stärker als die bisherige sein dürfte. Und auch auf Prätorianer, deren Führer sich übrigens meist in Eifersucht bekriegen und denen häufig Vaterlandsliebe fremd ist, wird nie ein Verlaß sein, wie dies die Geschichte aller Zeiten weist. Treten dann noch bei einem mäßig begabten und wenig charakterfesten, ja vielleicht auch eigensinnigen Herrscher Akte der Ungerechtigkeit und Willkür und eines an Cäsarenwahn gemahnenden Despotismus dazu, dann bedarf es eben nur kritischer Momente, auf daß dieser Herrscher urplötzlich seiner tönernen Machtlosigkeit bewußt wird und ins Exil oder aufs Schafott wandern muß."

„Das mögen sich alle Könige sagen, die da meinen und glauben, noch immer schrankenlos und nur den eigenen Impulsen folgend, walten und herrschen zu können . . ."

Ich wiederhole, daß dies vor dem Eintritt der Katastrophe unserer Monarchie geschrieben und veröffentlicht wurde.

Der Eindruck, den die russischen Ereignisse hervorriefen, war auf der ganzen Welt ein außerordentlich mächtiger, und plötzlich war das Schlagwort „Demokratisierung" in aller Mund. Die wenigsten wußten eigentlich so recht, wie dieser Gedanke sich in die Tat umsetzen sollte, und man war sich nicht klar über die Wege, die dahin führen könnten. Hierdurch ergriff auch bei uns die obersten Kreise eine große Beklemmung, und die fortgeschrittensten Träger des demokratischen Gedankens bekamen jetzt die Oberhand. Deren Wortführer, die Abgeordneten Pernerstorffer[1]), Renner, Ellbogen, Seitz, Leuthner, Glöckl usw. entwickelten eine heftige Friedenspropaganda, die sogar halboffiziell anerkannt wurde, und monatelang lag die Vertretung unserer äußeren Interessen in stillschweigender Abmachung zu gutem Teil in ihrer Hand. Einige Zeit hatte es auch wirklich den Anschein, als ob auf einer Stockholmer Konferenz alle Führer der sozialistischen Parteien einen Friedensschluß oder zum mindesten eine wesentliche Friedensannäherung zustande bringen würden. Damals fühlten sich die Sozialisten als führender und bestimmender Faktor und gewannen — speziell in den Mittelstaaten — eine Autorität, die zur Quelle jener Macht wurde, die sie sich in den späteren Stadien des Krieges aneigneten. Zur Konferenz kam es aber damals nicht. Das heißt, sie blieb ein Rumpf, weil sich die Vertreter der Ententestaaten gar nicht beteiligten, und über allgemeine Dissertationen, über Verständigungs- und Versöhnungsfrieden, als dessen Antipoden der Sieg- und Schwertfrieden entgegengestellt wurde, kam man nicht hinaus. Das nationale und staatliche Gefühl war bei den Sozialdemokraten mit Ausnahme jener in Österreich zu stark entwickelt, um die ungeheuere Diskrepanz der gegenseitigen Kriegs- und Friedensziele zu überbrücken. Das Schicksal der einst mit so großen Worten angekündigten 2. Internationale war damit schon damals entschieden, wenn der formale Zusammenbruch auch erst 1920 erfolgte. —

All die gewaltigen Ereignisse, die die Welt im Laufe des zweiten Teiles des fürchterlichen Dezenniums 1910–1920 durchtobten, ge-

[1]) Mit Pernerstorffer, dem Senior der österreichischen Sozialdemokratie, war ich im April 1917 durch einen Briefwechsel anläßlich einer von ihm verfaßten Satzschrift bekannt geworden. Ich besuchte den greisen Politiker wiederholt und fand an ihm einen außerordentlich ruhig denkenden, nichts weniger als revolutionär angehauchten Mann. Mit großer Entschiedenheit brachte er seine deutsche, stramm fortschrittliche Gesinnung zur Geltung. Über die Friedensziele dachte er höchst objektiv und durchaus nicht weich. So war er beispielsweise der Anschauung, daß Belgrad mit einem entsprechenden Auterrain behalten werden solle. Wenige Monate später wurde dieser in seiner Art ausgezeichnete Mann zu Grabe getragen.

wissermaßen nur im Fluge aus der Vogelschau überblickend und sie nur insoweit charakterisierend, als sie sich dem Beobachter hier in einem der Brennpunkte wiesen, sei nun jenes Stimmungsumschwunges Erwähnung getan, der so ziemlich in der Mitte der Kriegsperiode anhob und, sukzessive sich steigernd, schließlich zu einem der Hauptmotive der Schlußentscheidung wurde.

Wenn etwa bis zum Beginn des Jahres 1917 bei beiden kriegführenden Gruppen der seelische Wunsch auf den Sieg gerichtet war, so änderte sich dies insofern, als dieser Wunsch nur mehr bei den Ententemächten ein einhelliger und leidenschaftlicher blieb, während bei den Zentralmächten der Friede und in letzter Instanz der Friede um jeden Preis das Ziel der Wünsche und Bestrebungen wurde. Nicht in allen Schichten und in allen leitenden Kreisen, aber gleichwohl vernehmlich — namentlich in Österreich-Ungarn seit der Thronbesteigung Kaiser Karls. Einem auf porösen Grund gefallenen Tropfen gleich, verbreitete sich diese psychische Disposition stets weiter und lockerte das innere Gefüge. Schließlich konnte man auch das Gleichnis vom Zusammenstoß des eisernen Topfes mit dem irdenen anwenden, wobei natürlich der letztere zerschellen mußte.

Aus dem Kampfe der Armeen war der Kampf der Nationen und Völker und schließlich der ganzen planetarischen Welt geworden. Da war es dann natürlich, daß noch inmitten des Krieges die Stimmungsmomente und Bestrebungen namentlich der obersten Regierungsinstanzen den ausschlaggebenden Einfluß gewannen. Hierdurch trat aber die ungeheure Differenz zwischen den Rand- und Zentralmächten plastisch in Erscheinung. Hier Durchschnittsleistung, gepaart, vielmehr konterkariert durch dilettantisches, trotzdem aber korrosiv wirkendes Intrigenspiel, dort der unbeugsame, eiserne Römerwille eines Clemenceau und Lloyd George, denen sich dann das — anfänglich bestandene — ungeheure Prestige Wilsons, sowie die nimmermüde, durch militärische Mißerfolge nicht zu nivellierende Pression der italienischen Staatsleitung zugesellte. Nicht Foch noch Haig noch Pershing haben den Krieg gewonnen, so sehr auch die virtuose Behandlung des übergewaltigen Kriegsinstruments der zahllosen Ententearmeen anerkannt werden soll. Gewonnen hat den Krieg nebst der zehnfachen materiellen und technischen Überlegenheit nur das unbeugsame Wirken der erstgenannten Staatsmänner und Faktoren, namentlich Clemenceaus, der sein Volk mit eisernem Griff erfaßte und bis zum letzten Ende an der Stange zu halten wußte. Er war ein Held der Beharrlichkeit, allerdings ein Held auch in dem Sinne, daß er wohl zu kämpfen und zu siegen, doch keinen Frieden zu schließen wußte. Er hätte nach errungenem

Siege der Welt ein Erlöser und Pfadweiser werden können. Versailles, St. Germain und Trianon werden aber durch Jahrhunderte eine bluttriefende Geißel bleiben. —

— —

Den Sommer und Herbst des Jahres 1917 brachte ich wie alljährlich auf Schloß Rutzing zu, und ähnlich wie im Vorjahr hatte ich Gelegenheit, das Toben der Schlacht mit anzuhören. Diesmal war's die 10. und 11. Isonzoschlacht. Wieder die vernehmbaren Schläge des Trommelfeuers, das Anschwellen und Näherrücken des Kampfes, dann das Einschwenken des Feindes gegen Süden und das allmähliche Erstarren in der erreichten Linie. Wie gedrückt fühlte ich mich, als kampffähiger Mann stummer, weitabstehender Zuhörer bleiben zu müssen!

Das ganze Savetal war mit Truppen auf Retablierung, mit Ersatzformationen und Feldanstalten angefüllt. In der nächsten Nähe unseres Sommersitzes kantonierte zuerst ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 8, gleich darauf das Infanterieregiment Nr. 55, mit deren Kommandanten und Offizieren wir einen anregenden Verkehr pflegten. Die Truppen machten einen günstigen, kriegerischen Eindruck, und als sie rasch nacheinander alarmiert wurden und in die tosende Schlacht abrückten, nahmen wir von ihnen bewegten Abschied.

Unmittelbar darauf kamen die Deutschen. Es waren die Divisionen, die unter Below zur 12. Isonzoschlacht herangezogen wurden, da die kritischen Ereignisse und die daraus resultierende bedenkliche taktische Situation der vorhergegangenen 11. Isonzoschlacht bewiesen, daß wir auch an dieser Front deutscher Unterstützung nicht entraten konnten. Stellte man einen Vergleich zwischen unseren und den deutschen Truppen an — theoretisch, denn praktisch war es mir doch nicht vergönnt, so sehr ich es auch gewünscht hätte —, so läßt sich der Vergleich am besten folgendermaßen zusammenfassen. Zwischen den Leuten an sich, zwischen der inneren Ordnung des Dienstganges und der Disziplin war kein wesentlicher Unterschied zu merken. Doch gewissermaßen vom Hemd am Leibe angefangen, in der Ausrüstung, im Pferdematerial, Train und Nachschub waren die Deutschen zweifellos weit überlegen. Sie waren vielleicht keine sehr angenehmen Gäste, weil sie rücksichtslos forderten, wessen sie bedurften. Sie zahlten wohl, doch nach dem amtlichen Preisregister, der die tatsächlichen Preise bedeutend unterbot. Die Bevölkerung war ihnen nicht überall hold, was auch durch die nationale Differenz bedingt war. Doch die Ordnung wurde nirgends gestört, woran der große Respekt, den die Deutschen sich überall zu verschaffen wußten,

den wesentlichen Grund bildete. Mannschaften und Offiziere waren hochgestimmt. Sie kamen zumeist von der Ostfront, wo ihnen der Vorstoß über Riga so überraschend und vollständig gelungen war. Scherzweise, aber doch halb im Ernst meinte ein Offizier „wir kommen von Riga mit dem Fahrbillett nach Rom". Zweifelsohne eine herrliche Armee.

Es bedarf wohl keiner Betonung, daß die Vorbereitungen zur Offensive mit großer Rigorosität und der den Deutschen eigentümlichen Konsequenz und Gründlichkeit betrieben wurden. Die Vormärsche und Verschiebungen fanden ausnahmslos zur Nachtzeit statt, alle Aufschriften und Regimentsnummern, selbst die auf den Achselklappen, waren verdeckt, und der ganze Außenverkehr war inhibiert. Wir persönlich verspürten dies sehr unangenehm, da wir bis Ende Oktober unseren sehr kühl gewordenen Sommersitz nicht verlassen durften. Wie gesagt, die Maßnahmen waren umfassend, trotzdem ist es unbegreiflich, daß der Feind so vollständig und gründlich überrascht werden konnte, wie dies dann tatsächlich der Fall war, da ja die Italiener ihr vorzügliches Kundschaftssystem schon lange hindurch im Gang erhielten. Ein indirekter Beweis von der totalen Unzulänglichkeit unserer Vorkehrungen für die große Piaveschlacht im Sommer 1918 mit ihrem für uns wahrhaft niederdrückenden Ausgang! —

Dagegen übertrafen die Resultate der Ende Oktober 1917 unter dem Namen der „12. Isonzoschlacht" bekannten Herbstoffensive selbst die weitestgehenden eigenen Erwartungen. Der Niederbruch der italienischen Ostarmee war ein vollständiger, deren Verluste katastrophal. Die Verhältnisse lagen hierbei im Anfange sowohl operativ als taktisch ganz ähnlich jenen vor und in der Schlacht bei Rawa Ruska—Grodek (September 1914). Im weiteren Verlauf war aber das Resultat ein wesentlich differentes. Während — wie im Kapitel XIII geschildert — bei Rawa Ruska die Loslösung vom Feinde, speziell bei meiner so arg bedrohten 4. Armee rasch und mit relativ geringen Opfern bewirkt werden konnte, kam's bei den Italienern zum vollsten Niederbruch der Flügel- (2.) Armee, von dem auch die Nachbar- (3.) Armee auf das schwerste in Mitleidenschaft gezogen wurde. Es ist hoch bedauerlich, daß unter diesen extrem günstigen Umständen die Konsequenzen nicht usque ad finem gezogen wurden. Eine stärkere Dotierung der aus Tirol vorbrechenden Heeresgruppe Feldmarschall Conrad hätte eine operative und politische Situation schaffen können, die sehr möglicherweise die Italiener gezwungen hätte, einen Frieden unter allen Umständen anzustreben. —

Auch in der zweiten Hälfte jenes Jahres mußte ich unausgesetzt die Erfahrung machen, daß mich von höchster Stelle aus stets wachsende Mißgunst verfolgte, die eigentlich schon pathologisch war. Interventionen von verschiedenen hochstehenden Persönlichkeiten erfuhren einfach die brüskeste Abweisung oder wurden schon beim ersten Wort gebremst. Dagegen verschwendete man an andere Gunst und Gnadenbezeugung in verblüffendster Weise. Die Personalverordnungsblätter, namentlich die Verleihung höchster Kriegsdekorationen an zwei hohe Generale des Ruhestandes, die drei Jahre vorher das Kriegsglück wahrlich nicht zu fesseln gewußt hatten, sprachen da eine beredte Sprache. Und auch sonst brachte der damalige Zeitmoment nach Stimmung und Neigung einen wahren Sturzregen an Ernennungen, Ordensauszeichnungen, Adelsverleihungen höhern und hohen Grades. In dieser Richtung bedeutete das neue Regime eine wesentliche Abkehr vom alten. Der Volkswitz, dieser ewig bereite Hohlspiegel der alten Monarchie, darin sich die drolligsten und tiefernstesten Maßnahmen und Begebenheiten in gleich verzerrter, auf die Lachmuskel wirkenden, Besorgnisse zerstreuenden und die Logik beruhigenden Art wiedergaben, quittierte auch dieses Vorkommnis in echt österreichischer Weise.

Am ersten Geburtstag, den der junge Monarch als Kaiser und König beging, wurden auch die ersten Maria-Theresien-Kreuze aus eigenster Machtvollkommenheit verliehen. Eine ziemlich stattliche Anzahl. Darunter als Kommandeur des Ordens Generaloberst Dankl für die Schlacht von Krasnik. Daß man mich diesmal, wo die Auszeichnungen nur nach Gunst und Gnade verteilt wurden, nicht bedachte, durfte mich nach all dem Vorhergegangenen nicht weiter wundern.

Um aller wichtigen Begebnisse des ereignisreichen Sommers und Herbstes des Jahres 1917 zu gedenken, sei noch erwähnt, daß im Sommer ein ganz unvermittelter Regierungsakt des Kaisers allgemeine und größte Sensation erregte. Es war der dann vielbesprochene Amnestieerlaß. Hierzu sei nur der Meinung Ausdruck gegeben, daß dieser Herrscherakt vom österreichischen Standpunkt aus eine Inkonsequenz der Regierungskunst darstellte, vom Standpunkt der Völkerschaften, an die er gerichtet war, den größten Sieg bedeutete. Hiermit war der Auftakt zu einer ganzen Kette überraschender Emanationen gegeben, die aber keinen Erfolg erbringen sollten.

Zunächst zwei Erlasse militärischer Natur. Der Antiduellerlaß und das Verbot jeglicher körperlicher Strafmaßnahme in Heer und Flotte.

Über den Antiduellerlaß, sowie über das Duell als gesellschaftliches Charakteristikum ließe sich vieles sagen. Hier sei nur erwähnt,

daß das Duell zu jenen sozialen Einrichtungen zählt, die sich par ordre du Mufti weder anbefehlen noch abschaffen lassen, und daß überdies für jenen autokratischen Willensausdruck der gewählte Zeitpunkt der mindest geeignete war, wenn man mehr als einen Augenblickseffekt erzielen wollte.

Auch der zweite Erlaß ist nur durch das leidenschaftliche Bestreben zu erklären, rasch in den breitesten Schichten populär zu werden. Bei Gott, ich war nie ein Leuteschinder, trat stets und immer mit aufrichtiger Sympathie für die Mannschaft ein. Doch schließlich darf man sich nicht verhehlen, daß das Erhalten strammer Disziplin und des unbedingten Gehorsams ein eisernes Gebot der Notwendigkeit ist und durch nichts anderes ersetzt werden kann. Nur ein weltfremder Träumer oder ein Leichtsinniger vermöchte zu übersehen, daß die Abteilungs- und Unterabteilungskommandanten im Felde auch über Korrektionsmittel verfügen müssen. Die körperlichen Strafmaßnahmen waren aber die einzigen Korrektionsmittel, die diesen Kommandanten im Felde zur Disposition standen. Sie konnten Renitenz, Unbotmäßigkeit, Faulheit, mangelndes Ehrgefühl nicht mit Moralpredigten bannen oder die zu Strafenden zur Korrektion ins Hinterland versetzen. Dann wäre deren Zahl an einem Tage Legion geworden. Da aber Arreststrafen oder Fasten im Felde unpraktizierbar sind, so stand der Unterabteilungskommandant macht- und wehrlos da und war ausschließlich auf den guten oder bösen Willen seiner Leute angewiesen, für deren Tun und Treiben er doch wieder alle Verantwortung trug. — Die Folgen jenes Verbotes machten sich auch sehr bald in ausgesprochen destruktivem Sinne geltend, und so mußte es, gleich nachdem es mit Tam-Tam und Preßhuldigungen coram publico in Szene gesetzt worden war, im geheimen wieder zurückgezogen werden. Natürlich blieb dies nicht unbemerkt und konnte der Autorität wahrlich nicht nützen. —

Brest-Litowsk — Bukarest! Mit welcher Spannung sah man in den Winter- und Frühjahrsmonaten 1917/1918 den Nachrichten aus diesen beiden Zentren entgegen, und wie groß und mächtig waren die Hoffnungen, die sich an die dort geführten Friedensverhandlungen knüpften! Czernin, Kühlmann, General Hoffmann, Trotzki, Lenin, Joffe und die seltsame Frau Bizenko, Bratianu, Marghiloman und viele andere, wie oft wurde deren Name genannt und welche Peripetien durchliefen all die durch sie geschlungenen, gelösten und wieder geknüpften Negotiationen, bis sie endlich zu dem nie eingehaltenen, kaum Halbjahrsfrist durchlebenden Friedensschlüssen führten! Der spröde Sinn deutscher Generale, die im unrichtigsten und unglücklichsten Momente einsetzenden, demagogisch gestachelten,

höchst bedrohlich erschienenen Krawalle in Wien und anderen Städten Österreichs, der sich breit präsentierende, von imperialistischen Aspirationen durchsetzte Egoismus Ungarns, die die Weltrevolution anstrebende, durch Tücke verschärfte Verhandlungsweise der russischen Vertreter, die Eroberungssucht Bulgariens, dies und vieles andere schufen ein Resultat, das zwar keinem Sieg-, noch weniger aber einem Verständigungsfrieden gleichkam und dann durch die Ereignisse völlig weggeschwemmt wurde.

Darüber zu schreiben ist wohl hier nicht der Platz. Eine generelle Skizze hierüber findet sich in Czernins Werke „Im Weltkriege". Meine Anschauungen über das System der Friedensverhandlungen, wie ich sie auch in jener Zeit einem einst vielgenannten Diplomaten darlegte, lassen sich in folgendem zusammenfassen. Ich sagte: Die Mittelmächte sollten den Frieden nach dem gleichen Grundsatz wie den Krieg führen, nach dem — der Verteidigung. Es sollten ihnen daher keine aggressiven, keine Eroberungsziele vorschweben, weil es solche für sie eigentlich auch gar nicht gibt. Schon Bismarck bezeichnete sie „als saturierte Staaten". Man muß mit der Tatsache rechnen, daß nach Eintritt Nordamerikas in den Krieg die Kraftkomponenten fast wie 1 : 10 stehen, wobei die Untersuchung müßig wäre, ob dies so kommen mußte. Unter diesen Umständen bedeutet aber für die Mittelmächte eine partie remise schon den größten moralischen Triumph, der sich gewiß selbst ohne Annexionen und sonstige Zwangsmaßregeln auch wirtschaftlich geltend machen würde, weil erhöhtes politisches Prestige stets auch den wirtschaftlichen Aufschwung nach sich zieht. Es klingt vielleicht banal, dürfte aber doch ein richtiges Vergleichsbild bringen, wenn ich sage, daß zwei Wanderer, die im Walde von einer Überzahl überfallen werden, auch nicht an Beute, sondern nur an das Zurückwerfen oder Niederschlagen ihrer Gegner denken können und in der Tatsache des Gelingens den einzigen, doch auch größtmöglichen Erfolg erblicken müssen. Gerade die ersten Friedensschlüsse müssen den besiegten Feinden möglichst leicht gemacht werden, denn dieses Beispiel zöge dann wahrscheinlich; die „strafende Gerechtigkeit" aber möge man dem Herrgott überlassen. —

Noch zweier politischer Vorkommnisse jener Zeit sei hier gedacht. Eines militärischen Kronrates und der letzten Delegationssession im sterbenden Staate.

Jener Kronrat — er fand am Tage der Delegationseröffnung statt — hätte in seinen Folgen von tiefgehendster Bedeutung sein können, wenn dann der Umsturz nicht ohnedies alle Pläne und Beschlüsse weggefegt hätte. Es wurde dabei nämlich die vollständige Teilung

der Armee in eine österreichische und in eine ungarische beschlossen, vielmehr selbstherrlich dekretiert. Der Kaiser folgte da Eingebungen aus ungarischen Kreisen und auch solchen nicht verantwortlicher Ratgeber. Allerdings hatte er sich schon früher in diesem Sinne dem ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle gegenüber festgelegt. Die meisten der in diesem Kronrate anwesenden Generale sprachen sich dagegen aus, darunter auch solche magyarischer Nationalität, desgleichen der österreichische Landesverteidigungsminister. Doch der Kaiser, der im Innern von seinem Beschluß nicht lassen wollte, erhielt Sukkurs durch Erzherzog Josef, durch den ungarischen Landesverteidigungsminister — und merkwürdigerweise auch durch den gemeinsamen Kriegsminister. Letzterer soll sich sogar zum Ausspruch verstiegen haben: „Die Trennung der Armee ist die Krönung des 67er Ausgleiches!" Ein Ausspruch, der — wenn er gefallen — mit dem wahren Geist dieses Ausgleiches im direktesten Widerspruch stünde. Allerdings wird durch diesen Ausspruch des verantwortlichen Ministers der Monarch wesentlich entlastet. Die logische Konsequenz dieses Teilungsgedankens, der sehr bald zur allgemeinen Kenntnis gelangte, war in weiterer Folge der Befehl des ungarischen Kriegsministers Linder zur Waffenstreckung der ungarischen Heeresteile an der Piave und an den anderen Fronten. —

Und die letzten Tagungen des österreichischen Parlamentes, die auch in jene Zeit fielen! Noch einmal fanden sich die Erwählten des Herrenhauses und die Sendboten der Völker zusammen, doch das Bild mußte dem beobachtenden Auge schon den traurigen Eindruck des vollen staatlichen Niederganges machen. Daran vermochten auch die Reden vom Siegfrieden nicht viel zu ändern, die im österreichischen Herrenhause noch im Zeichen der Siege am Isonzo und Tagliamento, sowie jener in Flandern gehalten wurden — nicht der Friede von Brest-Litowsk und nicht jener von Bukarest! Die vielen Mißgriffe der Regierungskunst, die Zerklüftung der Parteien, die offen zutage tretenden zentrifugalen Bestrebungen der unzufriedenen Nationen und der Sozialdemokraten ließen im In- und Ausland die schleichende Dekomposition des ganzen Staatswesens erkennen. Und dann — nach der Niederlage an der Piave — gingen die Redewogen gar hoch. Im Abgeordnetenhause herrschte eine gewagte beredte, die Dinge beim Namen nennende Sprache, die jede altgewohnte Deferenz beiseite stieß. In einer Interpellation wurde die Piaveschlacht, die so entscheidend unglücklich verlaufen war, aufgerollt. Man wollte die Ursachen ergründen, die Mängel der Vorkehrung überprüfen und die Schuldigen amoviert sehen. Man ging aber nicht bis zur äußersten Konsequenz, und alles blieb, wie's war. Doch auch das Gegenteil

hätte nichts geändert, denn der Staat lag damals schon eben in Agonie. —

Trotzdem, ja vielleicht eben darum, machte sich just in jener Zeit der Byzantinismus in ganz besonderer Weise geltend. Das Herrscherpaar wurde durch Schmeichelei, Liebedienerei und Servilismus völlig betört, woran sich leider nicht nur die Hofschranzen beteiligten. Was Wunder, wenn das junge Paar dann wirklich an seine Gottähnlichkeit glaubte!

Byzantinische Extempora waren immer das sichere Kennzeichen eines staatlichen Niederganges. —

Im Frühjahr 1918 hielt ich auf Ersuchen der Vereinsleitung der „Österreichischen politischen Gesellschaft" einen Vortrag, darin ich meine Anschauung über die indessen eingesetzte große Offensive an der Westfront darlegte.

Ich sprach über die Entwicklung des Weltkrieges im allgemeinen. Der deutschen Heeresleitung gedachte ich in rühmendsten Worten, hielt jedoch mit der berechtigten Frage und Kritik zurück, warum diese Offensive — gleich jener im Frühjahr 1916 — ohne unsere Mitwirkung zur Ausführung gelangt war. Diese Zurückhaltung war um so notwendiger, als die Operationen sich im vollen Gange befanden.

Jetzt, zwei Jahre später, kann darüber freimütig gesprochen werden, da man auch die Zusammenhänge klarer erkennen kann. Als authentischer Behelf hierzu kann die Erklärung gelten, die der bevollmächtigte General bei der deutschen Botschaft, Generalmajor von Cramon, im Frühjahr 1919 niederlegte, als Entgegnung auf einen vom österreichischen Generalmajor von Lerch gehaltenen und zur Veröffentlichung gelangten Vortrag, der sich mit der erwähnten Frage beschäftigte. Ich gebe diese Gegenerklärung im Auszuge wörtlich wieder.

„Dem Herrn Verfasser (General von Lerch) dürfte bekannt sein, daß tatsächlich seit Ende 1916 eine gemeinsame oberste Kriegsleitung bestanden hat, bei der in letzter Instanz der deutsche Kaiser die Entscheidung haben sollte. Aber nicht bekannt wird ihm sein, daß diesem gemeinsamen Oberbefehl seitens des kaiserlich und königlichen Armeeoberkommandos zu wiederholtenmalen eine schwere passive, aber unbedingt zielbewußte Resistenz entgegengesetzt wurde, die zu brechen aus allen möglichen, hier nicht näher zu erörternden Gründen leider nicht gelang. . . ."

„Es sind andere Einflüsse gewesen, die ein gedeihliches Zusammenwirken nicht aufkommen ließen und die es wiederholt verhinderten, alle verfügbaren Kräfte an eine Stelle zusammenzuziehen. Daß die

deutsche Leitung dies nicht verstanden hätte, muß ich auf Grund meiner Kenntnisse auf das entschiedenste in Abrede stellen. Ebensowenig ist es richtig, daß deutscherseits die Mitwirkung Österreich-Ungarns an den Entscheidungskämpfen ausgeschlagen worden ist und daß das Armeeoberkommando nicht genügend Einblick in die deutschen Verhältnisse gehabt haben soll. Ich kann bezeugen, daß der von der deutschen obersten Heeresleitung für die Frühjahrsoffensive von 1918 gefaßte Plan dem Armeeoberkommando bekannt war, und es ist protokollarisch festgelegt, daß deutscherseits eine Mitwirkung österreichisch-ungarischer Truppen in möglichst großer Zahl freudig begrüßt worden wäre. Daß später für die Entscheidungskämpfe nur österreichisch-ungarische Artillerie zur Verfügung gestellt wurde, ist nicht Deutschlands Schuld."

„Wiederholt durch mich an das Armeeoberkommando gestellte Anfragen, auf wie viele Divisionen die deutsche oberste Heeresleitung rechnen könnte, wurden ausweichend beantwortet und als Grund dafür stets die unsicheren Verhältnisse im Osten bezeichnet, die sich nach dem Friedensschluß mit Rußland klären würden. So kam's, daß, als zu Beginn 1918 die oberste Heeresleitung auf eine bündige diesbezügliche Erklärung drang, keine Infanterie, sondern nur Artillerie an die Westfront abgegeben wurde!"

Dies die Erklärung einer offiziellen deutschen Persönlichkeit von unerschütterlicher Glaubwürdigkeit. Und die vornehme Art, in der diese Erklärung gehalten, macht sie nur noch eindrucksvoller und beachtenswerter, verleiht ihr den Wert eines historischen Dokuments.

Welch furchtbares Vergehen jene „andern Einflüsse" begangen, läßt sich durch Worte gar nicht schildern. Unverstand und Intrige spielten da ein geradezu verderbliches Spiel zum Schaden der Mittelmächte und führten dazu, daß die letzte Siegesmöglichkeit, die letzte Schicksalsstunde ungenützt vorüberging. Wieder einmal erbringt dies den so oft in der Geschichte erkennbaren Beweis, daß es besonders großzügigen Taten oder besonderen Verirrungen einzelner Menschen gelingen kann, Situationen und Augenblicksgebilde zu schaffen, vielmehr herbeizuführen, die aller Logik und geopolitischen Notwendigkeit widersprechen. Diese Notwendigkeit schafft dann aber meist nach Jahren wieder ein Regulativ. Allerdings, Millionen von Menschen müssen es mit ihrem Gut und Blut bezahlen. —

Ohne die Anlage und Durchführung der letzten großen Offensive in Flandern zu besprechen, sei eines charakteristischen Umstandes gedacht, weil er sich hier zum erstenmal geltend machte und später

auch eines der Hauptmotive wurde, die zur Katastrophe der Mittelmächte führten. Dieser Umstand prägte sich in der sukzessive eintretenden Massenmitwirkung amerikanischer Truppen aus.

Darin lag wohl eine der größten Überraschungen der Mittelmächte. Ich sag's ganz offen, daran hätte ich nie geglaubt. Nun, das hätte kein Jota geändert, doch es haben ganz ersichtlich auch all jene nicht, oder mindestens nicht genügend daran geglaubt, bei denen alle Nachrichten zusammenliefen, in deren Händen aber auch die letzten Entscheidungen lagen.

Daß Amerika Riesenarmeen aufstellen, übers Meer schaffen und schließlich auch in große Armeeeinheiten gegliedert verwenden könne, lag außerhalb der Erkenntnis und der bishin gesammelten Erfahrungen. Freilich, die Grundbedingungen hierfür waren ausnehmend günstig: unerschöpfliche Menschenmengen, unerschöpfliches Kapital, unerschöpfliche Materialbeschaffung und — bis zu gewissem Grade — auch unerschöpflich viel Zeit, um aus diesem riesigen Urbrei regelrechte Körper zu schaffen. Hierzu mußte aber trotzdem auch eine unerschöpfliche Willensenergie und Schaffensfreudigkeit, sowie ganz eminente organisatorische Begabung treten, damit durch einen ursprünglich ganz geringen Offizierscadre schließlich kampfbereite Armeeeinheiten entstehen konnten, die eine Gesamtstärke von 2 Millionen und 800 000 Mann zu repräsentieren vermochten. Und daß es diesen Massen auch nicht an Kampfesfreudigkeit fehlte, bewies die Tatsache, daß sie ihren Enderfolg mit 50 000 Toten und fast einer Viertelmillion an Verwundeten bezahlten.

Allerdings trat dann noch der günstige Umstand hinzu, daß man — als Folge des gewordenen Positionskrieges — von diesen Einheiten nicht viel mehr als ein geradliniges Angehen zu verlangen brauchte und daß sie einem Gegner gegenübertraten, der bei all seiner unübertroffenen Kampfestüchtigkeit und Geschicklichkeit doch schon weit über drei Jahre im Felde lag. So kam's, daß dessen beste Kräfte bereits lange unter feindlicher Erde gebettet oder sonst kampfunfähig waren, und daß gegen die Überlebenden eine unendliche Überlegenheit entwickelt werden konnte.

Doch zweifelsohne, — dieses Hervorstampfen riesiger Armeen überbietet alle ähnlichen Leistungen der anderen Staaten, auch jene Englands, und leitet möglicherweise eine neue Epoche in der Aufbringung von Heeresmassen ein.

Besonders bemerkenswert ist dieses grandiose Vorkommnis auch dadurch, daß gerade hierbei der opfervoll geführte U-Bootkrieg fast gänzlich versagte. Es bedeutete dies — wie schon früher erwähnt —

vielleicht den größten Rechenfehler im Gesamtkalkül der deutschen obersten Staats- und Heeresleitung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In das Frühjahr 1918 fällt eine der stärksten Sensationen, die wir in jener so sensationsreichen Zeit erlebten: die Enthüllung über die sogenannten „Kaiserbriefe".

Kaum ein Herrscherakt hatte eine so einstimmige Beurteilung erfahren als dieser. Nicht die Friedensanbahnung war's, sondern die heimliche, die Interessen der Bundesgenossenschaft verletzende Art und die den Unwillen der Öffentlichkeit steigernden, wahrhaft kindlichen Ableugnungs- und Vertuschungsversuche, die von den offiziellen, den offiziösen und den beeinflußten Kreisen ausgingen, doch selbst die naivsten und gläubigsten, in scheuester Ehrfurcht erzogenen Gemüter nicht zu täuschen vermochten. Aber schließlich verebbte der Unwille an der Harmlosigkeit des österreichischen und auch des ungarischen Volkes, und mit den stets bereiten Schlag- und Witzworten ging man auch über diese ernste Angelegenheit hinweg.

Den Ideengang, der zu diesen jedenfalls bedauerlichen Extempora führte, stelle ich mir folgendermaßen vor. Das junge Herrscherpaar erkannte in der baldigen Herbeiführung eines wie immer gearteten Friedens das geeignetste Mittel, die eigene Popularität auf das höchste Maß zu steigern. Da überdies die Friedenssehnsucht in Österreich-Ungarn tatsächlich eine brennende war, so schien es naheliegend, daß die Friedensbestrebungen von dem Moment an einsetzten, als man des Glaubens sein konnte, daß eine gewisse Equilibrierung der Kräfte eingetreten sei. Alles in allem genommen, war dies am Ende des Jahres 1916 so ziemlich erreicht. Daß die militärisch günstiger situierten Zentralmächte mit dem bekannten ersten Friedensangebot vom 6. Dezember 1916 anrückten, war vom menschlichen Standpunkt aus durchaus berechtigt, vom politisch-diplomatischen leider weniger. Die Mentalität der Verbandmächte kennend, konnte man doch kaum annehmen, daß die dargebotene Friedenshand den Einschlag finden würde. Doch zugegeben, daß die alles überragende Wichtigkeit eines prompten Friedensschlusses diesen einen Versuch auch vor der Kritik zu rechtfertigen vermag, so mußte die unverhüllte entschiedene Ablehnung von einer Wiederholung dieses Schrittes abhalten. So bedauerlich es auch sein mag, in der großen Politik gilt noch immer der Talleyrandsche Ausspruch: „C'est plus qu'un crime, c'est une faute!" Dieser Fehler wurde überdies hundertfach und stets mit dem gleichen Resultat wiederholt, und dieser Fehler war es auch, der den jungen Kaiser zu dem verhängnisvollen Schritt der „Kaiserbriefe" geführt haben mochte. Und daß dieser Fehler heimlich, ohne

Mitwissen der Bundesgenossen, ja, wie man's später erfuhr, zu gutem Teil auf deren Kosten begangen wurde, erhöhte zweifelsohne das Verderbliche desselben. Dadurch wurde der Entente klar, „où le défaut de la cuirasse" bei den Zentralmächten zu finden war.

Später ist dann durch eine Reihe offiziöser und offizieller Veröffentlichungen noch bekannt geworden, daß auch ein Immediatbericht des Ministers Czernin an den Kaiser zur Kenntnis der Ententeregierungen gelangte. Dieser Bericht, im Vorfrühling 1917 verfaßt, brachte ein Situationsbild unserer politischen und militär-politischen Lage, das, in den dunkelsten Tönen gehalten, unseren militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch als nahe bevorstehend signalisierte. Dieser pessimistische, durch die Ereignisse des Jahres 1917 in militärischer Hinsicht desavouierte Bericht war für unsere Gegner die wertvollste und gewiß auch erfreulichste Mitteilung, die ihnen werden konnte. Und just damals war nach dem militärischen Zusammenbruch aller feindlichen Balkanstaaten, nach dem Ausscheiden Rußlands aus der Kampffront, nach den vergeblichen Anstürmen der Italiener, dem anfänglich sehr effektvoll verlaufenden U-Bootkrieg eine tiefe Baisse in der Stimmung der Feinde eingetreten. Die Kaiserbriefe und die Indiskretion, wodurch der Immediatbericht den Feinden bekannt geworden war, zerstörten aber dieses Stimmungsbild vollständig. Dadurch war eine tiefgreifende Ursache zur Verlängerung des Krieges gegeben, woraus in logischer Weise der Niederbruch der Mittelmächte resultieren mußte.

Die Details über diese beklagenswerten Zwischenfälle — Kaiserbriefe und Indiskretion bezüglich des Immediatberichtes — wurden nach dem Zusammenbruch aufs lebhafteste besprochen. Ja, es entstand eine ganze Literatur hierüber, wodurch trotz aller leidenschaftlichen Gegenbestrebungen die vollste Klarheit und Erkenntnis all der geheimen Vorgänge und der vielfach verschlungenen Wege resultierte. Sie sollen daher hier auch weiter nicht besprochen werden. Es sei nur gesagt, daß jene Erkenntnis bei allen wahren Altösterreichern, speziell aber bei den Militärs, tiefste Trauer und das Gefühl grenzenloser Beschämung ausgelöst hat.

Doch auch damals war die Erregung eine große, und selbst die traditionell allerkonservativsten Gesellschaftsgruppen fanden sich zusammen, um ihren schweren Bedenken gegen eine Personalpolitik Ausdruck zu geben, die solche Blüten zeitigte.

Daß sich diese Erregung doch wieder bald glättete, ergab sich aus dem gleichzeitigen Auftreten zweier mächtiger Faktoren, der oligarchischen Ungarn und des klerikalen Elements. Erstere erkannten, daß der Moment gekommen war, um den jungen, schwankenden Mon-

archen, noch mehr aber die ehrsüchtige Kaiserin-Königin ganz auf ihre Seite zu ziehen, um sie ihren äußersten, separatistischen Wünschen gefügig zu machen. Die Klerikalen hingegen wollten in der Krise als „Retter in der Not" erscheinen, um dann bei günstiger Gelegenheit ebenfalls ihre Rechnung zu präsentieren. Und als kurz darauf die sensationelle Mär von der Neigung der Kaiserin Zita zur italienischen und französischen Nation die Runde in der ganzen Monarchie machte und durch beweiskräftige Details auch illustriert wurde, gab's an allen Orten und bei allen möglichen und auch unmöglichen Gelegenheiten symbolische Kanzelreden und Konferenzen, in denen gegen die Gerüchte gewettert wurde.

Zwei Wochen später, nachdem die Piaveschlacht ein so beklagenswertes Ende genommen, flatterten urplötzlich ebenso häßliche wie unglaubliche Gerüchte auf, die speziell die Person der Kaiserin in ihren Bann zogen. Sie waren gewiß unwahr, waren aus der verwirrten Volksseele geboren, der zum Bewußtsein kam, daß man ihr beständig die Wahrheit verschwieg, einer Volksseele, die sich in ihrer Bedrängnis nicht mehr auskannte. Die Vorbereitungen und die ganze Anlage der Schlacht waren doch so unzulänglich und wenig geschickt, daß es dem Gegner nicht schwer werden konnte, die großen Züge rechtzeitig zu erkennen. Anderseits hätte aber so eine Kunde niemals entstehen können, wenn nicht das Verhalten der höchsten Frau teils Erstaunen, teils lebhafte Unzufriedenheit hervorgerufen hätte. Ihre wahrhaft schwesterliche Fürsorge just für die italienischen Kriegsgefangenen, das Eintreten für einzelne derselben, die sich dann frank und frei bewegen durften, die wiederholten Besuche ihrer beiden in feindlichen Heeren dienenden Brüder Xaver und Sixtus, das vom allerersten Moment an ostentative Hervorkehren romanischer Sympathien und Gesinnungen, das aus sogenannten Humanitätsrücksichten erfolgte Eingreifen in taktisch-technische Maßnahmen, dies und noch manch anderes, schuf ein Stimmungsmilieu, in dem solche Gerüchte leicht entstehen und sich noch leichter fortsetzen konnten.

Schließlich flauten auch diese Gerüchte ab, ohne ernste Konsequenzen zu zeitigen, doch die große, rückhaltlos gebotene Liebe und Verehrung, die in den ersten Monaten das ganze Reich für das junge Herrscherpaar beseelt hatte, war bis auf den letzten Rest aufgebraucht. Da fruchtete kein Aufforstungsversuch, so daß dann der einsetzende Orkan über gänzlich entlaubten Karstboden rasen konnte.

— —

Nun kam die große vom Armeeoberkommando geleitete Piaveoffensive. Sie repräsentierte sich gewissermaßen als ein strategisches Verlegenheitsmittel. Im entscheidenden Raume, in Flandern, hatte

man nicht eingegriffen, fühlte sich aber nach all den geschilderten Vorfällen und schwerwiegenden Mißgriffen doch verpflichtet, irgendwie mitzutun, zumal auch die Massen an der Südwestfront seit mehr als sieben Monaten eigentlich vollkommen untätig dalagen, dabei aber doch unter dem stets zunehmenden Mangel empfindlich litten. Psychologisch ist es auch erklärlich — wenn just auch nicht entschuldbar —, daß man nach all den gänzlich mißlungenen Friedensanbiederungen wenigstens nach einem militärischen Erfolg haschte. Da rief man denn noch einmal das Waffenglück an und entschloß sich zu einer Offensive, die aber von allem Anfange an den Keim des Mißerfolges in sich trug. Großenteils durch eigene Schuld!

Denn — wenngleich die Verhältnisse für eine Offensive an der Südwestfront nicht leicht lagen, hatte man doch auch vollauf Zeit gehabt, alle Vorbereitungen nicht nur minutiös genau, sondern auch großzügig zu treffen. Etliche Millionen, sogar Hunderte derselben hätten keine Rolle mehr gespielt, wenn sie beispielsweise zu einer reichen oder selbst überreichen Munitions- oder Materialdotierung verwendet worden wären. Denn Fehler und Mängel in dieser Hinsicht waren Todsünden gleichzuhalten.

Zu einem Pasquill gestalteten sich aber in diesem Falle die Vorkehrungen, besser gesagt Nicht-Vorkehrungen, für die so notwendige Geheimhaltung des großen Unternehmens. Buchstäblich genommen konnte man in jedem Kaffeehaus, in jedem Klub, in jedem größeren Bankhaus mit apodiktischer Bestimmtheit erfahren, daß die Offensive genau am 15. Juni beginnen würde. Zugegeben, daß die Geheimhaltung eine schwere Sache war, speziell bei uns, wo die Schwatzhaftigkeit zu Hause ist und die feindlichen Kundschafter leichtes Spiel hatten. Damit mußten aber die obersten Kommandostellen rechnen, und sie hätten sich überdies erinnern können, daß man die Schwatzhaftigkeit, sowie das Spionagesystem zu Täuschungsaktionen verwenden könne, wobei man sich vor allem der Presse in geschickter Weise bedient. Doch gerade dieses wirksamen Mittels hatte man sich von allem Anfange an bewußt und gewollt begeben, indem man jegliche fachliche Pressemanation mit Strenge niederhielt. In allen andern Staaten, bei Freund und Feind und bei den Neutralen, konnten sich militärische Schriftsteller von Ruf durchsetzen, wobei sie moralische und auch sonstige Unterstützung fanden, während bei uns fast nur einige Paradeweihartikel fabriziert werden durften.

Zu allem Überfluß wurde dann noch ein kaiserliches Handschreiben, eine Ministerernennung betreffend, vom „Hofzug" aus datiert. Die Audienz des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich im kaiserlichen Hauptquartier war gleichfalls in allen Blättern zu lesen, sowie jene

der Feldmarschalle Böhm-Ermolli und Woyrsch. Aus all dem war es für den Gegner kein Kunststück zu erkennen, daß es jetzt ernsthaft losgehen werde, und es war für ihn auch gar nicht so schwer zu erraten, welche Richtung die für ihn gefährlichste sei und wohin seine Hauptreserve parat zu stellen war. Mag sein, daß ihm dann noch Einzelheiten von Verrätern überbracht wurden, doch mit dem, was er im normalen Aufklärungs- und Erkundungswege erlangen konnte, wußte er übergenug, um danach seine Gegenmaßnahmen zu treffen. Überrascht wurde er vielleicht durch unsere seltsame taktisch-strategische Maßnahme, daß keinerlei Diversion stattfand, sondern, daß entgegen allen Grundsätzen an der ganzen Front gleichmäßig und gleichzeitig zum Angriff angesetzt wurde. Die dann eintretende Piaveüberschwemmung war zweifelsohne ein sehr ungünstiger Zwischenfall, der die Verluste erhöhte, doch entscheidend war er nicht. Ob und welche Detailfehler noch stattfanden, vermag ich nicht anzugeben. Daß aber sehr bald Munitionsmangel eintrat und qualitätswidrige Munition, namentlich untauglich gewordene Gasbomben, zur Verwendung gelangten, wurde mir von vertrauenswürdigen Mitkämpfern wiederholt mitgeteilt. Zur Verantwortung gezogen wurde niemand!

Ein Teil der Kampfesaktion gelang aber trotzdem, und 50 000 Mann des Gegners gerieten in österreichische Gefangenschaft. Ein packender Beweis der hohen Wertigkeit unserer Truppen, die ja überhaupt während des ganzen Verlaufes des ungeheueren Weltdramas eine alles überragende, jeglicher Logik spottende Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit bewiesen hatten.

Die schweren militärischen und politischen Folgen des Fehlschlages an der Piave, die ungeheueren eigenen Verluste, die da fruchtlos verursacht wurden, sollen hier nicht besprochen werden. Ich will nur des merkwürdigen Umstandes gedenken, daß die Erregung im Hinterlande eigentlich keine übermäßig große war. Jedenfalls rief die gleichzeitig amtlich verlautbarte Reduktion der Brotration bedeutend mehr Unwillen hervor. — Vaterländisch, österreichisch! —

Nun kehre ich noch einmal zu meinen persönlichen Erlebnissen zurück. Was ich darlegen will, bezieht sich zwar auf keine Staatsaffäre, betrifft dem Wesen nach nur mich, wenngleich auf das bitterste. Immerhin war das, was mir geschah, für unsere Regierungsart so charakteristisch, daß es völlig einem Kabinettstück gleichzustellen ist.

Es handelte sich darum, mir den Maria-Theresien-Orden nicht zukommen zu lassen. Da ich mir aber diese Auszeichnung ganz unzweifelhaft verdient hatte, so wurde als Problem, als eine Art Preisaufgabe hingestellt, eine geeignete Formel zu ersinnen, die man als Handhabe zur Abweisung benützen konnte.

Die in ihrer Art einzig dastehenden, von Maria Theresia und Kaiser Franz I. unterfertigten Statuten dieses Ordens setzten fest, daß er nicht als Ausfluß der Gnade, sondern auf Grund des Antrages eines Ordenskapitels verliehen werde, dem zur Beurteilung ein mit Zeugnissen belegtes Gesuch des Ordenswerbers vorzulegen war. Dieser Orden ruhte also eigentlich auf demokratischer Basis und — ein gerechtes, unparteiisches und unbeeinflußtes Urteil des Kapitels vorausgesetzt — qualifizierte er sich als ein Recht, das sich jeder Offizier auf Grund erwiesener Leistungen erwerben konnte. Maria Theresia und ihr Berater, Graf Kaunitz, hatten da ein geradezu klassisches Beispiel von vorurteilsloser Bewertung wirklicher militärischer Verdienste geschaffen. In keinem Staatsakt wurde in derart manifester Weise der kaiserliche Wille zum Ausdruck gebracht, daß nur die Tat ohne „Rücksicht auf irgendwelche andere Umstände" den Anspruch zu verleihen habe. Überdies gelangen hierbei in dem Statut die, namentlich für die damalige Zeit, bezeichnenden Worte zum Ausdruck: „daß Wir uns selbst die Hände zu binden gnädigst beschlossen haben." Und wieder verbis expressis wird in den Statuten weiter gesagt, „so beladet sich derjenige mit schwerer Verantwortung, welcher aus Leidenschaft, Mißgunst oder anderen Nebenabsichten . . . seine Bestätigungsunterschrift dem Ordenskandidaten verweigert." Sowie: „. . . ob sie nach ihrem Gewissen, nach ihrer Pflicht gegen Gott und Uns die Richtigkeit der Tat und der angeführten Umstände als Männer von Ehre bestätigen können oder nicht . . ."

Auf Grund dieser Statuten war ich um Verleihung des Ordens eingekommen:

a) für die Schlacht bei Komarów,
b) für die aus eigener Initiative und auf ausschließlich eigene Verantwortung bewirkte Aufstellung der 30,5-Automörserbatterien.

Ich war von der Ordenswürdigkeit dieser beiden Taten vollkommen überzeugt und brauchte mich dabei gewiß keiner Unbescheidenheit zu zeihen. Und ebenso dachten wohl auch die maßgebendsten Stellen, nur fürchteten sie, daß — nach all den ganzen gegen mich begangenen unsagbaren Mißgriffen — die Ordensverleihung als Selbstdesavouierung hätte angesehen werden können. Daher entschloß man sich, diese Verleihung unter allen Umständen hintanzuhalten. Dazu bediente man sich eines Mittels, das man in seiner Art klassisch nennen kann, und das aller Wahrscheinlichkeit nach in der kaiserlich und königlichen Militärkanzlei ausgeheckt worden war.

Mitte Februar wurde mir nämlich vom Kriegsminister eine Note verlesen, die die Mitteilung enthielt, daß auf kaiserlichen Befehl im geheimen eine ehrenrätliche ad hoc-Kommission zusammengetreten

sei, an deren Spitze ein aus langjährigem Ruhestand eigens hierfür reaktivierter, nahezu 80jähriger General gestanden war. Diese Kommission hatte in stillster Heimlichkeit, ohne mich zu vernehmen, getagt und die Ansicht ausgesprochen, daß die im Jahre 1915 meiner Person erteilte „Warnung" noch in Kraft stünde, und daß daher meine Ordenswürdigkeit fraglich sei. Das im vorigen Kapitel besprochene, mit ebensoviel Voraussicht wie Perfidie konstruierte Tendenzurteil des Ehrenrates konnte nun endlich als Waffe gegen mich gebraucht werden.

Ich muß gestehen, daß ich ob dieses Willküraktes einfach starr war. Ich hatte so etwas trotz all meiner Erlebnisse und Erfahrungen nicht für möglich gehalten. Eine derartige Verdrehung der Vorschriften und Statuten erschien mir direkt unfaßlich.

Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln setzte ich mich zur Wehr; was insofern leicht war, als eben alle Vorschriften gegen jene gewaltsame Auslegung sprachen. Ich erhielt darauf den Bescheid, daß laut Punkt 27 des Ordensstatutes der Ordensgroßmeister — der jeweilige Herrscher — tun könne, was er wolle. Dieses Gegenargument bedeutete eine neuerliche gewaltsame Auslegung der Statuten, da diese souveräne Willensbetätigung nur in Beurteilung der Tat und zwar bezüglich des Vorschlages des Ordenskapitels gelten, niemals aber auf anderweitige, mit der Tat in keinem Kausalnexus stehende Umstände Anwendung finden durfte.

Gleichzeitig ließ mir der Kaiser nahelegen, ich möge die Wiederaufrollung meines Prozesses anstreben, eines Verfahrens, das vor mehr als drei Jahren in allen Punkten rechtsgültig abgeschlossen worden war und überdies die Sanktion des verewigten Monarchen trägt. Der Zweck dieser ganz unzweifelhaft vom Generaladjutanten Baron Marterer ersonnenen und konzipierten Proposition war so durchsichtig, daß ich es einfach unter meiner Würde fand, darauf irgendwie einzugehen.

Um aber dem obersten Kriegsherrn, der mich persönlich nie gehört und der offensichtlich nur unrichtige Informationen über mich erhalten hatte, der verhetzt worden war und nie in männlich ernster Weise auf die Bedeutung von Rechtsverletzungen aufmerksam gemacht wurde, ein klares Bild zu entrollen, bat ich um eine Audienz. Sie wurde mir, dem alten General, der sein Leben lang treu und ehrenvoll gedient, in brüsker Form abgeschlagen.

Und da es kein Forum gab, an das ich mich hätte wenden können, so mußte ich schließlich auch diese Rechtsvergewaltigung dulden und tragen. Das einzige, was ich tun konnte und auch tat, war die Einsendung eines feierlichen und flammenden Protestes gegen alle ka-

pitularen und großmeisterlichen Entscheidungen, insoweit sie sich auf die Schlacht von Komarów beziehen.

Dieser Akt liegt in der Ordenskanzlei, wie mir dies der Ordenskanzler — Feldmarschall Conrad — dienstlich eröffnete und hierdurch prinzipiell auch seine gleiche Auffassung bekundete.

Es ist aber immerhin bezeichnend, daß in einem der allerwichtigsten, wahrhaft krisenhaften Momente, da das ganze Reich schon in seinen Grundfesten schwankte, die obersten Ingerenzen ihren Scharfsinn und ihre Zeit zur mühevollen Ersinnung und Durchführung solch kleinlicher Chikanen und Gesetzesverletzungen nützten.

Am 17. August 1918 erfolgte dann die Publikation der Ordensverleihungen, und für die größte Schlacht, die unsere Armee ohne fremde Beihilfe je gewonnen hatte, wurde ein Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens an einen Oberstbrigadier verliehen!

Zum Vergleich mögen folgende Daten dienen:

In der Kriegsepoche 1848/49, in der die größte Schlacht (Novara) kaum ein Drittel der Größenverhältnisse Komaróws aufwies, wurden verliehen: 2 Großkreuze und eine ganz bedeutende Anzahl von Kommandeur- und Ritterkreuzen.

1859 Magenta. Auf jeder Seite fochten etwa 60 000 Mann. Schlacht verloren. Verliehen wurden: 5 Ritterkreuze.

Solferino. Da fochten etwa 110 000 Franko-Sarden gegen beiläufig ebenso viele Österreicher, wobei letztere die Schlacht verloren. Verliehen wurden: 1 Kommandeur- und 8 Ritterkreuze.

1866 Custozza. 75 000 Österreicher gegen (an Ort und Stelle) ebenso viele Italiener. Schlacht gewonnen. Gefangen: 4000 Mann, erobert 16 Geschütze. Verliehen wurden: 1 Großkreuz, 2 Kommandeur- und 6 Ritterkreuze.

Königgrätz. Es fochten etwa 200 000 Österreicher gegen ebenso viele Preußen. Schlacht total verloren. 24 000 Gefangene und 180 Geschütze eingebüßt. Verliehen: 2 Ritterkreuze.

1914 Komarów. 200 000 Österreich-Ungarn gegen mindestens ebenso viele Russen mit überlegener Artillerie. Schlacht gewonnen. Gefangen etwa 20 000 Mann, erobert 150 Geschütze. Verliehen: Ein Ritterkreuz.

Ich glaube, daß da das Prinzip: „das Persönliche über das Sachliche zu stellen", sich einen unerreichbaren Rekord leistete.

Für den Gang der großen Ereignisse war es wohl nun gänzlich gleichgültig, ob dem General Auffenberg eine Anerkennung für besondere Leistungen verliehen wurde oder nicht. Doch als Symptom der spezifischen Verhältnisse, wie sie geworden, als die Monarchie zur Rüste ging, und als Wahrzeichen des Systems, das

sich just in den allerletzten Stunden so verderblich herausgebildet hatte, besaß dieser Vorgang zweifelsohne eine charakteristische Bedeutung. —

*

Und damit schließe ich meine Lebensschilderung und halte unmittelbar vor dem bodenlosen Abgrund, in den die Kamarilla- und Günstlingswirtschaft stürzte, doch auch — zu unser aller Entsetzen — das schöne, alte Reich in finstere Tiefe versank. Was und wie dies geschah, gleicht einem fürchterlichen Kataklysma, wobei das eigene Leid im Leid von Millionen unterging. Darüber zu berichten und zu zeigen, wie aus dem Niedergang des alten Österreich der Niederbruch des Donaustaates in einer noch nie gesehenen Weise erfolgte, bedarf es größerer Distanz, als sie die jetzige Zeit gewährt, die noch wie das stets sich erneuernde Nachbeben einer katastrophalen Erderschütterung anmutet.

Der Weg „aus Österreichs Höhe zum Niedergang" und schließlich zum Niederbruch ist, am grandiosen Maßstab der Geschehnisse gemessen, ungeheuer lang; nach der Zeitdauer aber und nach geschichtlichen Perioden beurteilt, winzig kurz. Kürzer als ein Menschenleben, als mein Dasein, dessen Lebenskraft und Lebensarbeit in diese Epoche fallen, und dessen Auffassung und Bestrebung durch die Ereignisse der versunkenen Monarchie mitbestimmt wurden. Niemals gab's eine größere Tragödie im Staatengeschick, als den Niederbruch unseres armen Vaterlandes. Sie übertraf weitaus die tragische Schuld. Doch nur der vermag die ganze Tragik mitfühlend zu erfassen, der seine beste Überzeugung und sein ehrlichstes Wirken für eine Idee eingesetzt hat, die nun tot ist. Tot, wie das einst so schöne, große Reich, dessen Zerfall aber noch Generationen aufs schwerste empfinden werden. —

*

Mein Leben war ein steter Kampf, den mir Schicksal und Menschen aufzwangen. Ich führte ihn mit dem Worte, mit der Feder und mit dem Schwert, war oft siegreich und wurde letzten Endes nie besiegt. Das Resultat meiner persönlichen Erlebnisse, meiner Erfahrungen und Beobachtungen drängt sich aber zusammen in den ekklesiastischen Spruch: „Vanitas vanitatum et omnia vanitas".

Wien, im Sommer 1920

Anhang

Beilage I

Kompendium
zur Genesis des staatsrechtlichen Aufbaues Ungarns

Ich erwähnte schon, daß es für den Nicht-Ungarn unendlich schwer ist, sich in den politischen Ideengang dieses merkwürdigen Volkes hineinzuversetzen.

„Nem boldog a Magyar" (Nicht glücklich ist der Ungar), sagt ein altes ungarisches Sprichwort, und auch in der ungarischen Nationalmusik haben Trauer, Leid und Sehnsucht ihren stets wiederkehrenden symphonischen Ausdruck gefunden. An diesen Gefühlen war aber der ungarische Charakter in gleichem Maße schuld wie die Schicksale, die über dieses kleine, zweifelsohne kernige Volk hereingebrochen sind. Trotz der europäischen Bildung und Gesittung, die es in der Intelligenz, doch vielfach auch in den breiten Massen annahm, blieb dieses Volk, seiner finno-ugrischen Abstammung nach, ein Fremdkörper im indo-germanischen Europa, ein erratischer Block, der aus Asiens Hochflächen hereingerollt war und sich zwischen Theiß und Donau eingewuchtet hatte. Und trotz des tausendjährigen Zusammenlebens mit den europäischen Stammvölkern und des oft ernsthaft gewollten Anschmiegens an diese, bewahrte es — besonders in politischer Hinsicht — seine eigenen Rechtsanschauungen. Diese lassen sich vielleicht am besten in der Weise charakterisieren, daß eingestandener- oder uneingestandenermaßen folgendes Leitmotiv gilt: Alles was Ungarn als Landerwerb oder an sonstigen Prärogativen je erworben hat — sei's auch nur auf kurze Zeit —, bleibt Ungarn als unveräußerliches, indelibles und durch gar nichts zu verwirkendes Recht bis ans Ende aller Zeiten gewahrt. Dagegen haben erworbene Rechtsansprüche oder Besitzergreifungen in Ungarn seitens anderer nur einen ephemeren Wert, der gar nie als ersessen angesehen werden

darf[1]). Noch kürzer gesagt: Ungarn kann nur gewinnen, darf nie verlieren! Für dieses eigenartige Rechtsprinzip kämpfte Ungarn und jeder Ungar seit Bestehen des tausendjährigen Reiches mit allen Mitteln juridischer und politischer List und — wenn durchsetzbar — auch mit Mitteln der Gewalt. Die Charakteristik Bismarcks über Andrassy: „Halb Advokat, halb Husar" paßte mehr oder weniger auf jeden Ungarn, der sich mit Politik befaßt. Und wer befaßte sich in Ungarn nicht mit Politik?! —

Zweifelsohne verdankte Ungarn dieser Rechtsanschauung sowie dem hierbei betätigten rücksichtslosen Vorgehen viele seiner Erfolge. Andererseits war es nicht zu verwundern, daß Ungarn aus Streitigkeiten nie herauskam. Es wäre denn, daß nachgiebige Nachbarn oder weichgewordene Machthaber alle seine Wünsche und Forderungen erfüllten. Meist entwickelten sich dann aber erst recht neue und noch prononciertere nationale Bestrebungen. —

— —

Als Ungarn nach Mohacs durch Wahl an das Haus Österreich kam, bzw. die Krone Ungarns auf das Haupt des Beherrschers Österreichs und römisch-deutschen Kaisers gesetzt wurde, war es ein Rumpf, dem fast alle Glieder abgeschlagen worden waren. Ohne diese staatsrechtliche Verbindung wäre es von den Türken vollständig erobert worden, die doch auch so durch 150 Jahre den größten und wichtigsten Teil des Landes in unzweifelhaftem Besitze hielten.

Als dann die kaiserlichen Heere unter dem Markgrafen von Baden, Starhemberg und vor allem unter Prinz Eugen das Land eroberten, war es eben eine Eroberung, äußersten Falles eine Rückeroberung, deren Opfer und Kosten zu weitaus größtem Teil von den kaiserlichen Truppen geleistet wurden. Wohl standen auch Ungarn in den kaiserlichen Heeren, doch fast ebenso viele Ungarn — und zwar ungarische Nationaltruppen — bei den Türken. Es kann absolut keinem Zweifel unterliegen, daß die kaiserlichen Truppen und Feldherren die Eroberer jener weiten Landstriche waren, die bereits einen integrierenden Bestandteil des osmanischen Reiches gebildet hatten. Kaum war aber diese Eroberung beendet, betrachteten die Ungarn sie nicht mehr als solche und sprachen bezeichnenderweise stets nur von einer „Befreiung", eine Terminologie, die Ungarn ängstlich und eifersüchtig aufrecht hielt. Dies geschah natürlich nur, um den Sie-

[1]) Der König beschwört im Krönungseid: „Alle jene Teile und Provinzen Ungarns und seiner Nebenländer, welche bereits zurückerworben wurden, sowie jene, welche mit Gottes Hilfe in Zukunft zurückerworben werden sollten, werden wir im Sinne unseres Eides diesem Lande und seinen Nebenländern reinkorporieren." Jeder magyarische König muß daher eidgemäß ein Eroberer sein.

gern im vorhinein jeden Rechtsanspruch auf die eroberten Provinzen vorwegzunehmen — also ein Verhältnis herzustellen, als ob Ungarn alle diese kaiserlichen Truppen in Miete genommen und mit diesen Söldlingen seine Provinzen „befreit" hätte. Kurzweg eine Negation des primären Eroberungsrechtes.

Das Willkürliche und Irrige dieser Anschauung möge durch ein vergleichendes Beispiel dargestellt werden. Nehme man an, daß es dem alten Österreich durch irgendeine besondere Schicksalsfügung gelungen wäre, sich durch Waffengewalt wieder in den Besitz Schlesiens zu setzen, würde es da jemandem eingefallen sein, von einer „Befreiung" zu sprechen? Gewiß nicht! Und die Großteile Ungarns standen nicht kürzere Zeit unter der Herrschaft des Sultans, als Schlesien dem preußischen Königreich angegliedert ist.

Nach der Vertreibung der Türken — 1687 — wurden die gesetzlichen Erbansprüche des Hauses Habsburg auf die Krone Ungarns zwar erweitert, doch die Bestrebungen dieses Hauses, eine engere innerstaatliche Verbindung mit Ungarn herbeizuführen, also die Eroberungsrechte irgendwie geltend zu machen, forderten den Widerstand der Ungarn sofort heraus, der sich in den blutigen Kuruzzenkämpfen äußerte, welche erst mit dem Friedensschluß von Szatmar-Nemety ihren Abschluß erreichten.

1721, respektive 1723 erfolgte dann die pragmatische Sanktion Kaiser Karl VI. brachte diesem papierenen Dokument viele Opfer, gab erworbene Rechte preis, und schließlich blieb es doch immer nur ein papierenes Dokument. Wohl stützte sich der Aufbau der Habsburger Monarchie auch weiter auf dieses Staatsgrundsgesetz, doch wie viele Auslegungen und Deutungen erfuhr es trotz seiner außerordentlich sorgsamen Diktion! Besonders wenn als Gegenpart Ulysses Ungarn partizipierte. Daraus erklärt es sich, daß seit dem Bestehen dieses Paktes — der pragmatischen Sanktion — die innere Politik in Schaukelbewegung auf und nieder ging. Die hervorragendste Persönlichkeit im Habsburger Stamme, Maria Theresia, rief zwar durch ihre Person das vielgerühmte, in seiner tatsächlichen Wirkung aber weit überschätzte „Vitam et sanguinem consecramus" hervor. Zur selben Zeit bestand aber nahezu der dritte Teil der preußischen Husaren aus ungarischen Überläufern, deren Offiziere vielfach den Magnaten- oder Gentryfamilien angehörten. Immerhin war während der Regierungszeit Maria Theresias ein Abflauen der national-chauvinistischen Bewegung bemerkbar. Die Adelshäupter nahmen bei Hof und im Staatswesen hohe Ämter ein und machten sich meist in Wien ansässig. Andere lebten auf ihren Latifundien, kleinen Göttern gleich, in nahezu vollständiger Souveränität und fanden sich mit relativ ge-

ringen Abgaben an Menschen, Natural- und Steuerleistungen ab, die ausschließlich von ihren Gutsuntertanen, vulgo Leibeigenen, beigestellt wurden. Sie selbst beanspruchten aber — soweit es ihnen gefiel — Offiziers- und Beamtenstellen, die ihnen auch ohne weiteres überlassen wurden. Dieser urwüchsig gemütliche modus vivendi hörte auf, als Kaiser Josef II. die Regierung antrat. Ihm schwebte als Ideal der zentralistische Einheitsstaat vor Augen, wobei die gesamte Regierungsmaschine auf deutscher Basis aufgebaut und durch die deutsche Sprache in Gang erhalten werden sollte. Hierzu waren kräftige Germanisierungsmaßnahmen unerläßlich, die aber den Widerstand Ungarns und diesmal auch Kroatiens hervorriefen. Nichtsdestoweniger machte die Germanisierung der Ämter kräftige Fortschritte, und die lateinische Amtssprache wurde durch die deutsche ersetzt. Doch die Regierungszeit dieses großzügigen, vom Glück aber so gar nicht begünstigten Herrschers war viel zu kurz, und das Verhängnis, das sich bei allen derartigen, im guten Fortschritt befindlichen Assimilierungsbestrebungen geltend machte, trat auch hier ein: unglückliche oder mindestens alle Kräfte des Staates absorbierende Kriege. Der todkranke, mit sich zerfallene Kaiser nahm alle von ihm erlassenen Dekrete und Gesetze zurück, und sein kluger, diplomatisch geschulter Nachfolger Leopold II. verstand es in kurzer Zeit, einen modus procedendi zu schaffen, der das Funktionieren der Staatsmaschine wieder ermöglichte — allerdings bei Aufgeben der Einheitsbestrebungen und mancherlei Einbuße an Autorität. Immerhin war es hierdurch seinem Nachfolger Franz II. möglich, das Reich zu jenen großen Kraftleistungen zu bringen, die es in der folgenden Kampfesperiode bis 1815 an den Tag legte.

Die Leistungen der Ungarn waren allerdings hierbei bescheiden. 1809 z. B., im Jahre der größten Kraftanstrengung, stellten die altösterreichischen Provinzen 5% der Bevölkerung für den Kriegsdienst, die Militärgrenze und Kroatien bei 10%, während Ungarn bescheiden sich mit 1% begnügte. Selbst Napoleon spottete über die österreichische Regierungskunst, die aus Ungarn nur 80000 Mann und etwas über 20000000 fl. jährlicher Steuerleistung herauszubringen wußte.

Nach 1815 gaben sich alle Völker Europas der Sammlung hin. Im Kaisertum Österreich war es das vielgenannte Metternichsche System, das unter Kaiser Franz, dann unter Ferdinand die gesamte Bevölkerung Österreichs und Ungarns in den politischen Schlaf versetzte. Während dieser Zeit wurde die germanisierende Tendenz fortgesetzt, jedoch ohne viel Nachdruck, daher auch — namentlich in Ungarn — ohne sonderlichen Effekt.

In der zweiten Hälfte der 40er Jahre begannen die politischen Kämpfe. Es war, als ob die Völker Europas erwacht wären. In Ungarn führten die Ereignisse zunächst zur Schaffung der später so oft genannten 1848er Gesetze, wodurch dieses Land zu einem selbständigen Staatswesen heranwuchs. Da aber diese staatsrechtliche Gestaltung von der Wiener Regierung, respektive der Krone, eigentlich doch nur erpreßt worden war, und die ultrachauvinistischen Elemente Ungarns die vollkommene Lostrennung von Österreich tendierten, konnten auch diese 1848er Gesetze weder Ruhe noch Ordnung bringen. Überdies zeitigte der latent geführte Krieg gegen die Serben in der Bacska die kroatische Erhebung, und die Wiener Oktoberereignisse ließen Ungarn zu offenem Kriege gegen Österreich schreiten. Es kam zu den zahlreichen, mit wechselndem Glück geführten Winterkämpfen, während welchen Windischgraetz Ofenpest einnahm, aber wieder aufgeben und vor dem mittlerweile organisierten und auf den Stand von 200 000 Mann gebrachten Insurrektionsheer den Rückzug antreten mußte.

Kossuth brach nun gegen den Rat des führenden Feldherrn, des bedeutenden, vielfach verkannten und unrecht geschmähten Goergey, alle Brücken mit der Vergangenheit ab und erklärte am 14. April 1849 in der reformierten Kirche zu Debreczin die Dynastie Habsburg der Krone Ungarns verlustig.

Dadurch kam die Aktion auf eine andere Plattform. Die Ungarn, die bishin angeblich für ihre durch König Ferdinand V. (Kaiser Ferdinand I.) beschworenen Gesetze, also eigentlich für diesen Herrscher gekämpft hatten, rissen alle Freiheiten vollster Volkssouveränität an sich. Dadurch gaben sie aber auch der abgesetzten Dynastie die Bewegungsfreiheit zurück, so daß auch sie nicht mehr durch Eide gebunden war. Der weitere Kampf war daher — vom dynastischen Standpunkt aus — wieder nur als ein Eroberungskrieg gegen ein Volk aufzufassen, das sich als ein der Dynastie fremdes und feindseliges erklärt hatte. Und da dieser Krieg mit der vollen Niederwerfung Ungarns endete, konnte die Dynastie füglich das „Recht der Eroberung" geltend machen. Daß diese Eroberung nur mit Hilfe Rußlands gelang, ist für den Rechtsstandpunkt irrelevant, weil die Russen nur als „Hilfstruppen" des österreichischen Kaisers, und nicht als die einer dritten kriegführenden Macht gelten konnten. Das prägte sich schon dadurch aus, daß Rußland an Ungarn weder einen Krieg erklärte, noch mit ihm Frieden schloß.

Darauf gründete sich nun die von der österreichischen Regierung (Bach) geltend gemachte Theorie der „Rechtsverwirkung", wonach sich Ungarn durch die Tat vom 14. April 1849 und die darauf er-

folgte Niederwerfung aller Rechte selbst entäußert hatte. Vom staatsrechtlichen Standpunkte aus kann man dieser Theorie die Berechtigung nicht leicht absprechen. Andererseits ist es bei dem Charakter und den avitischen Anschauungen der Ungarn begreiflich, daß sie ihr niemals beipflichteten. Doch der Druck der Zentralgewalt war damals ein so mächtiger, daß sich alles in die neue Ordnung schicken mußte. Nur im Auslande, in den Komitees zu Paris, Turin, London, zeitweise auch in Konstantinopel und Nordamerika, konnte die Agitation fortbetrieben werden, wobei Kossuth der Intransigente und Unversöhnliche blieb. Andrassy (le beau refugié) — vermittelte jedoch von Paris aus insofern, als er einen Modus procedendi auf Basis der altungarischen Rechtsordnung, namentlich der 1848er Gesetze, anbahnen wollte. Für dieselbe Idee wirkte im stillen Deak — „der Weise der Nation" —, der an den Ereignissen der Revolution keinen direkten oder persönlichen Anteil genommen hatte.

Indessen wurde in Ungarn kräftig zentralisiert und germanisiert. Die Komitate — nach Anschauung ungarischer Staatsrechtler: „die Basteien der Verfassung" — wurden zu kaiserlich-königlichen Verwaltungsbehörden umgestaltet, und auch sonst das österreichische Verwaltungssystem — wenngleich unter unseligen Schwierigkeiten — eingeführt. Ein System (Bachsches), von dem man in verwaltungstechnischer Hinsicht gerechterweise sonst nur Gutes sagen konnte.

Dies dauerte bis zum Jahre 1859. Der Zusammenbruch auf den italienischen Schlachtfeldern, wobei aber allerdings nur die österreichische Kamarilla zusammengebrochen war, lockerte die Zentralgewalt und bereitete einen Umschwung vor. In ganz Österreich kam endlich der Parlamentarismus unter schweren Geburtswehen zu kärglicher Geltung. Zunächst wurde an ein Zentralparlament gedacht. Ein solches scheiterte jedoch am Widerstande der Ungarn, die eine gemeinsame Reichsvertretung nicht beschicken wollten. Doch auch in Österreich konnte der parlamentarische Karren nur mühsam vorwärts gebracht werden, da zu viele und zu mächtige Hände in die Speichen griffen. Beileibe nicht mit der Absicht, die Räder über die Hindernisse hinwegzubringen. 1865 folgte dann der bekannte Belcredische Sistierungserlaß.

Mit Ungarn waren aber mittlerweile doch politische Pourparlers im Gange, die ungarischerseits von den Altkonservativen unter Mitwirkung Deaks geführt wurden, doch kein abschließendes Resultat erbrachten. Dann kam das Jahr 1866 und mit ihm der zweite militärische Zusammenbruch, sowie jener des absolutistischen Systems. Jetzt schoß der parlamentarische Weizen auch in Österreich in die Höhe. Mit allen Mitteln wurde aber der „Ausgleich mit Ungarn"

— dieser historisch gewordene Ausdruck wurde zum erstenmal angewendet — perfektioniert, und man konnte plötzlich nicht rasch genug damit zum Abschluß gelangen. Als Basis nahm man den — auf die 1848er Gesetze sich stützenden — Entwurf Deaks an, der durch seinen berühmt gewordenen Ausspruch: „Majestät, jetzt das gleiche, wie vor dem Kriege", Ohr und Sinn des Kaisers, namentlich aber der Kaiserin gewonnen hatte. Letztere trat entgegen ihrer sonstigen Zurückhaltung aus dieser heraus und setzte sich aufs wärmste für die Erfüllung der ungarischen Wünsche ein.

Die Ausgleichspunktationen waren ein merkwürdiges Instrument. Sie enthielten einen ausgesprochen bilateralen Vertrag zwischen Österreich und Ungarn, der Österreich zu den weitaus größeren Leistungen verpflichtete. Dabei wurde bezeichnenderweise für Österreich eine parlamentarische Verfassung gefordert, die dann im Momente der Sanktionierung des Ausgleiches tatsächlich auch bestand. Nichtsdestoweniger kam aber das österreichische Parlament gar nicht in die Lage, zu den Punkten dieses Vertrages Stellung zu nehmen. Denn dieser wurde im Dezember 1887 einfach oktroyiert, respektive zur Immatrikulation überwiesen. Dabei ergab sich die gewiß seltene Eigenart, daß die Fassung und Diktion dieses Staatsgrundgesetzes in wichtigen Belangen von dem ungarischen Wortlaut differierte. Aus dem Gesagten ist zu entnehmen, daß dieser Vertrag eigentlich nur zwischen Ungarn, respektive dessen gewählten Vertretern, und dem österreichischen Kaiser, als zu krönendem König von Ungarn, abgeschlossen wurde, woraus später die größten Unzukömmlichkeiten resultierten.

Anfänglich ging nur die Opposition, später jedoch auch die Regierung selbst von dem Grundsatze aus, daß sie bezüglich wichtigster Dinge, die die ganze Monarchie betrafen — besonders in Fragen der Heeresverwaltung — gar nicht mit der österreichischen Regierung, bzw. dem österreichischen Parlament zu verhandeln habe, sondern ausschließlich nur mit dem gekrönten ungarischen König, der nur so nebenbei auch Kaiser von Österreich ist. Der österreichischen Regierung sollte also nichts anderes erübrigen, als den zwischen den beiden Kompaziszenten (ungarische Krone und ungarische Nation) perfekt gewordenen Pakt zu akzeptieren.

Graf Apponyi hatte sonach zweifelsohne recht, „Krone und Parlament" ganz gleich zu stellen und stets nur von „dem einen und dem andern Faktor" zu sprechen. Die Krone hatte ihm hierzu die Berechtigung gegeben.

Als Vertreter der Krone bei Schaffung der Punktationen fungierte der nach Österreich importierte Graf Beust, der konziliante Minister

mit dem leichten Herzen. Es kam ihm vor allem darauf an, seinen ungleich größeren Gegner — Bismarck — niederzuringen. „Revanche für Sadowa" war sein Leitmotiv, wobei er sich allerdings mit maßgebendsten Kreisen Österreichs eins wußte. Dieser Idee wurde zunächst alles andere unterworfen. Mit Aufwendung und, wo notwendig, unter Preisgabe aller Mittel und Rechte wurde getrachtet, alle Völker der Monarchie, besonders die Ungarn — sei's auch nur für einen Moment — zu saturieren, um bei der ersten sich bietenden Gelegenheit schlagfertig dazustehen.

Nur so ist die Hast des Ausgleichswerkes zu erklären, sowie die verhängnisvollen Unklarheiten und Zweideutigkeiten, die dadurch in seiner Diktion enthalten waren. Natürlich gilt dies nur unter der Annahme, daß bei beiden Teilen bona fides obwaltete. Sollten aber jene Stimmen recht gehabt haben, die seitens der Ungarn mala fides annehmen, so würde dies den ethischen Wert des Ausgleichswerkes alterieren und das Verhalten des einen der Vertrag schließenden Teile in das denkbar ungünstigste Licht setzen. Unter den vielen Beispielen der bestandenen Diskrepanzen sei nur das eine hervorgehoben, daß es nach der Fassung des Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 absolut nicht festzustellen war, ob die Ungarn ein „eigenes Heer" besitzen oder nicht besitzen konnten. (Wobei natürlich von der Landwehr, den Honved, ganz abgesehen wurde.) Beide Möglichkeiten waren aus diesem Artikel herauszulesen. Das schien für die politisch klügeren, in Gesetzesauslegungen pfiffigeren Ungarn wie geschaffen.

Ich hörte einmal von authentischer Seite, daß gleich nach Schaffung des Gesetzes Feldzeugmeister John auf die Verschiedenheit und Verschiedendeutigkeit des Gesetzesartikels in beiden Staaten ernsthaft hingewiesen habe, daß man ihn aber durch die ehrenwörtliche Versicherung beschwichtigt hätte, es werde vorkommenden Falles immer in jenem Sinne entschieden werden, der den Fortschritt und die Einheitlichkeit der Armee zu fördern geeignet wäre. Wie dieses Versprechen dann tatsächlich eingehalten wurde, bedarf keiner Detaillierung.

Immerhin war durch die Schaffung des Ausgleiches mit Ungarn ein Ruhemoment für die Monarchie eingetreten. Man glaubte, daß die Streitaxt nun für alle Zeiten begraben sei, und der Jubel, die Begeisterung, die bei der Königskrönung das ganze Land erfaßten, ließen erhoffen, daß fürderhin die Harmonie eine ungetrübte sein werde. Die „fünfzehn Unversöhnlichen" und überzeugungsstarren Anhänger Kossuths, die am Krönungstage das Gegendemonstrationsbankett in Czinkota veranstalteten, wurden als Narren verlacht.

Mit den Jahren entstand aber daraus die Unabhängigkeitspartei, die sich zuerst in schüchterner, vielfach auch humoristischer Weise geltend machte, dann jedoch den Regierungen sehr unbequem wurde, im weiteren Verlauf solche auch stürzte und schließlich sich mit den anderen Parteien sogar in die Regierungsgewalt teilte!

Im Anfange gab es aber nur eine große Regierungspartei, deren Chef auch Ministerpräsident wurde, der einst in effigie gehenkte Graf Julius Andrassy! Seine Prinzipien blieben auch erhalten, als er das Ministerium des Äußeren übernahm, und auch späterhin wirkte er durch sein persönliches Ansehen, durch Wort und Schrift, für die Einheitlichkeit und unversehrte Erhaltung der Armee.

Doch die nimmermüden chauvinistischen Bemühungen lebten weiter und fanden in einem seiner Nachfolger, Koloman von Tisza, einen ebenso begabten als erfolgreichen Vertreter. Die Kunst Tiszas bestand zu gutem Teil darin, das Wesen der Gesetze bei Forterhalt der äußeren Form zu verändern. Es erinnerte an die Gesteinsmetamorphose, wo Kristalle irgendeines Gesteines in andere Gesteinsarten eingebettet, im Lauf der Jahrtausende wohl die ursprüngliche Gestalt, Sexaeder, Dodekaeder usw. beibehalten, sich aber atom- und molekülweise in die umgebende Gesteinsart umsetzen. Der erstaunte Forscher wähnt anfänglich die Natur bei einem Wesensirrtum zu ertappen, bis er erkennt, daß bei Beibehalt der äußeren Form das Wesen sich geändert hat. So metamorphisierte auch Tisza während seiner 15jährigen Amtsführung den Ausgleich. Und ging es zu langsam, so ließ er sich ab und zu von der Opposition ein wenig vergewaltigen und tat, als müßte er einer vis major folgen. Nur einmal wollte es ihm absolut nicht glücken, mit der Opposition fertig zu werden, ohne ihren Willen zu tun. Da sezessionierte der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Apponyi, und nicht lange darauf mußte Tisza das so lange und glücklich verteidigte Regierungspräsidium an den Grafen Szapary abtreten.

Szapary, seinem Vorgänger an Kapazität nicht gleichwertig, versuchte die Verstaatlichung der Komitate durchzuführen, was ihm nur im geringen Maße gelang. Als es dann zu kirchenpolitischen Reformen (Einführung der Zivilehe) kommen sollte, trat er zurück, da er mit dieser liberalen Auffassung nicht sympathisierte.

Es folgte das erste Ministerium Wekerle. Dieser Ministerpräsident war einer der bedeutendsten neuzeitlichen Persönlichkeiten Ungarns, namentlich in finanzpolitischer Beziehung — allerdings nicht verläßlich, was ihm während seiner zweiten Regierung das persönliche Vertrauen der Krone für immer entzog. In seiner ersten Amtszeit setzte er nach schweren Kämpfen mit dem Magnatenhaus und

mit den Anschauungen der Krone jene kirchenpolitischen Reformen durch, mußte aber dann nach aufregenden Zwischenfällen das Portefeuille an Baron Banffy abgeben. (Dezember 1894.) Eine ausgesprochen autokratische Natur, kam Banffy bald nach seiner Ernennung in Kollision mit dem langjährigen und verdienten Minister des Äußeren, Grafen Kalnoky. Letzterer unterlag, denn es galt gleich einem ungeschriebenen Gesetz, daß bei einem Konflikt zwischen einem gemeinsamen Minister oder anderen gemeinsamen Hochfunktionären und einem ungarischen Ministerpräsidenten letzterer immer obsiegen müsse. Banffy führte dann mit schärfsten Mitteln eine Wahlkampagne durch und schuf dadurch der Regierung eine große, doch wenig homogene Majorität. 1899 gestürzt, trat an seine Stelle Koloman Szell. Ein gewiegter, klar denkender Staatsmann, Autorität auf finanzpolitischem Gebiete, Schüler und Vertrauensmann Deaks, dessen Prinzipien er hoch hielt. Dem tumultuarischen Treiben, das sich vom Spätherbst 1902 an in den Armeeangelegenheiten bedenklich zugespitzt hatte, wollte er konsequenten Gleichmut, „mit dem Gesetzbuch in der Hand", entgegensetzen. Ob dieses System doch versagte oder ob die maßgebende Stelle schließlich die Geduld verlor, ist nicht erwiesen.

Diese kurze Darlegung möge in wenigen Strichen den Gang der ungarischen Politik bis zum Ausgang des Jahres 1902 zeigen. In weiterer Folge wurde ich durch ihre Peripetien in meinen verschiedenen dienstlichen Stellungen direkt und indirekt, teils näher, teils ferner berührt. Darüber orientieren die Mitteilungen meiner Lebensbeschreibung.

Beilage 2

Immediatbericht des Kriegsministers an den Kaiser

(Präs. Nr. 14060 vom 20. November 1911)

Allergnädigster Herr!

Der Chef des Generalstabes hat dem treugehorsamst Unterfertigten die Denkschrift über die politisch-militärische Situation November 1911 übermittelt, welche er unter Res. Generalstab Nr. 4425 Eurer Majestät alleruntertänigst unterbreitet hat.

Als verantwortlicher Kriegsminister finde ich mich verpflichtet, hierzu Stellung zu nehmen und bitte Eure Majestät treugehorsamst, die nachfolgenden Darlegungen geneigtenst zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Euer Majestät! Es kann allerdings weder meine, noch des Chefs des Generalstabes Pflicht und Sache sein, auf den Gang der äußeren Politik irgendwie Einfluß zu nehmen; doch geradeso wie diese von der Heeresleitung die rechtzeitige Bereitstellung und Ausgestaltung des Heeres insoweit fordern kann, als dies für die Zwecke der politischen Führung unerläßlich ist, so kann und muß — meiner alleruntertänigsten Meinung nach — auch die Heeresleitung zum mindesten jene Momente bezüglich des Ausbaues und der Bereitstellung des Heeres andeuten, welche durch die politische Führung der Staatsgeschäfte influenziert werden.

Und da möchte ich mir alleruntertänigst erlauben, meiner Meinung dahin Ausdruck zu geben, daß ich mich mit den Anschauungen des Chefs des Generalstabes in allen wesentlichen Momenten — nach innerster, wohlüberlegter Prüfung — nur vollkommen identifizieren kann.

Wohl sind — ganz allgemein gesprochen — die Schlußfolgerungen, die der Chef des Generalstabes hinsichtlich des Ausbaues des Heeres zieht, vielleicht etwas zu weitgehend: nicht ihrem essentiellen oder, besser gesagt, wünschenswerten Inhalte nach, wohl aber in der Richtung des tatsächlich Erreichbaren. Vollkommen zutreffend aber erscheinen mir die militär-politischen Prämissen und Erwägungen, ebenso wie die Konklusionen, insoweit sie auf den Aufbau und die Bereitstellung unserer militärischen Machtmittel Bezug haben.

Euer Majestät! Ich muß in tiefster Ehrfurcht alleruntertänigst berichten, daß auch ich ein Festhalten am Bündnis mit Italien als schädlich für die militärischen Interessen der Monarchie halte.

Es erscheint mir sonnenklar, daß alle politischen Zusicherungen seitens der italienischen Regierung vollkommen wertlos sind, und es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß die ersten Schüsse, die eventuell an der Donau oder an der Weichsel fallen, den Großteil des italienischen Volkes wie eine Pulvermine auffliegen lassen werden und daß — bon gré, mal gré — die italienische Regierung diesem kategorischen Treiben des Volkes wird nachgeben müssen.

Der einzige Unterschied zwischen einem offiziell verbündeten und einem offiziell nicht verbündeten Italien läge vielleicht in einer ein- bis zweiwöchentlichen Verzögerung des Kriegsbeginns: gewiß ein Umstand, der nicht belanglos wäre, doch in gar keinem Verhältnisse stünde zu dem enormen Nachteile, den man auf sich nimmt, wenn man gegebene Tatsachen absichtlich nicht sehen will.

Stets nur ausschließlich vom Standpunkt der Heeresleitung sprechend, muß ich in dieser selbstgeschaffenen Fiktion vor allem das Haupthindernis des so notwendigen Heeresausbaues sehen.

Insolange nämlich dieses Scheinbündnis besteht, wird es mir, respektive der verantwortlichen Heeresleitung unmöglich sein, jene Summen aufzubringen, welche für die so notwendige Ausgestaltung des Heeres ganz unerläßlich sind.

Die allertriftigsten Motive und Beweise werden immer und immer durch den Hinweis zurückgewiesen, daß wir ja mit Italien im Bunde stehen; neuerlich auch durch die nur scheinbar berechtigte Ansicht, daß Italien durch das tripolitanische Abenteuer in seiner Aktionskraft gelähmt sei.

Dagegen lebt in mir die Überzeugung, daß von dem Tage an, wo dieses Bündnis nicht mehr besteht, ja selbst von dem Momente an, wo sich die Anschauung Bahn bricht, es bilde die Fortsetzung desselben nicht mehr ein Axiom unserer äußeren Politik, selbst unsere, nichts weniger als willfährigen Volksvertretungen dem Ausbau des Heeres nicht mehr jenen obstinaten Widerstand entgegensetzen werden, der sie unter allen parlamentarischen Körperschaften kennzeichnet.

Um durch Wiederholungen nicht zu ermüden, beziehe ich mich bezüglich aller weiteren Motivierungen auf den alleruntertänigsten Vortrag des Chefs des Generalstabes und füge nur bei, daß ausschließlich nur das Bild und die Vorstellung einer großen und immanenten Gefahr unsere Vertretungskörper zur Einsicht und zu dem führen werden, was sie gemeiniglich „patriotische Opferwilligkeit" nennen.

Es erscheint mir höchst plausibel und wahrscheinlich, daß das offizielle Italien in seiner momentanen Bedrängnis von dem Dreibund gar nicht locker lassen wird, weil dessen Fortbestand sein eigener, ausschließlich eigener Vorteil wäre. Unser Vorteil aber wäre es nicht und war es nie und ich denke, es sollte nicht unbeachtet bleiben, daß die italienischen Einberufungen im Frühjahr 1909 gedruckt und vorbereitet waren, gewiß nicht in der Absicht, unsere Reihen zu verstärken.

Dem sei übrigens, wie ihm wolle; meine Pflicht ist es jedoch, alleruntertänigst darauf hinzuweisen, daß eine weitere Aufrechterhaltung des Bündnisses mit Italien unsere militärischen Interessen effektiv schädigt und der Ausgestaltung des Heeres Hemmnisse bereitet, die mit legalen Mitteln nicht zu beseitigen sein werden. Darüber belehrte mich die Rücksprache mit den maßgebenden Ministern beider Regierungen, die von einer unausweichlichen Steigerung der Heereskredite kaum in dem allerbescheidensten Maß etwas wissen wollen und sich kontinuierlich auf den für fünf Jahre geschlossenen Pakt berufen, der — nach ihrer Meinung — seinen Rückhalt eben in

der minder oder gar nicht gefährdeten Situation der Monarchie besitze.

Auch in der Richtung bin ich mit dem Chef des Generalstabes einer Ansicht, daß eine Annäherung an Rußland vom militärischen Standpunkte aus nur wünschenswert wäre. Ganz speziell möchte ich mir alleruntertänigst erlauben darauf hinzuweisen, daß der stete Bereitschaftszustand gegen Montenegro unseren militärischen Interessen direkt zuwiderläuft. Montenegro besitzt 250 000 arme Einwohner, und schon im Frieden sind unsererseits dagegen 50 Baone échelonniert. Dieselben verdichten sich in einem Kriege zu einer Armee von fast 100 000 Mann, erfordern also, bildlich ausgedrückt, fast das gesamte Quantum an militärischen und finanziellen Aktionsmitteln, die Eurer Majestät reichste Provinz, Böhmen, zu liefern vermag. Eine solche Situation dauernd zu erhalten, kann den militärischen Interessen der Großmacht Österreich-Ungarn nicht entsprechen.

Die daraus resultierenden Rückschlüsse auf die diplomatische und politische Führung zu ziehen, entzieht sich gewiß vollkommen meiner Ingerenz; vom militärischen Standpunkte aus fühle ich mich aber verpflichtet, auf dieses tiefgreifende Moment hinzuweisen.

Der treugehorsamst gefertigte Kriegsminister bittet Euer Majestät ergebenst, diese alleruntertänigsten Erwägungen zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Auffenberg m/p. General der Infanterie

Wien, 20. November 1911

Beilage 3

Auszug

aus dem Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten[1])

Vom 6. Dezember 1911

(Bogen 5 und 6:)

Kriegsminister:

So wie er das letztemal geschlossen, so müsse er heute beginnen, indem er betone, daß sich die Armee außer der Standesmisere auch

[1]) Es sei erwähnt: 1. Dieses Protokoll entstammt keiner stenographischen Niederschrift und bringt somit die meisten Darlegungen nur summarisch. 2. Das Schriftstück meines Vorgängers war eigentlich kein Memorandum,

materiell in einer sehr tristen Verfassung befinde. Wohl sei er an die bekannten Punkte gebunden und werde sie auch einhalten, wenn ihm der Pakt weiter auferlegt bleibe. Er würde aber gegen seine große Verantwortung handeln, wenn er nicht auf gewisse große Schwierigkeiten hinweisen würde. Zuerst in der Bewaffnung und Ausrüstung der Artillerie. Diesbezüglich sei ihm von seinem Vorgänger ein Memorandum übergeben worden.

Zweitens in den Befestigungsfragen. Redner weist an Hand der Karte auf unsere Verhältnisse zu den fortifikatorischen Verhältnissen Italiens hin, schildert ausführlich dessen vermutliche Offensive in einem eventuellen Kriegsfall und erörtert die Notwendigkeit, eine auf Befestigungen gestützte Defensive im Falle eines Krieges mit zwei Fronten zu ergreifen. . . .

— —

Als dritte Rückständigkeit bezeichnet er die auf dem Gebiete der Aviatik. . . .

Es handle sich somit um drei Kredite: für die Artillerie, für das Befestigungswesen und für die aviatischen Forderungen. . . .

(Bogen 9:)

Zu den Forderungen des Kriegsministers, die nunmehr behandelt werden, stellt sich der

königlich ungarische Finanzminister

auf den Standpunkt, daß er sich in militärische Fragen nicht einmischen könne. Er möchte sich nur auf die Bemerkung beschränken, daß — wenn diese Mehrforderungen sich auf die Eventualität eines Krieges mit Italien beziehen — diese heutzutage keine Aktualität besitzen. . . .

In fünf Jahren kann die Heeresverwaltung ihre Forderungen stellen, in diesem Momente dürfen wir damit nicht kommen. . . .

(Bogen 10:)

Der kaiserlich-königliche Ministerpräsident:

Eine Mehrforderung bedürfte der Bekräftigung durch den Vertreter der äußeren Politik. Es handle sich daher darum, ob diese Forderung auch vom Standpunkt der äußeren Politik für unerläßlich gehalten werde. . . .

Andernfalls nehme er den Standpunkt ein, daß es sich zwar um sehr dringende, sehr notwendige Dinge handle, deren Erwägung aber

sondern nur ein Kalkül über die zur Sanierung der Artillerieausrüstung sowie zur Munitionsbeschaffung erforderlichen Summen. Innerhalb dieser fungierten 24 Millionen für die Anschaffung der 30,5 cm-Mörser. Nur von diesen war in der Ministerkonferenz vom 6. Dezember die Rede.

erst in fünf Jahren möglich sei, wo man neuerdings über die Ausgestaltung der Armee verhandeln könne.

Der Kriegsminister

erwidert, daß, wenn er auch die nachgesuchte Ermächtigung erhalte, selbst bei schleunigster Bestellung mindestens ein Jahr verginge, bevor letztere effektuiert werden könne. Zieht man die Sache aber noch hinaus, dann könnte der Moment eintreten, wo dies zu spät sei. Als Soldat treibe er keine Politik, doch könne er die Augen nicht verschließen und über die Truppenmassierungen in Oberitalien und den pathologischen Zustand des italienischen Volkes nicht einfach hinausgehen. Er erbitte sich daher nochmals die prinzipielle Zustimmung, die Bestellung machen zu dürfen. Die Bezahlung, respektive die budgetmäßige Bedeckung könne ja später erfolgen.

Der königlich ungarische Ministerpräsident

möchte sich in gewisser Beziehung den Ausführungen seines österreichischen Kollegen anschließen. Man könne ein halbes Jahr nach abgeschlossenem Paktum nicht mit neuen Anforderungen kommen. Nach seiner Anschauung habe sich nichts Überraschendes ereignet. Das, was in Italien vorgeht, geschieht seit Jahren und es kam doch zu keinem Krieg, und wenn diese Dinge dort auch fortgesetzt werden, wird es doch zu keinem Kriege kommen. ...

Er müsse sich auf das entschiedenste dagegen aussprechen, daß man eine Ermächtigung ausspreche und die Bedeckung dann erst suche. ...

(Bogen 11:)

Der Vorsitzende, Graf Aehrenthal

kehrt hervor, daß zu den außerordentlichen Vorschlägen des Kriegsministers beide Ministerpräsidenten und der königlich ungarische Finanzminister das Wort ergriffen und ihren Standpunkt sehr klar zum Ausdruck gebracht haben, der im großen und ganzen ablehnend sei.

Beide Minister würden selbstverständlich mit der Bewilligung nicht zögern, wenn der verantwortliche Minister einen Krieg für imminent hielte. Seine Pflicht sei es daher, zu dieser Frage in präziser Weise Stellung zu nehmen. Indem er dies tue, müsse er — übereinstimmend mit dem Grafen Khuen — erklären, daß er keinen Grund sehe, weshalb die Kriegsgefahr jetzt größer sein sollte, wie vor einem Jahr. ...

Der Minister des Äußeren müsse daher an dem Grundsatze festhalten, tunlichst alles zu vermeiden, was geeignet wäre, in Italien

den Glauben hervorzurufen, als ob wir von Italien eine verräterische Absicht zu gewärtigen hätten. ...

Graf Aehrenthal glaubt also nicht an die Gefahr einer baldigen Komplikation, aber wenn es auch dazu käme, wäre es zur Ausführung der Pläne des Kriegsministers zu spät, weil ein solcher Krieg dann aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Laufe des nächsten Jahres zur Austragung käme. ...

In einem solchen Falle (gemeint ist eine Konflagration mit Rußland) würden uns die Mörser und die Festungen im Süden nichts nützen. ...

(Bogen 12:)

Der Kriegsminister

nimmt zur Kenntnis, daß die Sache eine res judicata sei. Er wolle sich daher darauf beschränken, zu wiederholen, daß, wenn doch irgendwelche Komplikationen eintreten, die Beschaffung und Ausführung nicht in kurzer Zeit vor sich gehen könne. ...

Kollationiert: 16. Juli 1917. Schmid, Vizekonsul

Beilage 4

Der österreichisch-ungarische Offizier im Weltkriege[1])

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Diese Worte des Dichterphilosophen, geprägt auf eine der markantesten Gestalten der einstigen kaiserlichen Armee, können auch für den nunmehr zu Grabe getragenen Typus des österreich-ungarischen Offiziers gelten. Nur daß die Gunst gering, der Haß aber groß und weit verbreitet war. Und wer immer die Geschichte des altkaiserlichen und späteren österreichisch-ungarischen Heeres einst schreiben wird, müßte als Motto setzen: „Vierhundertjährige Leidenszeit eines Offiziers." Doch eben darum repräsentierte er eine ganz eigenartige Individualität, die mit gar keiner anderen geschichtlichen Person in Vergleich, geschweige denn in Kongruenz gezogen werden könnte. Am meisten ähnelte er noch dem Landsknecht, dem er ja gewissermaßen auch entstammte. Doch mangelte ihm — im Gegensatz zu diesem — durchaus nicht ein lebhaftes Heimatsgefühl, die Liebe zu seinem engeren Heim, zu einer

[1]) Aus dem Werke: Auffenberg-Komarów „Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg." (Verlag Ullstein & Comp., Berlin).

der neun Nationen, das überstrahlt war durch ein heißes Empfinden für Österreich-Ungarn, das wieder gekrönt wurde durch eine wahrhaft religiöse Verehrung für den Träger der Krone als obersten Kriegsherrn.

Man mag es einen Denkfehler nennen, daß der österreichische Offizier Symbol — Monarch — und Wesen — Staat — verwechselte und dem ersteren jene tiefgefühlte Weihe widmete, die nur letzterem gebührte. Doch man bedenke, daß just dieser Denkfehler durch mehrhundertjährige Erziehung großgezogen wurde, ja sogar einen Teil der Staatsidee bildete. Und schließlich ist ja die ethische Grundlage dieser Lehenstreue um nichts geringer zu werten, als jede andere Treue, die bis zum Tode hält. Es ist bezeichnend, daß der Wahlspruch der so ganz spezifisch altösterreichischen Militäranstalt, der Theresianischen Neustädter Akademie, eben „Treu bis in den Tod" lautete. Treu vor allem jener eigenartigen, auf Pflichtgefühl aufgebauten Heeresideologie, die in dieser militärischen Pflanzstätte einen ihrer festesten Anker besaß.

Diese Treue wurde aber wenig belohnt. Wo immer der Offizier hinkam, blieb er ein Fremdling im eigenen Land und fand meist nur eine kühle, frostige Aufnahme, ja häufig eine direkt feindselige Stimmung und nur ab und zu ein herzliches Entgegenkommen. Darin machte keine der Nationen des alten Reiches eine Ausnahme. Auch die Deutschen nicht, obwohl fast drei Viertel des Offizierkorps deutschen Stämmen entsprossen. Alle nichtdeutschen Nationen wollten in ihm nur den Unterdrücker und Germanisator sehen, wofür just der Offizier so gar keine Veranlagung besaß. Denn bei all seinem warmen Empfinden für Vaterland und Heimat war und blieb der österreichische Offizier anational. So erklärte sich's auch, daß in diesem von politischen Strömungen und Gegenströmungen wahrhaft durchsetzten Reiche der Offizier und hierdurch die Armee bis zum letzten Ende unpolitisch blieben. Es streift dies beinahe an ein Wunder, war aber für den Staat, in seiner polyglotten Zusammensetzung, namentlich aber für die Dynastie, ein wahres Glück, ja die mächtigste Wurzel des Bestandes. Darum nahm man auch den Nachteil gern in Kauf, daß der Offizier, auch der höhere, den politischen Geschehnissen weltfremd gegenüberstand.

Stets karg besoldet, und — von wenigen Kavallerieregimentern abgesehen — den minder oder gar nicht bemittelten Ständen entstammend, also von den gedeckten Tischen des Lebens meist recht weit abstehend, führten die Offiziere, vor allem in den vielen entlegenen Grenzstationen, ein höchst bescheidenes, zurückgezogenes Leben, das vornehmlich nur nach des Dienstes ewig gleichgestellter

Uhr geregelt war. Durch all diese Momente gefördert, vielmehr gezeugt entwickelte sich in den Jahrzehnten und Jahrhunderten jene eigenartige Mentalität und Ideologie, die ein festes und bis an das letzte traurige Ende schier unzerreißbares Band um alle ihre Mitglieder schlang und auch solche bald in ihren Bann zwang, die der Armee berufsgemäß gar nicht angehörten.

Viele und große Unglücksfälle mußte die Armee bestehen, bestand aber auch alle ehrenhaft, und nie konnte sie — auf dem Schlachtfelde — durch eine Katastrophe vernichtet werden. Dem Antäus gleich, erhob sie sich nach jedem Niederbruche wieder zu neuer Kraft. Doch diese zog sie nicht aus der Mutter Erde, die ihr ja diese oft gar nicht reichen wollte, sondern sie empfing sie nur durch den waltenden Geist jener Ideologie, die erst dann ihre zeugende Kraft verlor, als alle Faktoren des Staatwesens, die Führenden und die Geführten, der eigenen Armee den Rücken kehrten und ihr den Boden entzogen.

Und wie ungenügend, zögernd und widerwillig gestalteten sich auch die materiellen und technischen Vorsorgen für die Armee.

Wenn andere Staaten resp. deren Tribunen für die staatliche Wehr mit vollen Händen gaben, konnten die Minister des österreichisch-ungarischen Heeres nur mühsam die nötigsten Brocken zur Fortfristung der materiellen und technischen Existenz den anderen Ressortministern und Volksvertretungen völlig entwinden.

„Einen gellenden Verzweiflungsruf" nennt der bekannte politisch-historische Schriftsteller Bernhard Molden die Inaugurationsrede eines Kriegsministers im Winter 1911. Doch auch dieser gellende Ruf und die drohende Konstellation, die sich damals am politischen Horizont jedem wies, der sehen wollte, konnte das Tempo der Ausgestaltung nur im unzulänglichen Maße steigern. Und als man nicht lange danach wie auf allen Gebieten, so auch hier, wieder in den bodenständigen Opportunismus einlenkte und die beliebte byzantinische Schönfärberei weiter walten ließ, resultierte daraus mit zwingender Logik die Konsequenz, daß im verhängnisvollen Momente keine der kontinentalen Armeen weniger kriegsbereit war, als das österreichisch-ungarische Heer. Wenn man dies nicht gewußt hat, so hat man es nicht wissen wollen, die Feinde aber haben dies sehr wohl gekannt.

Allerdings erlebten auch sie eine ungeheuere Überraschung. Wohl war die Ausrüstung und teilweise die Bewaffnung der Armee rückständig, doch lebendig und vollkräftig war des alten Heeres Ideologie. Und wie der aus dem Schlummer geweckte, angegriffene Löwe sich erhebt, so raffte sich auf, bis zum letzten Tambour hinunter, zu seinem letzten Kampf, des wankenden Reiches beste Institution, sein Heer.

Mit unübertroffenem Elan warfen sich alle Regimenter des buntgewürfelten Reiches dem überlegenen Feinde entgegen, siegten stets, wo die Überlegenheit nicht zu groß und die Führung am Platze war. Und allen voran tat's die so wenig beachtete, so wahrhaft demütig gewordene Infanterie, die mit ihrem Herzblut die technischen Rückständigkeiten ausglich. Es war, als ob Wildgans' herrliches Gedicht speziell für sie geschrieben worden wäre.

Feinde allüberall, in Nord und Süd, in Ost und West und schließlich auch in den eigenen Reihen, geschaffen durch eine noch nie dagewesene politische Agitation, die ein unendlich überlegener großzügiger Feind geweckt und eine unendlich unkluge eigene Politik gestützt hatte.

Man denke sich doch, was das hieß, einem übermächtigen und sich durch die eigenen Bundesgenossen noch fortwährend verstärkenden Feinde Jahre hindurch gegenüberstehen! Dabei an ganzen Fronten fühlen und sehen, wie die eigenen Ersatzmannschaften wohl nicht an Zahl, aber an innerem moralischen Gehalt stets unzulänglicher werden und schließlich ganz direkt mit dem Feinde sympathisieren, ja zu ihm übergehen, wodurch wichtige taktische Positionen in die Hand des Feindes fallen. Da den Mut nicht sinken lassen, die Lücken wieder schließen, erneuert standhalten, wieder offensiv vorgehen und vereint mit dem deutschen Bundesgenossen den Feind vom Karpathenwall bis nahe an den Dnjeper oder vom Isonzo bis an die Piave schleudern, im vierjährigen, ununterbrochen blutigen Ringen, in dem fast hunderttausend Offiziere und Offizierdiensttuende Leben oder gerade Glieder zum Opfer bringen mußten! Das übersteigt fast die Gesetze der Logik und entkräftet den als unumstößlich hingestellten Grundsatz, daß nur national organisierte Armeen Großes zu leisten vermögen.

Kameraden der deutschen Armee, die Ihr während der schwersten Zeit, die je über Staaten hereingebrochen, uns die besten, treuesten und tapfersten Bundesgenossen wart, wir konzedieren Euch gerne Eure Überlegenheit in der Technik, Eure Überlegenheit in der Organisation und selbst Eure bessere Führung. Doch an Opfermut und hingebungsvoller Pflichterfüllung standen wir Euch gleich, und in dieser Hinsicht könnten wir, wie an jenem weltberühmten Weimarer Dichterdenkmal, beide die Hände an den Lobeerkranz legen.

Und nun hat das Weltengeschick über uns entschieden. Der zehnfach überlegene, von den technischen und wirtschaftlichen Hilfsmitteln der ganzen Welt gestützte Feind konnte sich den Luxus vieler Niederlagen gönnen. Uns mußte die eine große zu Boden drücken. Doch noch immer war es nicht das Schwert, das uns gänz-

lich niederwarf. Es war die Auflösung von innen, die unsere Reihen zerbrach. Speziell unsere Front im italienischen Land hielt noch, als das Reichsgebäude schon in den Grundfesten bebte und wankte, und hätte — so wie es Pflicht war — eine starke jugendliche Hand das Panier ergriffen und Leben und Existenz eingesetzt, um beides zu gewinnen — wer weiß, ob diesem Mute im höchsten letzten Moment sich das Glück nicht doch noch zugeneigt und, wenn nicht anders, zu einem Ende in Ehren und nicht zu einem Ende mit Schrecken geführt hätte. Erst als das Reichspanier weggeworfen wurde, und ganz unverständliche, völlig herostratische Verfügungen alle Bande zerrissen, zerbrach auch das eherne Gefüge, und ein stolzer alter Bau lag mit einemmal in Trümmern.

Und nun, nach all den unsäglichen Opfern, an Leib und Seele gebrochen, kehrt der Offizier, von allen verlassen, dorthin zurück, von wo er einst gerufen, von allen und allen gerufen, in ehrlicher, heiliger Mannesbegeisterung ausgezogen war.

Er findet ein trostloses Heim, die Arbeit seines Lebens zerstört, findet ein völlig zerstückeltes, atomisiertes Vaterland, er findet sich, Weib und Kind in der Existenz bedroht, ja vielleicht vernichtet, und findet — den historischen Dank des Hauses Österreich, der aber zu erweitern wäre, in den Dank vom Hause und von den Völkern Österreichs!

Und damit der Gipfel des Kalvarienbergs erstiegen werde, findet der Offizier auch noch Spott, Hohn und geifernde Anschuldigung von jenen, für die er gekämpft und sein Herzblut verspritzt hat.

Es soll nichts beschönigt und vertuscht werden. Ein vierjähriger, unbarmherziger Krieg verwildert. Es gab Fehler, die schwerst zu ahnden sind, und es gab hinter der Front und in der Etappe auch Elende, die in dem furchtbaren Unglück nur an sich und ihre schäbigen Interessen dachten. Doch in dem gewaltigsten Weltendrama, das sich vor unseren entsetzten Augen abspielt und in dem wir die Leidtragenden sind, bedeutet dies alles doch nur eine Ausnahme, ein wüstes Eiland in einem Meer getreuester Pflichterfüllung. Daß dies aber nicht gewertet wird, und vollkräftige Männer, denen es glücklich gelungen war, sich fern von jedem Schuß zu halten, und die das Leben im Schützengraben aus der Lektüre am warmen Ofen kennengelernt, im Korybantengeheul der Menge ihr Gift auf den Heimkehrenden spritzen können, das bedeutet für den Offizier eine Tragik, so riesengroß und so erschütternd, daß sie jedes anständige Gemüt mit Trauer und Ehrfurcht erfüllen, dem Beleidigten aber das Recht geben muß, mit jenem großen Franzosen zu rufen: „Allez, vous n'atteignerez jamais les hauteurs des mes dedains!“

Kameraden der deutschen Armee, uns läßt ein unerforschliches Geschick den Kelch des Leidens wahrhaft bis zur Neige lehren. Doch Ihr, die Ihr heimkehrt, Ihr findet wieder Euer Vaterland, das — ich bin davon durchdrungen — nach all dem unermeßlichen Unglück sich wieder aus der Asche erheben wird. Wir aber, wir finden an der Stelle des Vaterlandes ein Trümmerfeld und in demselben entseelt dahingestreckt: die Ideologie des österreichisch-ungarischen Offiziers. Beklaget uns und behaltet uns ein ehrenvolles, kameradschaftliches Angedenken, denn wir verdienen es!

Geschrieben zu Wien, nach dem Zusammenbruch 1918

Beilage 5

4. Armeekommando
Op. Nr. 300

Oleszyce, 28. August, 8 Uhr 10 Min. abends

Disposition für den 29. August

Der linke Flügel VI. Korps hielt sich noch 28. August 4 Uhr nachmittags gegen starken, von Norden anrückenden Feind in der Linie: Huta—Tarnawatka. XVII. Korps und Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand griffen nachmittags östlich des VI. Korps in den Kampf ein.

Am 29. August allgemeiner Angriff:

II. Korps mit 4. Infanterietruppendivision und den nötigsten Teilen der 13. Infanterietruppendivision Richtung Krasnostaw, — mit den Hauptkräften über Czesniki, links rückwärts gestaffelt, unter intensiver Aufklärung und starker Sicherung gegen Nord.

IX. Korps im Einklang mit II. Korps südlich Czesniki, Direktion: Komarów—Tyszowce, mit etwa 1 Infanteriebrigade Direktion Antonówka zur direkten Unterstützung des II. Korps.

VI. Korps mit den nun unterstellten Marschbrigaden 2 und 6, dann

XVII. Korps, Erzherzog Josef Ferdinand setzen Angriff fort, letzterer rechts umfassend unter Sicherung und Aufklärung gegen Ost, besonders gegen Krylów.

6. Kavallerietruppendivision gelangt am rechten Flügel der 19. Infanterietruppendivision (XVII. Korps), hält sich zur Verfolgung bereit.

Es handelt sich um die Schlachtentscheidung, rücksichtsloses Einsetzen des letzten Gewehres, Reiters und Geschützes.

Armeekommando ab 10 Uhr vormittags Narol, wohin von 8 Uhr vormittags an alle Meldungen.

Ergeht an alle Korps und Erzherzog Josef Ferdinand.

Empfang telegraphisch bestätigen.

Auffenberg, m/p.
General der Infanterie

Beilage 6

K. u. k. Armeeoberkommando
Op. 1463

An das 4. Armeekommando
in Narol

Przemysl am 1. September, 10 Uhr 30 nachm.

Uzldampf am Südflügel zurückgedrängt, hält noch Raum von Lemberg.

Uzlvesuv muß 3. September mit Hauptkräften, Têten: Uhnov-Belzec, so bereitstehen, daß es zur Degagierung Uzldampf in Richtung Lemberg zum Angriff vorgehen oder, falls Uzldampf zum Rückzug gezwungen, in Raum: Lezajsk—Jaroslau marschieren kann. Uzldampf würde in diesem Falle Straße: Jaworow—Radymno als nördlichste Marschlinie erhalten. Gegen bisherigen Feind sind nur so viel Kräfte zu belassen, daß beim Feind der Eindruck einer energischen Verfolgung erweckt wird, und eine Einwirkung gegen Uzlvesuv, aber auch gegen Flanke von Uzlempor verhindert wird.

Nach hiesiger Auffassung könnten hierzu 2 Infanterietruppendivisionen zwischen der Huczwa und Bug und 1 Infanterietruppendivision und 1 Kavallerietruppendivision westlich der Huczwa genügen. Hauptsache: die neue Aktion mit starken und versammelten Kräften beginnen.

Trains des Uzlvesuv sind sofort nach ausgiebiger Ausrüstung der Truppen auf westliche Marschlinie zu verlegen. Westliche Marschlinie der Trains: Szczebreczyn—Bilgoraj—Tarnogrod—Lezaisk.

Überbracht: 2. September, 2 Uhr 30 Min. vorm.

Armeeoberkommando

Uzlempor: 1. Armee
Uzldampf: 3. Armee
Uzlvesuv : 4. Armee

Beilage 7

K. u. k. Armeeoberkommando
Op. 1534

Direktiven für weitere Operationen

An das 4. Armeekommando
in Narol

Przemysl, am 3. September 2 Uhr nachm.

Die 3. Armee dürfte am 3. September die Versammlung an der Wereszyza-Linie beenden. Sie hat Befehl, eine starke Gruppe schlagfähiger Truppen am Nordflügel bereitzustellen.

Der 3. Armee gegenüber waren am 3. September weit überlegene feindliche Kräfte auch nordwärts über Zolkiev und Zoltance ausgreifend im Vormarsch. Über den Raum: Rawa Ruska—Mosty fehlen hier neuere Nachrichten. Fliegeraufklärung neuerlich angeordnet.

Direktion und Gruppierung der 4. Armee bei der am 4. September beginnenden Operation wird darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß der Schlag gegen den Nordflügel des Feindes mit versammelter Kraft geführt werde und daß der Westflügel der 4. Armee stark genug sei, um Durchstoßen des Feindes zwischen der 3. und 4. Armee und ein Abdrängen der 4. Armee von ihren zum San führenden Linien verläßlich zu hindern.

Am Ostflügel muß eine, im Staffel folgende Gruppe dafür sorgen, daß dieser Flügel vom Feinde nicht umfaßt werde.

Für den Beginn der Operation dürfte nach hiesiger Auffassung die allgemeine Richtung auf Magierów—Niemirów entsprechend sein.

In diesem Falle müßte die Direktion der 4 Armee in südwestlicher Richtung verlegt werden

Dagegen erscheint Deckung des Ostflügels der 1. Armee hier besonders wichtig.

Es wird empfohlen, im Norden nur die unerläßlich nötigen Kräfte zu belassen und deren Verbindung auf Zamosć—Bilgoraj zu verlegen; — mit je mehr Divisionen die neue Operation der 4. Armee erfolgt, desto mehr Aussicht auf Erfolg zu erwarten. An diesem aber hängt die endgültige Entscheidung.

Erzherzog Friedrich

Beilage 8

K. u. k. Armeeoberkommando
Op. 1712

An das 4. Armeekommando
in Narol

Am 7. September 1914, 7 Uhr nachm.

Feind ist im Begriff, aus dem Raume um Lemberg in nordwestlicher Richtung mit starken Kräften vorzurücken, welche am 7. September mittags im Raume: Wiszenka—Magierów und nördlich davon mit der 4. Armee im Kampfe standen.

Leitender Gedanke ist, mit der 4. Armee den feindlichen Vorstoß aufzuhalten, die 3. Armee gegen den Vorstoß flankierend einzusetzen, um ihn zum Stehen zu bringen oder zurückzuwerfen, mit der 2. Armee, rechts der 3. vorgehend, den südwestlich Lemberg vermuteten Feind zu werfen, um dann von Südwest und Süd her umfassend anzugreifen.

4. Armee tritt dem Feind frontal entgegen, verstärkt möglichst ihren linken Flügel und leistet den zähesten Widerstand, wenn sie nicht vorwärts zu kommen vermag.

3. Armee hat in den Kampf der 4. Armee mit möglichst starken Kräften flankierend einzugreifen und sich gegen Lemberg ausreichend zu sichern, wenn das Einschwenken gegen Nord notwendig werden sollte.

3. und 4. Armee haben in diesem Sinne sogleich das Einvernehmen zu pflegen.

2. Armee überschreitet am 8. September möglichst früh die Wereszyca vom rechten Flügel angefangen, wirft die gegenüber befindlichen Kräfte mit aller Entschiedenheit zurück und hat dann mindestens die Linie: Höhe 315—Stawczany—Mostki—Dornfeld zu gewinnen.

Das Armeeoberkommando gewärtigt, daß auch die 38. Landwehr-Infanterietruppendivision nördlich des Dniesters zum Kampfe herangezogen wird.

Geht an 2., 3., 4. Armeekommando

Erzherzog Friedrich m/p,
General der Infanterie

Beilage 9

K. u. k. Armeeoberkommando
Op. 1877

An das 4. Armeekommando
in Niemirów

Przemysl, 11. September 1914

1. Armee ist von Übermacht gedrängt im Zurückgehen hinter unteren San. Nordflügel 4. Armee wird über Cieszanów von starkem Feinde bedroht.

Allgemeine Lage verhindert weitere Verfolgung bei Lemberg erkämpften Erfolges und macht notwendig, Armeen hinter den San zu führen, um dort feindliches Vordringen abzuwehren.

1. Armee von Weichsel bis zum Bach Trzebownica (6 km nordwestlich Lezaisk) sichert Lezaisk und verstärkt nach Kräften Brückenköpfe Sieniawa und Jaroslau. Armeekommando: Raniszów.

4. Armee verhindert durch Vorstoß, nur dann, wenn es notwendig, linken Flügels Vordringen Feindes auf Jaroslau; führt Hauptkraft hinter Sanstrecke Jaroslau bis nördlich Przemysl und stellt sodann raschestens starke Gruppe im Raum bei Przeworsk bereit. Armeekommando: Przeworsk.

3. Armee geht nach Przemysl und im Raum südlich Przemysl bis einschließlich Nižankowice. Armeekommando: Przemysl.

2. Armee schließt südlich an im Raume: Nowe Miasto—Dobromil—Chyrow—Bilicz. Armeekommando: Dobromil.

Loslösen der bei Lemberg kämpfenden Truppen der 4., 3., 2. Armee vom Feinde in der Nacht zum 12. September. Südlichste Bewegungslinien für 4. und 3. Armee nach Op. 3057 des Armee-Oberkommandos vom 10. September. Nach Abmarsch bis zum Erreichen anbefohlener Räume möglichst Kampf vermeiden.

Erwünscht ist, mit Nachhuten am 12. September zu erreichen Linie: Lubaczow—Hruszow—Zaluze bei 4. Armee, Höhe Hrada bis Höhen westlich Grodek bei 3. Armee, Wereszyca abwärts Czerlany bei 2. Armee.

Alle Wereszica-Übergänge zerstören.

Am 13. September Fortsetzung des Abmarsches mit Nachhuten bis hinter die Lubaczowka bei der 4. Armee bis Zapalow und Krakowice; bis Höhen südlich Synbljene und Höhen westlich Sadowa Wisznia bei der 3. Armee; anschließend bis Koniuski Siemienowski bei der 2. Armee.

Täglich zu erreichende Ziele und Standorte der Armeekommanden dem Armeeoberkommando melden.

Ergeht an 1.—4. Armee

Armeeoberkommando

Namensverzeichnis

Abdul Hamid, Sultan 64.
Aehrenthal, Minister des Äußeren 114, 117, 118, 125, 139, 154, 166, 171, 176, 182, 508.
Aichinger, Kundschaftsoffizier 374, 391.
Albori, General d. I. 26, 119.
Albrecht, Erzherzog, FM. 18, 35, 67.
Alexander II. von Rußland 39.
Andrassy, Graf (der Ältere), Minister des Äußeren 29, 43, 100, 499, 502.
Andrassy, Graf (der Jüngere), Minister 95.
Apponyi, Graf, Minister 86, 92, 189.
Arz v., General 337, 386.
Auersperg, Graf, G. d. K. 102, 442.
Auffenberg, Alexander v., bad. Hofmarschall 7.
Auffenberg, Friedrich v., FM. 8.
Auffenberg, Josef, Freiherr, FML/T. 7.
Auffenberg, Josef v., Major 38.
Auffenberg, Moriz v., Staatsanwalt 8, 30.
Auffenberg, Norbert v., Oberst 38.
Avarescu, rumän. Kriegsminister 201.

Banffy, Baron, ung. Ministerpräsident 503.
Bardolff, Dr., Oberst 170.
Batthiany, Theodor, Graf 177.
Bechtoldsheim, Baron, G. d. K. 77.
Beck, Graf, Chef des Generalstabes 55, 105.
Bellmond v., General 442.
Below, deutscher Armeeführer 476.
Benda, FZM. 438.
Benedek v., FZM. 19, 25, 33.
Benedikt, Herausgeber der N. Fr. Presse 169.
Berchtold, Graf, Minister des Äußeren 182, 188, 205, 208, 213, 218, 224, 250.
Bernatzik, Hofrat und Professor 148.
Beust, Graf, Kanzler 29.
Bilinski v., gem. Finanzminister 188, 257.
Bismarck, Fürst 39, 50.
Bolfras, Baron, Generaladjutant 134, 151, 218, 339, 400, 405, 421, 432, 455, 456, 460, 467.
Bockenheim v., FZM. 438.
Boog v., Oberst 128, 140, 157, 224, 365.
Boroević, General, Korps-Kdt. 198, 268, 309, 335, 365, 369.
Brosch v., Oberst 127, 136, 170, 242, 259, 343, 408.
Brudermann v., G. d. K. 243, 322, 335.
Burian, Graf, Minister des Äußeren 65, 138.

Cavour, Graf 407.
Clam, Martinic, Graf, Ministerpräsident 189, 368, 372, 466.
Clemenceau, franz. Ministerpräsident 475.
Conrad v. Hötzendorf, Chef des Generalstabes 17, 32, 105, 120, 170, 172, 188, 252, 256, 283, 311, 358, 398, 409, 468.
Cramon v., deutscher Militärbevollmächtigter 482.
Creneville, Graf, Generaladjutant 17.
Crozier, franz. Botschafter 184.
Csoban, Major 158.
Cvitkovic, FML/T. 33, 37.
Czernin, Graf, Minister des Äußeren 228, 479, 486.

Danew, bulg. Minister 215.
Dankl, General 200.
Deak, Ferenc, ung. Politiker 50, 499, 500.
Deschanel, franz. Politiker 184.
Draskowich, Graf, kroat. Politiker 106.

Edelsheim, Gyulai, Baron, G. d. K. 19, 35, 53.
Elisabeth, Kaiserin und Königin 19, 52, 176.
Ellenbogen, österr. Politiker 181, 474.
Enver Pascha 64.
Eszterhazy, Moriz, Graf 187.
Eugen, Prinz von Savoyen, FM. 495.
Eugen, Erzherzog, FM. 109, 417.

Fejervary, Baron, ung. Ministerpräsident 93.
Ferdinand von Bulgarien 192.
Foch, franz. Marschall 475.
Fongarolli, Rittmeister 129.
Frangeš, Bildhauer 77, 108.
Frank, Dr., kroat. Politiker 106, 128.
Frank, Otto v., FZM. 438.
Franz Ferdinand, Erzherzog 69, 70, 91, 93, 105, 127, 131, 136, 146, 151, 179, 187, 200, 215, 222, 225, 226, 254.
Franz Joseph I. 17, 133, 151, 154, 159, 198, 220, 225, 406, 416, 425, 461, 503.
Friedjung, Dr., Historiker 407, 438.
Friedrich, Erzherzog, FM. 74, 179, 265, 283, 380, 388, 397, 437, 515, 516, 517, 518.
Freytag-Loringhofen, deutscher G. d. I. 284, 385.

Gablenz, Baron, G. d. K. 17, 35.
Gallina, General 40.
Georg, Kronprinz von Serbien 120, 125.
Georgi, Baron, österr. Landesverteidigungsminister 18, 32, 456.
Giers, russ. Botschafter 184.
Giskra, Bürgermeister 23.
Gyurgjevic, Vaso, Saborpräsident 89.
Görgey, ung. Oberkommandant 58.
Goluchowski, Graf, Statthalter 30.
Greindl, Baron, belg. Gesandter 94.
Grillparzer 20.
Groš, Bürgermeister von Prag 193.

Hazai, Br., ung. Landesverteidigungsminister 163.
Herzberg, General 259.
Hess, Br., FM. 31, 34.
Heltai, Ferenc, ung. Politiker 180, 217, 236.
Hindenburg, GFM. 319, 377.
Hitrowo, russ. Konsul 39.
Hofer, Andreas 258.
Hoen v., Obstlt. 169.
Hofmann v., FZM. 157, 438.
Hohenberg, Herzogin v. 147, 183, 246.
Hohenlohe, Prinz, Botschafter 354.
Huyn, Graf, G. d. K. 232, 269, 331.

Isabella, Erzherzogin 80.
Iwanow, russ. Armeeführer 378.
Jellačić, Graf, Banus 101.
John, Br., FZM. 25, 34, 35, 41, 501.
Josef II. 497.
Josef Ferdinand, Erzherzog, G. d. I. 259, 269, 298, 320, 340, 342, 363, 391, 463.

Karl VI. 496.
Karl Franz Josef (Karl I.) 110, 152, 175, 248, 462, 465, 478, 481, 485, 490.
Karol, König von Rumänien 53.
Karoly, Michael, Graf, ung. Politiker 205.
Kees v., FZM. 44.
Kerenski, Präsident der russ. Republik 472.
Khuen, Hedervary, Graf, ung. Ministerpräsident 86, 162, 177, 182, 185, 508.
Kitchener, Lord, engl. Kriegsminister 448.
Konstantin, König von Griechenland 114.
Körber v., österr. Ministerpräsident 460.
Kossuth, Ferenc, ung. Minister 92, 94.
Kossuth, Lajos 95, 498.
Kramař, tschech. Politiker 193, 215, 220.
Krauss, Rudolf, General 28, 267, 293, 296, 376, 389.
Köves, Br., G. d. I. 279, 452.
Krieghammer, Br., Kriegsminister 85.
Kristoffy, ung. Minister 93.
Krobatin, Br., Kriegsminister 152, 224 421, 435, 470.

Křitek, FML/T. 336, 384.
Kuhn, Br., FZM. 25, 35.
Kummer, Br., G. d. K. 279, 438.
Kusmanek, FZM., Festungskommandant 268.

Latour, Graf 189, 209.
Lazarini, Br. 18.
Lecher, Dr., österr. Politiker 190.
Leithner, Br., FZM. 167, 251.
Leo, Stadtpräsident von Krakau 192.
Leopold Salvator, Erzherzog 356.
L'Estoque, Br. 67.
Lewitzky, ukrain. Politiker 191, 193.
Lloyd George, engl. Ministerpräsident 475.
Lobkowitz, Fürst 205.
Ludendorff, preuß. General 377.
Lueger, Dr., Bürgermeister 126.
Lunzer v., Oberst 319.
Lützow, Graf, Botschafter 406.

Mackensen v., GFM. 449, 452.
Maria Theresia, Kaiserin und Königin 26, 490, 496.
Maroičić, Br., FZM. 35.
Marterer v., FML/T. 157, 415, 438, 442, 491.
Masaryk, tschech. Politiker 215.
Mayer, österr. Finanzminister 155.
Meczenseffy, General 243.
Merey v., Botschafter 406.
Metternich, Pauline, Fürstin 83, 183.
Misćević, General 369.
Mollinary, Br., FZM. 35, 43.
Moltke, Graf, GFM. 39, 66, 274.
Montecucolli, Graf, Admiral 217.
Montenuovo, Fürst, Obersthofmeister 168, 181, 339, 404.
Myrbach, Br. 26.

Nagl, Dr., Kardinal 202.
Napoleon I. 497.
Nemec, tschech. Sozialdemokrat 209.
Nikita von Montenegro 192, 452.
Nikolaus II., Zar von Rußland 472.
Nikolajević, Großfürst, russ. Oberkommandant 450.

Osman Pascha 64.

Palyi, ung. Politiker 186, 218.
Papp, Geniemajor 368, 378.
Pejacsevich, Graf, Banus 103.
Pernersdorffer, österr. Politiker 474.
Peter Ferdinand, Erzherzog, FML/T. 306, 314, 334, 376.
Pflanzer-Baltin, Br., General d. K. 419.
Philippovich, Br., FZM. 35, 68, 69.
Pitreich, Br., Kriegsminister 105, 186.
Plehve, russ. Armeeführer 333.
Potiorek, FZM. 42, 105, 109, 144, 145, 153, 412.
Preßburger, Dr., Rechtsanwalt 431, 439, 440.
Prohazka, Konsul in Üsküb 210.
Putnik, serb. Oberkdt. 264.

Radetzky, Graf, FM. 265.
Rainer, Erzherzog 189.
Raming, Br., FZM. 25.
Ratzenhofer, Hauptmann 52.
Redl, Oberst 241.
Renner, Dr., österr. Politiker 145, 474.
Rienössl, österr. Politiker 216.
Rohm v., FZM. 438.
Roon, Graf, preuß. Kriegsminister 23.
Rosenberg, Graf, FML/T. 97, 102.
Rosmann, Hauptmann 302.
Rudolf, Kronprinz 10, 53, 57, 69.

Saalburg, Edith, Gräfin 425.
Schemua, G. d. I. 123, 197, 207, 218, 268, 298, 363.
Schenk v., Präsident 62.
Schenk v., General 296, 305, 383.
Schirmer, Major 112.
Schleyer v., FZM. 408, 429.
Schönaich, Br., Kriegsminister 105, 111, 141, 148, 156.
Schratt, Katarina 50.
Schuhmayer, öst. Politiker 209.
Schwarz v., Oberst 427.
Singer, Dr., Herausgeber des Pester Lloyd 217.
Singer, Dr., Herausgeber der Zeit 169, 432.
Skarbek, Graf, poln. Politiker 193.
Skoda, Br., Großindustrieller 191.
Solismossy v., ung. Politiker 217.
Soos v., Oberst 267, 299, 320, 390, 393.
Stadler, Dr., Erzbischof 112, 144.
Starhemberg, Fürst 205.
Sterz v., General 300.

Stöhr, Oberst-Brigadier 312.
Stöger-Steiner, FML/T. 306, 470, 490.
Stroßmayer, Bischof 75, 78.
Stürkgh, Graf, österr. Ministerpräsident 181, 185, 461, 507.
Suchomlinow, russ. Kriegsminister 253, 450.
Suttner, Berta, Br. 122.
Swerbejew, russ. Geschäftsträger 122.
Szapary, Graf, ung. Ministerpräsident 502.
Szell v., ung. Ministerpräsident 86.

Taaffe, Graf, österr. Ministerpräsident 51.
Tegetthoff, Admiral 31.
Teleszky v., ung. Finanzminister 197, 217, 219.
Tersztiansky v., G. d. K. 220, 232.
Thaly v., ung. Historiker 91.
Tisza (der Ältere), ung. Ministerpräsident 50, 502.
Tisza, Graf (der Jüngere), ung. Ministerpräsident 68, 148, 186.
Trenk, Freiherr v. d. 76.
Tschirschky und Bögendorf, deutscher Botschafter 169, 454, 461.
Tuczay, Major 349.
Turn, Valsassina, Graf, Botschafter 222.

Udržal, tschech. Politiker 193.
Uexkuell, Graf, G. d. K. 262, 428, 436.
Urban, Gymnasialprofessor 12.

Varešanin, Br., FZM. 111, 123, 129, 135.
Viktor Emanuel II. 39.
Vivenot, Br., Rittmeister 377, 383.

Weiß, Manfred, Großindustrieller 214.
Wekerle, ung. Ministerpräsident 95, 502.
Wikulill v., FZM. 438.
Wilhelm II. 126.
Wilson 475.
Windischgraetz, Ludwig, Prinz 187, 426, 459, 463.
Windischgraetz, Hugo, Prinz 349.
Wittmann v., FML/T. 280, 342.
Winzor, Br., Komm. General 110.
Wodniansky, Br., FML/T. 301.
Woinowich, Br., G. d. I. 443.
Württemberg, Herzog, FZM. 54.

Zalesky v., Statthalter 55.
Zalesky, Graf, Finanzminister 217.
Zechmeister, Bürgermeister 82.
Ziegler v., FML/T. 309.
Zita von Parma, Kaiserin und Königin 175, 487.
Zujew, russ. General 295, 320.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 5
Kapitel I: Kindheit, Elternhaus 7
Kapitel II: Im Kadetteninstitut 14
Kapitel III: In der Wiener Neustädter Akademie 24
Kapitel IV: Als Leutnant beim Regiment 33
a) Dem Generalstabe zugeteilt 42
b) Der Okkupationsfeldzug in Bosnien 44
c) In Budapest 50
Kapitel V: Hauptmann im Generalstab 52
Kapitel VI: Major im Generalstab 68
Als Oberstleutnant 71
Kapitel VII: Oberst 73
Kapitel VIII: Generalmajor 79
Kapitel IX: Feldmarschalleutnant 97
a) Als Divisionär in Agram 97
b) Als Generalinspektor der Korpsoffiziersschulen 109
Kapitel X: Kommandierender General in Sarajewo 128
Kapitel XI: Kriegsminister 154
Kapitel XII: Armeeinspektor 226
Kapitel XIII: Der Feldzug gegen Rußland 260
Vorbemerkung 260
a) Mobilisierung 261
b) Der Aufmarsch. Beginn der Operationen 273
c) Schlacht bei Komarów 289
d) Abschwenken der 4. Armee zur Schlacht bei Rawa Ruska (Grodek) 332
e) Schlacht bei Rawa Ruska-Grodek (2. Schlacht bei Lemberg) . . 339
f) Rückzug hinter den San und Dunajec 358
g) Stellung der Armee zwischen Dunajec und der Biala. Plan zur Zweiten Offensive 377
h) Amovierung und Abreise von der Armee 388
Der Armee-Oberkommandant Erzherzog Friedrich an den Kaiser 397
Schreiben d. d. 7. Oktober 1914 des Chefs des Generalstabes, General der Infanterie Conrad an den Chef der Militärkanzlei des Kaisers, General der Infanterie Bolfras 398
Aus einem Briefe Auffenbergs vom 8. Oktober 1914 an den General der Infanterie Freiherrn von Bolfras 400
Mein Nachwort (zur Veröffentlichung der hier angeführten Dokumente) 402

Seite

Kapitel XIV: Nach dem Feldzuge 404
Kapitel XV: Meine Lebenstragödie 426
Kapitel XVI: Die folgenden Lebensjahre 447
Anhang 494
Beilage 1: Kompendium zur Genesis des staatsrechtlichen Aufbaues Ungarns 494
Beilage 2: Immediatbericht des Kriegsministers an den Kaiser . . 503
Beilage 3: Auszug aus dem Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten 506
Beilage 4: Der österreichisch-ungarische Offizier im Weltkriege . . 509
Beilage 5: 4. Armeekommando. Op. Nr. 300 514
Beilage 6: K. u. k. Armeeoberkommando. Op. Nr. 1463 515
Beilage 7: K. u. k. Armeeoberkommando. Op. Nr. 1534 516
Beilage 8: K. u. k. Armeeoberkommando. Op. Nr. 1712 517
Beilage 9: K. u. k. Armeeoberkommando. Op. Nr. 1877 518
Namensverzeichnis 519
Textskizzen[1]):
1. Skizze zur Kantonierung und zum Vormarsch der 4. Armee zur Schlacht von Komarów 275
2. Situation am Morgen des 25. VIII. 1914 291
3. Grundidee für die Schlacht von Komarów 293
4. Schlacht bei Komarów. Situation am 28. VIII. 1914 Mittag (3. Schlachttag) 303
5. Schlacht bei Komarów. Situation am 31. VIII. 1914 9 Uhr vorm. (6. Schlachttag) 317
6. Schlacht bei Komarów. Situation in der Nacht vom 1. auf den 2. IX. 1914 (8. Schlachttag) 323
7. Allgemeine strategische Situation am Abend des 2. IX. 1914 . 327
8. Schematische Darstellung der Schlußsituation der 4. Armee in der Schlacht bei Komarów, des Abschwenkens der Armee zur Schlacht bei Rawa Ruska, sowie des Rückzugs an den San . . 347
9. Allgemeine strategische Situation am letzten Tage der Schlacht von Rawa Ruska-Grodek ca. 5 Uhr nachm. des 11. IX. 1914 . 351
10. Stellung der 4. Armee an der Biala 25. IX.—3. X. 1914 381

[1]) Die Textskizzen — mit Ausnahme von Textskizze 3 — sind dem Werke: Auffenberg-Komarów, Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg (Verlag Ullstein & Co., Berlin und Wien) entnommen.

Das Nationalitätenproblem

auf dem Reichstag zu Kremsier 1848/1849

Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalitäten in Österreich

Von Dr. Paula Geist-Lányi

Geh. M. 18.–, geb. M. 24.–

Das Nationalitätenproblem in Österreich, das mobile Agens des alten Kaiserreichs im 19. und 20. Jahrhundert, findet auf dem Reichstage zu Kremsier seine erste legale Auseinandersetzung. Getragen von dem Verlangen nach einer Einigung, verstehen sich die Völker Österreichs zu einem Kompromiß. Der Reichstag wird jedoch aufgelöst und damit seiner Arbeit das Vernichtungsurteil gesprochen. — Für das Verständnis der nationalen Verhältnisse und Verwicklungen im alten Österreich, die heute noch fortwirken, ist dieses Werk von größter Bedeutung.

1848/49 — 1866 — 1918/19

Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung

Von Prof. Dr. R. F. Kaindl

Geh. M. 6.50

Der Verfasser weist in seiner Schrift nach, daß die ganze Entwicklung seit 1848/49 am Unglück Deutschlands schuld ist, und fordert die Rückkehr zu den Hochzielen des Großdeutschland von 1848/49, in denen er allein den rettenden Zukunftsweg sieht. Die Schrift will aufklären, nicht anklagen. Sie ist bei allem Freimut ruhig und sachlich gehalten, getragen von heißer Liebe für das deutsche Volk.

Czernin und die Sixtus-Affaire

Von August Demblin, Sektionsrat i. R.

Geh. M. 5.50

Walter Schotte in den „Preußischen Jahrbüchern": Der Eindruck der Demblinschen Veröffentlichungen ist furchtbar, das enthüllte Schicksal Czernins ist tragisch, die Selbstzerfleischung der kaiserlichen Macht und des monarchistischen Gedankens aber grotesk. . . . Alle diejenigen, die in die Verurteilung des Grafen Czernin einstimmten, wie General Cramon und zuletzt Ludendorff, werden nicht umhin können, nochmals öffentlich Stellung zu nehmen. . . . Die Zeugnisse, die Demblin beibringt, schließen tatsächlich die Akten über den Fall Czernin ab.

Oesterreichische Rundschau

Eine Warte für mitteleuropäische Kultur und Wirtschaft

Halbmonatsschrift

für Politik, Wirtschaftspolitik und allgemeine Kulturfragen

Herausgegeben von Dr. Felix Oppenheimer

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Vierteljährlich (6 Hefte) M. 24.–

Die als ernste Revue bestbekannte Oesterreichische Rundschau hat ihr Programm in der Weise ausgebaut, daß sie nunmehr neben der objektiven, keinerlei Parteiinteressen dienenden Behandlung spezifisch österreichischer Fragen in möglichst hohem Maße die Pflege der geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen Österreich und Deutschland fördern und hüben und drüben das Verständnis für die beiderseitigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme vertiefen will.

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

Adam Müllers Schriften

Herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Salz

Das Problem Adam Müller gehört zu den umstrittensten, aber auch anziehendsten der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Niemand, der auch nur einen Blick in eine der Müllerschen Schriften geworfen, kann sich dem Zauber der genialen Beredsamkeit und kühnen Kombinationsgabe entziehen. Ein besonderes Interesse genießen seine politischen Schriften deswegen, weil sie an der Erklärung und Formung nationaler Geistigkeit den stärksten Anteil haben. Wir hoffen, die geplante Gesamtausgabe, die bisher fehlte, bald erscheinen zu lassen.

Als erste Bände erschienen:

ZWÖLF REDEN ÜBER DIE BEREDSAMKEIT und deren Verfall in Deutschland (Wien 1812)
VORLESUNGEN ÜBER DIE DEUTSCHE WISSENSCHAFT U. LITERATUR (Dresden 1807)
Geh. je M. 20.—, geb. M. 26.—, auf holzfr. Papier in Ganzleinen M. 45.—

Später werden folgen:

DIE LEHRE VOM GEGENSATZ / DIE ELEMENTE DER STAATSKUNST

Auswahl aus Friedrich von Gentz' Schriften

Herausgegeben von Dr. Hans von Eckardt

Mit zahlreichen Bildbeigaben und bisher unveröffentlichten Briefen

Unsere neue Gentz-Ausgabe wendet sich an jeden politisch interessierten Gebildeten. Der Herausgeber hat allen überflüssigen Ballast beseitigt und seine Auswahl so geschickt getroffen, daß wir den klassischen Publizisten, den leidenschaftlichen Patrioten, den sicheren Diplomaten und Weltmann in all seiner Vielseitigkeit vor Augen sehen. Durch die prägnante Einleitung sowie die Anmerkungen und Erläuterungen erhält die Auswahl ihren besonderen Wert.

Erster Band: GENTZ' STAATSSCHRIFTEN AUS DER ZEIT DEUTSCHER NOT (1804—1813)

Zweiter Band: FRIEDRICH VON GENTZ UND DIE DEUTSCHE FREIHEIT (1815—1832)

Der Deutsche Staatsgedanke

Eine Sammlung, begründet von Arno Duch

In einer Zeit äußerer Erniedrigung und innerer Zerrüttung seines Vaterlandes kann der Deutsche den Glauben an die unzerstörbaren Grundkräfte nationalen Lebens, an Einheitssinn und Willen zur Selbsterhaltung nicht verlieren. Er wird alle Energien aufbieten, die Nöte der Gegenwart zu überwinden, damit die Einheit von Volk und Staat Gestalt behalte und sich vervollkommne.

Unsere Sammlung stellt eine Reihe von Schriftdenkmälern zusammen, die die Entwicklung des Nationalbewußtseins, das Ringen der Deutschen, eine Staatsnation zu werden, zur Anschauung bringen.

Es soll gezeigt werden, wie sich führende Denker und Politiker aller Richtungen die Verwirklichung der Nationalstaatsidee dachten, welche Versuche im Laufe des 19. Jahrhunderts gemacht wurden, die deutsche Frage — Einigung der deutschen Stämme und Staaten, Zentralismus, Föderalismus, Großdeutsch und Kleindeutsch, Kaisertum, Republik — zu lösen.

Sie bietet ferner eine Reihe von Dokumenten, die Marksteine in der Entwicklung des nationalen Lebens bedeuten.

Als ein Beitrag zur politischen Ideengeschichte — als ein Appell an das nationale Gewissen und Gemeinschaftsgefühl — als eine Rüstkammer der Politiker im Kampfe der Gegenwart soll unsere Sammlung hinausgehen — Spiegel der Reichtümer des deutschen Geistes — Saatkorn einer besseren Zukunft unseres Volkes.

Jeder Band hat einen Umfang von etwa 15 Bogen und enthält Einleitungen der Herausgeber und Erläuterungen zum Texte. Es werden durchweg die Originaltexte zugrunde gelegt, da die Sammlung Quellenwert besitzen soll.

Zunächst werden erscheinen:

JOSEPH GÖRRES, RHEINISCHER MERKUR 1814—1816 (Auswahl)

JOSEPH GÖRRES, DEUTSCHLAND UND DIE REVOLUTION 1819 nebst Auszügen aus den übrigen Staatsschriften

DIE KATHOLISCHE PARTEIBEWEGUNG UND DER STAAT (2 Bände)

Weitere Bände werden sein:

I. FÜHRER UND DENKER: Vorgeschichte (Humanismus, Leibniz), Möser, Fichte, Romantik, Gentz, Humboldt, Stein, Fries, Hegel, Radowitz, 1848, Planck, Frantz, Rümelin, Lagarde, Bismarck u. a.

II. DER STAATSGEDANKE IN DEN EINZELNEN PARTEIEN. Mitarbeiter u. a.: Below, Bergsträßer, Brandi, Joachimsen, Meinecke, Müsebeck, Quessel, Rapp, Wentzcke.

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

Gesammelte politische Schriften

Von Max Weber

Herausgegeben von Marianne Weber

Mit dem Bildnis Webers

Geh. ca. M. 45.—, geb. ca. M. 55.—

Max Webers politische Schriften sind insofern schon „Geschichte", als sie zu den Problemen einer Epoche Stellung nehmen, die durch den Weltkrieg und die ihm folgende Revolution heute als zu Ende gelebt erscheint. Der Verfasser wollte mit diesen Schriften der Forderung des Tages dienen, aber ihre Wirkung ist nicht an die Vergänglichkeit der Tage, für die sie geschrieben waren, gebunden. Als Quelle der Schulung des politischen Denkens unserer Nation wird ihnen für Generationen lebendige Kraft innewohnen. Denn sie sind mit dem kühlen Kopfe eines scharfsinnigen Denkers und zugleich mit dem Herzblut eines leidenschaftlichen Deutschen geschrieben, dem die Größe seiner Nation und die Besonderheit ihres Wesens und ihrer Aufgaben ein unbezweifelbarer Wert war.

Romantischer Sozialismus

Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution

Von Dr. Sigmund Rubinstein

Geh. ca. M. 40.—, geb. ca. M. 50.—

Die Schrift unternimmt es, die Idee klarzulegen, die in dieser Zeit einer großen Wende die Nation erschüttern und die Herkunft der Streitideen zu ermitteln — der Klassenkampfidee des Marxismus und der Idee vom Herrschaftsstaat, der beiden scharfen Widersacher —, von denen die Wirrungen der Umwälzungszeit erzeugt sind. Sie wagt es, diese Ideen in die geistige Geschichte des Volkes zurückzuverfolgen, um zu zeigen, daß sie im Grunde feindliche Brüder aus dem gemeinsamen Vaterhause des Rationalismus sind, jener tiefliegenden, durch die Neuzeit ziehenden Idee, die den Menschen in der Gesellschaft vereinzelt. Aus solcher Selbstbespiegelung deutschen Geschichts- und Geisteslebens sollen die Antriebe zum Ausgleich des Hasses, zur Überleitung der Revolution in ein beruhigtes zielstetiges Aufwachsen demokratisch-genossenschaftlichen Daseins Beweisgründe holen.

Zur Reform des politischen Denkens

Von Dr. Elias Hurwicz

Geh. ca. M. 8.—

Es ist durchaus kein Zufall, daß die beiden Staaten, die jetzt am tiefsten daniederliegen, Deutschland und Rußland, zugleich Länder der höchsten Entfaltung des politischen Doktrinarismus sind. Gerade mit diesen beiden Ländern aber verbindet den Verfasser ein jahrzehntelanges Leben; die politische „Mentalität" ihrer Völker ist ihm aus eigenster Anschauung vertraut. Er war daher berufen, diesen Typus politischer Mentalität einer grundsätzlichen und zugleich auf breiter internationaler Grundlage fußenden Kritik zu unterwerfen, auf seine praktischen Schäden und endlich auf die Wege aus ihm heraus hinzuweisen. So wird die Reform des politischen Denkens und der politischen Erziehung dem unterlegenen Deutschland zum Segen gereichen.

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

Die nationale Frage

im Lichte der Sittlichkeit — Der Sinn des Krieges

Von Wladimir Solowieff

Deutsch und mit einer Einleitung „Wladimir Solowieff“
von Karl Nötzel

Geh. M. 10.–

Die beiden ausgewählten Stücke sind der „Rechttertigung des Geistes“ entnommen und wurden bereits während des Weltkrieges ins Deutsche übertragen: als — dem Gegenstande nach — im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehend. Daran dürfte sich nichts geändert haben. Die Vorrede, welche sich mit der Person und dem Wesen Solowieffs befaßt, wird den Lesern desBuches als feinsinnigeEinführung in denStoff sehr willkommen sein.

Das politische Gedicht

auf die europäischen Ereignisse von 1854

Mit einem Anhang aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“

Von Fjodor Dostojewskij

Deutsch von Alexander Eliasberg

Geh. M. 5.–

Dostojewskijs einziges Gedicht erscheint hier in deutscher Sprache zum ersten Male in Buchform. — Angeschlossen ist ein Abschnitt aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“ vom März und April 1877, in welchem der Dichter zu den Ereignissen jener Tage energisch und temperamentvoll Stellung nimmt. Seine Ausführungen bilden in gewissem Sinne das politische Glaubensbekenntnis nicht nur Dostojewskijs, sondern der intellektuellen Russen der damaligen Zeit überhaupt.

Von der Demokratie zur Diktatur

Über die Ursachen des Emporkommens des russischen Bolschewismus

Von Michael Smilg-Benario

Geh. M. 4.–

Hamburgischer Korrespondent; Es sind bittere Vorwürfe, die Smilg-Benario der Demokratie macht — bittere Vorwürfe und eine ernste Mahnung, die, wenn sie sich auch in erster Linie an Rußland wendet, doch auch außerhalb des früheren Zarenreiches nicht ungehört verhallen sollte.

Weser-Zeitung; . . . Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der russischen Revolution, der Beachtung und Verbreitung verdient.

Pax americana

Eine historische Betrachtung am Wendepunkt der europäischen Geschichte

Von Dr. Ulrich Kahrstedt

Geh. M. 6.–

Weser-Zeitung: In der vorliegenden Schrift zieht der Verfasser eine Parallele zwischen der griechischen Welt unmittelbar nach dem ersten Übergreifen Roms nach dem Osten und der heutigen Weltlage. Die Vergleiche zwischen der Politik Roms und Washingtons sind sehr scharfsinnig und zum Teil höchst interessant und frappierend. . . . Selten ist uns eine historische Parallele vorgekommen, die mit soviel Geist, Konsequenz und Kenntnis durchgeführt worden ist. . . .

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

28/RJ67 (14)

20108

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 644 062 2